



10011065876

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

California



Evangelisches
Missions-Magazin.

Neue Folge.

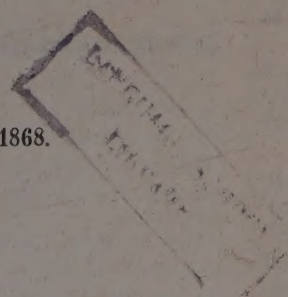
Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.

~~~~~  
Zwölfter Jahrgang. 1868.  
~~~~~



Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Delfoff) in Basel.

Druck von C. Schölze.

STANDARD

STANDARD - 31101111

STANDARD

STANDARD

STANDARD

STANDARD

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL

UNIVERSITY CENTER LIBRARY

I n h a l t.

	Seite
Madagaskar	3, 71, 115, 158
Arbeiter in der Tamil-Mission 81, 50, 97, 129, 177, 225, 257, 305, 353, 385	385
Christian Friedrich Spittler	96
Die Lappen und die lappische Mission	195, 242
Eine Bittschrift der Nestorianer	214, 345
Eine Biographie für Missions-Aspiranten	218
Die Fidjisch-Inseln	290, 326, 371, 396
Samuel Gebich	303
Die gemeinnützige Gesellschaft in Uttarpara, Bengalen	409
Ein Märtyrer in Georgien	420
Samuel Gebichs Anfänge	433, 481
Ein Brief an die Brahma-Sekte	447
Neue Anordnungen des Generalgouverneurs in Indien,	
Sir John Lawrence	463
Die Ahnenverehrung in China	469
Die Indianer im Gebiete der Union	495
Missionszeitung:	
Aus Abeokuta	90
Ermordung Miss. Bakers	91
Aus Jerusalem	92
Von den Loyalitäts-Inseln	128
Die Garo-Mission	128
Doktor Livingstone	173, 224, 348
Aus Japan	174
Aus Südafrika	175
Eine Missionskonferenz in Madras	223
Aus Scholapur	252
Die britische und ausländische Bibelgesellschaft	255
Aus China	423
Die japanischen Märtyrer	425
Neuestes aus Madagaskar	426

Missionsliteratur:

Hawaii-Mei. Ein Bild aus der Inselwelt des stillen Oceans, von R. E. Furer	46
Geschichte der römisch-katholischen Mission, von Dr. Kalkar	92
Allgemeiner Missionsatlas 3. Lief., von Dr. Grundemann	94
M. S. Georgi, Hausmutter zu Düsseldorf, von M. G. W. Brandt . . .	95
Reise Aehren vom Missionsfeld in Südindien	176
Zehn Jahre auf der Goldküste	256
Frauenpiegel, von W. Ziethe	256
Das Wachsthum eines Kindes Gottes in der Gnade	350
West African Countries and Peoples. By James Africanus B. Horton	428
Sechszehn Predigten aus dem ersten Thessalonicherbrief, von E. Hebig	430
Missionsstunden für evangelische Gemeinden, von J. Schlier	430
Die evangelischen Missionen in Afrika, von J. Pauli	432
Die Ergebnisse der protest. Mission in Vorderindien, von H. Schweizer	509
Missionsgeschichte in Heften	511
Die evangel. Missionsbestrebungen in unsern Tagen, von Dr. Kalkar	511

Bibelblätter:

I. II. u. III. Die Bibel — Das Buch der Menschheit.

IV. Die Bibel auf Elba.

Amerikanische Bibelgesellschaft.

Illustrationen.

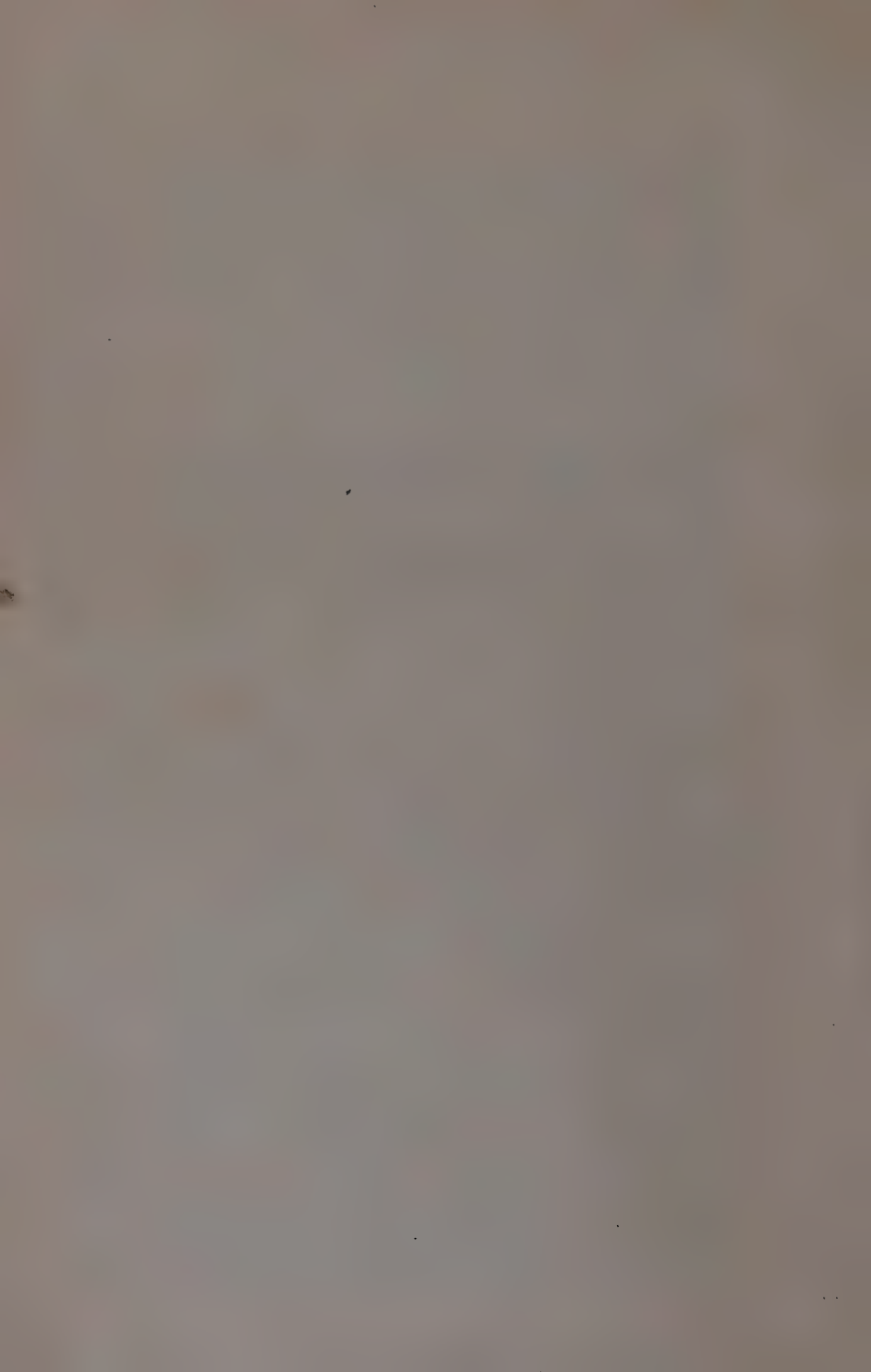
1. Ansicht von Antananarivo.
2. Madagassische Christen und eines Märtyrers Wittwe.
3. Porträts von zwei Ministern und dem Staatssekretär des Königs Radama
4. Ein Sklavenmarkt.
5. Der Felsstempel von Ma-mallet-puram bei Madras.
6. Tulasi Radscha ernannt Schwarz zum Vormund seines Adoptivsohnes.
7. Ottacamund auf dem Nilagiris im Jahr 1859.
8. John Anderson.
9. Ein durstiger Reisender in Indien wird getränkt.
10. Missionskirche in Fidschi.
11. Sir John Lawrence, Generalgouverneur.
12. Eine indianische Reservation.



Ansicht von Antananarivo.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.



Madagaskar.*)



ir haben erst vor drei Jahren die Geschichte der Mission auf der großen afrikanischen Insel zu schildern versucht. Es scheint aber doch nicht verfrüht, auf dieses große Gotteswerk jetzt schon zurückzukommen, da sich bei dieser Gelegenheit zugleich die Lücken der früheren Darstellung ergänzen lassen. Der Fortschritt aber, der seither erzielt worden ist, wird von selbst so in die Augen fallen, daß die Rückkehr auf dieses Missionsgebiet keiner Rechtfertigung bedarf.

1. Radama II vor seiner Krönung.

Wer erinnert sich nicht, mit wie freudiger Bewegung die Missionsfreunde in Europa im Herbst 1861 die Kunde aus Madagaskar vernahmen: Die Königin Ranawalona ist todt, und ihr Sohn Rakoto hat als Radama II den Thron bestiegen! Hatte doch erst das Jahr 1857 über ihre christlichen Unterthanen wieder einen Verfolgungsturm hereingeführt, so heftig und blutig als irgend einer der früheren. Die Jahre hatten das Herz dieser grausamen Fürstin nicht weicher, die Gebrechlichkeit des Körpers sie nicht weniger entschlossen gemacht, ihre Herrschaft auf Furcht und Schrecken

*) Madagascar revisited. By Rev. W. Ellis. London 1867. Eine ausführliche, manchmal gar zu detaillirte Schilderung der Ereignisse, welche der greise Ellis während seines letzten Aufenthalts auf Madagaskar (Mai 1862 bis August 1865) mit erlebte, begleitet von vielen Rückblicken auf frühere Begebenheiten, von welchen nun erst freier gesprochen werden durfte. Die Firma J. Murray, welche das Buch herausgab, hat uns durch die Uebersendung der Clischees von vier Illustrationen, welche das Werk zieren, zu bestem Danke verpflichtet.

zu stützen. Der traurige Ruhm, der in ihrem und ihrer Rathgeber Sinn die wahre Stärke und Größe einer Regierung ausmachte, war ihr geworden, daß Alles zitterte bei dem Gedanken, auch auf die unverdienteste Weise ihr launenhaftes Mißfallen auf sich zu ziehen. Ja, so groß war die Angst ihres Volks vor ihrem geheimnißvollen Späherblick, daß wenn sie eine „Landesreinigung“ anordnete durch die Verkündigung: „wenn irgend ein begangenes Verbrechen zu Tage komme, werde der Thäter mit dem Tode bestraft, bekenne er aber dasselbe freiwillig innerhalb einer gegebenen Frist, so solle er am Leben bleiben,“ Viele sich aufmachten, um ihre oft schon vor zwei und mehr Jahren verübten Vergehen zur Anzeige zu bringen. Als kurz vor ihrem Tode Ranawalona zum letzten Mal diesen Ausruf erließ, war der Lohn solcher freimüthiger Bekenntnisse, daß die Betreffenden mit einem schweren eisernen Halskragen belastet in die ungesunden Fiebergegenden der Insel geschickt wurden, was für Viele nur einer langsameren, qualvolleren Todesart gleichkam. Kaum die Hälfte dieser Unglücklichen kehrte wieder, als Radama, der über ihre Verbannung Thränen vergossen hatte, sie bei seiner Thronbesteigung zurückrufen ließ; die Meisten waren bereits ihren Leiden erlegen.

Was hoffte man dagegen nicht Alles von dem jungen Fürsten! Seine bekannte Menschenfreundlichkeit, seine Abscheu vor Blutvergießen und vor jeder Art von Unduldsamkeit, seine glühende Liebe zu seinem Volk und die Theilnahme, die er den bedrängten Christen bewiesen hatte, ließen nicht nur die herrschenden Hova's, sondern auch die unterworfenen Stämme der Insel unter seinem Scepter eine Reihe glücklicher Tage erwarten. Ebenso begrüßte das Ausland diesen Thronwechsel als den Anbruch einer neuen Aera für Madagaskar. Ranawalona's Bestreben war es gewesen, den Fremden ihr Land möglichst zu verschließen; sie hatte denselben nur in wenigen Häfen den Verkehr mit ihren Unterthanen gestattet und die Wege ins Innere grundsätzlich fast ungangbar erhalten. Von Radama dagegen wußte man, daß er schon als Kronprinz gerne mit Ausländern verkehrte und geneigt war, die Insel ihrem Unternehmungsgeist und ihrem Einfluß zu öffnen. Die Mutter hatte die Christen verfolgt, der Sohn sie beschützt; wie schöne Aussichten eröffneten sich da auch für die ungehemmte Verkündigung des Evangeliums!

Radama's erste Schritte entsprachen größtentheils den gehegten

Erwartungen. Gleich am Tage seiner Thronbesteigung ließ er eine allgemeine Amnestie und völlige Religionsfreiheit in seinem Reiche verkünden. Dem unter der vorigen Regierung unterworfenen Sakalawa-Stamme schickte er seine Gefangenen mit reichen Geschenken und mit der Friedensbotschaft heim, er betrachte alle Bewohner Madagaskars als seine Freunde und möchte sie alle zu Einer Familie vereinigen. Mit zarter Schonung ihrer Gefühle sandte er ihnen zugleich auch die Gebeine ihrer hingerichteten oder in der Gefangenschaft gestorbenen Häuptlinge zurück, damit sie in der Heimat und von Freundeshand bestattet würden. Er erleichterte die Lasten seines Volks, schaffte die Todesstrafe und die Gottesurtheile durch den Giftrank ab, gründete eine Schule für den Unterricht der Jugend in madagassischer und englischer Sprache und erließ an die Gouverneure der Inseln Réunion und Mauritius die Einladung, Kaufleute und Ansiedler zur Niederlassung in Madagaskar zu ermuntern, und ihnen in seinem Namen mit Ausnahme von Kriegsbedarf Handels- und Gewerbefreiheit zuzusichern. Ein Mißgriff aber war es gewiß, daß während es bisher auf der Insel nur von der Regierung bestellte Händler gegeben hatte, die alle Waaren zu bestimmten Preisen liefern mußten, Radama jetzt ohne allen Uebergang das System des Freihandels im ausgebehntesten Sinn mit Aufhebung sämtlicher Aus- und Einfuhrzölle einführte. Die dahin zielenden Verordnungen, durch dieselben Herolde, die seine Thronbesteigung zu verkündigen hatten, in die Hafenstädte hinabgebracht, dämpften dort gleich auf einen gewissen Grad die Freude über das sonst so willkommene Ereigniß; denn aus den Zolleinahmen waren seither die Gehalte der dortigen Beamten geflossen; woher sollten sie künftig kommen? Andere, beklagenswerthere Folgen dieser unweisen Maßregel ließen nicht lange auf sich warten. Doch davon später.

Die in Madagaskar geöffnete Thüre blieb nicht lange unbenützt. Am 16. August 1861 hatte Ranawalona die Augen geschlossen. Schon im Oktober erschien als Antwort auf Radama's Schreiben an den Gouverneur von Mauritius eine von diesem abgeordnete Gesandtschaft in der Hauptstadt, um dem neuen König Geschenke zu überbringen und ihn zu seinem Regierungsantritt zu beglückwünschen. Sie wurde mit Auszeichnung empfangen; ein Franzose aber, mit dem Radama als Prinz sich einst in eine unheilvolle Vertraulichkeit eingelassen, war ihr bereits zuvorgekommen. Wegen des Plans, die

Königin zu beseitigen und dafür seinen jungen Gönner auf den Thron zu erheben, im Jahr 1857 von der Insel verbannt, hatte Lambert nur des günstigen Augenblicks zur Rückkehr geharrt. Es dauerte nicht lange, so besaß er wieder in dem Grade die Gunst seines alten Freundes, daß dieser ihn mit einer Mission an die Höfe von Frankreich und England betraute, um denselben die Nachricht von seiner Thronbesteigung zu überbringen. Auch die mit ihm (September 1861) von Réunion herübergekommenen Jesuitenmissionare wurden von Radama freundlichst aufgenommen, und Vater Jouen nannte sich fortan „apostolischer Präfekt von Madagaskar“.

Noch war Lambert, der einstige Kaufmann und Pflanze auf Mauritius und nachherige „Herzog von Imerina“, nicht in Europa gelandet, als sich in Paris und London (November 1861) schon weitere Boten zur Begrüßung des neuen Herrschers von Madagaskar rüsteten: der Baron von Brossard Corbery, beladen mit den Geschenken des Kaisers der Franzosen, und der alte ehrwürdige Ellis, von Radama und den madagassischen Christen, die beide die Londoner Missionare zurückwünschten, ausdrücklich um einen Besuch gebeten. Beide trafen sich im Dezember bei der Ueberfahrt von Suez nach Mauritius auf demselben Dampfsboot. Auch einige für Madagaskar bestimmte Priester waren an Bord. Eine seltsame Begegnung! Sie mußten Sonntags zuweilen fast den evangelischen Gottesdienst hören, der auf dem Verdeck der Norna gehalten wurde, und hatten sie den ihren in der Kabine, so stand ihr Altar so nahe bei Ellis Thüre, daß dieser manchmal die ganze Zeit über ihr Gefangener war. — Eine englische Gesandtschaft mit den Geschenken der Königin Viktoria folgte etwas später; einstweilen hatte Ellis einen Brief von ihr und einen von Lord Russell zu überbringen.

Von Allen, die jetzt ihre Blicke nach Madagaskar richteten, konnte es Niemand in berechtigter Weise und mit uneigennützigerer Liebe thun als die Londoner Missionsgesellschaft. Für sie war es ja nicht ein neues Feld der Thätigkeit, das in Angriff zu nehmen günstige Umstände lockten; vor mehr als 40 Jahren schon hatte sie vielmehr ihre Arbeit dort begonnen. Die schwierigsten Anfänge derselben waren vollbracht. Die Missionare hatten die Sprache der Eingebornen gelernt und zur Schriftsprache erhoben. Die Bibel war übersetzt und wurde von Tausenden gelesen. Mit großen Kosten hatte man die Madagassen mit den nützlichsten Künsten des civilisir-

ten Lebens bekannt gemacht. Die Predigt des Evangeliums hatte eben angefangen in den Seelen zu zünden, als Ranawalona, um den Glanz und die Macht des alten grausamen Götzendienstes besorgt, erklärte: „Es soll keine andere Religion bestehen in Madagaskar.“ Die Missionare mußten die Insel verlassen; die Schulen wurden geschlossen, der christliche Gottesdienst verboten, das Bekenntniß Jesu mit dem Tode bestraft.

Fünfundzwanzig Jahre hindurch hatten seither die Christen, stets an Zahl wachsend, die grimmigste Verfolgung erlitten. Tausende hatten Ketten, Folter und Sklaverei erduldet; viele der Besten des Landes um ihres Glaubens willen ihr Leben gelassen; Andere schmachteten in der Verbannung oder im Gefängniß. In dieser langen Trübsalsnacht hatte die Gesellschaft ihrer Kinder nicht veressen. Sie hatte ihrer treulich in ihren Gebeten gedacht, hatte ihnen auch zweimal Miss. Ellis, den einstigen Bahnbrecher auf den Südeinseln und jetzigen Leiter des Missionswerks in London, zum Trost und zur Ermunterung gesandt. Nun, da die Hand der Verfolgerin im Tode erstarrt und das Evangelium frei gegeben war, sah sie endlich die ersuchte und ersuchte Stunde gekommen, in der sie das lang unterbrochene Werk wieder aufnehmen konnte.

Wir haben in diesen Blättern schon früher einige Mittheilungen gemacht über die vierte Reise des treuen Ellis und die Ankunft der Missionare, die er bei den madagassischen Gemeinden einzuführen hatte (Miss. Mag. 1865, S. 353 ff. 1866, S. 350), benützen zur Ergänzung derselben nun aber sein neuestes Buch, das, wenn es auch nicht gerade viele ganz neue Thatfachen enthält, um so mehr Licht wirft auf nur theilweise Bekanntes. Absichtlich verweilen wir gleich zum Anfang mit einiger Ausführlichkeit bei seinen von gewisser Seite her so bitter angefochtenen Beziehungen zu Radama, indem wir dieselben meist mit seinen eigenen Worten voll edler Einfachheit schildern. Man hat Ellis vielfach beschuldigt, er habe sich jedenfalls stark mit Politik abgegeben, daher auch von politischen Verwicklungen die Rede werden muß. Den schon früher erzählten, tief gerührten Empfang, der ihm von den madagassischen Christen wurde, wiederholen wir hier nicht; als charakteristisch für die damalige Lage werden wir aber Manches zu erwähnen haben, was er auf dem Wege zur Hauptstadt sah und hörte.

Wie anders als in frühern Jahren stellte sich (22. Mai 1862) gleich die Hafenstadt Tamatawe dar, wo auf der weißen Fahne über der Batterie den Landenden in glänzendem Scharlach der Name Radama II entgegenstrahlte! Auf eben dieser Batterie hatte Ellis im Jahr 1853 die gebleichten Schädel der im letzten Kampfe gefallenen Engländer und Franzosen aufgepflanzt gesehen zur Warnung für alle Fremden, die sich der Insel nahten. Das Jahr darauf hätte es ihm um ein Kleines ernstliche Verlegenheiten zugezogen, daß er seine Camera obscura auf ein in der Nähe der Batterie stehendes Haus richtete, von der jeder Weiße sich in ehrfurchtsvoller Entfernung halten sollte. Jetzt wurde er von einer militärischen Ehrenwache mit Musik durch die sonst verschlossenen Thore geleitet, um mit dem Kommandanten zu speisen. Sonst waren die Christen nur verstohlen und in der Nacht zusammengekommen; jetzt sah er ihrer am hellen Nachmittag in einem vom König eigens dazu geschenkten Hause 60 singend und betend und die Schrift betrachtend vereinigt. — Zu den Neuerungen gehörte auch ein Gasthof, einige Bäckerläden, die täglich gutes Brod lieferten, und — ein Billardtisch. Sonst war man wohl auch maurischen und arabischen Kaufleuten da begegnet; jetzt aber gewährte Ellis in einer kleinen Bude sogar einen Chinesen. Leute aller Nationen, die hier ein lockeres Leben zu führen und ohne Mühe reich zu werden hofften, hatten bereits sich eingefunden und den Markt mit Waaren förmlich überschwemmt. Hätte unter diesen nur nicht der eingeführte Branntwein eine so grauenenerregende Rolle gespielt! Nicht weniger als 60,000 Gallonen waren laut amtlicher Papiere in der Woche vor Ellis Landung allein von Mauritius her verschifft worden. Jedes vierte Haus in Tamatawe war eine Schenke, in der man Tag und Nacht Personen beiderlei Geschlechts um ein Branntweinfäßchen her sitzen oder liegen sehen konnte. Trunkenheit, Kaufereien, Diebstähle und Viederlichkeit, durch all das fremde Schiffsvolk genährt, nahmen dadurch in erschreckender Weise überhand. Die Feuerprobe, die alle Naturvölker bei ihren ersten Berührungen mit der Civilisation zu bestehen haben, schien über Madagaskar mit so furchtbarer Macht hereingebrochen zu sein, daß man fürchten mußte, durch jene verheerenden Laster in nicht allzuferner Zukunft das ganze Geschlecht der Eingebornen ausgerieben zu sehen, wenn nicht das Evangelium rettend dazwischen trat.

„An seiner Kraft, die welche es annehmen, dem Verderben zu

entreißen, zweifelte ich nicht," sagt Ellis, „aber das fühlte ich tief, daß so ermuthigend auch die Freundlichkeit war, die ich erfahren durfte und mit der auch andere Missionare etwa unterstützt werden möchten, jede bloß menschliche Anstrengung, die Masse des Volks seiner Versunkenheit zu entreißen, hoffnungslos, und die sittliche und geistliche Pflege des vor uns liegenden Arbeitsfeldes keine leichte Aufgabe ist, ja daß wir erst nach viel Mühe und Arbeit und nach mancher Enttäuschung werden das Reich Christi in Madagaskar fest gegründet sehen dürfen.“

Von zwei Boten des Königs in Tamatave begrüßt und zur unverzüglichen Weiterreise eingeladen, eilte Ellis nach kurzer Rast der Hauptstadt zu. Mit ihm kehrten frohen Herzens auch einige Verbannte von Mauritius heim. Noch anderen Pilgern von dort begegnete man allenthalben: meist bejahrten Leuten, die in ihrer Jugend als Sklaven verkauft, nach der Emancipation nicht in ihre Heimat zurückzukehren wagten, aus Furcht dort noch einmal dem gleichen Loos zu verfallen. Wie freuten sie sich jetzt, im Alter die Stätte ihrer Kindheit wiederzusehen! — Aber eine traurige Wahrnehmung blieb es auf dem ganzen Wege, wie die Zahl der Dörfer so groß war, in denen Branntwein geschenkt wurde; nicht nur Abends, sondern auch in den Mittagsstunden schon sah man die Bewohner oft singend und trommelnd herumtaumeln oder in trunkenem Schlafe liegen. Herzerquickend war dagegen allenthalben die Begegnung mit einzelnen oder mit ganzen Häuflein von Christen und die Freude derer, die ihre aus der Verbannung heimkehrenden Angehörigen begrüßten. — Wie anders alles geworden in Madagaskar, das zeigten auch da und dort schon die verbesserten Wege.

Recht heimatlich klang einmal dem alten Ellis, als er Morgens aus seiner Herberge trat, von einem der Küste zuziehenden königlichen Musikkorps mit dem englischen „God save the Queen“ überrascht zu werden. Die Madagassen sind außerordentliche Musikfreunde, und Radama selbst war nicht nur ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, sondern hatte auch ein sehr richtiges Gehör. Außer Militärmusik hielt er immer noch ein besonderes Musikkorps zu seinem Vergnügen. Die Instrumente einheimischer Konstruktion setzten sachverständige Engländer und Franzosen durch ihre Güte wiederholt in Erstaunen; manche derselben waren von Silber. Dem König zu Gefallen legten sich auch mehrere der jüngern Offiziere mit

Eifer auf Gesang und Spiel. Ein Kapellmeister von Mauritius hatte zwei Jahre lang die erste madagassische Musikbande eingeübt und mehreren Gliedern derselben die Kenntniß der Noten so schnell beigebracht, daß sie bald mit Leichtigkeit einfache Stücke vom Blatt sangen und spielten. Die Christen zählten eine ihnen von den ersten Missionaren hinterlassene Lieder Sammlung mit leichten Melodien neben der h. Schrift zu ihren liebsten Schätzen. So klein, daß sie es leicht in die Falten ihrer Kleider verstecken konnten, hatte das Büchlein sie oft ins Gefängniß oder in die Verbannung begleitet und ihnen da manche trübe Stunde versüßt. Viele, die nie ein Buch besaßen, hatten jene Lieder auswendig gelernt, obgleich in der langen Verfolgungszeit gemeinsamer Gesang ja kaum möglich war. Aus um so vollerm Herzen strömten dann ihre Lieder, als sie endlich ohne Gefahr ihre Stimmen erheben konnten. Und zwar nicht nur in den Stunden des öffentlichen Gottesdienstes oder zu Hause bei der Familienandacht: die Kinder sangen beim Spiel und die Sklaven bei der Arbeit. In kühler Abendstunde noch, wenn schon die Sterne an dem tiefblauen Horizont aufstiegen und der Mond sein silbernes Licht über die Straßen goß, konnte man in Antananarivo oft Häuflein von jungen Männern oder Frauen herumziehen sehen und ihre lieben Lieder singen hören, nicht mehr in leisem, zitterndem Ton wie in den Tagen ihrer Bedrängniß, sondern mit froher hellklingender Stimme. — Hatten dann, noch ehe der allabendliche Flintenschuß ganz verhallt war, die Wächter ihre Runde angetreten und ihr entsetzliches Geschrei erhoben, das jeden Fremden, der es erstmals hört, wie Feuerlärm oder wie ein Alarmsruf gegen Räuber aufschreckt, so ließ je und je hinter jenen her vom Palast bis zum Marktplatz eine Gesellschaft Musiker noch melodisch ihre Flöten, Klarinetten oder Violon durch die Nacht tönen. Verschiedene Instrumente spielen die Madagassen nie zugleich.

Fassen wir Ellis' Reiseeindrücke kurz zusammen, so brachten sie ihm einerseits große, kaum geahnte Uebel im Gefolge des für Madagaskar angebrochenen Tages unbeschränktester Freiheit zum Bewußtsein; andererseits zeigten sie ihm auch die Grundlosigkeit vieler dunklen, nach England gedrunghenen Gerüchte: der König war nicht katholisch geworden; Lambert war nicht sein erster Minister; die Christen hatten sich nicht unter die Leitung der Priester begeben; das Land war nicht im Aufruhr.

Nein, von Empörungsgeist war in der That nichts zu spüren; schon der frohen, freien Haltung des Volks fühlte man es an, daß der Druck früherer Tage, die immerwährende Angst vor geheimen Angebereien von ihm gewichen war. Noch immer zwar trennte eine wüste Strecke Landes das Gebiet der Howa's und der Sakalawa's, aber die Herzen waren nicht mehr geschieden, Radama's Großmuth hatte Wunder gewirkt. Obgleich die Grenzdörfer acht und mehr Stunden auseinander lagen, waren sie unter der vorigen Regierung nie sicher gewesen vor gegenseitigen nächtlichen Ueberfällen und Raubzügen, bei denen die Männer erschlagen, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft, die Heerden weggetrieben und die Wohnungen eingeäschert wurden. So hatten auch kurz vor Ranawalona's Tode die Sakalawa's wieder einige Dörfer im Westen der Provinz Imerina geplündert. Als Radama gerade diesen blutbesleckten Räubern ihre gefangenen Stammesgenossen als Friedensboten zusandte, wollte man Anfangs ihren Worten nicht glauben. Doch die mitgebrachten Geschenke zerstreuten die Zweifel, und Staunen über die nie gesehene, nie erhörte Milde ergriff die Herzen. Die gefangenen Howa's wurden in ihre zerstörten Dörfer zurückgeführt und alle Beute herausgegeben. Dann schickten die Sakalawa's eine Gesandtschaft nach Antananarivo, um die dargebotene Hand zu ergreifen und dem König ihren Huldigungseid zu leisten. Er empfing sie mit der ihm eigenen lebenswürdigen Ungezwungenheit, die ihm so leicht die Herzen gewann, bewirthete sie mit königlicher Gastfreundschaft und ergözte sie durch die Musik und die Tänze seiner Howa's, während sie dagegen mit lebhaftem Geberdenspiel ihre wilden Kriegstänze aufführten. Jetzt faßten auch andere Sakalawastämme im Süden und Westen Vertrauen zu dem neuen Herrscher und ließen ihm durch ihre Boten ihre Unterwerfung und ihre Bereitwilligkeit, Soldaten in sein Heer zu stellen, kund thun. In den Grenzdörfern bahnte sich ein freundlicher Verkehr, ja sogar eine förmliche Verschmelzung zwischen den einst so feindseligen Stämmen an, und ungefährdet konnten die Reisenden von einem Gebiet ins andere ziehen. Es war wirklich Friede geworden im Land, und mit dankbarer Liebe wird noch heute des Fürsten gedacht, der ihm diesen Segen verschaffte.

Am 16. Juli langte Ellis in der Hauptstadt an. Der König hatte ihm neue Boten entgegengeschickt, um ihn willkommen zu heißen, auch Haufen von Christen hatten ihn bei seiner Annäherung freudig

begrüßt; andere drängten sich nach seiner Ankunft herbei, so daß der Aufregung des Tages für den müden Reisenden fast zu viel wurde. Nach einigen Stunden jedoch fiel es einigen christlichen Freunden, die selbst noch nicht gekommen waren, ein, ihm eine Abendmahlzeit zu schicken, an der er sich eben labte, als der Staatssekretär Rahaniraka eintrat.

In England erzogen, hatte dieser Mann schon der Königin Ranavalona als Sekretär gebient, und daneben den Prinzen und einige hochgestellte junge Offiziere im Englischen unterrichtet. Drei derselben hatten ein englisch-madagassisches Wörterbuch von 300 Klein-Oktavseiten angelegt und es Ellis zugesandt, so lange dieser in Mauritius der gesunderen Jahreszeit zur Weiterreise wartete. Er hatte das korrekt und sauber geschriebene Manuscript als eines der ersten Blümchen madagassischer Literatur sogleich der Londoner Missionsgesellschaft übersandt, damit sie es zum Druck befördere, und so seine Benützung in Radama's neu errichteter Schule möglich mache. An Berührungspunkten hätte es also Ellis, der überdies Rahaniraka schon in England kannte, nicht gefehlt, auch wenn Lekturer nicht im Auftrag des Königs und der Königin gekommen wäre. — Kurz nach ihm trat auch seine Gattin mit seiner ganzen Familie — drei Söhnen, vier Töchtern und einer Schwiegertochter ein, um nach madagassischer Sitte dem neuen Ankömmling ein Geschenk zu überreichen. Ihnen folgte noch Rahaniraka's Schwiegerohn, Ramaka, ein etwa vierzigjähriger Mann von kräftigem Aussehen, der als Christ etliche Jahre im Gefängniß gelegen und zuweilen so fest gebunden gewesen war, daß die Seile sein Fleisch zerschnitten. „Sie alle sind Christen, und ich wollte, ich wäre wie sie,“ sagte Rahaniraka, indem er auf die wirklich einnehmend aussehende Gruppe deutete. Ellis erwiderte: „Das liegt nur an dir. Gott hat dich schon in England mit Seinem Wort bekannt werden und seither Seinen Schutz erfahren lassen. Wenn du Ihn aufrichtig suchst, hat Er den Willen und die Macht, dich in Herz und Leben zu einem Christen zu machen.“ Darauf Rahaniraka: die allgemeine Richtung der Gedanken auf religiöse Dinge, namentlich auch in seiner eigenen Familie, habe ihn in der Stille schon viel beschäftigt. Der König selbst sei noch kein Christ, aber den Christen gewogen und der Bibel neuerdings mehr zugethan als früher. Er wünsche Ellis zu sehen, sobald dieser sich von den Anstrengungen der Reise erholt habe.

Der Tag schloß unter wohlthuenden und ermutigenden Gesprächen mit eingebornen Predigern und Gemeindegliedern, die noch zu Ellis kamen, um vereint mit ihm Gott dafür zu danken, daß Er ihnen ein so frohes Wiedersehen beschert habe. Am andern Morgen liefen nach Landesfite vom König und von der Königin, sowie von den früheren Bekannten unter dem Adel und vielen der Christen Geschenke die Menge ein: Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, Eier, Reis und verschiedenartige Gemüse. Die Thiere gab Ellis, bis er sie etwa brauche, den Christen in Verwahrung, froh, gleich auch dem Mangel der Armen durch seinen Ueberfluß abhelfen zu können. Kurz nach Mittag holten ihn einige Offiziere in den königlichen Palast ab.

„Der König und die Königin,“ erzählt Ellis, „safen auf einem schön geschnitzten, mit Damastpolstern belegten Sofa von Ebenholz und sahen beide recht gut aus. Nachdem sie mich herzlich willkommen geheißten, dankte ich ihnen für die Fürsorge, die ich auf meiner Reise so reichlich hatte erfahren dürfen, und versicherte, daß sowohl in Tamatawe als auf dem Wege nach der Hauptstadt die betreffenden Offiziere ihren Befehlen pünktlich nachgekommen seien und mir jeden erdenklichen Beistand geleistet haben. Der König erwiderte: damit haben sie nur ihre Schuldigkeit gethan; es freue ihn, mich wieder in Antananarivo zu sehen, und er hoffe, ich werde auch da die nöthige Bequemlichkeit finden. Dann fragte er, welche Neuigkeiten ich von England bringe. Ich sagte, der Tod des Prinz-Gemahls habe nicht nur die königliche Familie, sondern das ganze Land in tiefe Trauer versetzt, das englische Volk nehme warmen Theil an der Wohlfahrt Madagaskars und knüpfte dafür manche Hoffnungen an die neue Regierung, die der unveränderten Freundschaft Englands gewiß sein dürfe. Ich meinstheils komme im Auftrag der Londoner Missionsgesellschaft, um die nöthigen Vorbereitungen für die sechs Missionare zu treffen, die dem Wunsche Seiner Majestät gemäß sich nun wohl eingeschifft haben werden, um die lang unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen.“

„Der König entgegnete: er schätze die Freundschaft Englands hoch und freue sich, daß seine Handlungsweise gebilligt werde; er höre mit Vergnügen, daß Missionare in sein Land kommen werden,

und wolle ihnen gerne seine Unterstützung gewähren bei ihren Bemühungen zur Erleuchtung seines Volks.

„Bei der Uebergabe der mir anvertrauten Briefe sprach ich den Wunsch aus, Seiner Majestät, deren Offizieren und dem ganzen Volke von Madagaskar zugleich zu erklären, daß ich nicht im Dienste der englischen Regierung stehe und in keiner Weise mit Politik zu thun habe, sondern einzig und allein als ein christlicher Missionar und Freund ihres Landes komme, der diesmal der einfache Träger einer Mittheilung Englands an Madagaskar geworden sei.

„Hierauf theilte ich ihren Majestäten mit, daß mir englische Freunde einige Geschenke für sie mitgegeben haben, und erbat mir die Erlaubniß, gleich jetzt eines derselben zu überreichen. Es war das ein nach einer großen, bei einem meiner früheren Besuche aufgenommenen Photographie in Del gemaltes Bild des Königs. Als ich es aus der Kiste nahm, sahen mir der König und die Königin zu, und ich beobachtete neugierig den Eindruck, den es machte. Im ersten Augenblick schien der König ganz verblüfft vor Erstaunen. Er lächelte und sah es wieder und wieder an; dann kam er zu mir her, drückte mir mit Wärme die Hand und sagte, indem er auf die verschiedenen Partien des Gemäldes deutete: 'Ich erinnere mich alles dessen.' Die Königin stand eine Weile regungslos in schweigendes Anschauen versunken, dann rief sie aus: 'Izy hiany,' er ist es selbst! Jetzt kamen auch die Offiziere und übrigen Anwesenden herbei, sprachen ihre Freude über das Bild aus und fragten, wie es habe so ähnlich gemacht werden können. Herr Laborde, der französische Konsul, der während der ganzen Audienz zugegen war, fand es auch sehr gut."

Am folgenden Tag wird Ellis auch zu Radama's erstem Minister, Rainivoninahitriony (der Vater der Blüthe des Graßes des Flusses) gerufen und von diesem befragt, wann die Missionare ankommen, womit sie sich beschäftigen, wie viel ihrer sein werden, und ob der Arzt nicht in seiner Nähe wohnen könnte? Ellis erklärt ihm, die Missionare kommen nicht, um die Madagassen in Künsten zu unterrichten, die sie früher schon gelernt haben, wie Eisen und Holz zu bearbeiten, — ihre Aufgabe sei, die Jugend zu erziehen, das Volk Gottesfurcht und Gehorsam gegen das Gesetz ihres Königs zu lehren, und das zeitliche und ewige Wohl aller Klassen der Gesellschaft nach Vermögen zu fördern. Der Minister

erwiedert, er wisse, daß das der Hauptzweck der Missionare sei, und daß wahre Christen immer zuverlässige Leute seien; er achte sie hoch und habe in der Verfolgungszeit manche in seinem eigenen Hause geborgen.

Daß dem wirklich so war, und daß die Sache des Evangeliums alle Unterstützung von ihm zu erwarten hatte, wußte Ellis von anderer Seite. Auch unter der vorigen Regierung hatte der Minister wiederholt seine Stimme zu Gunsten der Christen erhoben; ihre Bücher waren ihm nicht unbekannt, ja seine Frau gehörte selbst zum Haaufen der Gläubigen.

Kurz darauf wird Ellis Gelegenheit, auch Rainimaharawo, dem Oberbefehlshaber der Armee, die Zwecke der erwarteten Missionare darzulegen. Er sagt ihm, dieselben seien weder politischer noch merkantilischer Art, denn die Engländer tragen kein Verlangen nach dem Besitz Madagaskars, und den Missionaren sei es verboten, sich mit Handel zu befassen. Sie kommen nur, um für die Belehrung des Volks und die Ausbreitung des Christenthums thätig zu sein, und begehren weiter nichts als die Erlaubniß, so viel Grund und Boden zu benützen als sie für ihre Häuser brauchen, so lang sie im Lande wohnen. Seien sie nicht mehr da, so solle derselbe an seine ursprünglichen Besitzer zurückfallen. Sie betrachten die Schulen und Kirchen, die sie etwa erbauen werden, nicht als ihnen oder den englischen Christen gehörig, die sie hersenden, sondern wollen dieselben den madagassischen Gemeinden als ihr Eigenthum übergeben. Neben ihrer Hauptaufgabe, die durchaus religiöser Natur sei, suchen die Missionare indessen noch in verschiedener Weise an dem Wohle der Länder zu arbeiten, in die sie kommen, wie ihm ja selbst durch deren frühere Wirksamkeit in Madagaskar wohl bekannt sei. Das Letztere bejaht Rainimaharawo (der Vater des Grundes der Banne) in freundlichster Weise.

Raum eine Woche nach seiner Ankunft in der Hauptstadt sehen wir Ellis bereits in voller Thätigkeit. Das Wichtigste ist ihm die Pflege der so lange verlassenen Christengemeinden, die sich vertrauensvoll an ihn anschließen und in vielen Stücken der Leitung und weiteren Belehrung auch noch sehr bedürfen. Mit Dank gegen Gott benützt er daneben aber auch die Gelegenheiten, die sich ihm ungefragt darbieten, den Großen des Landes in irgend einer Form das Evangelium nahe zu bringen.

Der Staatssekretär Rahanimiraka und einige andere junge Offiziere waren die Ersten, die den Wunsch aussprachen, sich im Englischen bei ihm fortüben zu dürfen. Dann traten andere hochgestellte Männer, die Mangelhaftigkeit ihrer eigenen Ausbildung fühlend, mit der Bitte hervor, er möchte doch ihre Söhne unterrichten. Die Schwester des Ministers ließ bei der Anmeldung ihrer Söhne sich auch gleich nach dem Preis des Unterrichts erkundigen, worauf Ellis erwiderte, es freue ihn, daß sie ihm ihre Kinder schicken wolle, er sei aber nicht gekommen um Geld zu verdienen, sondern um den Madagassen behilflich zu sein, für dieses Leben tüchtig und im künftigen glücklich zu werden. — Nach wenigen Tagen belief sich die Zahl der jungen Leute, denen er fortan täglich zwei Stunden widmete, schon auf zwölf. Kurz darauf schickte ihm auch die Königin ihr Adoptivsohnchen und zwei andere Knaben zu, für die sie mütterlich sorgte. Dem König selbst war schon vorher der Gedanke gekommen, sein Vischen Englisch aufzufrischen, und er hatte Ellis bitten lassen, täglich eine Stunde mit ihm zu lesen und zu sprechen. Zu dessen großer Freude war damit die weitere Einladung verknüpft, Sonntag Nachmittags im Palast ganz in derselben Weise christlichen Gottesdienst zu halten, wie er Morgens in den Versammlungslokalen der Gläubigen stattfand. — Davon hatte Ellis zwar sich bereits überzeugt, daß die früheren Berichte der Christen und das Urtheil, das er selbst sich über Radama gebildet hatte, zu günstig waren, denn dessen Leben zeugte noch von keiner Herzenserneuerung; aber sein Vertrauen auf die Kraft des heiligen Geistes ließ ihn hoffen, den strebsamen jungen Fürsten noch einen weiseren und besseren Mann werden zu sehen. Frohen Muthes folgte er also den an ihn ergangenen Anforderungen.

„Sonntag den 6. Juli, Nachmittags drei Uhr, begab ich mich in Begleitung Rahanimirakas erstmals zu dem besprochenen Zweck in den königlichen Palast. Obgleich der Saal ziemlich voll war, hatte man doch meinen mit mir kommenden Schülern Plätze aufgehoben. Der Gesang gieng gut, da sich in des Königs Gefolge eine Anzahl Sänger befand. Ich las einen Abschnitt der heiligen Schrift zuerst in englischer, dann in madagassischer Sprache vor. Beim Gebet hielt ichs ebenso. Dann las ich die Schlußverse von Matth. 6. und

knüpfte in englischer Sprache eine kurze Erklärung daran, die Rahaniraka übersezte. Man sang wieder, und ich beschloß den Gottesdienst mit dem apostolischen Segen. Gleich darauf verabschiedete ich mich von dem König, da es mein Wunsch war, so oft wir zu gemeinsamer Erbauung zusammenkämen, mich in kein anderweitiges Gespräch mit ihm einzulassen. Man hatte mich darauf vorbereitet, er gedente mich zu unterbrechen, sobald ich etwas sage, womit er nicht einverstanden sei; er war aber die ganze Zeit über sehr aufmerksam. Einige der anwesenden christlichen Offiziere bemerkten, das sei ein Anblick gewesen, den sie nimmer zu sehen erwartet hätten.

„Von da an besuchte ich den König täglich, und las mit ihm immer mindestens Ein Kapitel der heiligen Schrift. Niemand unterbrach uns beim Lesen, aber an der darauf folgenden Unterhaltung betheiligten sich oft auch die anwesenden Offiziere. Unser Gespräch beschränkte sich dann nicht ausschließlich auf religiöse Gegenstände und wurde oft recht lebhaft. Der König war ungemein verlangend, seine Kenntnisse zu erweitern und besaß ein vortreffliches Gedächtniß. Er beobachtete, wie mir scheint, mit Aufmerksamkeit die großartigen Umrisse der Schöpfung, wie sie in Antananarivo in den gewaltigen Felschichten, deren Spitzen oft über den Wolken sichtbar sind, oder in den langgestreckten Bergrücken zu Tage treten, die in der Ferne den Horizont begrenzen. Auch die in Gebirgsgegenden vorkommenden plötzlichen Temperaturwechsel machten großen Eindruck auf ihn; Gewitter flößten ihm Schrecken ein. In jedem seiner Paläste hatte er ein unterirdisches Zimmer, in das er sich zurückzog, so bald es anfieng, heftig zu donnern und zu blitzen.*) Trotz seiner Angst bei Gewittern ließ der König häufig Aeußerungen fallen, als glaube er sein Leben durch einen geheimen Zauber gesichert. Er kenne keine Furcht, pflegte er zu sagen, Gott werde ihn beschützen; er sei schon in großen Gefahren gewesen, aber immer unverseht geblieben. Er sei von Bösewichtern bedroht gewesen, die ihm den Tod geschworen haben, und von einem wüthenden Hunde gebissen worden, an dessen

*) Die Gewitter sind in Madagaskar zu gewissen Jahreszeiten sehr majestätisch und nicht selten gefährlich. Die Häuser der Vornehmen und oft auch die der Geringen sind mit Blitzableitern versehen, an denen das blendende Licht hinabgleitet, während man bei dem Gedröhne des Donners glaubt, ringsum die Granitwälle der Gebirge bersten zu hören. Es verstreichen wenige Jahre, in denen nicht in der Hauptstadt oder ihrer Nachbarschaft Jemand vom Blitz erschlagen wird.

Biß Andere gestorben seien. Wie es sich mit diesen Gefahren in Wirklichkeit verhielt, konnte ich nicht ergründen; den Eindruck aber hatte ich immer, er gebe einem dunklen Gefühle Raum, daß die Geister seiner Ahnen ihm in übernatürlicher Weise ihren Schutz gewähren.

„Wie sah ich den König tiefer bewegt als eines Tages, da wir den 104. Psalm zusammen lasen. Die darin enthaltene Schilderung der Größe und Majestät Gottes schien seinen Geist mit ehrfurchtsvollem Grauen, die dadurch in seiner Seele geweckten neuen Gedanken und Anschauungen ihn mit hoher Freude zu erfüllen. Begierig lauschte er den wenigen Bemerkungen, die ich über einige der bekanntesten Naturerscheinungen, wie die Bildung der festen Erdruste, die Veränderungen, welche ihre Oberfläche schon erlitt, und die Bewegung der Himmelskörper einsflocht.

„Einer der Anwesenden sprach die Ansicht aus, die Sonne müsse nicht am gleichen Orte stehen bleiben, denn ein Mann, der vor mehr als 60 Jahren gelebt habe, habe jedes Jahr seinen Reis zu pflanzen gepflegt, wenn die Sonne hinter einem gewissen Theil eines Berges untergegangen sei, dessen nördliches Ende am Horizont sichtbar war. Er habe seine Kinder gelehrt, es ebenso zu machen; allmählich aber habe die Sonne bei ihrem Untergang jenen Punkt nicht mehr erreicht. Der König erwähnte einen andern wohlhabenden Mann, der die Gewohnheit habe, an einem Felsen die Stelle zu bezeichnen, über welcher die Sonne zur Zeit der Reissaat untergehe; diese Stelle sei aber jetzt eine andere geworden. Er fügte hinzu, zu Lebzeiten seiner Mutter habe jener Mann nicht davon zu sprechen gewagt, aus Furcht bestraft zu werden; er selbst, der König, aber habe den Felsen zu wiederholten Malen gesehen. Die anwesenden Offiziere bestätigten seine Aussage, und auf meine Bemerkung, ich möchte gerne einmal den Mann und den Felsen sehen, entgegnete er: 'Es soll geschehen.'

„Als ich erwähnte, die Erdoberfläche sei in steter Veränderung begriffen; während an einigen Stellen das Land zurücktrete, wachse es an andern gegen die See hinaus an, erwiederte Radama, das finde jetzt auch an einzelnen Theilen der madagassischen Küste statt. Erst kürzlich habe er einen Brief erhalten, der ihm aus einer entfernten Gegend des Landes melde, das Meereswasser sei bedeutend gesunken, und man habe eine vom Rost beinahe zerfressene Kanone gefunden,

obwohl da nie ein Landungsplatz gewesen oder ein Europäer hingekommen sei. Ich stellte die Vermuthung auf, diese Kanone werde einem gestrandeten Schiffe gehört haben und von den Eingebornen dorthin gebracht worden sein. Bei dieser Gelegenheit fragte der König mich auch, ob ich ihm genügende Auskunft über die Kometen geben könnte; es seien deren das Jahr vor dem Tode seiner Mutter zwei erschienen und haben das Volk in große Unruhe und Aufregung versetzt. Auch diese Erscheinung suchte ich ihm zu erklären.

„Bei einer andern Gelegenheit wurde ich in der Gesellschaft des Königs und seiner Offiziere auch veranlaßt, an einem Gespräch über Regierungsangelegenheiten theilzunehmen, in Betreff deren ich mir von Anfang an Schweigen zur Regel gemacht hatte, falls ich nicht ausdrücklich zum Sprechen aufgefordert würde. Es fielen einige Bemerkungen über die Verluste, welche der Regierung aus der Aufhebung der Zölle erwuchsen, und über die bedauerliche Zunahme der Trunkenheit unter dem Volke. Um meine Ansicht befragt, erwiederte ich, keine Regierung könne ohne Einkünfte bestehen, und der Handel mit dem Auslande biete eine rechtmäßige Einnahme dar, besonders für ein Reich, dessen eigene Hilfsquellen noch so wenig entwickelt seien, wie die Madagaskars; ich glaube nicht, daß dessen Freunde die Aufhebung aller Zölle für eine weise Maßregel halten werden. Einige der Offiziere meinten, die Waaren seien jetzt kaum wohlfeiler als früher. In Betreff der Trunkenheit bemerkte ich, ich habe mit Betrübniß ein Ueberhandnehmen derselben wahrgenommen, das zur Verarmung und zum sittlichen Verfall des Volkes führen müsse. Der König erwiederte, strenge Gesetze verhindern den Gebrauch geistiger Getränke nicht, es habe auch zur Zeit seiner Mutter Betrunkenene gegeben, obgleich Todesstrafe darauf gesetzt gewesen sei. Abgeben könne er keine dafür fordern, er halte das auch nicht für nöthig. Es sei jetzt kein Krieg, und sein ganzes Bestreben gehe dahin, Frieden zu erhalten. Man könne hoffen, bei vermehrtem Handel ohne Zölle durchzukommen, welche nur die Waaren für Jedermann vertheuern würden. Er brauche Geld für sich selbst, für seine Frau, für seine Familie, und um sein Haus zu bauen, aber er könne deswegen sein Volk nicht mehr für seine Bedürfnisse zahlen lassen als jetzt der Fall sei. Und dann, fügt er hinzu, habe er sein Wort gegeben, daß keine Zölle bestehen sollen. Wollte er sie jetzt wieder einführen, so würden seine eigenen Unterthanen sowohl als die Aus-

länder ihn für einen unbeständigen Menschen halten, der nicht zu seinem Worte stehe, und künftig weder Achtung vor ihm haben, noch Vertrauen in ihn setzen.

„Radama zeigte bei dieser Gelegenheit mehr Selbständigkeit und Festigkeit, als ich ihm zugetraut hatte. Er sprach sehr lebhaft, aber mit vollkommener Selbstbeherrschung und Höflichkeit. Er meinte, sein Herz habe ihm nicht gesagt, daß es unrecht sei, die Bölle aufzuheben, und sage es ihm auch jetzt nicht, aber er wolle darüber nachdenken; und obgleich er den Gebrauch geistiger Getränke nicht verbiete, wolle er doch das Uebermaß in deren Genuß verbieten und die Säufer bestrafen. Dann fuhr er fort: 'Es ist mir leid, sehr leid, wenn meine Freunde im Ausland die Aufhebung der Bölle nicht gut heißen, aber vielleicht werden sie ihre Ansicht ändern, wenn sie die Wohlfahrt meines Landes sehen.'

„Ein anderes Mal, als ich Sonntag Nachmittags nach Joh. 3, 16 über die Liebe Gottes und Christi gepredigt hatte, fragte der König: 'Wenn Jesus die Christen so lieb hat, wie du sagst, warum erlaubt er ihnen dann nicht, ihn zu verleugnen und dadurch ihr Leben zu retten? Warum müssen sie sterben? Er weiß ja ohne ihren Tod, daß sie an ihn glauben und ihn lieben.' — Ich erwiderte, nicht Jesus lasse es ihnen nicht zu, Ihn zu verleugnen um ihr Leben zu retten, sondern die Macht der Wahrheit in ihrem Gewissen und die Liebe Jesu in ihren Herzen heißen sie lieber sterben und Seine Liebe genießen, denn als Heuchler zu leben und ihrer verlustig zu werden. Christus habe sie geliebt und sich selbst zur Erlösung für sie gegeben. Sie haben ihrerseits Ihm ihre Liebe zugesagt, und können nun nicht dadurch, daß sie Ihn am Tage der Versuchung verleugnen, Ihm und der Welt zeigen, daß jene Zusage nicht ernstlich gemeint gewesen sei. In der Falschheit sei keine Liebe, und ohne Wahrheit keine Tugend; nichts sei aber, namentlich in Sachen der Religion, stärker als Liebe und Wahrheit. Uebrigens, schloß ich, wolle ich über diesen Gegenstand ein anderes Mal ausführlicher mit ihm reden.

„So wenig ich auch damals im Grunde Radama noch kannte, verlor ich doch nie die nachtheiligen Einflüsse aus den Augen, unter denen er seine Jugend verlebt hatte; auch fand ich seine sittlichen Grundsätze, obgleich in einigen Beziehungen wahr und lobenswerth, in andern Beziehungen so verkehrt, daß es mir nicht minder wichtig

schien, ihm die unveränderlichen Grundlagen des göttlichen Sittengesetzes zu Gemüth zu führen, als ihm die Heilslehre des Evangeliums darzulegen. Sollte der Geist Gottes einmal sein Herz erneuern, so konnte es doch nur durch diese beiden Mittel geschehen, und nicht durch eines allein.

„Unter der vorigen Regierung hatten nur bevorzugte Personen bei besondern Veranlassungen Zutritt zu der Herrscherin gehabt. Aller Verkehr mit dem Volke fand durch die Vermittlung der Minister statt. Radama erklärte sich von Anfang an zu bestimmten Stunden für jeden seiner Unterthanen zugänglich, und seine Volk schätzte dieses Vorrecht hoch. Oft hörte ich, als ob nun nichts mehr zu wünschen übrig bliebe, die Leute sagen: 'Jetzt fürchten wir uns nicht mehr. Radama ist König. Wenn uns irgend ein Uebel zustößt oder ein Unrecht gethan wird, können wir zu ihm gehen.' Viele kamen, wie ich glaube, nur um das Vergnügen zu haben, ihn zu sehen und ihm ihre Huldigung darzubringen. — Obgleich flatterhaften Wesens, hielt der König doch in seiner Tageseinteilung ein gewisses Maß von Ordnung fest. Die frühen Morgenstunden waren den öffentlichen Geschäften und dem Empfang der ceremoniellen Besuche seiner eigenen Familie gewidmet; die etwa noch übrige Zeit wurde aufs Erlernen des Englischen verwendet.

„Manche von denen, die für Radama eine starke persönliche Zuneigung zu hegen schienen, widerholten ihre Besuche fast täglich. Eines Morgens, als ich gerade da war, kam seiner Mutter Schwester (Mutter der jetzt regierenden Königin), die jener ungemein gleichen soll, mit ihrem Gemahl und Gefolge zu seiner Begrüßung. Letzterer trug einen prächtigen Mantel von blauem Seidendamast. Der König erhob sich, um den Gruß der Eintretenden zu erwidern, und küßte seiner Tante mit viel Anmuth die Hand. Von beiden Seiten schien die Begrüßung mehr der Ausdruck herzlicher Theilnahme an einander, als leerer Höflichkeit zu sein.

„Die Mitte des Tags pflegte der König um jene Zeit in seiner Schule oder in einer Wohnung nahe bei den Werkstätten einiger geschickter Eisen- und Messing-Arbeiter, die sich in dem gleichen Gehöfte befand, zuzubringen. Zwei Schildwachen standen am Eingang desselben, und wenn irgend Jemand um Zutritt bat, ließ Radama, davon benachrichtigt, den Betreffenden durch einen seiner Diener hereinführen. Solche Besuche fanden oft statt, während ich

bei ihm war. Liefen wir gerade, so hieß er seine Gäste warten; sprachen wir, so ließ er sie entweder eintreten oder gieng er zu ihnen hinaus.

„Zuweilen kamen auch Gesellschaften aus entlegenen Provinzen; mehr als einmal stellten sich Leute von Modschanga, einem wohl 90 Stunden entfernten Hafen an der Westküste, ein. Es machte mir Freude, die Gesichtsbildung, die Kleidung, den Schmuck und das ganze Benehmen dieser verschiedenen Landeskinde zu beobachten. Die Sprache der aus der Ferne gekommenen wich von der der Howa's ab, doch verstanden sie einander gegenseitig.

„Diese Zusammenkünfte des Königs mit seinen Unterthanen waren mir ungemein interessant. So jugendlich, frohsinnig und zum Scherze geneigt auch Kadama war, vergaß er sich doch nie bei solchen Veranlassungen. Führte irgend eine Noth einen Betrübten herbei, so war er sanft und gütig, und versprach zu überlegen, in welcher Weise er Hilfe schaffen könne. Wurde über ein Unrecht geklagt, so sandte er nach dem betreffenden Beamten, um die Sache ins Reine zu bringen. Mit großer Strenge aber trat er auf, wo er die Absicht, ihn zu hintergehen, zu entdecken glaubte. Besonders herzlich und freundlich benahm er sich gegen solche, die aus weiter Entfernung kamen. Brachten streitende Parteien ihre Klagen vor ihn, so hörte er geduldig die Erzählung beider Theile an, erkundigte sich genau nach Allem, was er nicht ganz verstanden zu haben glaubte, und gab dann ohne Zaudern seinen Richterspruch als Einer, der seiner Sache gewiß ist, und bei dessen Entscheidung es zu verbleiben hat.

„So klagte einst eine Christin, welche die qualvolle Kettenstrafe in der letzten Verfolgung überlebt hatte, in der ihr Mann gesteinigt worden war, worauf die Offiziere, die das Urtheil über die Christen zu sprechen hatten, ihre Güter als gute Beute unter sich vertheilt hatten: daß der reiche und mächtige Häuptling, der ihr Besitzthum an sich gezogen habe, sich weigere, ihr dasselbe herauszugeben, obgleich sie außer dessen Ertrag nichts zu ihrem Unterhalt habe. Der König hörte sie ruhig an, erkundigte sich bei seinen Offizieren, ob sich die Sache wirklich so verhalte, und hieß, als diese es bejahten, die Wittve getrosten Muthes sein, es solle ihr Recht werden. Darauf ließ er den Häuptling fragen, warum er derselben ihr Eigenthum nicht zurückerstattet habe, es sei ja kein Verbrechen, sondern eher der

Belohnung als der Strafe werth, wenn man zu Gott bete; jene Frau aber habe durch den Tod ihres Mannes ohnedieß schon genug gelitten. Zugleich ließ er dem Häuptling befehlen, ihr das Grundstück zurückzugeben oder es durch ein anderes von gleichem Werth zu ersetzen. Etwa vierzehn Tage darauf besuchte mich die Wittve, um mir zu sagen, daß sie durch Gottes Güte ein schönes Stück Land erhalten habe. 'Ihm sei Dank, daß Radama König ist,' fügte sie hinzu.

„Geschenke an Früchten, Fischen, Wildbret oder irgend welchen Seltenheiten wurden sowohl der Königin als dem König fast täglich gebracht, nicht von den Reichen und nicht als Tribut, sondern als ein Ausdruck der Freude, die es dem Landvolk zu bereiten schien, dem Königspaar eine ihm angenehme Gabe darreichen zu können, und als ebenso viele Zeichen der Liebe und des Vertrauens. Noch war keine der lange genährten süßen Hoffnungen getäuscht worden. Die Lasten des Volks waren erleichtert, die Grausamkeit der Milde gewichen, jede Verfolgung hatte aufgehört, und dafür war das Land der Freundschaft, dem Unternehmungsgeist, dem Handel und der Religion fremder Völker erschlossen. Die geschehenen Fehltritte konnten leicht wieder gut gemacht werden, und nichts schien noch die Aussicht auf eine lange Periode des Fortschritts ernstlich zu trüben.

„In Betreff des Volkswohls theilte ich damals die allgemeinen Erwartungen. Es war mir von dem König nichts bekannt, das die Hoffnung ausschloß, falls durch die Wirkung des heiligen Geistes eine sittliche Umwandlung mit ihm vorgehen sollte, ihn die Einsicht, Charakterfestigkeit und Reife des Urtheils erlangen zu sehen, die ihn befähigt hätten, seine Unterthanen einer schönen Zukunft entgegenzuführen. Dabei verbarg ich mir aber auch nicht, wie leicht er bei seinem natürlichen Frohsinn, seiner offenen Gemüthsart, seiner Freude an Umgang und seiner Gastfreundschaft mit der Neigung, sich den Eingebungen des Augenblicks zu überlassen, den Versuchungen unterliegen konnte, welche schon im Gefolge des erwarteten Zuflusses von Fremden und der bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten heranrückten. Dennoch schien mir, so weit mein Blick reichte, der Horizont mehr durch Hoffnungsstrahlen erhellt als durch drohende Wolken verdunkelt.

„Die wachsende Zahl der Ausländer in Tamatawe und die in Aussicht stehende Ankunft solcher auch in der Hauptstadt erweckte in

dem König und seinem ersten Minister den Wunsch, einige Verordnungen zu erlassen, um etwaigen Mißverständnissen und Streitigkeiten zwischen den Fremden und Eingebornen möglichst vorzubeugen. Beide besprachen sich darüber mit mir, und ich erwiederte, gewiß wäre es gut, wenn sie die Regeln drucken ließen, deren Beobachtung sie von den Fremden wünschen, da manche Händel zwischen Eingebornen und Ausländern aus der Unbekanntschaft der Letzteren mit der Landesitte entspringen. Ich bemerkte noch, der englische Konsul wäre gewiß im Stande, ihnen die rechten Maßregeln zur Erhaltung des guten Einvernehmens zwischen den verschiedenen Parteien treffen zu helfen, und erwähne hier die Sache nur als einen Beweis, wie dem König und seiner Regierung daran gelegen war, den Fremden keine begründete Ursache zur Unzufriedenheit zu geben.

„Ich setzte meine täglichen Besuche bei dem König fort, der in seinen Anstrengungen, ein wenig Englisch zu lernen, genau so viel Ausdauer bewies, als ich erwartet hatte. Unser nachheriges Gespräch hieng von seiner Muße und Stimmung ab.“

Zuweilen knüpfte sich das Gespräch an irgend eine Merkwürdigkeit, die Ellis mitbrachte. Einmal ist es ein Stereoskop, welches das madagassische Herrscherpaar einige Blicke ins Innere des Buckinghampalastes und des königlichen Schlosses in Windsor thun läßt, und in der afrikanischen Inselfürstin den Wunsch erweckt, in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen anbringen zu lassen wie ihre gekrönte Schwester in England, worauf ihr natürlich der mit dem Bau des neuen Palastes beauftragte Engländer Cameron zu verstehen geben muß, daß sich dazu unter ihren Unterthanen doch wohl kaum die tauglichen Hände finden werden. Ein anderes Mal lehrt ein scharfes Mikroskop, Geschenk eines Pariser Protestanten an Rabama, ihn und seine gerade anwesenden Freunde den prachtvollen Bau eines Insektenflügels in ehrfurchtsvoller Stille bewundern, worauf dann freilich laute Zweifel folgen, als ein gemeiner Floh zu einem Ungethüm vergrößert erscheint. Ellis überführt sie indeß und benützt diese Gelegenheit, ihnen zu sagen, daß man vermittelst des Mikroskops in allen Dingen um uns her, ja in jedem Wassertropfen, eine Welt voll schöpferischer Weisheit entdecken könne, so mannigfaltig und wunderbar wie die, welche wir jeden Tag mit bloßem Auge schauen. — Dann aber ist er auch wieder der Hörende, und Rabama's Offiziere ergehen sich in Erinnerungen an frühere Zeiten. Sie erzählen, wie er sich als

Prinz so redlich mühte, Menschenleben zu retten und dem Volke Wohlthaten zuzuwenden, wie er mit äußerster Anstrengung bei seiner Mutter Abhilfe suchte, wenn er von dem Elend hörte, das Erpressungen, ungerechte Urtheilssprüche und grausame Strafen über so viele Familien brachten, und wie er selbst mit seinen Freunden sich aufmachte, steinerne Brücken zu bauen, weil die hölzernen in der Regenzeit oft von den hochangeschwollenen Flüssen fortgeschwemmt wurden, und alljährlich dann mancher, der schwimmend oder in einem Rahn überzusetzen suchte, in den Wellen sein Grab fand. Sie erzählen, wie sie Jahre hindurch unverbrochen fortgearbeitet haben, ohne Lohn und besondere Ermunterung, der Prinz immer voran, und zwar in seinen Mantel gehüllt oft in Regen und Sturm bis tief in die Nacht oder schon bei Tagesanbruch, wenn dem angefangenen Werke gerade eine besondere Gefahr drohte. Sie erzählen, wie sie dazu keinen Lehrmeister hatten, sondern nur Bücher über Brückenbau mit Abbildungen und besonderer Anleitung zur Gründung und Wölbung der Pfeiler und Bogen, und wie am Ende die Königin, ihre Rätthe und das Volk dem gelungenen Unternehmen ihren Beifall zollten. *) Dann fügen sie, auf das steinerne Haus in der Nähe deutend, hinzu: „Radama hat keine Batterie, sondern eine Schule erbaut, denn er wünschte sein Volk zu erziehen.“ Und nochmals auf alle die Bestrebungen zurückkommend, die sie so lange mit ihm theilten, erzählen sie weiter, wie er gleich Anfangs zu ihnen sprach: „Wir müssen nicht nach Ehre oder Geld verlangen, sondern so viel Gutes thun als wir können; wir müssen die Leiden des Volks zu lindern suchen, indem wir den Elenden Hilfe schaffen und bei den Reichen Unterstützung für sie begehren; vor Allem aber müssen wir das Leben der Verurtheilten zu retten bemüht sein, indem wir uns bei den höchsten Beamten für sie verwenden oder ihre Hüter vermögen, ihre Gefangenen entkommen zu lassen unter dem Versprechen, daß wir sie vor jedem sie selbst treffenden Uebel schützen wollen.“ Er habe der Christen als solcher sich nicht vor Andern angenommen, sagen sie ferner; nur weil ihre Verurtheilung zum Tode ihm durch

*) Ellis kam selbst über mehrere dieser Brücken von verschiedener Größe, und so oft er sich nach deren Erbauer erkundigte, hieß die Antwort: „Radama und die Menamaso.“ Manche derselben sind jetzt im Zerfall, aber das Land hat keine andern Bauwerke dieser Art aufzuweisen.

nichts gerechtfertigt erschienen sei, habe er vielen das Leben gerettet. Endlich kommen sie noch auf seine Großmuth gegen seinen Nebenbuhler Rambosalama und die Achtung vor dem Unglück zu sprechen, die ihn die Gebeine der in der Gefangenschaft gestorbenen Sakalama's ihren Stammgenossen zurücksenden ließ. Als hierauf Ellis das Wort nimmt und die Ansicht ausspricht, wenn die Eroberungen seiner Vorfahren längst vergessen sein werden, werde die Erinnerung an Radama's Milde noch leben, und es werde dieselbe mehr zur Befestigung des Friedens in Madagaskar beitragen, als alle Streitkräfte, die er gegen seine Feinde hätte ins Feld führen können, alles Gelingen aber komme von Gott, dem der Dank dafür gebühre, und der mit jeder neuen Gelegenheit Gutes zu thun auch eine neue Verantwortung verbinde; als er dann fortfährt: viele englische Freunde folgen mit großer Theilnahme den Schritten des Königs und beten inbrünstig zu Gott, daß er selbst auch der Segnungen des Christenthums theilhaftig werden möge, zu deren Verbreitung unter seinem Volk er das Werkzeug geworden sei, da schlägt wieder eine Geschichte die andere, was Radama Alles schon zur Rettung von Menschenleben gethan, und wie mancher Gefahr er selbst entronnen sei. Immer lebhafter wird das Gespräch, bis Radama endlich, ganz der augenblicklichen Erregung zur Beute, aufspringt mit den Worten: „Ich muß vor Freude tanzen. A... willst du mit mir tanzen? ich muß tanzen.“ Der Offizier entschuldigt sich, er habe das Tanzen ganz verlernt, so lange habe er es nicht mehr geübt; Radama aber läßt sich leichte Schuhe und ein leichteres Gewand bringen und tanzt zum großen Ergötzen der anwesenden Jugend eine englische Volkstänze.

2. Verhandlungen mit fremden Mächten.

Nicht immer sind es indeß nur Radama's Mußestunden, in denen wir Ellis bei Hofe treffen; zuweilen verlangt der König auch seine Anwesenheit bei glänzenden Hoffesten. Ellis lehnt ab, so oft er es für thünlich hält; wo er es aber seiner Stellung als Missionar unbeschadet thun kann, kommt er dann und wann auch den Wünschen des jungen Fürsten nach. So nimmt er also z. B. den ihm bestimmten Sitz ein beim Empfang der französischen Gesandtschaft (31. Juli), die Radama in französischer Generalsuniform mit

breiter goldener Felsbinde begrüßt, und berichtet darüber: „Der Kommodore Dupré hielt in französischer Sprache eine vortreffliche Anrede an das Königspaar, worin er dasselbe der freundschaftlichen Gesinnungen des Kaisers und der Kaiserin versicherte und deren Glückwünsche zu seinem Regierungsantritt darbrachte. Es sei dieß die erste Friedensbotschaft, die Frankreich nach Madagaskar sende, sagte er unter Anderm, und er betrachte es als eine Ehre, damit betraut zu sein. Hierauf überreichte der französische Konsul die madagassische Uebersetzung der Rede, die von den beiden Majestäten wie üblich entgegengenommen wurde. Der ganze Empfang fand auf die würdigste Weise statt. Mir war es eine Freude, bei dieser Gelegenheit meine Bekanntschaft mit einigen Damen vom Hof zu erneuern, mit denen ich bei einem meiner früheren Besuche schon zusammengetroffen war, und dem Kommodore Dupré, sowie dem die Gesandtschaft begleitenden Naturforscher vorgestellt zu werden. Das offene, freundliche Benehmen des Kommodores und die Gefühle, die er aussprach, machten mir einen recht wohlthuenden Eindruck, und ich hatte auch später nie Veranlassung, seiner anders als mit Achtung zu gedenken.“

Gleich den Tag darauf wird Ellis in aller Frühe schon wieder zu Rabama gerufen. Es ist von Tamatawe die Nachricht gekommen, der englische General Johnstone sei auf dem Wege nach der Hauptstadt, um den König zu krönen. „Was soll ich thun?“ ruft der Arme in peinlicher Verlegenheit. „Die Franzosen sagen, der Kommodore Dupré wolle mir die Krone aufsetzen. Ich habe nicht zwei Köpfe.“ Ellis beruhigt ihn: gewiß sei das nur ein Mißverständniß; die französische und englische Gesandtschaft habe schwerlich einen andern Zweck, als daß jede im Namen ihrer Regierung seiner Krönung beizuhelfe. Natürlich sei es an ihm, dem König, dabei Alles nach seinem Ermessen zu veranstalten, und da dieselbe ein durchaus nationaler Akt sei, wäre es wohl das passendste, wenn die Madagassen sie allein vollzögen. Das sei auch seine Ansicht, erwiederte Rabama; der Thron sei ihm durch Erbschaft zugefallen, und so möchte er die Zeichen königlicher Macht weder von Frankreich noch von England empfangen, sondern lieber selbst die Krone sich aufs Haupt setzen. Minister und Höflinge stimmen bei, und so ist für dießmal das hochwichtige Thema der Krönung erledigt.

Am 8. August langt die englische Gesandtschaft in der Haupt-

stadt an, und mit ihr der anglikanische Bischof von Mauritius, Ryan, der sich die Dinge in Madagaskar selbst ansehen will, um dort auch Kräfte der kirchlichen Missionsgesellschaft ins Feld zu führen. Nach brüderlicher Besprechung mit Ellis über die beste Art, der Londoner Schwesterngesellschaft unter die Arme zu greifen, ohne die jungen Christengemeinden vor der Zeit durch den Anblick zweier verschiedener Formen des Protestantismus zu verwirren, überzeugt er sich, daß es nicht mehr als billig ist, die Londoner Missionare in der Hauptstadt und den innern Provinzen die reisenden Früchte der vor mehr als 40 Jahren begonnenen und die lange Verfolgungszeit hindurch mit heißen Gebeten begleiteten Ausfaat nun auch selbst einsammeln zu lassen. Im vollen Einverständniß mit Ellis beschließt er, der kirchlichen Gesellschaft den Vorschlag zu machen, zunächst die Ost- und Nordküste zu besetzen und von dort aus das Netz des Evangeliums landeinwärts auszuwerfen, bis ihre Sendboten mit den Londonern zusammentreffen, die dann ihrerseits sich noch weiter nach Süden ausbreiten können, wo in einer Entfernung von fast 100 Stunden sich bereits Christengemeinden gebildet und mit ihnen in brieflichen Verkehr gesetzt haben. — Allerdings war auch die östliche Hafenstadt Tamatawe schon von den Londonern besetzt; den dortigen Christen aber verspricht Ellis zu empfehlen, falls die kirchliche Gesellschaft einen Missionar dahin senden sollte, denselben brüderlich aufzunehmen und sich, wenn sie es mit innerer Freude thun können, demselben anzuschließen.

Gleich am folgenden Tag ist der Empfang bei Hofe. Ellis ist wieder zugegen. Radama trägt diesmal die englische Uniform. General Johnstone, nachdem er durch den Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten den beiden Majestäten vorgestellt ist, übergibt nach kurzer Rede den Brief der Königin Viktoria, kündigt die Ankunft eines englischen Konsuls an und stellt dann seinerseits dem Königs-paar den Bischof von Mauritius, Hauptmann Anson und die übrigen Glieder der Gesandtschaft vor. Der Bischof überreicht mit einer angemessenen Ansprache die englische Bibel, deren Adresse die Königin eigenhändig geschrieben hat, und der mit der Uebergabe der Geschenke beauftragte Hauptmann Anson kündigt, zur madagassischen Fürstin gewendet, dieser zu ihrer unverkennbaren Freude an, daß auch sie bei denselben nicht vergessen, sondern von seiner Gebieterin mit einem Kleid bedacht worden sei. Auf Radama's Wunsch steht Ellis neben

ihm, während er den Brief der Königin liest. Er sieht das Königs-
paar dessen breiten schwarzen Rand mit ehrfurchtsvoller Theilnahme
betrachten, und Radama, nachdem er ihn gelesen, dem General
die Hand drücken. Nachdem dann Rahaniraka das Schreiben noch
ins Madagassische übersezt und Radama einige Fragen über England
gemacht hat, bringt Johnstone ein Hoch auf das madagassische
Königspaar aus. Radama dankt durch ein Hoch auf die Königin
Viktoria, in das plötzlich sein Musikchor mit der englischen National-
hymne einfällt, während der madagassische Ruf Tranantitra (mögest
du 1000 Jahre leben) kräftig dazwischen tönt. Mit sichtbarer Be-
friedigung wird hierauf Hauptmann Ansons Hoch auf ewige Freund-
schaft zwischen „England und Madagaskar“ aufgenommen, woran
der Sprecher noch die Bemerkung knüpft, es werden wohl auch noch Ver-
treter anderer Nationen mit Freundschafts- und Friedensversicherungen
in Antananarivo eintreffen.

Den Tag darauf hat der Bischof mit Hauptmann Anson seinem
Wunsche gemäß noch eine Privataudienz beim König, und Ellis
muß seine Schule früher entlassen als sonst, weil einer von Radama's
Offizieren ihn dazu ruft. Der Bischof überreicht dem König ein
schön gebundenes Gebetbuch, Abschriften der bei der Krönung der
Königin Viktoria gelesenen Gebete und eine Abschrift seiner den Tag
zuvor bei der Uebergabe der Bibel gehaltenen Ansprache. „Die
Unterhaltung war dießmal viel belebter und interessanter als das
erste Mal. Unter Anderem fielen einige Bemerkungen über die
Fürsorge und Theilnahme unserer Königin für ihre leidenden Unter-
thanen, und diesen Zügen wurde Radama's Güte gegen die Christen
zur Zeit der Verfolgung gegenüber gestellt. Er warf mir einen
Blick zu, als wünschte er, mich das Wort ergreifen zu sehen. Ich
sagte, ja, er habe viel für die leidenden Klassen in Madagaskar
gethan, und sein Volk sei ihm dankbar dafür. In einigen Bezie-
hungen sei er Alles, was seine Unterthanen nur wünschen können,
aber das Eine was noth sei, fehle ihm noch; er selbst sei noch
immer kein Christ. Er sah mich ernst an und sagte mit einigem
Nachdruck: 'Er (Ellis) weiß, was in meinem Herzen ist. Er weiß,
daß ich Gott zu kennen und ihm zu dienen wünsche. Ich bete zu
Gott, daß er mein Herz erleuchte und mich lehre, was ich zu wissen
brauche und zu thun habe.' Auf seine Gäste und einige der an-
wesenden Offiziere schien diese Aeußerung wirklich Eindruck zu machen.

Ich meinstheils habe keinen Zweifel, daß sie aufrichtig gemeint war, als er sprach, daß er sie aber unter neuen Eindrücken anderer Art sehr leicht vergessen konnte. Der Abscheu vor Grausamkeit und Blutvergießen schien ihm immer gleichmäßig inne zu wohnen, aber in vielen andern Beziehungen gehorchte er ganz nur den Eingebungen des Augenblicks und schien alles zu vergessen, was darüber hinaus lag."

Die Audienz ist zu Ende; Ellis aber wird noch immer festgehalten. Radama eröffnet ihm, der französische Konsul habe ihm gesagt, der 15. August sei der Geburtstag seines Kaisers, dazu sei denn er mit der Königin zur Mittagstafel eingeladen; vor Tisch finde als ein Theil der Festfeier Gottesdienst in der katholischen Kirche statt, daher es passend wäre, wenn sie demselben auch beiwohnen wollten. Daran knüpft Radama die Frage, ob Ellis ihn nicht begleiten möchte? Dieser erwiedert, er trage kein Bedenken, dem Kaiser der Franzosen, der sich gegen Madagaskar so freundlich bezeuge, alle mögliche Ehrerbietung zu beweisen; wenn aber auch Andere den Gottesdienst und das Gastmahl als ganz gute Dinge betrachten mögen, so würde doch er weder in der Kirche noch bei Tafel sich an seinem Plaze fühlen.

Abends bitten ihn die Christen der Hauptstadt, sie zu der englischen Gesandtschaft zu begleiten, vor deren Wohnung schon viele von ihnen versammelt sind mit einem zum Geschenk bestimmten Ochsen. Nachdem Ellis dem General den Zweck seines Kommens erklärt hat, tritt dieser mit dem Bischoff in die Verandah heraus. Rainimaro sandy, ein stattlicher Offizier aus der Reihe der Christen, spricht ihnen in kurzen, tiefgefühlten Worten im Namen seiner Brüder deren Freude aus, Besuche aus England, der Heimat ihrer frühesten Freunde, begrüßen zu dürfen und dadurch die alten Liebesbände neu befestigt zu sehen, und bittet sie, ihnen als Ausdruck dieser Freude nach Landessitte einen Ochsen anbieten zu dürfen. Ellis hat bei dieser Rede wie bei der freundlich dankenden Antwort des Generals und des Bischofs den Dolmetscher zu machen.

Sie wollen kein Ende nehmen, alle die neuen, ungewohnten Erlebnisse und Erscheinungen in der sonst so eintönig ruhigen Gebirgsstadt der fernen afrikanischen Insel.

(Fortsetzung folgt.)



Arbeiter in der Tamil-Mission.

Bekannt ist, daß die vielnamigen Stämme, welche das weite Indien bewohnen, sich hauptsächlich in zwei große Zweige theilen, die arische und die dravidische Bevölkerung. Es scheint jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die letztere einmal so ziemlich das ganze weite Land vom schneebedeckten Himalaya bis zum Vorgebirg Kumari (Komorin) eingenommen hatte: ein Jäger-, Fischer- und Hirtenvolk, das auch den Ackerbau betrieb, beherrscht von Stammesältesten und kleinen Fürsten, jedoch fast mehr noch von Dämonen, die es wegen ihrer Macht, zu schaden und zu segnen, nach Kräften zu versöhnen trachtete. Ihre Verwandten finden wir nach den Vergleichen, welche die Sprachen bieten, in den Scythen oder Turaniern, mit welchen die alten Perser zu kämpfen hatten, sowie besonders in den finnischen Völkern, welche einst auch Mitteleuropa durchstreiften.

Durch die Einwanderung der japhetischen Arier wurde diese dravidische Urbevölkerung theils verdrängt, theils unterworfen und assimiliert. Dieß geschah besonders im Lande der großen Stromgebiete des Indus und Ganges, wo sie in Masse eindringen, daher sich dort nur spärliche Ueberreste dravidischer Sprachen bei kleinen Gebirgsvölkern (wie in den Radschmahal-Bergen Bengalens, bei den Brahuis im Westen des Indus 2c. 2c.) bis heute erhalten haben. Im Süden aber des großen Windhja-Gebirges, in der Halbinsel Dekkan (Südland) haben die Arier mehr nur durch Kolonien ihrer Fürsten und Weisen ihren Einfluß verbreitet; Heiligthümer der Brahmanen und Höfe von Rschatriya- und Drawida-Königen in bunter Mischung wurden die Mittelpunkte einer neuen Civilisation, welche zum Theil merkwürdige Compromisse mit dem altdravidischen Herkommen schloß, und in vielen Gebieten nur theilweise durchdrang. Hier wurde die dravidische Sprache in mehreren Dialekten, wie Telugu und Karnataka sammt Tulu im Norden, Tamil und Malayalam im Süden, mit dem Sanskrit der Eindringlinge verquickt und zur Schriftsprache herangebildet. Fortan nahmen diese Länder an allen innern und äußern Kämpfen des eigentlichen Indiens lebhaften

Antheil. Sie haben die verschiedenen Phasen des Buddhismus und seinen langwierigen Streit mit dem Brahmanismus, sowie die kleinern Kämpfe der Siwa- und Wischnu-Anbeter mit durchgemacht; haben in ähnlicher Weise wie die Hindustani's dem Eindringen der Muhammedaner lange widerstanden, theilweise auch sich ihrer bis zuletzt erwehrt, um endlich in Folge des großen Seehandels und des Eiserns der europäischen Mächte um seinen Besitz der Herrschaft Großbritanniens anheimzufallen. Damit sind sie wohl das erstemal seit ihrem Entstehen Bestandtheile Eines großen Reiches geworden.

Das Tamilland nimmt die südöstlichste Ecke der Halbinsel ein. Der Name desselben ist wohl eine Corruption des ursprünglichen Drawida = Namens, welcher vielfach auch Dramila geschrieben wird, während die Tamiler in der alten Sprache Ceylons immer als Damilo figuriren. Die Tamiler sind auch diejenigen Drawider, welche diesen Namen der ganzen großen Völkerfamilie zu verewigen am meisten Anspruch haben, was auch immer seine ursprüngliche Bedeutung sein mag. Sie stehen nämlich bei den übrigen Völkern des weiten Indiens als die am wenigsten arischen in einem gewissen Verruf. Von den 56 Ländern, welche dasselbe umfassen soll, gilt Drawida für das ärmlichste, das am schwächsten civilisirte, d. h. brahmanisirte. *) Von allen Indiern scheinen auch die Tamiler sich am leichtesten in fremdes Wesen zu finden, wie sie denn nicht blos den Kern der Madras-Sipahiregimenter bilden, sondern auch weithin durch Indien und darüber hinaus dem Europäer als Diener folgen oder als Tagelöhner, Kulies (von kuli = Lohn) sich auf die entferntesten Gestade und Inseln begeben. Irgendwie muß dasjenige Volk Indiens, welches jetzt drei Vierteltheile seiner gesammten protestantischen Christenheit befaßt, einen etwas galiläischen Beigeschmack haben.

Das Tamilland theilte sich übrigens von Anfang an in mehrere Gebiete. Seine reichgesegnete Mitte bildet der Tschöla = Kreis (Tschöla mandala, woher die Portugiesen den Namen Choro-mandel schöpften, jetzt Koromandel), das untere Stromgebiet und Delta der Kaveri, eines Flusses, der dem sonst vom Nordostmonsun (im Okto-

*) Ein Vorwurf, der freilich auch von dem hartnäckigen Bestand des Buddhismus in dieser Ecke Indiens herrühren mag; ein anderer Name für Tamiler, besonders in den Grenzbezirken, lautet nämlich Arawa, das „Moralisten“ bedeuten kann, vom tamilischen Stichwort des Buddhismus aram Pflicht = dharmna.

ber) nur spärlich beregneten Strich die reichliche Bescherung des Regens von den westlichen Ghats zuführt. Hier ist frühzeitig Damm- und Kanalbau mit allem Zubehör indischer Reiskultur eingeführt worden; es ist ein Land alter Königsstädte, wie Ureiyur und Tandschaur, und ebenso berühmter Tempel (Tschidambaram, Kumbakonam, Srirangam bei Tirutschinapalli u. s. w.). — Nördlich davon erstreckt sich zwischen dem Meer und den Nighats ein weniger fruchtbarer, theilweise sandiger und gebirgiger Strich bis Palikat hin, der zu Zeiten gleichfalls dem Tschola-König unterworfen war. Hier ist Kantschipuram das größte Heiligthum, Tschendschi die Königsburg. — Westlich vom Kaveri-Gebiet liegt das Reich Tschera, das durch den Bergeinschnitt bei Palakadu (Palghat) sich gegen Malabar hin ausdehnte. — Das hügelige Südländ aber, Pändi genannt, hatte erst an Kolkhei eine schon zu Christi Zeit den Westländern bekannte Handels- und Hafenstadt, sodann an Madura einen vielgenannten Sitz von Göttern, Königen und Weisen. Von dort erstreckte sich Tamil-Sitte westlich bis in die Nähe von Tiruwanandapuram (Trevandram) und östlich über die Nordhälfte der Insel Ceylon. Die Zahl aller Tamiler mag sich auf 10 Millionen belaufen.

Von den Kämpfen ihrer Könige unter sich und mit ihren Nachbarn ist wenig Bemerkenswerthes zu erzählen. Wichtiger ist, daß am Tungabhadra seit 1340 ein neues Reich entstand, das der Rayer von Bidschajanagara, welches die norddrawidischen Länder (Karnataka und Telugu, auch Tulu) umfaßte, und 200 Jahre lang die vom Norden andringende muhammedanische Macht mit aller Kraftanstrengung aufhielt, auch die Tamilkönige von Tschendschi, Tandschaur und Madura sich zinsbar machte. Es war auf religiöse Duldung basirt; europäische und muhammedanische Abenteurer waren da willkommen, wenn sie nur den gefürchteten Reitern der Pathanis sich fest entgegenwarfen, auf Pferden, die mit großen Kosten von Ormuz und Maskat herbeigeschafft wurden. Dieses Rayerreich blühte noch zur Zeit, da die Portugiesen (1498) sich auf der Westküste Indiens festsetzten, und sank erst, als auch ihre Macht den Höhepunkt erreicht hatte. Die Bekämpfung der Muhammedaner war ihr gemeinsames Interesse, das die Portugiesen zur See und an den Küsten verfolgten, wie die Rayer auf dem Hochland des Dekkan. Durch die verbündeten muhammedanischen Mächte wurde 1564 bei Talikota am Krishnafluß der Rayer auf's Haupt geschla-

gen und seine Residenz zerstört. Sofort zerbröckelte das Reich und es trat im südlichen Indien eine Zeit graufiger Verwirrung ein, in der auch ein streifender Mahrattahäuptling 1674 im Tscholakrais sich festsetzen und die neue Tandschaur-Dynastie begründen konnte, während verdrängte Telugu-Barone und erobernde Muhammedaner andere Gebiete einnahmen und an den Küsten Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen Handelskomptoire gründeten.

1. Franz Xavier. *)

Es ist nicht unsere Absicht, ein neues Leben des vielgepriesenen Heiligen zu schreiben, dessen Aufgabe es war, den Tamilern zum erstenmal das Christenthum in der römischen Form zu bringen. Nur was er für die indische Mission gethan, soll hier kurz geschildert werden. Während uns scheint, daß der feurige Eifer und die Wahrheitsliebe des Mannes alle Anerkennung verdienen, gibt doch sein Wirken in dieser Mission den Eindruck, daß ihm zu einer grundlegenden Thätigkeit die rechte Umsicht, Selbstbeschränkung und Ausdauer fehlten. Wie hätte er sonst in den zehn Jahren seiner Thätigkeit so viele Länder besuchen können! Seine Bedeutung für das Christenthum in Asien liegt viel mehr in dem Eindruck, den seine selbstvergessende Arbeit auf die geistlosen Portugiesen, und rückwirkend auf seine Freunde in Europa machte, als in dem, was er für die Eingebornen Indiens gewirkt hat.

Als Repräsentant des kaum erst (27. Sept. 1540) gestifteten Jesuitenordens und mit der ganzen Vollmacht eines päpstlichen Legaten versehen, schiffte sich Franz Xavier, 35 Jahre alt**), am 7. April 1541

*) The Missionary life and labours of F. Xavier, taken from his own correspondence. By H. Venn. London 1862. Gesammelte Briefe des heiligen F. Xaver. Augsburg 1794. Dazu die Werke von Maffei, Acosta, Jarric, Bartoli u.

**) Gewöhnlich läßt man ihn 1506 geboren sein. Bedeutend älter erscheint et in der Vita F. Xaverii, libr. VI. Horat. Tursellini. Antverp. 1596, allwo (p. 6) seine Geburt ins Jahr 1497 verlegt wird, wie ihn dieser Biograph (p. 110) auch 45 Jahre alt in Goa landen läßt. Schon auf der Schwelle begegnen wir der Unsicherheit, welche der jesuitischen Geschichtschreibung eigen zu sein scheint. Wir halten uns daher meist an Xaviers eigene Briefe.

in Bissabon nach Indien ein. Martin Alfonso de Souza, der neue Vizekönig des portugiesischen Asiens, fuhr mit ihm hinaus, angewiesen, den spanischen Gast, der mit ihm an der Tafel saß, auf's Beste zu ehren. Am 6. Mai 1542 landete man in Goa, wo Xavier sich über die herrschende Sittenlosigkeit und das laue Wesen auch der Geistlichkeit von Herzen betrübte und nach Kräften unter den Europäern zu reformiren trachtete. Nicht nur besuchte er nun die Hospitäler und führte Katechisationen in den Kirchen ein; er gründete auch mit Hilfe frommer Männer ein Seminar (collegium), das er mit sechzig Böglingen füllte und seinem Gefährten Paul und dem Franziskaner Jac. Borba zur weitem Leitung übergab, voll der Hoffnung, daß in wenig Jahren eine Anzahl tüchtiger Arbeiter für die Kirche daraus erwachsen werde. Fünf Jahre später schrieb er seinem Freunde Loyola, daß diese Aussicht auf eingeborne Arbeiter sich zerschlagen habe; wolle man, daß die Religion die Zeitlebenden überdaure, so müßten neue Rekruten aus Europa gesandt werden. Das arme Indien sei noch nicht so weit, christliche Tugenden hervorzubringen.

Das schreibt er nicht, nachdem er etwa selbst Jahrelang an diesen Jünglingen gearbeitet hatte; vielmehr hat er sich schon im Laufe des ersten Jahrs vom Vizekönig sagen lassen, die meiste Aussicht auf Bekehrung biete die Fischerküste im südlichen Pandilande. Dort hatte ein Kaufmann von Cochin, ein Herr Cruz, gefunden, daß die Parawer (Fischer) von den muhammedanischen Händlern, welche seit Jahrhunderten an jenen Gestaden sich der Schifffahrt bemächtigt hatten, sehr gedrängt und beeinträchtigt wurden. Er redete ihnen zu, ihre Häuptlinge (Pattankatti d. h. Steuereinnehmer) nach Kotschi (Cochin) zu senden, um portugiesischen Schutz anzusprechen. Das geschah im Jahr 1538; und da die Leute sich bereit erklärten, Christen zu werden, wenn man ihnen helfe, die Abgesandten sich auch gleich taufen ließen, zum Beweise, daß es ihnen ein Ernst sei, wurde ihnen eine Flotte zur Hilfe gesandt und die ganze Kaste in wenig Tagen getauft. Es sollen ihrer 20,000 gewesen sein; ein Lehrer blieb nicht bei ihnen.

Raum war die Regenzeit vorüber, als Xavier sich aufmachte, diese neuen Christen zu sehen. Im December 1542 langte er vor der Küste an, und landete am Kap Kumari, nachdem Sousa erst die Mohren, welche den Fischern wieder Boote abgenommen hatten, zurückgeschlagen und die eroberten Schiffe den Parawern geschenkt

hatte. Es war ein armes Bälkchen. Auf alle Fragen, die der Missionar durch seine Begleiter, mitgenommene Böglinge, an sie richtete, bekam er nur die Antwort: wir sind Franken d. h. Christen. So ließ er denn das Credo, das Vater Unser, Ave Maria und die zehn Gebote nothdürftig in ihr Tamil übersetzen, versammelte die Dorfgemeinde um sich und lehrte sie diese Worte nachsprechen. Er that dieß von Ort zu Ort, indem er mit einer Glocke in der Hand herumzog, die Leute damit zusammenrief und, am Sonntag namentlich, diese Formeln von allen nachsprechen ließ. In etwa vier Wochen hatten sie dieselben gelernt.

Nun findet er aber, daß noch Viele sich mit dem Schnitzen von Gözenbildern abgaben und auch sonst kein besonderer Fortschritt bemerklich wurde. Also verfaßte er noch eine eigene Ermahnung an die Taufkandidaten, die gleichfalls vorgelesen wurde, ehe einer die Taufe empfing, zu deren Schluß ein Salve Regina angestimmt wurde, um den Schutz der h. Jungfrau anzuflehen. Es kam vor, daß an einem Tage ein ganzes Dorf getauft wurde*): so konnten bald dreißig Dörfer für christliche Gemeinden gelten. In jedem Dorfe wurde nun ein Exemplar der kurzen Christenlehre niedergelegt und ein Vorsteher (Kanakkapilla, Rechner, Schreiber) gewählt, der die Uebrigen lehre, Nothtaufen verrichte und namentlich an Festtagen die Hauptstücke des Glaubens vorsage. Als Gehalt bekamen diese Männer 4000 Goldfanam von dem Vicekönig. Daß die Fischerchristen von dieser Art des Unterrichts viel Nutzen gezogen hätten, wird kaum anzunehmen sein. Sechzig Jahre später noch ärgert sich ein anderer Jesuit, daß z. B. im credo das Wort: Ich glaube, mit „Ich will“ übersetzt worden sei. Nach fast zwei Jahren (im August 1544) versteht Xavier das Tamil noch nicht, klagt vielmehr, daß auch er von seinem Dolmetscher nicht verstanden werde; so bleibe ihm wenig, das er thun könne, nämlich: Kinder taufen und Nackten und Hungrigen beistehen. Freilich hat er wohl 1000 Heidenkinder, die im Sterben lagen, getauft, und hofft, sie werden seine Fürsprecher droben geworden sein. Hatte gleich bei seinem Eintritt die glückliche Entbindung einer Frau, der er unter den Wehen die Taufe ertheilt hatte, ein günstiges Vorurtheil für ihn geweckt, so schickte er

*) Loyola hat seinen Freund und Jünger wegen dieses raschen Taufens rückhaltlos getadelt.

nun oft seine Knaben mit Kruzifixen zu den Kranken und konnte melden, daß die Auflegung derselben in den meisten Fällen Genesung bewirke.

Großer Eindruck auf die Umwohner war jedoch mit solchen Operationen nicht zu erzielen. Zwar ließ sich auch ein Brahmane taufen, der dafür als Lehrer angestellt wurde, aber seine Beweggründe werden nicht offenbar. Er blieb der einzige. Ein anderer Gelehrter hätte wohl die Taufe angenommen, wenn sie verborgen bleiben konnte, doch dazu wollte Xavier mit Recht sich nicht verstehen. Einmal disputirte er in einem Tempel mit 200 Brahmanen, die seine Lehre und Person als lobenswerth anerkannten, aber es für unmöglich erklärten, ihre gesicherte Stellung aufzugeben.

Die christlichen Paramar übten auch keinen günstigen Einfluß auf ihre Umgebung aus. Xavier schickte den Amtsdienner aus, um Weiber, die sich noch mit Arrak berauschten, auf drei Tage einzusperren und um einen Fanam zu strafen. Den Pattankattis droht er, wenn sie in ihren alten Laster, ihren Lustbarkeiten und Tänzen fortfahren, werde er sie geschlossen nach Kotschi führen lassen und von der Rückkehr nach Punical werde dann nicht mehr die Rede sein. Seinen Mitarbeiter, Fr. Mansilla, ermahnte er, mit allem Ernst den Werkstätten nachzuspüren, da die Götzen heimlich fabrizirt werden. Uebrigens möge ihm Gott Geduld verleihen, das erste Erforderniß im Verkehr mit diesem Volke, das der Unrath des Menschengeschlechtes sei; die Schwachheitsünden seien mit viel Langmuth zu tragen und ein heiteres Gesicht beizubehalten, auch wenn einen die Leute beständig mit den kleinen Anliegen quälen, die ihre einzige Sorge ausmachen!

Das war im März 1544, zu einer Zeit, da er schon Indien zu verlassen und etwa den Priester Johann in Aethiopien aufzusuchen gedachte. Was ihm den längern Aufenthalt unerträglich machte, war das gewissenlose Treiben der Portugiesen. Da ist z. B. ein Portugiese, der sich Menschenraub erlaubt; ein anderer, Paiva, der Gouverneur des Hafens Tuticorin (Tuttukudi), bedrückte die Christen aufs gewissenloseste und mußte von Xavier mit den Schrecken der Inquisition bedroht werden, an deren Vorstand, Prinz Heinrich, er selbst zu schreiben entschlossen war. Nur durch solche Schreckmittel kann er hoffen, die Portugiesen in leiblicher Ordnung zu halten. Ueber jedem Beamten muß die Drohung schweben, daß er, Xavier,

ihn aus dem Buche des Lebens zu streichen vermöge. Wie glücklich erscheint ihm in dieser Umgebung das Loos eines Knechtes Christi, der da wirken dürfte, wo noch keine Europäer sind, „da diese immer niederreißen, was wir aufgebaut haben.“ Das Leben ist ihm oft eine Last, wenn er so viel Böses unter seinen Landsleuten findet und es doch nicht zu hindern vermag.

Xavier suchte sich nun an den König von Travankor (Tiruvibandobu) zu machen, welcher die Südküste diesseits und jenseits der Ghats beherrschte, selbst aber dem Rayer zinsbar war. Er besuchte dessen Verwandten und Stellvertreter in der Nähe von Manapādu, den die Portugiesen schwer gereizt hatten. Doch gelang es ihm, den Fürsten zu besänftigen und sogar ein Geschenk von 2000 Goldfanam zur Erbauung christlicher Kirchen von ihm herauszulocken. Uebrigens scheint der Fürst selbst kaum im Stande, den zugesagten Schutz der neuen Christengemeinden wirksam zu machen. Nicht nur ließen sich die eingebornen Satrapen, Pilla (Kind) genannt, wenig sagen; die Steuereintreiber, die mit Heeresmacht herumzogen (sie heißen Badaga's d. h. Nördlinger, Telugu's), suchten sogar im Sommer 1544 die Parawa's mit solchen Bedrückungen heim, daß diese ans Kap Kumari flüchteten, wo Xavier selbst sie aufsuchte, mit Nahrung versah und nach Manapādu brachte. Dasselbst versprach der Radscha, er wolle sie „nach Kräften“ schützen, d. h. wenn die Badaga's kommen, sie wenigstens zuvor benachrichtigen, daß sie Zeit zur Flucht gewännen. Diese Pilla's und Badaga's scheinen es übel vermerkt zu haben, daß die Portugiesen auf der Küste hausten, als wären sie herrenloses Land. Sie fielen daher im August über Tuticorin hin, verbrannten dem portugiesischen Gouverneur Haus und Schiff, und nöthigten ihn zur Flucht auf die nahen Inseln.

Von diesen hatte eben Mannar große Bedeutung erlangt, indem dort die unter den Fischern der Küste angezettelte Bewegung sich fortpflanzte und viele derselben katholisch wurden. Der Tamil-König von Jaffna (Nālpānam), der nördlichen Halbinsel Ceylons, hatte nun zwar sich selbst den Portugiesen unterworfen und zu einem jährlichen Tribut von 4000 Dukaten verpflichtet, aber der Uebertritt seiner Unterthanen zum Glauben der Oberherrn reizte ihn dergestalt, daß er die Neubekehrten mit Truppen überfiel und ihrer 600 (?) niedermachen ließ. Sogar seinen, dem Christenthum geneigten Sohn soll er in seiner Wuth ermordet haben.

Wie nun Xavier schon im letzten Jahre die Sitze der portugiesischen Macht, Kotschi und Goa, besucht hatte, um die lässigen Regenten zu treuerer Pflichterfüllung anzustacheln, so machte er sich auch jetzt auf den Weg. Er reiste im November 1544 durch Travankor, wo er in einem Monat 10,000 Fischer getauft haben soll (in 10 Dörfern zwischen Virindscham und Perumanel, und 7 Dörfern weiter gegen Norden); ein Unternehmen, dessen Gelingen er selbst der Thätigkeit des bekehrten Malabaren Antonio Fernandez zuschreibt, eines eifrigen, dabei vorsichtigen und erfahrenen Mannes, an dessen Rath er sich beständig halte. Von Kotschi, wo er den 16. Dezember anlangte, begab er sich nach Goa und erreichte dort, daß die Regierung den König von Mannar zu vertreiben und durch seinen, dem Christenthum geneigten älteren Bruder, zu ersetzen beschloß. Ausgeführt wurde übrigens dieser Strafzug erst sechzehn Jahre später. —

Wir bekommen hiebei einen kläglichen Eindruck von dieser Art des Missionirens. Ueberall ist entweder Intrigue oder Gewaltanwendung das Mittel, die Herrschaft der Kirche auszudehnen. Xavier gebraucht die ihm selbst gründlich verhassten Behörden, um seinem Werke Vorschub zu thun, ohne zu bedenken, wie er damit nur erreicht, daß der katholische Name mit dem Parangi Namen identifizirt und zum Abscheu aller Hindu's gemacht wird. Parangi (Franke, d. h. Portugiese) hieß hinfort jeder katholische Christ, sogar in der Kirchensprache der Neubekehrten!

Nun aber gieng Xavier einen Schritt weiter. Er schrieb an König Joao III über den Stand der Dinge im portugiesischen Asien. Zunächst empfiehlt er ihm den, eben jetzt nach zwölfjährigem Dienst aus Malabar heimkehrenden, bischöflichen Vikar Mig. Baz, als einen Eiferer für Gottes Ehre, zu näheren Mittheilungen über Indien. Sodann aber verlangt er geradezu, daß der König seinen christlichen Pflichten besser nachkomme, wozu der einfachste Weg der wäre, daß er einen andern Gouverneur nach Goa sendete, dem aufs strengste aufgetragen würde, fürder in der Hauptstadt kein Heidenthum mehr zu dulden, alle Götzen aufzusuchen und zu vernichten, ihre Bildner zu strafen, jeden Feind des Evangeliums entschieden niederzuhalten, dagegen die Neubekehrten durch Gehalte für ihre Verluste zu entschädigen, den christlichen Fischern den ganzen Ertrag der Perlfischerei zu überlassen &c. Wir nehmen ihm den Schritt nicht übel, denn es

sah elend genug aus im portugiesischen Indien, so daß Xavier einen Gefinnungsgenossen in Portugal, Robriguez, beschwören konnte: „Laß nicht zu, daß einer deiner Freunde im königlichen Dienst nach Indien geschickt werde; denn der allgemeine Brauch hat dem Diebstahl an den öffentlichen Kassen nicht blos die Gehässigkeit, sondern alle Schulb benommen. Ueberall wird beständig geraubt und zusammengeschart“ u. Wie sollte aber einem solchen Verderben ein einziger Mann, und wäre er Vicekönig, zu steuern vermögen?!

Und mit diesem Schritt hat Xaviers zweijährige Wirksamkeit in der Tamil-Mission ihr Ende erreicht. Nicht ganz mit Unrecht fällt Abbé Dubois *) darüber das Urtheil: „Franz Xavier, völlig entmuthigt durch die unüberwindlichen Schwierigkeiten in seinem apostolischen Laufe und durch die offenbare Unmöglichkeit, wirkliche Bekehrte zu machen, verließ das Land nach zwei bis drei Jahren. Wo solch ein Mann nichts ausrichtete, konnten seine Nachfolger kaum hoffen, glücklicher zu sein.“ Nur sollte er hinzusehen: mit seinen Mitteln. Daß sich mit andern Mitteln, mit geduldiger Erlernung der Sprache, mit unerschütterlicher Ausdauer auch gegen die Feindseligkeit europäischer Behörden, vor allem mit dem Worte Gottes, in Kraft und Leben übergegangen und den Indiern, Dravidern wie Ariern, zugänglich gemacht, etwas ausrichten ließ, haben Ziegenbalg und seine Nachfolger gehörig gezeigt. Und auch die Nachfolger Xaviers und Dubois finden jetzt, daß sich unter einer protestantischen Regierung mit mehr Hoffnung auf Frucht Mission treiben läßt, als mit allen Schrecken portugiesischer Waffen oder Inquisitionen.

Wir verfolgen noch kurz den weitem Verlauf von Xaviers Leben. Er begab sich zunächst nach Nagapatnam, um die Expedition gegen den König von Jaffna und Mannar abzuwarten; diese zerbrach sich aber, als eines der portugiesischen Schiffe am feindlichen Ufer strandete und die übrigen gegen Auslieferung seiner werthvollen Ladung sich zum friedlichen Abzug verpflichteten. Xavier reiste also schweren Herzens weiter nach des h. Thomas Grab (Mailāpur bei Madras), und suchte dort ein Schiff nach Malakka zu bekommen.

*) Siehe seine Letters on the state of Christianity in India. 1825.

Seine bekehrten Parawa's übergab er der Fürsorge seines Ordensgenossen Mansilla, der mit einem spanischen und drei malabarischen Priestern den Dienst auf der Fischerküste versehen solle. Er selbst sei hier nicht mehr nöthig. Mansilla möge nun mit den Geldmitteln, die der freigebige Cruz spende, Schulen errichten, die Kinder unausgesetzt in den Grundlehren des Glaubens unterrichten und von Dorf zu Dorf reisen. Ueber die malabarischen Geistlichen habe er genaue Aufsicht zu führen, daß sie nicht in Unkeuschheit fallen; sündigen sie, so möge er sie rasch und strenge züchtigen.

Er besuchte sodann Malakka und die Molukken, wo er erfahren durfte, daß an einzelnen Portugiesen sein selbstverläugnendes Beispiel nicht verloren gieng. Im Januar 1548 finden wir ihn wieder in Kotschi, wo bereits von Wundern, die er bewirkt haben sollte, geredet wird. Von hier schreibt er den Vätern seiner Gesellschaft in Travanfor: Glaubt mir, Alles was wir an Indiern zu thun vermögen, beschränkt sich auf zwei Stücke: wir müssen Kinder taufen und sie unterweisen, sobald sie dafür empfänglich sind. *) Thut nun das aufs fleißigste, jenes, indem ihr selbst herumzieht, dieses durch geschickte Kanakkapilla's, die ihr durch Examinationen der Kinder bei euren Besuchen im Athem erhaltet. Seid treu im Dienst der Armen und Kranken, stiftet allenthalben Frieden. Die, welche Götzbilder machen, straft mit Verbannung. Vor den Portugiesen aber dürft ihr eure Christen nie tadeln, sucht da vielmehr sie zu entschuldigen und zu loben; im Uebrigen laßt euch angelegen sein, mit den Portugiesen gut auszukommen und namentlich den Statthalter günstig zu stimmen.

Den König aber bittet er (20. Jan. 1548): Leben Vicekönig und Gouverneur, welcher für die Mission nicht thätig gewesen sei, nach seiner Rückkehr in die Heimat mit Gütereinziehung und langjährigem Gefängniß zu strafen. „Denn nicht wir, sie haben die Gelegenheit, Christen zu machen, und sie sollen sie benützen. Wenn nämlich bei der Ausbreitung des Glaubens das Ansehen des Königs oder seiner Statthalter uns im Stiche läßt, so ist alle Mühe vergebens. **) Glaubet es mir, der

*) „Aus Indien werden nur wenige Weiße oder Schwarze in den Himmel kommen, außer solche, die schon vor dem vierzehnten Jahr in der Taufgnade entschlafen.“

**) Nach Ravarette soll Xavier oft gesagt haben: so lange man ihnen die

ich es mehr als zur Genüge erfahren habe. Laßt sie wissen, daß der einzige Weg, Eure Gunst zu erlangen, darin besteht, so viel Christen als möglich zu machen. Wenn Ihr das gelobt, so werden viele Könige Malabars und das ganze Vorgebirg Kumari in Einem Jahre sich bekehren. Der einzige Grund, warum nicht Jedermann in Indien die Gottheit Christi anerkennt, liegt in dem Umstand, daß der Vicekönig, der diese Pflicht vernachlässigt, von Euch nicht gestraft wird.“ Wie wird der gute Mann jetzt lächeln, wenn er sich noch an diesen Brief erinnert!

Ein anderes Schreiben an Ignatius Loyola, den „Vater seiner Seele“, vom 14. Jan. 1549 läßt tief in sein umgetriebenes Herz blicken. Er beschreibt darin die unglaubliche Abneigung der Indier gegen das portugiesische Christenthum, sowie die Unbeständigkeit der Neubekehrten und klagt über die Schwierigkeiten der Sprachen. Uebrigens seien die Indier so unwissend, daß den Missionaren nicht Wissenschaft, sondern allein Tugend noth thue, namentlich Gehorsam, Demuth, Beharrlichkeit, Geduld, Liebe, Keuschheit, auch Leibeskraft und Geschäftsklugheit. „Die christliche Religion wird uns, die wir hier sind, nicht überleben, daher Brüder nachgeschickt werden müssen. Mit den Studien der Seminaristen geht es langsam, unsere indischen Zöglinge passen nur, um die häuslichen Geschäfte zu verrichten. Weil nun die Eingebornen das Christenthum wie den Tod hassen, um der Sünden willen von Portugiesen begangen, geht alle unsere Arbeit darauf hin, diejenigen zu bewahren, die schon Christen geworden sind. Die Portugiesen behandeln die Bekehrten mit Verachtung und Bedrückung. Daher gehe ich fort nach Japan, wo es keine Muhammedaner, Juden und Christen gibt; drei japanische Zöglinge, die ich von Malakka mitgebracht habe, feuern mich zu diesem Versuche an. Wenn ich einmal deiner, Gesellschaft Jesu! vergesse, so werde auch meiner Rechten vergessen!“

Im April 1549 ist er dann nach Japan gefahren, wo er Menschen finden durfte, wie er sie im Grunde doch immer suchte, „Leute, die sich durch die Ueberzeugung, nicht wie in Indien durch bloße Aussicht auf Gewinn zu Christo führen lassen. Diese Japaner folgen dem natürlichen Lichte mehr als alle andere Menschen.“

Muskete nicht vorhalte, lassen sich keine rechten Christen erzielen. (Steinmetz, Hist. of the Jesuits, Lond. 1848. I. p. 437.)

Zwei Jahre hielt er sich dort auf, ohne doch die Landessprache zu erlernen, daher er äußerte: er selbst richte nichts aus, öffne aber doch den Weg für seine Nachfolger. Zu solchen empfahl er, beiläufig gesagt, Niederländer und Deutsche, weil sie abgehärteter seien als die südeuropäischen Missionare.

Im Januar 1552 landete er wieder in Kotschi, wo er wenig Freude, nur Handel und Verwirrung vorfand. Daher hat er Loyola, die nach Indien ausgehenden Brüder doch strenger zu prüfen, die Versuchung zur Weichlichkeit und Weltlust sei so groß. Bereits habe er zwei Brüder (? Morales und Gonzalez) *) aus der Gesellschaft austossen müssen, und er fürchte, noch mehrere werden zur Entlassung reis sein. Er meint, es seien schon viele in den Orden aufgenommen und werden es noch immer, die besser draussen bleiben; namentlich sei kein Mann von jüdischer Abstammung zuzulassen (wir hören da den Spanier von reinem Blute), oder der seine Begierden nicht zu zäumen wisse, all das auf die Gefahr hin, am Ende allein übrig zu bleiben. **) Die von ihm Entlassenen verbot er jedem Bruder wieder aufzunehmen, oder auch nur zu beherbergen, und wenn der Vicekönig und ganz Indien Fürbitte für sie einlegen wollten. „Um Alles sollen nur die Brüder in keine weltlichen Handel sich verstricken lassen!“ (Whte er vielleicht, daß er selbst hierin schon zu viel gethan habe?)

Nachdem er sodann Gaspar Barzäus zu seinem Stellvertreter in Goa ernannt, machte er sich (April 1552) auf die letzte Reise; mit zwei Gefährten will er China besuchen und erfährt, daß „der Teufel den Eingang in dieses Reich auf jede Weise zu verhindern trachtet.“ Wohl hätte er gewünscht, seinem Jesu noch länger zu

*) Dr. Hahn in seiner „Geschichte der katholischen Missionen“ nennt Mansilla und Gomez.

**) Einer seiner Nachfolger variirt dieses Thema in einer von Missionsgesellschaften noch jezt zu beherzigenden Ausführung: „Wir brauchen Leute wie Gideons Krieger, wenige, aber starke Helden, in strenger Manneszucht gehalten, die von der Welt nicht mehr trinken, als hinreicht den Durst zu löschen, und für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten ihre irdenen Gefäße hinwerfen und zertrümmern. Weil aber der Streit im Dunkel der Nacht geführt wird, so sind die Lampen des Glaubens und der Liebe anzuzünden; denn gefährlich ist's zu kriegen ohne Licht. Auch die Trompeten der Weisheit und des Wortes Gottes sind mitzubringen, damit die Teufel verschreckt und unsers Herrn Jesu Name überall verherrlicht werde.“

dienen, doch ist ihm (13. November) diese Sehnsucht von der brennenden Begierde nach Seiner Gegenwart bereits verschlungen. Nach einem kurzen Fieber entschlief er 2. Dez. 1552 in einer elenden Hütte auf der Insel Sanschan, indem er den Jüngern seines Ordens den Eintritt in das chinesische Reich als sein Legat hinterließ. Er starb zur rechten Zeit, denn Ignatius hatte schon den Brief geschrieben, der den Jünger bei seinem Gehorsamsgelübde beschwor, nach Europa zurückzukehren.

Gewiß ein innig frommer, grundredlicher Mann, so vielfach er auch in seinen Mitteln fehlgriff! Er war oft so ins Gebet vertieft, daß er mit dem Fuß an Steine stieß, oder auf die Knie fallen und ausrufen konnte: O Herr, genug, mehr als genug von Seelenwonne! Auch im Schlafe sollen ihm oft Gebetsseufzer entfahren sein: O Herr, o gütiger Jesu! O mein Schöpfer! — Die zehn Wunder aber, auf deren Grund er 1622 zum Heiligen erklärt wurde, sind nicht erwiesen (Tobtenerweckungen ic.), und einige derselben scheinen uns geradezu lächerlich. Was soll man auch davon halten, daß er beim Messelesen eine Elle hoch vom Boden aufgehoben wurde, oder daß er, der nie Tamil oder Japanisch erlernt zu haben bekennt, „eine Sprachengabe besaß, vermöge deren er so geläufig und elegant redete wie die Eingeborenen, und wenn Leute verschiedener Zungen seine Zuhörer waren, von ihnen verstanden wurde, als höre ihn jeder in seiner eigenen Sprache reden!“ Es scheint, der Orden wollte nun einmal einen gefeierten „Apostel Indiens“ haben, und es gelang ihm, den im Leben vielfach hart getadelten und scharf kritisirten Mann nach seinem Tode zum Mustermissionar und Schutzheiligen der Glaubenssache zu stempeln.

Ein Theolog war er nicht. In seiner Christenlehre für die Molukken behauptet er z. B.: „Bei Annäherung des Weltendes werden alle noch lebenden Menschen sterben; auch die Vollkommenen müssen dann den Tod kosten und so mit den Uebrigen erweckt werden!“ Von protestantischem Sauerteig ist bei ihm nichts zu verspüren, obgleich schon vielfach behauptet worden ist, er sei eben um desselben willen in die ferne Heidenmission geschickt worden. Uns will scheinen, daß seine Bibelfenntniß nie eine eingehende gewesen sein kann, daher die Ketzerei, von deren Schlingen ihn Ignatius auf der Pariser Universität errettet haben soll, mehr in Freigeisterei und Weltliebe als im Geschmack am Evangelium bestanden haben

mag.*) Wohl lehrt er einmal ein schönes Gebet: „Wäge, o Herr, meine Sünden auf der Wage der Verdienste des Leidens und Todes meines Herrn Jesu Christi, und nicht meiner geringen und nichtswürdigen Verdienste ab, so werde ich von der Macht meines Feindes frei sein und zum Genuße der ewigen Freuden des Paradieses eingehen. Amen.“ Darauf folgt dann aber ein Gebet zu der h. Jungfrau, als „der Hoffnung der Christen“, zu Michael, dem h. Schutzengel u. Unter Vergebung der Sünde versteht er nur die priesterliche Absolution, welche den Büßenden die Gnade Gottes wieder eingießt; und „wenn die Heiligen statt unser Leiden oder ihre vergangenen Leiden für uns aufopfern, so werden wir von Schuld und Strafe befreit.“ Doch kommt er, wie sein Lehrer Ignatius, immer wieder auf die Liebe zurück, die uns zuerst geliebt und damit uns bewegt, zieht, treibt und entzündet, wieder zu lieben. Darum bleibe er uns werth mit allen seinen Mängeln!

Zwei Jahre nach seinem Tode schätzte Pater Brandon die Christen der Fischerküste auf 12,500, oder die der Malabarküste eingerechnet, auf 20,000.***) Sie haben ihr katholisches Christenthum bis heute festgehalten, ohne aber auf ihre Nachbarn merklichen Einfluß auszuüben. Doch wird Xaviers Bild in der Nähe des Kaps Kumari auch von Heiden verehrt, welche die Kapelle den Tempel des großen Padre (peria padri ambalam) nennen.

*) Loyola soll den Studenten bei seinem Ehrgeize gefaßt haben, indem er diesem ein weiteres Ziel steckte, als sich durch literarischen Ruhm erlangen ließ (Steinmetz I, 291). Man nehme dazu, daß Xavier in Paris über den Aristoteles Vorlesungen hielt, und dabei solchen Staat machte und so viel Geld brauchte, daß sein Vater ihn schon zurückzurufen gedachte (Tursellini p. 9 ff.), so wird man in den Gefahren, aus denen Loyola ihn herausriß, keinen Anhauch lutherischen Geistes vermuthen können.

**) Dr. Hahn läßt ihre Zahl in den nächsten 50 Jahren auf 300,000 Seelen anschwellen, die „Alle — bei geringer Bildungsfähigkeit — eine große Frömmigkeit hatten;“ es ist das eine der vielen Mythen dieses unkritischen Werkes. Der ebenso unzuverlässige Dr. de Djunkovskoy aber behauptet (in seinem Dict. des Miss. cath. Paris 1863), „daß es nur ein Vierteljahrhundert bedurfte, um die glänzendsten Missionen des h. Xavier zu ruiniren.“ Wir überlassen es den beiden Lobrednern der katholischen Missionen, diese Differenz auszugleichen.

Literatur.

Hawaii-Mei. Ein Bild aus der Inselwelt des stillen Oceans in sechs Gesängen von Karl Eduard Furer. Barmen 1867. W. Langewiesche's Verlag.

Der verehrte Verfasser, Herr Pastor Furer zu Kronenberg bei Elberfeld, führt uns in dem epischen Gedichte „Hawaii-Mei“, welches seinen Namen hat von der Inselgruppe, welche die Entdecker nach dem damaligen Lord der Admiralität Sandwichs-Inseln genannt haben, ein Stück aus der Missionsgeschichte vor die Augen, welches unzweifelhaft zu den Glanzpunkten derselben gehört. Es umfaßt einen Zeitraum von 100 Jahren, läßt uns einen Blick thun in die Greuel des Heidenthums, zeigt, wie das erste Licht des Evangeliums auch in das Volk der Kanaka's eindringt, und bietet uns zuletzt ein Bild des blühenden Zustandes, in welchem das Volk seit seiner Bekehrung sich befindet. Geben wir den Inhalt der sechs Gesänge kürzlich an! Fern im Westen sieht Cook, der Weltumsegler, etwas Weißes aufsteigen, und weiß nicht ob es bloßer Nebel, ob es Insel-land ist. Er fordert den alten braunen Bootsen auf, der gekauert in einer Ecke des Schiffs sitzt, zu lügen, was das Weiße sei. Der Bootse lügt — lügt unverwandt, und als Insel-land erkennt er, was Cook in der Ferne erblickt. Und je länger er schaut —, Erinnerung steigt in seiner Seele auf; das ferne Land — es ist sein Heimatland. Seit er vor vielen Jahren Schiffbruch gelitten hat, und von Fremden gerettet worden ist, ist er durch viele Meere und Länder gekommen, und soll nun noch einmal, ehe das lebensmüde Auge sich schließt, sich „baden in der Heimat Sonnenlicht“. Er zeigt Cook die Feuerberge Mauna Kea, Mauna Loa, Kilauea, die allmählich aufsteigen, und je mehr das Schiff der Insel naht, um so mehr erstaunt das Schiffsvolk über all die Herrlichkeit und Pracht, die es da schaut. „Wunder gleich Hawaii's Wundern hat ihr Auge nie geschaut.“ (1. Gesang: Entdeckung.) Das Schiff landet; „aber ob in Jugendschöne glänzend hell das Eiland strahlt, doch des Menschenkindes Bildniß nächtlich düster hier sich malt.“ Tausende hungern in dem reichen Lande in Folge des Tapu, eines Bannes, der auf vielen Lebensfrüchten liegt; Menschen werden gemordet, Kinder geopfert, der Haifisch mit zerstückten Menschenleibern gefüttert, Wollust herrscht überall statt des heiligen Ehebündnisses, und wie wenn die Kanaka's,

der Insel Bewohner, selbst es fühlten, wie tief sie gesunken, nennen sie sich Kanaka-Thiere. Kaum ist Cook gelandet, so kommen der Kanaka's braune Schaaren von allen Seiten herbei, und staunen über die Wunder, die sie da sehen, und als ein Häuptling „eisenhungrig“ zum Rauben auf's Verdeck kommt, schmettert ihn eine Kugel sofort todt nieder. Nun sind die Schiffsleute keine Menschen mehr, Götter sind sie, und Cook ist Vono selbst, der Kriegsgott. Um seinen Zorn zu sühnen, werden auf den Rath der Häuptlingsfrau die schönsten Dirnen ihm gesendet. Cook nimmt das Geschenk an, aber schlimmen Lohn tragen die armen Opfer heim. Und damit nicht genug, als Gott läßt der große Weltumsegler sich verehren, in dem Heiau nimmt er zwischen Götzen seinen Sitz. Einige Zeit währt die Verehrung, da stirbt ein Weißer, und nun „zerrinnt des Wahnes Blendwerk, und das Göttergrauen schwand“. Die Opferwilligkeit hört auf, eigener Mangel treibt die Kanaka's zum Stehlen, und als Cook, ein geraubtes Boot zu suchen, an's Land gestiegen ist, sinkt er, den man jüngst noch als Gott verehrt hatte, als Opfer heidnischer Wuth. Blutige Rache nehmen seine Gefährten, dann verläßt das Schiff die Insel. (2. Gesang: Cook und die Kanaka's). Vierzig (?) Jahre sind seitdem verschwunden. Da kommt der edle Vancouver und lehrt die Kanaka's Handwerk und Gartenbau. Der gelehrteste seiner Schüler ist der König Kamehameha. Bei seinem Scheiden verspricht er diesem, Gotteslehrer zu senden. Doch ehe sie kommen, ist er, des Volkes größter König, schon in's Schattenreich gerückt. Sie predigen von dem Einen Gott im Himmel, und preisen die Wunderliebe Jesu, und die Königin-Wittwe ist die erste, die unter's Kreuz sich beugt. (3. Gesang: Missions-Brigg). Die Göttin Pele ist die Göttermutter, welche ihren Sitz hat in dem Krater des Kilauea mit seinem Feuersee. Jeder Ausbruch des Vulkans wird ihrer Macht zugeschrieben; im 4. Gesange (Pele) wird ein solcher in seiner ganzen Schauerlichkeit geschildert.

Die Furcht vor Pele's Macht blieb, selbst als das Christenthum schon Erfolge errungen hatte, bis zu dem Ereignisse, welches im 5. Gesang: Kapiolani, erzählt wird. Die Königin, „ihres Volkes Bonifacius“, faßt, da kein Mann sich dazu findet, in ihrer Heldenseele den Entschluß, Pele's Tapu zu brechen. Gemahl und Kinder bitten sie dringend, das Wagniß nicht zu unternehmen. Sie aber läßt durch Nichts sich abhalten, und schreitet beherzt und voll Gottvertrauen,

von des Volkes Menge begleitet, dem Berge zu. Die Priesterin der Pele stürzt ihr entgegen und ruft ihr zu:

„Kapiolani, Kapiolani, weich zurück, du Unglücksweib!

„Nimmer naht zu Pele's Fluthen ungestraft ein Menschenleib.“

Kapiolani hält die Schrift ihr vor, und spricht:

„Also hat die Welt geliebet Gott, daß Er von Seinem Thron

„Sanfte für das Heil der Sünder seinen eingebornen Sohn.“

Scheu weicht die Priesterin zurück, und weiter schreitet die Königin. Schon sieht sie des Kraters „schauerliche Majestät“, da betet sie, gießt verächtlich Wasser in der Pele Becken, und unverseht kehrt sie vom Abgrund zurück. Lauter Jubel umrauscht sie vom Volke, das ängstlich geharrt hatte, und die Christen stimmen Danklieder an.

Endlich der 6. Gesang: Königin Emma, versetzt uns in die Gegenwart, läßt uns einen Blick thun in die Verwandlung, die mit dem Volke seit seiner Befehung vor sich gegangen ist, und die sich am schönsten zeigt, wenn „des Sabbath's Frühroth aus den Wellen steigt“. Unter Allen aber erglänzt am hellsten Königin Emma, Jesu sanfte Jüngerin. Sie vermählt sich mit Kamehameha, und beide Gatten, tief vereint im Glaubensgrunde, führt „der Jesusliebe Leitstern eine Bahn“. Nach langem Harren wird ihnen ein Sohn geschenkt, aber bald stirbt das Kind, und rasch folgt der Gatte nach. „Was auf Erden Glück man heißet, ward geschenkt ihr und — geraubt; Eins nur kann kein Tod ihr rauben: Emma hofft und liebt und glaubt.“ Nun ist: „Jesum preisen, Lieb' erweisen, trösten, lindern Gram und Leid“ — ihre Wittwenarbeit. Mit einem Blick auf die Mission und ihr Werk schließt das Gedicht.

Wir hoffen, daß dieß genügt, Manchen zu veranlassen, nun selbst das schöne Gedicht zu lesen, und wollen zu seiner Empfehlung schließlich nur noch bemerken, daß es von Anfang bis zu Ende von einem echt christlichen Geiste durchweht ist, und von viel dichterischem Geschmacke zeugt. Die Natur- und Sittenschilderungen sind höchst anziehend. Die Sprache ist schön und würdevoll. Ob die Farben für die strenge historische Wahrheit nicht manchmal zu stark aufgetragen sind, wollen wir hier nicht untersuchen; Emma's Gatte scheint uns jedenfalls zu günstig geschildert. Möge — mit diesem Wunsche schließen wir — Herr Pastor Fürer uns später mit noch manchen ähnlichen Produkten aus dem weiten Missionsgebiete erfreuen! C.

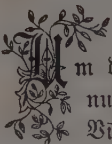


Madagassische Christen und eines Märtyrers Wittwe.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

2. Robert dei Nobili.

m dem Christenthum, wie es an der Fischerkiste fortvegetirte, nun auch am Hofe des Königs von Madura, des Mütta Virappa Nāyaken, Eingang zu verschaffen, hatte ein portugiesischer Prediger ums Jahr 1592 in der Hauptstadt selbst sich niedergelassen. Es war der eifrige Goncalvo Fernandez, ein Mann von geringer Bildung. Allein er richtete Nichts aus; kein Heide aus den höheren Kasten wollte Franke werden, was nach der ungeschickten Uebersetzung des Katechismus für gleichbedeutend mit Christen werden galt. Franke bedeutete einmal für die Hindu's einen unwissenschaftlichen Menschen, der Ochsenfleisch ißt, Branntwein trinkt und mit Pareiern sich abgibt. Es war natürlich, daß die höheren Geschlechter kein Bedürfnis in sich fühlten, in einen andern Stamm (kulam) sich aufnehmen zu lassen, am wenigsten in den durch so viele Gewohnheiten für sie abstoßenden Frankenstamm. Aber auch die Pareier wollten sich nicht unterrichten lassen; Fernandez Predigt blieb unfruchtbar.

Als nun im Dezember 1606 der Provinzial von Malabar, A. Laerzio, diese Mission in Gesellschaft des hochgeborenen Römers Robert dei Nobili besuchte, der drei Jahre zuvor in Indien gelandet war, stund diesem das Vorbild eines Paulus vor Augen, der Allen Alles wurde, und mit hochherzigem Entschluß sprach er es aus: Ich will ein Hindu werden, um die Hindu's selig zu machen! ja er gelobte Gott, bis zu seinem letzten Athemzug als heiliger Büsser zu leben.

Sobald die Genehmigung des Erzbischofs von Cranganor ein-

geholt war, stellte Nobili sich den Brahmanen als ein Sannyäsi, d. h. Weltentfager vor, der weder Franke, noch Portugiese sei, sondern ein Radscha von Rom. Er kleidete sich in das rothgelbe Büßergewand und lernte (an einem Nagel zwischen den Zehen, weil das Leder den Reinen ein Greuel ist) die beschwerliche Holzsohle nachschleppen. An seiner Brahmanenschnur, aus drei Gold- und zwei Silberfäden bestehend, trug er ein Kreuz und wußte diese Symbole alle in der Gelehrtensprache, dem höhern Tamil, geistlich zu deuten. Bedient war er ausschließlich von Brahmanen, die ihm einmal des Tags Reis, Milch und Gemüse brachten.

Mit dem portugiesischen Missionar Fernandez unterhielt er nunmehr keinerlei Gemeinschaft*); er hielt sich irgendwo im Brahmanenquartier der Hauptstadt verborgen, gieng nie aus und mied alle Gesellschaft. Eben damit lockte er sie an; Jedermann wollte den neuen Sannyäsi sehen. Allein den Besuchern wurde entgegnet: der Vater betet, er studirt, er sinnt über das göttliche Gesetz zc. Vielleicht erst das drittemal wurde der hartnäckige Besuch eingelassen und traf dann einen in Nachdenken versunkenen Mann von imponirender Gestalt, auf rothem Teppich niedergetauert, der mit gefalteten Händen begrüßt werden mußte. Wer aber sein Schüler werden will, hebt dreimal die Hände über das Haupt, wirft sich dann auf den Boden und wagt nur stehend mit dem Lehrer zu sprechen.

Gern hätte der König den Wundermann gesehen; allein dieser hielt es noch nicht für zeitgemäß sich vorzustellen — er hatte noch gar viel zu lernen — und ließ sich bei der Majestät entschuldigen: einmal sei er in geistliche Betrachtung vertieft, und dann vermeide er die Straßen, um sich nicht durch den Anblick von Weibern zu verunreinigen.

Schon aber meldet sich ein Guru, ein Philosoph, an, um über den Weg des Heils zu disputiren. Zwanzig Tage lang währt der Wortkampf, wohl 4—5 Stunden des Tags; mit philosophischem Scharfsinn wird über Schöpfer und Geschöpf, über den Lohn der Thaten durch die Seelenwanderung zc. gestritten, bis endlich der Guru sich für überwunden bekennt, Unterricht in der christlichen Lehre nachsucht und mit der Taufe den Namen (des Provinzials)

*) Daß er Anfangs bei demselben gewohnt hatte, blieb freilich eine unbequeme Thatsache, die sich nie ganz wegzulagern ließ.

Albert empfängt. Er wird nun selbst ein begeisterter Apostel der neuen Lehre und treibt gar viele Teufel aus, nachdem er sie erst noch genöthigt hat, die Wahrheit der Christenlehre zu bezeugen.

Wunderbare Bekerungen folgen, Krankheiten werden durch Weihwasser, Reliquien oder Auflegen des Evangeliums Johannis geheilt; schon das bloße Kreuzeszeichen wirkt die erstaunlichsten Kuren, und Eine solche Kur bringt 20 Taufbewerber herbei. Am Thomastag 1608 allein werden 9 Erwachsene getauft und die Getauften verbreiten überall die neue Lehre, erwehren sich allerlei heidnischer Zumuthungen und sind bereit, für die Wahrheit des Christenthums Gottesurtheile (wie durch siedendes Del) zu bestehen. Schon sendet der neue Muni (Heilige) Boten und Briefe an große Herren in der Ferne und in der Nähe, und fordert sie auf, endlich den wahren Heilsweg einzuschlagen, den er sie lehren wolle.

Wie verhält sich aber das Heidenthum gegenüber diesem Angriff? Schon im Dezember 1608 bricht der erste Sturm los. Nobili wurde angeklagt, die drei Hauptgötter zu läugnen, anderen Gurus ihre Schüler zu entziehen, durch seine Gegenwart den Regen abzuhalten &c. Namentlich aber hieß es, er sei gewiß ein Franke oder Türke; habe man ihn doch früher in Schwarz gekleidet gesehen, und jetzt wage er, sich von Brahmanen bedienen zu lassen und erfreche sich, ihre heiligen Bücher zu studiren! Man müsse seinen Brahmanen den Zopf abschneiden, die Schnur abnehmen und die Augen ausreißen. Ein panischer Schrecken kam über die brahmanischen Köpfe, sie wollten kein einziges Mahl mehr für Nobili bereiten, sondern flohen bestürzt; während auch die neuen Christen, mit Schimpfwörtern, wie Frankensklave &c. überhäuft, allen Muth verloren und Padre Fernandez sich Nachts herbeischlich, um Nobili zur Flucht zu rathen.

Dieser aber erkannte richtig, daß damit sein Werk der Vernichtung preisgegeben wäre, entschloß sich daher zu bleiben und wußte einen der Staatsrätthe (den Ermekatti) so für sich zu gewinnen, daß dieser ihm Ruhe vor seinen Feinden verschaffte. Indessen hatte sich (Febr. 1609) der Brähmane, der Robert im Sanskrit unterrichtete, vor einer Versammlung von 800 Brahmanen zu vertheidigen. Er führte seine Sache mit großer Gewandtheit. Wenn man nämlich behauptete, der Sannyasi sei weiß und darum ein Franke, so lasse sich ebensogut vom Ankläger sagen, derselbe sei schwarz und darum

ein Pareia. Vielmehr gebe es unter den Weißen auch verschiedene Kasten, nicht bloß Franken und Türken. Zu behaupten, daß das Gangeswasser für sich allein nicht reinige, sei keine Kezerei; ohne Gotteserkenntniß und Andacht wirke es nichts zc. Man sieht übrigens, daß allem Scharfsinn aufgeboten werden mußte, um dieser Anklage zu begegnen; Nobili dankte Gott, daß Er der Sache eine so glückliche Wendung gegeben habe, freilich ohne zu fühlen, daß im Fortschritt der gewagten Unternehmung der letzte Rest von Taubeneinfalt der auf die Spitze getriebenen Schlangenflugheit zum Opfer fallen müsse.

Das Heidenthum durchdringt nämlich alle Verhältnisse des Lebens in solchem Grade, daß für immer neue Schwierigkeiten Rath geschafft werden mußte. Im Januar z. B. feiert man das Fest des Pongal oder Reissiedens. Die Christen wären unglücklich gewesen, wenn sie sich davon hätten ausschließen müssen; also erlaubt ihnen Nobili, ihre Milch mit Reis am Fuße eines Kreuzes zu siedeln. Das Bestreichen der Stirne mit heiliger Asche hat er zuerst verboten; aber die Unterlassung macht Rumor; er sieht sich also genöthigt, Sandalpulver mit einer Formel zu weihen, die ihm der Erzbischof aufsetzt. Sein brahmanischer Lehrer will getauft werden und zerreißt seine Brahmanenschnur; Nobili weiht ihm eine andere und hängt ein kleines Kreuz daran, um zuerst zu sehen, wie die Aenderung aufgenommen wird. Und vieles, ach so gar vieles muß ganz insgeheim geschehen. Brahmanen schreiben die Weda's nicht, sondern lernen 10—12 Jahre daran, sie dem Gedächtniß einzuprägen; Nobilis Lehrer aber schreibt sie insgeheim für ihn nieder. „Die Sache ist gefährlich, aber unumgänglich nöthig, denn — von der Kenntniß dieser Geheimnisse hängt die Bekehrung der Heiden ab!“ Am Pfingsttag 1609 (7. Juni) taufte er dann diesen Brahmanen (Devadatta), den zuletzt ein Traum überzeugt hatte.

Nun erfordert aber die Ausdehnung, welche das Werk gewinnt, daß Nobili nicht allein gelassen werde. Neue Schwierigkeit! Denn wo ist der passende Mann zu finden, voll Liebe und Selbstverläugnung, der in Allem sich zu der Lebensweise des Sannyasi bequeme? „Er wird Jahre daran zu lernen haben, und doch beruht auf diesen Kleinigkeiten die ganze Hoffnung dieser Mission; nach meinem Tode läßt sich die nöthige Masse von Kenntnissen vielleicht nicht mehr erwerben.“

Es ist nun lehrreich zu sehen, wie im Jahr 1609 dieser Gehilfe herbeigeschafft wird. Nobili schickt zwei Befehrte nach Kotschi, welche in das ganze Geheimniß eingeweiht sind und also an der verschiedenen Lebensweise der dortigen Jesuiten sich nicht stoßen werden. Im Gegentheil verspricht er sich von ihrem Besuch eine Erweiterung ihrer Anschauungen: sie werden die syrischen Christen (die damals mit Rom unirt waren) in ihrer eigenthümlichen Lebensart beobachten und daraus weiter schließen, daß man Christ werden könne, ohne portugiesisch zu leben. „So wird jenes Vorurtheil, durch welches der Teufel die Befehrung dieser Völker unmöglich zu machen suchte, als ob man mit der Annahme des Christenthums seiner Raste, seinem Adel, seinen Bräuchen entsage, immer entschiedener widerlegt.“

Wirklich war es ein hoher Genuß für die beiden Tamilchristen, die Pracht der Kirche in Kotschi zu sehen und dann bei dem Erzbischof in Angamali einen tieferen Blick in das Leben der hochadeligen syrischen Christen zu werfen. Als der Erzbischof sie firmelte und ihnen erklärte, der Backenstreich, den er ihnen gegeben, bedeute, daß sie um des Glaubens willen auch Schmach auf sich nehmen müßten, antworteten sie entschlossen: „ja sogar den Tod, und das mit Freuden.“ Beladen mit Medaillen, Rosenkränzen und Bildern kehrten sie nach Madura zurück und stärkten dort den Glauben der übrigen Befehrten.

Ein Vater Leitaõ folgte ihnen bald auf dem Fuße nach, gekleidet in die Tracht des Aher. So hieß man nun allgemein den römischen Sannyasi; der Name bedeutet einen Göttlichen oder Brahmanen und er ist seither in der Tamil-Christenheit der Titel jedes Missionars, auch der protestantischen Kirchen, geworden! In der ersten Aufregung fand Leitaõ die beschwerliche Reise über die Berge, unter den Regengüssen des August, eine leichte Aufgabe. In Madura wurde er mit hoher Freude empfangen; übrigens dauerte sie nicht lange, da sich bald herausstellte, daß er die Entbehrungen des Büsserlebens nicht fortsetzen konnte. Im September zwar schrieb er, er möchte dieses Leben gegen alles Gold der Welt nicht austauschen, wenn es ihn auch etliche Tage gekostet habe, bis er ohne Eckel mit den Fingern habe essen können, was der Brahmanenloch aufgetragen; die Neubefehrten seien wahre Engel; der getaufte Brahmane Dewabatta namentlich zeige sich bereit, Zopf und Schnur, Augen und

Kaste, ja das Leben sich nehmen zu lassen, so dankbar sei er für den wahren Glauben, und erkläre offen, wie im Gesetz der Brahmanen keine Wahrheit zu finden sei u. Uebrigens nach neun Monaten verließ Veitao die Station, da er sich weder an die harte Lebensweise zu gewöhnen, noch das vom Dialekt der Westküste sehr abweichende Hochtamil zu bewältigen vermochte. Es zeigte sich klar, daß dieses System eine Reihenfolge außerordentlicher Männer, wie Nobili unzweifelhaft einer war, zu seinem Gelingen in Anspruch nehme. Wird sich auf eine solche rechnen lassen?

Eine neue Schwierigkeit erhob sich, als der Aher eine größere Kirche zu bauen beschloß. Zwar der Staatsrath Ermelatti schenkte dazu einen geeigneten Platz, aber der erste Brahmane des Soccanaden-(Siwa-)Tempels sprach denselben als zur Pagode gehörig an und rief laut auf den Straßen, der Aher sei ein gemeiner Franke, der mit dem Frankenpader (Fernandez) zusammen gewohnt und gegessen habe. Es war das eine „unglückliche“ Thatsache, welche Nobili nicht weglängnen konnte: er war einmal im schwarzen Priesterrock hergekommen und hatte im Frankenhause logirt. Nobili behandelte den Gegner mit hoher Verachtung: „Beweiset, daß ich ein Franke bin, so will ich mir die Augen ausreißen lassen. Aber nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr den Beweis nicht führen könnt, wird man Euch die Augen ausreißen.“ In der Stille aber beschwichtigte er den Hohenpriester mit einer Geldsumme und erhielt von ihm die Zusage unverbrüchlicher Freundschaft. —

Neue Gefahren erhoben sich von einer andern Seite. Ein Fischerchrist, ob nun von seiner Eitelkeit gestachelt oder von den Brahmanen gewonnen, nahte sich geheimnißvoll einigen Neugetauften von Nobili's Gemeinde und vertraute ihnen im Stillen an, wie der Aher sie, die Nichtsahnenden, durch die Taufe um ihre Kaste gebracht und in die Gemeinschaft der Parangi und Parawar aufgenommen habe, indem der Aher selbst ein Franke sei. Das Herz wollte ihnen fast darüber brechen, 14 Erwachsene blieben alsbald von der Kirche weg.

Umsonst ließ sie der Aher rufen. Mit Mühe konnten sie bezwogen werden, bis an die äußere Thüre des Pfarrhauses zu kommen, ohne jedoch in den Hof zu treten. Sie erklärten mit lauter Stimme, das Christenthum sei ihnen eine willkommene Lehre, aber eher wollten sie sterben, als zur Kaste der Franken gehören. Darauf verfaßte Nobili eine Erklärung, worin er mit den höchsten Eidschwüren be-

theuerte, er sei weder Franke (Portugiese), noch mit dieser Kaste verbunden. Das Gesetz, das er bringe, verlange von niemand, daß er seine Kaste aufgebe oder etwas thue, das seiner Kastenehre zu nahe trete. Es sei dasselbe Gesetz, welches früher heilige Büßer in diesen Landen verkündigt haben, ein Gesetz, das freilich allen Klassen gelte und von allen verlange, daß sie an den einzi gen Gott und an Seinen Sohn glauben. Ein Palmblatt mit dieser feierlichen Erklärung heftete er an einen großen Baum vor seinem Hause und lud Heiden und Christen ein, es aufmerksam zu lesen.

Die Christen scheinen dadurch beruhigt worden zu sein. Aber nun wurde der Brahmane Dewadatta, weil er sich nicht mehr an den Opfern betheiligte, von den Gastmählern der Brahmanen ausgeschlossen. Lange Disputationen der Brahmanen mit Nobili folgten, in welchen Letzterer endlich soweit den Sieg davon trug, daß man ihm glaubte, er sei kein Franke, und wer gegen diesen göttlichen Weisen rede, verdiene eine strenge Bestrafung. Dewadatta wurde nicht weiter verfolgt. Und Nobili konnte schon daran denken, mit der Zeit Sanskrit-Vorlesungen über die indische Philosophie zu halten, wodurch er den 10,000 brahmanischen Studenten des berühmten Kollegiums von Madura näher gerückt wäre. Allein er fand seine Kenntniß der Sprache vorerst noch ungenügend für eine so große Aufgabe. Doch hieß er nun schon der Tatwa-bodhaka-svami (Wesenheits-Lehrfürst).

Antonio Vico, Professor der Theologie in Rotschi, hatte sich (Sept. 1610) aufgemacht, das Loos seines Jugendfreundes Nobili zu theilen. Er hatte bald von neuen Verfolgungen zu berichten, indem auch Ermetatti sich gegen die Europäer einnehmen ließ. Alles drehte sich um die Kastenfrage. Etliche Christen fielen ab, andere schworen: Gesetz auch, der Aher wäre ein Franke, seine Lehre bliebe darum doch die Wahrheit, und keine Macht der Welt soll uns von der Kirche abhalten, in der wir das Heil gefunden haben. Nobili wußte durch seine Festigkeit und Vorsicht den Sturm zu beschwören; einem groben Brahmanen, der ihn duzte und mit Ohrfeigen drohte, begegnete er mit solcher Geduld, daß dieser sich für besiegt erklärte. Und neue Wunder mehrten wiederum die Zahl der Täuflinge.

Vico, der im Hochtamil bedeutende Fortschritte machte, sollte nun die Pflege der Stadtgemeinde übernehmen, während Nobili seine apostolischen Wanderungen antrat. Da kam eine neue Prüfung über

das eigenthümliche Missionswerk, das diesem originellen Geiste seinen Ursprung verdankte, und verurtheilte es zu längerem Stillstand.

Der Pater Fernandez erhielt von seinen Fischerchristen, wie von den Heiden allerhand beunruhigende Nachrichten über die Anbequemungen, durch welche der gelehrte Missionar das Evangelium den höhern Kasten zu empfehlen suchte. Die einfältigen Leute wußten sich Vieles nicht zurechtzulegen, sie konnten die von Nobili gewählten Sanskritworte jedenfalls nicht verstehen, fühlten es aber tief, daß diese neue Christengemeinde sich ihnen nur gar nicht nähere. Fernandez faßte darüber einen weitläufigen Bericht ab, der bei dem Provinzial Perez, Laerzio's Nachfolger, sowie bei den Padres in Kotschi schon darum tief einschchnitt, weil ihr portugiesischer Stolz durch Nobilis geringerschätzige Ansicht vom Frankennamen und seine Losfagung von demselben verletzt war. Der jesuitische Erzbischof von Cranganor aber, Brito, selbst ein Portugiese, nahm Nobili unter seinen Schutz und erklärte, derselbe habe jeden Schritt nach seinen Weisungen gethan. Nobili wurde nach Kotschi berufen, wo er vor den versammelten Vätern sein System zu fast allgemeiner Befriedigung rechtfertigen konnte. Obgleich in Goa die Stimmung sich entschiedener gegen ihn aussprach, deckte ihn doch auch dort die Billigung des Metropolitens, des erfahrenen Dominikaners Alexis Menezes, der zwar 1599 in Malabar bekehrten Brahmanen das Tragen ihrer Schnur verboten hatte, nun aber sich unbedenklich dahin aussprach: Wenn es sich um das Heil Einer Seele handelte, würde ich mich nicht fürchten, 600 Brahmanenschnüre zu tragen.

Aber Fernandez fuhr fort zu schüren; der Visitator der Provinz, N. Pimenta, und die Inquisitoren standen zu ihm; in Rom wurde Nobili als Erfinder einer neuen Mischreligion verdächtigt, und Cardinal Bellarmin beschwor den geliebten Vetter mit Thränen, um der Gesellschaft, der Kirche und der eigenen Seele willen von seinem „falschen Wege“ zurückzukehren: indem er den Hochmuth der Brahmanen nachahmte, streifte er wider die Demuth Jesu Christi. Einen ähnlichen Brief schrieb ihm der General der Gesellschaft, Claud. Aquaviva.

Nobili hatte sich bisher in seinen übermenschlichen Entbehrungen und Kämpfen von der Liebe seiner Brüder getragen geführt. Auf einmal sah er sich von allen verlassen. Er wirft sich mit den Briefen

vor dem Crucifix nieder, prüft noch einmal seinen ganzen Gang und findet, daß er nur zur Ehre Gottes und zum Heile möglichst vieler Seelen denselben gewählt habe. Er kann also nicht Buße thun, bescheidet sich aber, keinen neuen Taufkandidaten anzunehmen, seine Missionsreisen aufzugeben und sich auf die Pflege der gewonnenen Christen zu beschränken. Das geschah im Jahr 1613.

Gern wäre Nobili nach Goa gereist, um sich zu vertheidigen, aber der Visitator erlaubte es ihm nicht. Auf seine Vorstellungen nach Rom antwortete ihm zuerst Bellarmin (1615), dann auch der General (1616), in einer Weise, die zeigte, daß sie im Allgemeinen zufrieden gestellt waren; allein der neue Primas von Indien war ihm entschieden feindlich*) und sein Visitator Palmerio haßte ihn dergestalt, daß er nicht einmal seinen Namen aussprechen mochte. Auch ein bekehrter Brahmane, Bonifacio, fiel von dem Missionar ab und zeugte gegen ihn. Wie Nobili selbst seine Lage ansah, sollte er, ähnlich seinem Vorbild, dem Apostel Paulus, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte gehen, und er nahm die Prüfung mit Freuden auf, sei's, daß damit ein Theil seiner früheren Sünden abgebußt werden sollte, oder daß er dem Leiden Christi, das er predige, ähnlicher werde.

Dem Bericht, den er über sein ganzes Verfahren aufsetzte, entnehmen wir einige Hauptpunkte. Man hatte ihm die Ehrennamen vorgeworfen, die er sich beilegte. Da sucht er nun zu beweisen, daß er sich mit Recht Gurn oder Aher, Sannyasi und Radscha nannte; die Gründe für solche Titulaturen liegen jedenfalls nicht im Stolz. Ebenfowenig rühre es von diesem her, wenn er seine Mitarbeiter zunächst als bloße Jünger aufgenommen habe. Bei ihrer Unbekanntschaft mit der Sprache und den Gebräuchen habe er sie nur durch eine solche Stellung allerhand Zumuthungen, denen sie noch nicht gewachsen gewesen wären, zu überheben vermocht.

Schwächer fällt der Beweis aus, daß Parangi (vom arabischen und persischen Farangi, d. h. Franke) gar nicht Europäer oder Portugiese bedeute. Es sei ein Schimpfwort, das besonders den Misch-

*) Nach *India orientalis Christiana*, von Paulinus a S. Barth. Rom. 1794, war es Sebastian a St. Pedro. Paulinus, ein ehrlicher Deutscher, behauptet geradezu, diese Metropolen von Goa seien gegen alle nicht portugiesischen Missionare feindlich gesinnt gewesen.

lingen gegeben werde und alle mögliche Gemeinheit bedeute, wie man denn den Parangi nachsage, sie essen Kinder in Butter geröstet 2c. Daß der Haß der Muhammedaner den Christen alle möglichen Laster aufbürdete, war ja natürlich, aber Nobili hätte anerkennen sollen, daß einmal im Orient der Europäer und besonders der Portugiese Franke heiße. Dagegen wehrt er sich mit vollem Rechte gegen die kindische Uebersetzung der Frage im Katechismus: willst du Christ werden? woraus die portugiesischen Missionare gemacht hatten: willst du dich zum Frankenstamm halten? (parangi kulam pidikka.)

Eine Trennung der Kircheneinheit, verwahrt er sich feierlich, sei nicht in seinem Sinn gelegen. Er habe aus Leuten, die sich nie der früher bestehenden Gemeinde angeschlossen hätten, eine neue gesammelt. Das stimme aber mit dem bisherigen Brauch. Denn die Kareihār Christen (aus einer Kaste von Bootleuten) werden auch in die Kirchen der Parawer (Fischer) nicht aufgenommen, noch die Pulayer (Reisflaven) von Malabar in die der dortigen Fischer (Muffkuwer). Sogar in Europa bestehe wenigstens ein Unterschied der Plätze in den Kirchen.

Nobili rechtfertigt dann die von ihm eingeführten Kunstausdrücke, daß er z. B. für Himmel nicht mehr swargam brauche, weil das bei den Heiden ein sehr fleischliches Paradies bedeute. „Ist es doch dahin gekommen, daß sich unsere Fischer-Christen von einem heidnischen Dichter eine Ode zum Preis der Himmelsfreunden aufsetzen ließen, die sie noch mit Begeisterung singen, obwohl darin Schaaren von Freudenmädchen figuriren. Da keiner unserer Väter die Tamilverse versteht, ist das Lied bis heute uncorrigirt geblieben!“ Für Beichte galt vor Nobili nur das portugiesische confessor, für Geist spiritu, für Kirche igreja 2c. Mit großem Ernst beansprucht er für jedes Volk ein Eingehen der christlichen Theologie in seine Sprache.

Was sodann die heidnischen Gewohnheiten betrifft, beruft er sich auf seinen liebsten Gewährsmann, Thomas von Aquino, für die Behauptung, daß nicht alle Handlungen der Heiden böse seien. Ihm scheint es eine leichte Sache, bürgerliche Bräuche von den religiösen zu scheiden. So könne man den Zopf (eudumi), der durch seine verschiedene Stellung die Kaste bezeichne, wohl unangetastet lassen; ebenso die Brahmanenschnur, über deren Bedeutung die ununterrichteten Brahmanen von Goa die Väter irreführt haben, wie

von dem Primas Indiens, Menezes, anerkannt worden sei. Eine Stirne ohne Zeichen sei für den Indier etwas Erniedrigendes, etwa wie wenn man in Europa barfuß vor einen König trete; die Stirne müsse daher durchaus geschmückt werden, nur nicht mit den Abzeichen der Götzen. Er selbst trage ein Quadrat von Sandalpulver auf der Stirne, weil diese Figur den Doktor bezeichne; den Christen habe er das ovalrunde Zeichen (tilakam) erlaubt, wozu der Erzbischof selbst die Weiheformel bestimmt habe. Den Waschungen habe er nie ein besonderes Verdienst zugeschrieben, obgleich er allerdings, wie seine Christen, vor jedem Essen habe. Aberglaube könne sich an alles Mögliche hängen; so suche man denn, ihn abzustreifen, zum Heile so vieler Seelen, aber schütte nicht das Kind mit dem Bade aus! Wie frei habe doch von Anfang an die Kirche geschaltet, da sie so viele heidnische Bräuche, wie die Neujahrsfeier u. a. nach einigem Schwanken adoptirt und geheiligt habe! Des h. Gregors Weisungen an den Apostel der Angelsachsen boten dafür schlagende Beispiele.

„Wenn nun in vorigen Zeiten die h. Kirche weislich vermieden hat, die Befehrung der Heiden zu erschweren, sollen wir ihnen schon zum ersten Eintritt in die Kirche die allerheroischste Opferthat zumuthen, daß sie ihren Adel, ihre Ehre, ihre ganze bürgerliche Stellung dahingeben und Heloten, Auswürflinge werden? Und all das um einiger auf Vorurtheilen beruhenden Skrupel willen? Ich gestehe, daß ich meine, wir sollten uns einen etwas gewichtigeren Skrupel machen, ob wir nämlich nicht mit unsern übertrieben strengen Anforderungen die Befehrung von Millionen Seelen verhindern, die auch durch das Blut Jesu Christi erkaufte sind?“

Antonio Vico schloß sich in seinem Bericht ganz der Ausführung seines Vorgängers an, nur fügte er noch bei, was dieser aus Bescheidenheit unterlassen hatte, nämlich den Beweis der Güte des Baums aus seinen Früchten. Eine solche Kenntniß des Sanskrit, Tamil und Telugu, wie Nobili sie erreicht habe, lasse sich nur aus einer übernatürlichen Gnadengabe erklären, und die wunderbaren Erfolge der Mission schließen alle Gedanken an etwas Gemachtes von selbst aus.

Nobili wurde nach Goa zur Verantwortung berufen. Der Erzbischof von Cranganor begleitete ihn. Palmerio, der oben erwähnte Visitator, wollte den Gruß des Missionars zuerst gar nicht annehmen; doch als er dessen Bericht gelesen hatte, war er wie um-

gewandelt und übernahm selbst die Vertheidigung der bedrohten Mission. Auch auf andere Väter machte dieser Aufsatz großen Eindruck; gar keinen aber auf den Primas, der alsbald die Synode in seinen Palast zusammenberief, alle Diskussionen abschnitt und die Neuerungen von Madura als „Anstoß erregende“ verurtheilte.

„Ohne solche Schonung,“ erklärte Nobili, „wird sich kein Hindu bekehren.“ Darauf erwiederte ein Doktor: „um so schlimmer für die Heiden; wenn sie sich selbst verdammen, so ist das ihre Sache.“ — Ein anderer meinte: „wer kann auch ein Leben führen, wie es die Madura Mission erheischen würde? Das gieng ja über alles, was die menschliche Natur vermag!“ Nobili aber hoffte, Gott werde immer solche Männer zu finden wissen, welchen Seine Gnade ein Vergnügen daraus mache. — Noch einer spottete: „Hat wohl Christus Ihr Kleid getragen?“ — Nobili: „So wenig wie das Ihre.“ — Ein anderer fragte, ob der Aher mit seinen Absonderlichkeiten ein Bisthum zu erjagen hoffe? Damit kam er schlecht an. Nobili konnte mit Wahrheit sagen: eben um solchen Ehrenstellen zu entgehen, sei er von Rom nach Indien gekommen; er überlasse es Andern, sie zu suchen. Er wußte nicht, daß er mit diesen Worten den Primas selbst an einer wunden Stelle aufs tiefste verletzt hatte. Und nun hagelte es Schimpfwörter und Schmähungen auf den armen Missionar.

Der Inquisitor Almeida, der Erzbischof von Cranganor, der Visitator Palmerio bekannten sich zu ihm, wie auch die übrigen Jesuiten. Das hinderte aber den Erzbischof nur an der schon beschlossenen Verdamnung des Verhörten, ohne daß sich seine Stimmung im mindesten gebessert hätte. Sogar in seinen Predigten zog er unbarmherzig gegen Nobili und die Madura Mission los*). Er beschloß nun, den sichersten Weg zur Vernichtung des neuen Unternehmens einzuschlagen, indem er die Akten mit der gewöhnlichen Schiffsgelegenheit über Lissabon nach Rom sandte, dagegen einen seiner Priester insgeheim auf dem Landwege dahin abschickte, damit er die Kardinäle im Voraus gegen den Missionar einnehme. Natürlich blieb die Sache nicht so verborgen, daß nicht Nobili und

*) Dies erhellt aus einem Brief Nobilis an seinen eben zur Kardinalswürde erhobenen Bruder (Goa, 20. Febr. 1619): »qui etiam in publicis concionibus in me *unum* et Madurensē institutum acerrime invehitur meumque nomen et existimationem assidue mordet et vellicat.«

seine Freunde davon gleichfalls Wind bekommen hätten, daher auch sie das Ihrige thaten, die Intriguen des Erzbischofs zu vereiteln. Ein neuer Bericht wurde aufgesetzt, verstärkt durch ein Zeugniß von 108 Brahmanen, daß es mit Nobilis Behauptungen von den rein bürgerlichen Eigenschaften der Kastenabzeichen seine Richtigkeit habe.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Nobili zu seiner Gemeinde zurück und hatte die Befriedigung, den abgefallenen Erbrahmanen Bonifacio reuig und weich zu finden, wie denn derselbe selbst auch nach Kotschi reiste, um alle früheren Zeugnisse gegen Nobili zurückzunehmen. Am 31. Januar 1623 entschied Papst Gregor XV zu Gunsten der Beibehaltung von Stirnzeichen, Brahmanenschnur, Zopf, Waschungen *zc.*, nur mit dem Vorbehalt, daß kein Aberglaube damit verbunden werden dürfe, indem namentlich Zopf und Schnur nicht von Yogi's, Bhatta's und andern Heiden, sondern vom katholischen Priester mit Weihwasser und bischöflich gebilligten Gebetsformeln geweiht werden sollen. Der Papst stützte sich dabei besonders auf das eingehende Urtheil des Großinquisitors F. Mascarenhas (Lissabon, 23. Januar 1621), welches diese Dinge für bürgerliche Rangzeichen (*politica stemmata et insignia, symbolum politicæ nobilitatis*) erklärt, als welche sie bei Brahmanen der verschiedensten religiösen Ueberzeugungen im Gebrauche seien, und die Zeugnisse Nobilis und seiner Freunde denen des Erzbischofs von Goa als eines bittern Feindes der Jesuiten*), und seiner verstimmt und unwissenden Mönche weit vorzieht. — Damit hat denn auch die katholische Kirche nur die Politik fortgesetzt, die ihrer ganzen europäischen Vergangenheit zu Grunde liegt, wornach nämlich mit dem Heidenthum weniger gebrochen als vielmehr ein Compromiß geschlossen werden muß (*humanæ infirmitatis miserendo*, wie die Formel in der Bulle lautet).

Mittlerweile waren mehr als zehn Jahre vergangen, in welchen die Mission zum Stillstand verdammt war, wenn nicht geradezu Rückschritte eintraten. Der brahmanische Koch, der entlassen werden mußte, verrieth (oder log) aus Rachedurst, daß Nobili auf Besuchen in Kotschi sich schwarz kleide, Ochsenfleisch esse und Wein trinke, be-

*) » *Patribus Societatis ac præsertim archiepiscopo Cranganorensi valde infensus* «.

sonders aber, wie viel Gold von dort herüberkomme. Die Geschenke, welche allein solche Feinde entwaffnen konnten, verzehrten fast alle Mittel der Mission. Aber Nobili läßt sich durch nichts entmuthigen. Er ist nie rathlos, findet immer neue Wege. Einmal ist der Schatzmeister des Königs so betrübt, daß trotz aller Opfer und Bückungen ihm kein Erbe geboren wird; da wendet er sich an Nobili. Dieser schreibt ihm auf ein Goldblättchen ein Amulet in Sanskrit, das der Minister seiner Gattin umhängen, und ein Gebet, das er selbst hersagen muß, und siehe — der Mann wird erhört und rühmt nun dem Könige und allen Großen die Herrlichkeit der neuen Lehre. Ober ein hochgestellter Brahmane leidet von schauerlichen Geistererscheinungen, die sich durch keine Ceremonie beschwören lassen. Er wird an Nobili gewiesen und dieser erscheint, segnet seinen Palast ein, bindet allen Bewohnern desselben ein Goldblättchen mit einem biblischen Spruch an den Arm — und der Teufel weicht. Zum Dank verhängt dann der Brahmane eine schwere Strafe über einen der schlimmsten Verfolger.

In Madura herrschte damals der größte aller Pandikönige, der durch seine großartigen Bauwerke berühmte Tirumala Nayaker, und zwar immer noch als Unterkönig des tiefgesunkenen Nayers, dem er wie die Könige von Tandschaur, Tschendschi u. einen Tribut von 6—10 Millionen Franken jährlich zu zahlen hatte. Eine solche Abgabe wurde in Indien nie regelmäßig entrichtet; man wartete in den meisten Fällen, bis ein mächtiges Heer nahte, sie sammt den Zinsen einzutreiben. Des Fürsten Vater hatte bereits angefangen, statt des Tributs bloße Geschenke zu schicken. Der Nayaker nun hatte wieder seine Barone, die von ihren Ländereien etwa die Hälfte des Ertrags ansprachen. Was sie so vom Schweiß der Bauern erpreßten, wurde in drei Theile getheilt, wovon der Nayaker einen erhielt, der Baron einen andern, während der dritte auf die Erhaltung des Truppencontingents verwendet wurde. Ein solcher Baron war der Nayaker Ermekatti, dem das ganze Stadtviertel angehörte, in welchem Nobili wohnte. Er hatte außerdem noch große Domänen und mußte für den König ein Contingent von 3000 Soldaten, 200 Reitern und 50 Elephanten unterhalten. So lange dieser Baron der Mission geneigt blieb, hatte sie von andern Feinden wenig zu fürchten.

Der König führte nun den von seinem Vater bereits verfolgten Plan, sich vom Nayer, der nach Welur gedrängt worden war und

immer mehr aller Macht verlustig gieng, unabhängig zu machen, vollends aus. Es war das eine für das Tamilvolk unheilbringende Politik, weil zur Bekriegung des Nayers auch ein Bund mit dessen nördlichen Feinden, den muhammedanischen Fürsten, gehörte. Zu diesem Zweck verlegte er (1621) seinen Hof nach dem festen Tirutschirapalli, einst der nördlichen Grenzburg, jetzt der zweiten Stadt des Reiches. Viele Christen mußten ihm folgen, daher Madura von seiner Bedeutung für die Mission nicht wenig verlor. Sobald nun Nobili sich von Rom aus gesichert wußte (es war im Juni 1623), beschloß er, dem Könige nach Tirutschirapalli zu folgen. Weil aber dort die kriegerische Lust sammt allen Intriguen eines indischen Hofes vorherrschte, drang er noch weiter nordwärts und präsentierte sich in brahmanischem Pomp einem Lehensträger des Königs, dem Baron von Sendamangalam. So gute Aufnahme er aber auch dort fand, zog er doch vor, bei dem mächtigeren Lehnsfürsten von Selam (volle 60 Stunden von Madura) sich zuerst niederzulassen, wo er 40 Tage im offenen Gasthaus, verschmäht und gemieden von allen Einwohnern, ausharrte, bis seine Festigkeit Einbruch machte und nun ein wahrer Zusammenlauf nach seiner Person und seinen wunderwirkenden Goldblättchen eintrat. Der Fürst ließ ihn rufen und veranstaltete eine Disputation über das Wesen der Seligkeit. Dieses suchten die Brahmanen in der Vernichtung der Persönlichkeit, Nobili aber gab dem Streit eine glückliche Wendung, indem er sich auf die allgemeine Erfahrung berief: „Was anders suchen alle Gottlosen als schließliche Vernichtung? Wie kann sie denn der Lohn der Tugend sein?“ Der Fürst ehrte ihn mit seiner Freundschaft, und zum Dank befreite er jenen von den Ränken zweier Goldmacher, indem er sich selbst erbot, ihn die wahre Alchemie zu lehren, welche Roth ins feinste Gold zu verwandeln wisse, nämlich elende Sünder in vollkommene Bilder des Allmächtigen. Und bald folgten auch hier Belehrungen.

Die nachhaltigste war wohl die eines gelehrten Pandaram von Pareier Abkunft, in Moramangalam (8 Stunden von Selam), der durch einen Traktat Nobilis überzeugt, sein Lingam abwarf und mit Freuden sich taufen ließ. Das war im Jahr 1625. In kurzer Zeit hatte Muttiundeihan (Erlösungstheilhaftiger, so hieß er seit der Taufe) 80 Taufkandidaten herbeigezogen, meist Verwandte und Schüler, während Nobili bewiesen hatte, daß er nicht bloß die Hohen

dieser Erde zu gewinnen trachte, sondern auch die Armen freundlich aufnehme. Dieser Neubefehrte aber wurde einer der standhaftesten Befenner und Diener des neuen Glaubens.

Auch in Tiruttschirapalli organisirte Nobili eine Kirche, meistens aus Armen (1627). Uebrigens widmet er sich ihnen nur insgeheim; denn das steht ihm fest, daß durch Nichtbeachtung der Kastenunterschiede der ganze mühsam aufgeführte Bau zusammenstürzen würde. Mit den Pareierchristen aber hatte man nun die liebe Noth; denn energischeren Charakters als viele hochgestellte Hindu's, begnügten sie sich nicht mit Abwerfen des Heidenthums, sondern griffen dasselbe offen an und verspotteten die Götzen und ihre Verehrer oft sehr unvorsichtig. Nobili dagegen stützte sich in seinem milden Verfahren unter anderem auf 2 Mos. 22, 28: „den Göttern sollst du nicht fluchen“ (Vulg. Diis non detrahes), indem er sich auf Baronius beruft, der ein directes Vorgehen gegen den falschen Wahn der Heiden durch diese Stelle bekämpft sah. Vico und Martinez sind seine Mitarbeiter, denen er bald diesen, bald jenen Zweig des Werks anvertraut, bis Martinz als Portugiese mit der Superintendenz der ganzen Mission betraut wird. Nobili aber bleibt und darf nachgerade auch in Tandschaur und Karur Gemeinden entstehen sehen, während unter vielen Kämpfen das Feld allenthalben behauptet wird. Entsteht je und je eine Verfolgung, so fehlt es auch nicht an neuen Hilfsmitteln. Aber geeignete Mitarbeiter zu gewinnen, bleibt immer ein schweres Anliegen. Vico entschlief (Okt. 1638) nach 28jährigem treuem Wirken, und Nobili, fast erblindet in Folge der ununterbrochenen Strapazen und Mühen, begab sich nun nach Kotschi, um für die Mission frische Kräfte zu gewinnen.

Hier brachte er wieder etwas Neues zu Stande. Während die Missionare der höhern Kasten fort und fort als brahmanische Büsser (Brahma Sannyasi) aufzutreten hätten, konnte für die Pareier-Christen eine andere Klasse von Predigern eingeführt werden, die nach Art der gemeineren Siwapriester leben und deren Namen Pandara-Swami tragen sollten. Da Costa und Alvarez waren die ersten Jesuiten, die sich diesen Namen gefallen ließen; ein anderer Missionar, de Maya, schätzte sich glücklich, Nobili in seiner Eigenschaft als Brahma Sannyasi nachzuahmen. Es verstand sich von selbst, daß diese beiden Klassen von Missionaren hinfort allen öffentlichen Umgang miteinander völlig aufgaben!

Bald nach ihrer Rückkehr ins Pandiland brach eine Verfolgung aus, welche Nobili und Maya, 1640, ins Gefängniß von Madura führte, während Martinz in Tirutschirapalli sogar in Ketten gelegt wurde. Kirchen und Missionshäuser wurden geplündert und von den Heiden besetzt. Zu gleicher Zeit aber reisten die neuen Pandara-Swamis frei im Lande herum und gewannen Seelen aus den höheren und niederen Kasten. Wiederholt treffen sie auf nachdenkliche Personen, die schon als Heiden die Nichtigkeit des Götzendienstes und die Hohlheit der verschiedenen Setten erkannt und noch im Dämmerlicht sich der Verehrung des Einen Urgrunds oder Schöpfers zugewendet hatten, bis sie im Christenthum fanden, was sie bisher tappend gesucht hatten. Es trug sich öfters zu, daß ein solcher beredter Pareier-Christ auf große Gesellschaften höherer Kasten, denen er Christum predigte, den tiefsten Eindruck machte, wie denn namentlich die Bekehrung eines Dorfes von Wellalern bei Satjamangalam (30 Stunden nordwestlich von Tirutschirapalli) die Frucht eines Pareia-Katecheten war (im Jahr 1643).

Wie nun diese und jene Verfolgung ihr Ende nahm, läßt sich nicht im Einzelnen schildern. Einmal ist eine Orgel, die dem König zum Präsent gemacht wird, wodurch sich Nobili Eingang bei ihm verschafft, indem er zugleich einen Organisten von Kotschi vorstellt, der wacker darauf spielen kann und nun in Madura bleiben muß. Am meisten Eindruck aber machte doch immer Nobilis Beredsamkeit in drei Sprachen; der Fürst ergöhte sich daran so sehr, daß er ihm die Vollmacht erteilte, das Evangelium überall in seinen Staaten zu verkündigen. Auch das geraubte Gut wurde theilweise zurückgegeben, nicht aber Kirche und Pfarrhaus (1644).

In einer Hütte sitzt nun der frühgealterte Mann und schreibt Gedichte über den Schmerz der h. Mutter unter dem Kreuz, den Fall der Engel und den der ersten Menschen; er verfaßt eine Apologie von 700 Versen und Gespräche über das ewige Leben in 2000 Versen. Reisen kann er nicht mehr; das versieht da Costa für ihn und tauft wohl 600 Heiden in einem Monat.

Auf Befehl der Oberen zieht sich endlich Nobili nach Jafna (Jalpanam) zurück, um dort, auf portugiesischem Gebiet, mehr in der Stille zu arbeiten, während Martinz die gesammte Madura Mission unter seine Leitung nimmt, aber meist in Satjamangalam wohnt. Das Land im fruchtbaren Osten wird nun abwechselnd von

Tamil- und Muselmanheeren durchzogen und verheert, weil die eifersüchtigen Fürsten sich nicht mehr vereinigen können, um dem wilden Dränger vom Norden gemeinsam die Spitze zu bieten. Tirumala Nayaken stirbt, nachdem er wiederholt vor muhammedanischen und Maisur Heeren zu fliehen und Tribut zu zahlen genöthigt worden war. Zulezt hatte er noch einen glücklichen Zug gegen Maisur unternommen, die „Nasenjagd“ betitelt; denn weil der Maisur Fürst nach seinem Siege allen Gefangenen die Nase hatte abschneiden lassen, mußte dafür nun ein Einfall in Maisur gemacht und dieselbe Anzahl von Säcken mit Nasen gefüllt werden. Man kann sich denken, oder vielmehr kein Europäer kann sich darein versetzen, wie es damals im Tamillande aussah: alle Einwohner beständig auf der Flucht oder zur Flucht sich rüstend, soweit sie nicht über irgend einen gerade schwächeren Nachbar herfielen! Zugleich aber schwärmten die holländischen Schiffe an allen Küsten und machten dem Verkehr der Missionare mit Portugal und Rom ein Ende. —

Diese Männer aber hielten aus bis zum letzten Athem. Viermal gefangen, zweimal verbannt, oft beraubt und geschlagen entschloß Martinz in Tirutschirapalli am 22. Aug. 1656 nach 31 jähriger Arbeit, nicht ohne auch eine Anzahl von Schriften in Tamil zurückzulassen. Noch vor ihm hatte Nobili seinen Lauf vollendet. Er hatte die Leitung der Tamil-Mission im nördlichen Ceylon übernommen, ehrfurchtsvoll begrüßt von den Christen, die ihn nur den heiligen Vater nannten und den beinahe Erblindeten oft auf den Armen in die Kirche trugen. Weil er aber von seiner strengen Lebensweise nicht abgieng, wurde er zusehends schwächer, daher ihm zulezt Mailapur (bei Madras) als Wohnsitz angewiesen ward. Dort, am vermeinten Grabe des Apostels Thomas (Weit Thoma hieß es schon im Mittelalter) lebte er mit seinen vier Brahmanen in einer Hütte dem Gebet, der Büssung und der Arbeit. Er gab nun auch den Genuß von Reis und Milch auf, um nur von bittern Kräutern und Salz zu leben. Das Leben der indischen Büsser war eine Art Leidenschaft für ihn geworden. Obwohl er dem Rath der Aerzte soweit folgte, daß er sich nun immer im Dunkel der Hütte oder der Grabgrotte aufhielt, erblindete er doch nun völlig, mußte am Ende auch, wegen eines Krieugszugs der Franzosen gegen die Portugiesen in Mailapur, seine Hütte räumen, fand aber immer noch Zeit, in einer freilich sehr mit Sanskrit versetzten Sprache Werke dogmatischen und apo-

logetischen Inhalts und christliche Poesien zu diktiren. Sie wurden 1675 im malabarischen Jesuitenkollegium zu Ambalacadu, in Malabar, gedruckt, wenigstens theilweise. Er starb, wie es scheint, im Jahr 1648 (al. 1656), nach 42jähriger Arbeit in der Tamil-Mission.

Wir haben uns in der Schilderung dieses hochbegabten Mannes an die Quellen selbst gehalten, wie sie der Jesuiten-Missionar Bertrand in seiner Geschichte der Madura-Mission zusammengestellt hat. *) Sie mag darum viel günstiger ausgefallen sein als andere Darstellungen von katholischen und protestantischen Geschichtschreibern. Namentlich wenn die Behauptung bewiesen werden könnte (oder schon bewiesen sein sollte, denn der Schreiber hat nicht alles, was über Nobili geschrieben worden, gelesen), daß Nobili einen sogenannten vierten Weda verfaßt habe, der den Brahmanen verloren gegangen, nun aber ihm geoffenbart worden sei, so müßte das Urtheil über den Mann sich bedeutend verschärfen. Dr. Kalkar in seiner Geschichte der römisch-katholischen Mission behauptet das entschieden und Cardinal Wiseman vertheidigte den Betrug. Es läßt sich aber kaum annehmen, daß Nobili bei seinem vertrauten Umgang mit Brahmanen gerade einen „Tadschur Weda“ sollte erdichtet haben, indem dieser Weda ja anerkanntermaßen der dritte ist und die brahmanische Tradition bloß vom Verlorengehen des vierten, nur mündlich fortgepflanzten Utharwa Weda redet. Wie ließe sich auch annehmen, daß Nobili in seiner so überaus schwierigen Lage, am Sitze aller Künste und Wissenschaften des Tamilvolkes, eine Fälschung gewagt hätte, die seinen Feinden die schärfsten Waffen in die Hand geben könnte? Eine solche Arbeit schmeckt viel mehr nach einer ruhigen Studirstube in einer von Europäern vertheidigten Hafenstadt, in der wohl auch ämterföchtige Brahmanen sich angesiedelt haben, aber gerade keine Gelehrten. Nach den meisten Zeichen gieng der unterschobene Tadschur Weda erst später von Pondischeri aus; man wird also wohl daran thun, die Schuld, die auf dem ganzen Altkommunikationsystem ruht, zu vertheilen und Nobili nicht zugleich für alle Fehler seiner Nachfolger verantwortlich zu machen.

*) La mission du Maduré d'après des documens inédits. Par P. Bertrand de la Compagnie de Jésus. Paris 1847.

Für viele derselben trägt er freilich die Verantwortlichkeit mit; denn ein solches System, einmal begonnen, erlaubt kaum irgendwo Halt zu machen. Man sieht, Nobili selbst befindet sich vom Anfang an auf einer geneigten Ebene und wird durch die Stellung, die er einmal eingenommen, immer mehr aus der Taubeneinfalt hinausgebrängt; wie wird es erst schwächeren Nachfolgern ergehen? Aber er ist doch in dem Allen ein treuer Sohn seiner Kirche. Ein geborener Römer, vertraut mit dem ganzen Geist und System der damaligen Kirchenleitung, hat er durchaus nicht sich, sondern mit voller Hingebung dem Orden und dem Papste gebient, und eben darum — nach seiner Ansicht — dem Reiche Jesu Christi. Er scheint vielleicht kühl und schlau, verglichen mit der fieberischen Glut des Befehrungseifers, die einen Xavier von Land zu Land trieb; aber seine Opferwilligkeit ist eben so stark und ächt, und sein Dienst bietet ungemein viel mehr nachahmungswürdige Seiten für jeden Missionar. Ja man möchte behaupten, an Nobili ist Alles lehrreich; seine Mißgriffe sind es kaum minder als seine Tugenden.

Unter diesen dürfte zuerst hervorzuheben sein: der mannhafte Entschluß, im neuen weiten Lande unter allem Schwanken der Machtverhältnisse auf jeglichen Schutz der europäischen Schiffe und Machthaber zu verzichten, ja sich ihrer kaum zweifelhaften Feindseligkeit bloß zu stellen. Er opfert damit möglicherweise allen Umgang seiner Glaubensgenossen, aber er wirft sich dafür in das neue Element, das er zu durchsäuern hofft, mit um so ungetheilterer Liebe. Wie verschieden von Xavier, der immer auf die portugiesischen Beamten böse wird, wenn es mit der Befehrung nicht voran will; der die indische Art wohl zur Noth tragen, aber sich einmal nicht mit ihr befreunden kann; der überdies sich gar nicht daran macht, etwas wie eine Volkssubstanz zu begreifen, weil er darin wahrscheinlich doch nur ein Teufelswerk finden würde!

Was für ein Leben sodann unter allen diesen Umgebungen, be-
dient von Brahmanen, deren Argwohn von Anfang an nie schläft, die den Europäer schon an den zusammengedrückten Beinen der Füße erkennen, geschweige denn an seiner Verwechslung der rechten und linken Hand, zwischen welchen in Indien keine geringe Kluft befestigt ist, an dem ungehinderten Mienenspiel, an jeder raschen Bewegung in Freud und Leid, vollends gar an seinem Gebahren in Krankheit und plötzlichen Wechselfällen! Ohne die völlige Gelassenheit des indischen

Jogi ließ sich der Versuch gar nicht machen. Welche Selbstbeherrschung gehörte dazu, Seele und Leib gleichermaßen in die noch neue, ungewohnte Form eines fremden Volkslebens hinein zu zwingen und sich doch darin wohl zu fühlen! Wohl ist das auch einigen wenigen Europäern gelungen, aber nur auf dem bedauerlichen Wege eines Salomo, wenn unreine Liebe ihr Herz neigte, bis sie auch den Göttern der fremden Weiber Altäre bauten. Nobili dagegen erscheint freilich auch von einer Leidenschaft ergriffen, die uns manchmal ein Lächeln abgewinnt, deren Verirrungen sich nicht verbergen, die wir aber ihrem innersten Grunde nach doch eine heilige, durch Treue bis in den Tod bewährte, nennen müssen.

Seine Gelehrsamkeit mag oft überschätzt worden sein; seine Sprachkenntnisse werden, wenn man aus einigen Proben, wie sie in den Briefen enthalten sind, sich ein Urtheil bilden darf, manche Lücke entdecken lassen; was seine Handhabung des Tamil betrifft, so ist der spätere Besshi ihm darin weit überlegen, — aber seine Gelehrigkeit steht über allen Zweifel erhaben. Und das will viel besagen. Er selbst ist nie mit sich zufrieden, lernt immer weiter, wird nicht müde, Neues zu erforschen und mit dem Alten zu vergleichen, und ist eben so geschickt zu hören, als zu reden. Der Einfluß, den er damit auf seine Schüler und Gemeinden ausübte, kann kaum hoch genug angeschlagen werden; es ist dadurch ein Wissensdurst bei den Tamil-Katholiken angeregt worden, wie er z. B. in den von Goa aus belehrten Hindu's sich nicht vorfindet. Wie viel war aber damit der Zeit vorgearbeitet, da auch das einfältige Gotteswort tamilischen Lesern zugänglich gemacht werden sollte!

Wenn uns aber auch feststeht, daß Nobili etwas Rechtes zu Stande gebracht hat, das für die Zukunft des Tamil-Volkes, wie für die Ewigkeit seine Bedeutung behält, so können wir doch das Bedauern nicht unterdrücken, daß dieser bleibenden Früchte nicht mehr waren. Was hätte mit diesem Verein der edelsten Kräfte, wie er in ihm sich vorfand, gewirkt werden können, wenn er sich rückhaltslos in den Dienst des lauterer Evangeliums gestellt hätte, wenn namentlich mit der Lust und Kraft, Allen Alles zu werden, auch ein paulinischer Wandel im hellen Tageslicht verbunden gewesen wäre. So aber ruhte das Gerüst, das er zu seinem wunderbaren Bau aufführte, auf so künstlich zusammengestellten Stützen, daß man sich nur wundern muß, wie wenig der Meister selbst durch alle Listen,

Umwege, inneren Vorbehälte und Halbwahrheiten, zu denen er sich genöthigt glaubte, im Vertrauen auf seine Haltbarkeit erschüttert wurde. Gemäß seiner jesuitischen Erziehung bewegt er sich mit augenscheinlichem Behagen in jeder Art von Geheimthuerei. Daß sich aber damit auf keinem Gebiete solide Gebäude aufzuführen lassen, hat das unerbittliche Gericht der Geschichte bereits gezeigt. Sie hat bewiesen, daß was gleichsam nebenher unter armen Pareiern und durch sie geschah, wie das Werk Gottes an einem Muttiubeyan, in Satjamangalam zc. am Ende doch das Bleibendste am ganzen mühsamen Gebäude war. Schade, daß Nobili von der Bekehrung jenes Pandarams nur auf den neuen Plan der Pandara Missionare geführt wurde, statt darin den Wink Gottes zu erkennen, von seinen Höhen herabzusteigen! Die Kastenfrage hätte er mit seinen reichen Mitteln des Geistes ebenso leicht abschwächen und schlichten können, als das nachher einem Schwarz, Rhenius und anderen gelang. Statt dessen hat er sie ruhen, d. h. sich verhärten und verschärfen lassen, hat insbesondere durch seine Maßregeln die Bildung einer einheimischen Geistlichkeit in verhängnißvoller Weise verhindert. Natürlich konnten nur europäische Jesuiten ein so complicirtes System fortführen. So wurden denn vom Jahr 1650 an Kirchen und Pfarrhäuser nach einem wunderlich ausgedachten Plane aufgeführt (Bertrand theilt einen solchen mit), worin durch allerhand Höfe, Gänge und Einlässe dafür gesorgt war, daß die Kasten für den Eintritt, die Besuche, für Beichte und Abendmahl streng auseinander gehalten wurden, während nur der Ausblick auf den Einen Altar allen gemeinschaftlich blieb. Aber der Streit mit Goa ruhte nie; in Rom wechselte die Stimmung zu wiederholten Malen; die französischen Jesuiten, welche Louis XIV schickte, brachten auch ein neues Element von Wirren in den künstlichen Complex, und am Ende wurde doch die ganze Affkommodationstheorie vom Papste verworfen, worauf in allen Gemeinden bitterer Streit ausbrach, dem kaum der Sturz des Ordens im Jahr 1773 ein Ende machte. Auf 50,000 Seelen wird von Jesuiten selbst die Zahl der ins Heidenthum Zurückgefallenen berechnet! Welch eine Warnung für jeden, auch den redlichsten und weisesten Baumeister, zuzusehen, wie er auf dem Einen Grund, der gelegt ist, weiter bauer!

(Fortsetzung folgt.)



Madagaskar.

(Fortsetzung.)

2. Verhandlungen mit fremden Mächten.

Am Morgen des 15. August 1862 verkündet das Wehen der auf dem Dache des französischen Konsulats aufgepflanzten großen seidenen Flagge den Bewohnern Antananarivo's den Geburtstag Napoleons. In der französischen Kirche wird Messe gehalten, im Landhaus des französischen Konsuls findet sich zu Ehren des Tages das madagassische Königspaar und die englische Gesandtschaft zu einem stattlichen Mittagsmahl ein. — Tags darauf begrüßen Kanonensalven den Einzug des englischen Konsuls Pakenham. Noch am gleichen Abend gibt der Oberbefehlshaber der madagassischen Truppen der englischen Gesandtschaft ein Fest, zu dem auch Ellis, als der einzige in der Hauptstadt wohnende britische Unterthan, geladen wird. Wirthe und Gäste zeigen dabei viel muntere Laune und den besten Willen, sich gegenseitig zu verstehen; Ellis und der Bischof ziehen sich aber schon vor sieben Uhr zurück. Ersterem ist seit einigen Tagen das Herz schwer geworden durch Mittheilungen über den sittlichen Zustand des Volks, die der Bischof von einigen Offizieren erhalten und Ellis wieder berichtet hat. Diesem war ja zwar keineswegs entgangen, in wie betrübender Weise seit einiger Zeit die Trunkenheit überhand nahm und wie schamlos sie oft zu Tage trat; andere Vergehen gegen Zucht und Sitte hatte er aber öffentlich nie wahrgenommen. Die Madagassen waren ihm in dieser Beziehung weit über den heidnischen Südpazifik-Inulanern stehend erschienen, obgleich er wohl wußte, daß sie ihrerseits wieder eine viel niederere Stufe einnahmen als die, auf welcher civilisirtere oder christliche Völker wenigstens dem äußeren Anschein nach sich befinden. „Vermehrter Verkehr mit Fremden wird schwerlich zur Verminderung dieser Schäden beitragen, die meiner Ueberzeugung nach nur das Christenthum heilen kann. Meine Befürchtungen, der gegenwärtige Stand der Dinge in der Hauptstadt möchte zu Versuchungen von den beklagenswerthesten Folgen Anlaß geben, hatten sich sehr gesteigert.“

gert, seit ich zwei Tage zuvor bei meinem Besuch beim König bemerkt hatte, daß er am vorhergehenden Abend einige englische und französische Offiziere zur Tafel geladen und sich bei dieser Gelegenheit betrunken hatte, was freilich der Aussage seiner Offiziere nach bei ihm sehr schnell geschehen war. Ich fand ihn theilnahmlos und stumpf, sich selbst ganz unähnlich, und sprach mit ihm über die Gefahr und Schande, sich so zu vergessen. Er sagte, es sei ihm sehr leid, und er werde sich hüten, es wieder zu thun; seine beste Freundin (seine Nebengemahlin Marie) zürne ihm, daß er sich zu den Trunkenen gesellt habe. Darauf ich: er solle nie vergessen, was er seinem Ruf und seiner Stellung schuldig sei; vor einem Trunkenbold könne niemand Achtung haben."

Auch ein ermutigendes Wort aber darf Ellis aus dem Munde des Bischofs hören, den er an zwei Sonntagen bei den verschiedenen Christengemeinden der Stadt und ihrer nächsten Umgebung herumgeführt hat. „Was ich heute gesehen und gehört habe," sagt ihm am Abend des zweiten der scheidende Freund, „ist allein schon eine Reise nach Madagaskar werth." Am andern Morgen findet sich eine Anzahl Christen in Ellis Wohnung ein, um jenem Lebewohl zu sagen. Beide beten noch mit ihnen, der Bischof in englischer, Ellis in der Landessprache. Eine kurze, aber liebliche Begegnung mit der Aussicht auf eine schönere Erneuerung in der seligen Ewigkeit!

Aus dem traulichen Kreis der madagassischen Brüder wird Ellis nach wenigen Stunden schon wieder an den Hof gerufen. Er soll die wahrhaft fürstlichen Geschenke sehen, welche die Königin Viktoria den beiden Majestäten geschickt hat: ihr eigenes, wohlgelungenes Bild in Lebensgröße, eine werthvolle Flinte, ein goldgesticktes Sammtkleid für die Königin, eine Feldmarschalls-Uniform für den König u. s. w. Kaum ist man mit dem Anschauen, Bewundern und Probiren all dieser Herrlichkeiten fertig, so meldet ein dienstthuender Offizier den englischen Konsul an. Er ist begleitet von seiner Gemahlin und einem französischen Arzt. Nachdem er sein Beglaubigungsschreiben überreicht hat, bemerkt er in französischer von Laborde übersehter Rede, er werde seinen Pflichten in voller Uebereinstimmung mit seinem Freunde, dem französischen Konsul, nachkommen, worauf der König ihn des Werthes versichert, den er auf die Freundschaft Englands lege, und die Hoffnung ausspricht, daß ihm dieselbe in alle Zukunft werde erhalten bleiben.

Fast zu gleicher Zeit mit den königlichen Geschenken traf auch eines von einem Londoner Kaufmann ein: ein sehr werthvoller Service mit vollständigem Koch-Apparat, aufs sinnreichste für Reisen berechnet. Radama sieht darin eine erfreuliche Vorbedeutung eines lebhafteren Handelsverkehrs zwischen England und Madagaskar, und die gerade anwesenden französischen Offiziere zollen der schönen, zweckmäßigen Arbeit ihre volle Anerkennung.

Schon aber treten von Seiten der Ausländer auch Ansprüche an den König heran. Wie am folgenden Tage Ellis zur gewohnten Stunde wieder kommt, erzählt ihm dieser, der Abbe Weber habe ihm diesen Morgen zwei neu angekommene Priester vorgestellt und ihm dabei dringend die Pflicht ans Herz gelegt, ihnen ein Haus zu bauen und sie in ihrer Arbeit zu unterstützen. Weiter habe er ihm gesagt, er selbst sollte seine Sünden bekennen, sich taufen lassen und ein Katholik werden, dann wäre er hier auf Erden und einst drüben im Himmel glücklich; er, der Sprecher, sei der Priester Gottes und habe die Schlüssel des Himmels, den er aufschließen könne; die Gebete sollten in lateinischer Sprache gehalten werden; und wenn er sich nicht taufen lasse und katholisch werde, werde er nicht in den Himmel kommen.

Ellis erwiderte, wenn der Priester selbst diese Dinge glaube, so sei es recht von ihm, sie offen auszusprechen; der König habe nun den Abbe Weber gehört, und wisse, was das Wort Gottes lehre. Darauf Radama: er habe dem Priester geantwortet, es sei ihm lieb, daß er den Leuten Arznei gebe, und er wisse wohl, daß er selbst kein guter Mann sei, aber auch, daß er seine Sünden nur Gott zu bekennen brauche; daß er Ihn bitten müsse, sein Herz zu erleuchten, und dann thun, was sein Herz ihn heiße; er glaube nicht, daß die Taufe allein ohne weiteres ihn des Himmels theilhaftig machen würde. Der Priester habe sich auch darüber beschwert, daß so viele Leute zu den englischen Lehrern und so wenige zu den französischen gehen. Er sei nach Madagaskar gekommen, das Volk zu lehren, aber es komme fast niemand zu ihm. Darauf habe er, der König, erwidert: in Sachen der Religion herrsche vollkommene Freiheit, Jeder gehe in den Unterricht, den er am liebsten habe. Er selbst sende niemand, noch verhindere er jemand, zu dem einen oder andern zu gehen. — Ellis benützt diese Gelegenheit, so einfach und klar als möglich über die Veränderung zu sprechen, die der

heilige Geist in einem Herzen wirke, die sich im Leben eines wahren Christen offenbare, und deren äußeres Zeichen die Taufe sei.

Zwei Tage darauf klagt ihm der König neue Verlegenheiten. Auch unter seinen eigenen Unterthanen gebe es Unzufriedene; ein Theil des Adels table die Wahl seiner Rathgeber und seine Vertraulichkeit mit den Ausländern, deren Einfluß das Königreich ins Verderben stürzen werde. Auf dasselbe Thema kommt er auch beim nächsten Besuch General Johnstone's zu sprechen, bei dem Ellis zugegen ist. „Der General gab ihm vortreffliche Winke. Er riet ihm, bei seinen Regierungsgeschäften doch jede Verbindung mit Menschen von schlechtem Charakter zu meiden, und zu andern Zeiten nicht Jedem ohne alle Auswahl Zutritt zu seiner Person zu gestatten, sondern nur die besten Männer zu seinem Umgang zu wählen, selbst mit gutem Beispiel voranzugehen, stets das Rechte zu thun zu suchen und dann sein Vertrauen auf den Schutz Gottes zu setzen. Ich meistheils empfahl ihm, selbst mit Aufopferung einiger seiner eigenen Ansichten und Neigungen die Mitwirkung des Adels und der hervorragendsten Männer seines Volks sich zu sichern und ihnen ebenso gut wie seinen Jugendgefährten eine Stimme einzuräumen, indem ich die Ansicht aussprach, der Einfluß erfahrener Männer werde seiner Regierung Stärke und Dauer verleihen. Der König erwiderte, er habe es versucht, aber seine Seele empöre sich gegen die Vorschläge, die ihm in Betreff der Todesstrafe gemacht worden seien. Bei dieser Veranlassung kam die Rede auch auf die Verpflanzung der Adoptivkinder der Königin aus meiner Schule in die der katholischen Priester. Ich sagte, es thue mir leid, sie zu verlieren, aber ich begreife wohl den von Ihrer Majestät bei diesem Wechsel geltend gemachten Grund, daß dadurch jeder möglichen Unzufriedenheit und Klage anderer Parteien über einseitige Begünstigung der Engländer vorgebeugt werden solle.“

Am Morgen des 30. August langten Miss. Toy und Dr. Davidson mit ihren Gattinnen und dem unverheiratheten Miss. Stagg in Antananarivo an, und vier Tage darauf die aus Mangel an Trägern zurückgebliebenen übrigen Londoner. Natürlich ist Ellis, der sie dem Königspaar vorzustellen hat, von dem sie recht herzlich willkommen geheißen werden. Besonders freundlich werden die Frauen

begrüßt als Bürgen, daß es sich dießmal nicht nur um einen vorübergehenden Besuch, sondern um einen längern Aufenthalt handle. „Möge Gott euch segnen und euch hier gesund erhalten!“ wiederholten Radama und seine Gemahlin mehrmals.

Gleich am andern Tag gibt der Oberbefehlshaber Davidson Gelegenheit, ihn ärztlich zu berathen, und bezeichnet, von Ellis an sein früher gegebenes Versprechen erinnert, den Platz in der Nähe seines Palastes, auf dem er dem Missionsarzt ein Haus erbauen lassen will. Der König findet so große Freude an den Musikfesten, die Miss. Toy ihm vorlegt, daß er gleich seine besten Sänger kommen läßt, um die neue, leichte Methode des Sing-Unterrichts zu bewundern, und den Wunsch ausspricht, Toy möchte doch in seiner Nähe bleiben als Pastor einer der Kirchen, deren Bau zum Gedächtniß der Märtyrer auf den früheren Richtplätzen beschlossen war. Mit dem hauptsächlich für den Jugend-Unterricht ausgesandten Miss. Stagg unterhält er sich über das englische Schulwesen und drückt dabei die Hoffnung aus, er werde in seinen Madagassen keine ungelehrten Zöglinge finden.

Wie geht doch dem alten Ellis und den neu ins Feld rückenden Streitern das Herz auf am ersten Septembersonntag, den sie hier mit einander und mit den madagassischen Brüdern feiern! Letztere hatten zur Begrüßung der Missionare die Kommunikanten der verschiedenen Stadtgemeinden zum gemeinsamen Genuß des h. Abendmahls in die Kirche von Amparibe eingeladen, um durch dieses Gedächtniß Seiner Liebe und diese Verkündigung Seines Todes ihre Herzensübergabe an den Herrn feierlich zu erneuern.

„Die Männer saßen auf einer Seite, die Frauen auf der andern. Die Zahl sämmtlicher Kommunikanten belief sich auf 7—800. Die meisten waren gut, einige sogar geschmackvoll gekleidet in reinlicher einheimischer oder europäischer Tracht; und wenn ich die ruhigen, friedevollen, fröhlichen Gesichter von vielen aus den Reihen derer überblickte, die vor mir auf dem Boden saßen, wenn ich die Führung und die äußeren Erlebnisse der mir am nächsten bekannten und am innigsten verbundenen Seelen überdachte; wenn ich mir dann weiter vorhielt, daß vor 40 Jahren noch kein einziger Jünger Jesu in Madagaskar war, konnte ich nur staunen über die Gnade Gottes und die Macht Seines Evangeliums. Auch aufs nüchternste betrachtet, war es in der That für einen christlichen

Missionar ein herzerquickender Anblick. Alle diese Abendmahlsgäste waren durch eingeborne Prediger in die Gemeinde Christi aufgenommen worden; und obgleich viele von ihnen erst seit Kurzem sich aus dem Aberglauben und der sittlichen Fäulniß des Heidenthums losgewunden hatten, obgleich viele erst eine beschränkte Erkenntniß der Anforderungen der h. Schrift an das Leben des Christen besaßen und darin nicht mit den besserern Kommunikanten älterer Gemeinden verglichen werden konnten, so wußten sie doch Alle von der Liebe und Erbarmung Gottes gegen das gefallene Menschengeschlecht und der großen Erlösung durch Jesum Christum. Sie nahmen diese köstlichen Wahrheiten von ganzem Herzen an und waren verlangend, so weit ihr Verständniß reichte, ihren Wandel nach Gottes heiligem Wort einzurichten.“

Gemischter sind die Eindrücke schon beim Nachmittagsgottesdienst im königlichen Palast. General Johnstone und die englischen Offiziere, so wie eine Anzahl Eingeborne sind da versammelt, aber der König selbst fehlt und läßt durch einen Boten sagen, er sei verhindert zu kommen, da der französische Kommodore und der Konsul bei ihm seien, um über die Bestimmungen des Vertrags mit Frankreich zu unterhandeln. Doch drückt er nachher noch sein Bedauern aus, daß er nicht habe anwesend sein können, und von einem der Offiziere erfährt Ellis, es sei der Vorschlag gemacht worden, während der Verhandlungen die der französischen Gesandtschaft beigegebene Musikbande im Hof spielen zu lassen, der König habe es aber nicht genehmigt, damit der Gottesdienst der Engländer nicht gestört werde.

Darüber können sich die Sendboten der Gesellschaft, durch deren Dienst das erste Fähnlein Jesu Christi in Madagaskar ausgepflanzt wurde, nicht täuschen, daß das neue erschlossene Inselreich nun zu einer Art Wahlstatt geworden ist, auf der die verschiedensten Mächte zusammenstoßen, um sie für ihre Zwecke zu erobern zu suchen. Aber sie trauen ihrem Herrn, der in den Tagen der Verfolgung das Häuflein der Seinen gestärkt und gemehrt hat, es zu, daß Er auch in der Stunde der Sichtung es durch Seinen Geist leiten und bewahren wird.

Drei Tage nach jenem Sonntag läßt Radama Ellis wieder rufen. „Als ich eintrat, sagte er mir etwas erregt: er habe durch die Franzosen einen Brief vom Papst erhalten, den er mir vorzu-

lesen wünsche. Das Schreiben war vom Mai des laufenden Jahres datirt und in lateinischer Sprache mit madagassischer Uebersetzung abgefaßt. Es meldete den Empfang eines Briefes Radama's vom Jahr 1861, beglückwünschte ihn zu seiner Thronbesteigung und zu der milden und weisen Politik, die seinen Regierungsantritt bezeichne, und drückte ihm die Freude des Papstes aus über seine Werthschätzung der h. katholischen Kirche, sowie über seine Bitte um Zusage katholischer Missionare, die den Madagassen den wahren Glauben bringen sollten. Hierauf empfahl es diese Missionare dem Schutz und der Aufmunterung des Königs, fügte noch einige Artigkeiten für dessen Majestät bei, und schloß mit der Unterschrift des Papstes. — Der König sagte, er habe dem Papst nie um Missionare geschrieben; er habe den Katholiken nur gesagt, es herrsche für alle Ausländer vollkommene Freiheit, wenn sie das wünschen, nach Madagaskar zu kommen und ihre Religion dort zu üben und auszubreiten. — Mich zu erkundigen, ob er mehr gethan hatte, war nicht meines Amts. *) So oft ich ihn über die katholische Kirche eine Ansicht aussprechen hörte, war sie derselben ungünstig, und zwar hauptsächlich aus dem Grund, weil sie Andersgläubige schon verfolgt und getödtet habe. Als wir mit Lesen fertig waren, traten zwei Priester ein, und ich zog mich zurück."

Ellis seinerseits hat nichts zu verschweigen. In der harmlosesten Weise erzählt er uns, wie auf die wiederholte Bemerkung des Königs, daß er ihn noch nie in seinem eigenen Hause gesehen habe, ihm Freunde den Gedanken nahe legen, denselben einmal zu sich zu Tische zu laden. Wie die Hände eingeborner und englischer Freunde zusammenhelfen, der einfachen Missionswohnung einen etwas festlichen Anstrich zu geben und die Tafel anständig zu bestellen; wie Ellis als Wirth den schuldigen Toast auf das madagassische Königspaar ausbringt, den Radama durch ein Hoch auf die Königin Viktoria zu erwiedern

*) Nach der Darstellung des apostolischen Präfecten, Vater Jouen, soll Radama am 7. Nov. dem Papst geschrieben haben: „Heiligster Vater, ich habe nur Einen Wunsch, mein Volk glücklich und civilisirt zu sehen, und glaubte das beste Mittel hiefür sei, es im Christenthum unterrichten zu lassen. Ich habe daher Missionare eingeladen und ihnen gestattet, in meinem ganzen Reiche zu predigen. Bereits ist Vater Jouen mit seinen Gefährten eingetroffen" u. Er bittet dann noch um des Papstes Fürbitte und Segen; eine Bitte um weitere Missionare ist im Briefe nicht zu finden.

bittet, worein er seine Musikbande mit dem „God save the Queen“ einstimmen heißt, all das wird uns bis aufs Kleinste berichtet. „Es wurde sehr wenig Wein getrunken, und unwillkürlich kam mir der Gedanke, in dieser Weise sei wohl noch nie eine englische und madagassische Gesellschaft vereinigt gewesen. Der König war ungemein heiter und mittheilend, und erzählte im Laufe des Abends eine ganze Reihe merkwürdiger Lebensrettungen, die er schon erfahren hatte. Einmal lauerten ihm an der Straße sieben Bewaffnete auf, um ihn mit ihren Messern und Speeren anzugreifen; als er aber mit seinem Roß mitten unter sie hineinsprengte, flohen sie nach allen Richtungen hin, obgleich sein Adjutant ihnen Halt zurief. Ein andres Mal riß ein Betrunkener gewaltsam die Thüre seines Zimmers auf und wollte sich auf ihn stürzen; da ergriff ein neben ihm stehender Freund eine Flasche, um sie dem Tobenden an den Kopf zu werfen, der dadurch erschreckt stille stand, bis die Wachen herbeikamen und ihn wegführten. Weiter erzählte er, wie er sich selbst durch Hanfrauchen einmal beinahe ums Leben gebracht hätte, indem er dadurch in einen Zustand der Bewußtlosigkeit gerathen sei, dessen wunderliche Träume ihm noch in frischer Erinnerung stehen. Auch auf manche der Wagstücke, die er unternahm, um verurtheilte Christen aus dem Gefängniß zu befreien, oder ihnen auf der Flucht oder in ihren versteckten Handreichung zu leisten, kam er zu sprechen, und da einige seiner Offiziere, welche diese Abenteuer mit erlebten, frei an der Unterhaltung Theil nahmen, verfloß die Zeit sehr angenehm bis zu dem Schuß, der allabendlich sämmtlichen Bewohnern der Stadt das Zeichen gibt, sich hinter ihre Thore zurückzuziehen. Kurz nach 10 Uhr kehrte der König, begleitet von seiner Garde, seinen Offizieren, Hauptmann Anson und Lieutenant Oliver mit klingender Musik in seinen Palast zurück.“

Dorthin wird gleich am andern Tage (12. September) Ellis schon wieder gerufen. Er findet die Glieder der französischen Gesandtschaft und ihre Landsleute mit General Johnstone und seinem Adjutanten zur Unterzeichnung des Vertrags mit Frankreich versammelt. „Radama's Sekretär des Aeußern las den madagassischen, der Kommodore Dupré den französischen Text, worauf beide ordnungsmäßig unterzeichnet wurden. Der Vertrag war nicht unfreundlich

gegen Madagaskar; bei einigen Stellen aber schien es mir, es könnten daraus leicht einmal verschiedene Auffassungen zwischen den unterzeichnenden Parteien entstehen.*) Das Volk betrachtete mit Recht den Abschluß eines feierlichen Friedens- und Freundschaftsvertrags zwischen Frankreich und Madagaskar als ein frohes Ereigniß. Jenes schien damit seine Ansprüche auf den Besitz der Insel aufgegeben zu haben.

„Allein gegen die Uebereinkunft des Königs mit Hrn. Lambert, die bereits am 3. November 1861 abgeschlossen war, nun aber gleichfalls verlesen, unterzeichnet, und von dem französischen Consul und der französischen Gesandtschaft beglaubigt wurde, ließen sich große Bedenken erheben. Dieselbe bevollmächtigte Herrn Lambert, eine Gesellschaft zur Entwicklung der Hilfsquellen Madagaskars zu gründen, die unbauten Ländereien, die seinen Zwecken dienen könnten, in Besitz zu nehmen und darauf Bergwerke anzulegen, Holz zu fällen und den Boden urbar zu machen, so wie Straßen, Kanäle und Häfen zu bauen und andere dem allgemeinen Besten dienende Einrichtungen ins Leben zu rufen. Ferner wurde darin der Kolonisationsgesellschaft unter Lamberts Vorsitz das Recht ertheilt, Geld mit Radama's Bildniß zu prägen und von dem Ertrag aller ihrer Minen und Pflanzungen keinerlei Abgabe zu entrichten. Außerdem überließ sie derselben eine in einiger Entfernung von der Hauptstadt gelegene Fabrik mit allen darin beschäftigten Arbeitern, und schenkte ihr einen der nahen Paläste zu ihrem Centralbureau. Der König verpflichtete sich, die besagte Gesellschaft namentlich auch in ihrem Bedürfniß nach Arbeitern zu unterstützen, wogegen diese versprach, ihm bei seinen Bemühungen zur Verbesserung der Lage seiner Unterthanen, - zur Beförderung der Civilisation, mit Einem Wort zu einer für das Land ersprießlichen Regierung behilflich zu sein.

*) Das Bedenklichste war wohl der Zusatzartikel, der stipulirt: „Die Zölle auf alle Waaren, sowohl beim Eingang als beim Austritt aus dem Reich, sind durch den ausdrücklichen Willen Seiner Majestät König Radama's II aufgehoben; sie werden während seiner Regierung nicht wieder eingeführt werden (ils ne seront pas rétablis pendant la durée de son règne).“ Wenn sich also herausstellte, daß die Regierungsmaschine ohne Zölle nicht im Gange zu erhalten war, so war damit den Madagassen der Wink gegeben, daß für die Aenderung der Zollgesetzgebung eine Aenderung in der Person des Regenten die nothwendige Voraussetzung sei.

„Ich staunte, als ich dieses Aktenstück lesen hörte, und war sehr betrübt, es unterzeichnen zu sehen; denn ich war gewiß, daß es Verwirrung anrichten werde, da ich mir nicht vorstellen konnte, daß der Adel und das Volk je ihre Zustimmung zu dessen Ausführung geben werden.*) Dann wurde noch ein Dokument verlesen, das einen Herrn Soumagne, französischen Konsul in Tamatave, zum Lieferanten des Königs für Tapezierarbeiten und Seiden- und Binnenwaaren ernannte. Nach den üblichen Hochrufen zogen sich Franzosen und Engländer zurück.

„Ich blieb auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs und seiner Offiziere noch länger. Sie lasen die unterzeichneten Aktenstücke noch einmal durch und fragten mich wegen einiger Punkte um meine Meinung. Die einzige Antwort, die ich ihnen auf ihre Fragen in Betreff des Vertrags mit dem Kaiser der Franzosen gab, war, es sei nicht üblich, fremde Ansiedler Waffen und Munition in das Land einführen zu lassen, in dem sie ihren Wohnsitz aufschlagen. Man erwiderte mir, es bestehe ein Gesetz, nach welchem nur der König Kriegsbedarf einführen dürfe; worauf ich entgegnete, der Vertrag könnte als eine Aufhebung dieses Gesetzes betrachtet werden und dadurch Unannehmlichkeiten verursachen. Sie meinten, da derselbe erst nach Jahresfrist ins Leben treten solle, könnten sie, falls es wünschenswerth erschiene, denselben noch abändern. Ich sagte jedoch, jetzt, nachdem derselbe unterzeichnet sei, halte ich eine Veränderung von ihrer Seite nicht mehr für zulässig. Um meine Ansicht über die Uebereinkunft mit Herrn Lambert befragt, erwiderte ich, ich habe zu dem, was ich schon früher gesagt, nichts Neues hinzuzufügen. Meine Ansicht sei dieselbe geblieben, daß daraus ernste Schwierigkeiten entstehen können. Ich habe geglaubt, Seine Majestät werde die ursprünglich in Anregung gebrachten Zugeständnisse

*) Ellis scheint nicht einmal gewußt zu haben, was ein Beamter dieser französischen Gesellschaft (*Revue des deux mondes* 15. April 1864) erzählt, daß Lambert die ihm ausgestellte charte privée aus lauter Patriotismus an den französischen Kaiser abgetreten habe. Dieser Beamte aber, der erst nach der Thronrevolution vom Mai 1863 nach Madagaskar kam, bekennt ehrlich, wie fast alle Rätke Radama's, wohl 200 an der Zahl, diese Uebereinkunft aufs Entschiedenste widerrathen hatten, indem sie wieder und wieder fragten: „Warum sollten auch die Europäer alle unsere Reichthümer, am Ende gar die Insel selbst in ihren Besitz bekommen?“

bedeutend herabstimmen, da dieselben im Widerspruch stehen mit den von dem König selbst erlassenen Gesetzen in Betreff der edlen Metalle. Es werde wenige Fürsten oder Regierungen geben, welche gestatten, daß sich die Prägung der Landesmünze in andern als ihren eigenen Händen befinde. Darauf der König: er wolle selbst auch Geld prägen, dann werden seine Unterthanen das von ihm gelieferte schon dem Lamberts vorziehen.

„Die jetzt erfolgte Bestätigung dieser verhängnißvollen Zusage war das Ergebniß einer ganzen Kette auf ein und dasselbe Ziel hinauslaufender Bestrebungen. Klarer als zuvor erkannte ich nun die unbedachten, unheilvollen Rathschläge, durch die der König sich leiten ließ. Alle bei dem Abschluß der Uebereinkunft Betheiligten wußten, daß die Ueberlieferungen, Sitten und Gesetze des Landes, wie die Stimmen der mächtigsten und einflußreichsten Männer desselben aufs Entschiedenste gegen die Abtretung von Grund und Boden an Fremde waren, wie viel mehr noch gegen die Verschenkung dessen, was sich als der größte Reichthum des Staates erweisen konnte, ohne jegliche Gegenleistung als zehn Procente des Netto-Ertrags in ungewisser, ferner Zukunft.

„Herr Lambert besuchte Antananarivo zum ersten Mal im Jahr 1855 und überredete während seines damaligen Aufenthalts den Thronerben Radama, ihm einige Stücke Land zur Anlegung von Pflanzungen zu schenken oder vielmehr zu versprechen, und ihm das Privilegium zu ertheilen, alle Andern edler Metalle, die er etwa entdeckte, allein auszubeuten. Lambert legte während jenes Besuchs auch große Theilnahme für die bedrängten Christen an den Tag, gab ihnen Geld und unterhielt sie von dem Gewinn, den es ihnen brachte, wenn der Prinz zur Regierung käme. Die in der Hauptstadt anwesenden Franzosen bewogen Radama zur Genehmigung von Lamberts Plan, die französische und englische Regierung um ihre Unterstützung anzufragen zur Beseitigung der Königin und zur Erhebung Radama's auf den Thron. Dieses Ansinnen wurde auch wirklich an die Höfe von Paris und London gestellt, von diesen aber mit der Bemerkung zurückgewiesen, Lambert solle, anstatt eine Revolution zu versuchen, sich lieber auf die Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen des Landes durch vermehrten Handel legen.

„Ich hörte von diesen Ereignissen während meines Besuchs in Antananarivo im Jahr 1856 und sagte den Christen, ich glaube

nicht, daß England mit Waffengewalt eine Aenderung der madagassischen Regierung versuchen werde. Ich bat sie ernstlich, sich ja in keine derartige Bewegung hineinziehen zu lassen, falls Lambert bei seiner Rückkehr eine solche veranstalten sollte, sondern lieber, wenn sie von einem solchen Plane hören, Alle sammt und sonders die Hauptstadt eine Zeitlang zu verlassen, um der Gefahr aus dem Wege zu gehen.*) Dem Prinzen aber sagte ich in Betreff der Geschenke oder Versprechungen, die er Lambert gemacht hatte, es sei wahrscheinlich sein Glück, daß er erst Thronerbe sei und somit nur seine Gesinnung ausdrücken könne, ohne die Macht zu haben, sie zu verwirklichen, sonst hätten sie ihn den Thron, wenn nicht seinen Kopf kosten können; denn das Gesetz erlaube, wie er wohl wisse, keinem Ausländer, Grundbesitzer zu werden, und die in einem Lande entdeckten edlen Metalle werden in erster Linie immer als Eigenthum der Krone betrachtet.

„So oft seit meiner Rückkehr nach Madagaskar der König diesen Gegenstand gegen mich berührt hatte, hatte er dabei die Absicht ausgesprochen, seine Schenkung nicht zu erneuern; auch schien er sich zu Zeiten klar bewußt zu sein, wie sehr der Adel und das Volk dieselbe mißbilligten. Von Lamberts Rückkehr an beobachtete er mir gegenüber völliges Stillschweigen über diesen Punkt, und hätte ich nicht durch einige Offiziere erfahren, daß er durch eine Art Uebereinkunft in seinem Landhause sich bereit erklärt habe, seine als Kronprinz gegebenen Versprechen als König zu erfüllen, so wäre ich auf der Meinung geblieben, seine bessere Ueberzeugung habe gesiegt. Ich hatte zwar von einer Art Erneuerung der früheren Besprechungen zwischen dem König und Herrn Lambert im November 1861 gehört, erfuhr aber erst bei dieser Veranlassung, daß schon damals jene Uebereinkunft in aller Form bestätigt und ergänzt worden war.“

3. Die Krönung.

Inzwischen nahte der zur Krönung bestimmte Tag. Wochen vorher schon strömten Scharen von Gästen aus allen Provinzen des

*) Daß Lambert im folgenden Jahr auf eigene Faust einen Staatsstreich in Madagaskar versuchen wollte, und nach der Entdeckung dieses Plans unschuldiger Weise auch die Christen schwer mitzubüßen hatten, ist Miss. Mag. 1865 S. 419 ff. ausführlich erzählt.

Landes herbei. Und nicht bloße Schaulust wars, die sie nach Antananarivo führte; viele trieb auch tiefgefühlter Dank für die Amnestie, die ihnen selbst oder einem der Ihren die Freiheit wiedergeschenkt hatte, in Radama's Nähe. Um die überfüllte Stadt her entstanden verschiedene Lagerplätze als zeitweilige Herbergen der Fremden. Manch neues Gesicht von der fernen Ost-, West- und Südküste zeigte sich da auch in Ellis Wohnung und schaute Sonntags verstohlen und neugierig zu den Thüren und Fenstern der christlichen Versammlungslokale herein. In den Straßen konnte man hier einem alten Häuptling mit kleinen, eingesunkenen Augen und tiefgefurchter Stirn begegnen, der von seiner Dienerschaft gefolgt in seinem Palankin daherkam, bort einer ehrwürdigen Häuptlingsfrau, deren Schmuck fast einzig in ihrer edlen Haltung und ihrem silberweißen Haare bestand, und der mitunter wohl auch ein blühendes staunendes Kind zur Seite saß. Anderswo schritt ein Sakalawa-Häuptling in seiner dunkeln Lamba (Mantel) mit dem glänzend polirten Stabe einher, umringt von seinem zahlreichen Gefolge mit Muschelkränzen um die losen Haare. Vertreter anderer Stämme ließen ihre steifen Flechten wie Welschkornkolben auf beiden Seiten des Gesichts herabhängen oder vom Scheitel aus fächerartig in die Höhe stehen. Die Kleidung der Sklaven von allen Theilen der Insel war so ziemlich dieselbe. Die Häuptlinge der Westküste schienen, wenn sie die Landestracht verschmähten, sich an indische und arabische, die der Ostküste an europäische Stoffe zu halten.

Am 23. September 1862 verkündeten mit Sonnenaufgang Kanonensalven den Anbruch des lang ersehnten festlichen Morgens. Zu seinem Erstaunen wird Ellis gleich nach sechs Uhr von einer Ehrenwache im Palankin auf den Krönungsplatz abgeholt. „Auf der letzten Strecke des Wegs befand ich mich gerade hinter den Götzen und ihren Bewahrern. Einmal gerieth ich sogar zwischen sie hinein und benützte dann die Gelegenheit, sie mir zu besehen. Sie hatten nur gar nichts Ehrfurchtgebietendes, diese angeblichen Beschützer des Landes, deren Mißachtung viele der Besten des Volkes schon mit dem Leben bezahlten. Es waren ihrer dreizehn: schmutzige kleine Silberketten, Silberbälle von der Größe einer Kanonenkugel bis herab zu der eines Hühnerreis, Korallenstückchen, silberne oder beinerne Abbildungen von Krokodilzähnen, schmale Streifen rothen Luchs, eine einer Freiheitsmütze nicht unähnliche rothe Kappe, und endlich etliche in Säcklein

eingebundene oder in Korbchen verwahrte Heiligthümer, vielleicht auch nur Zaubermittel — alle an 8 bis 10 Fuß langen Stangen befestigt."

Schon drängen sich Haufen, zu Fuß und in Palankins der weiten Ebene zu, in deren Mitte der heilige Granitblock liegt, den der König besteigen soll, um sich die Krone aufzusetzen. Vom königlichen Palast weht Radama's Banner, und von den Wohnungen der Konsuln die Flaggen Englands und Frankreichs; Fahnen mit der Inschrift R II bezeichnen auch draußen die für die verschiedenen Abtheilungen des Volks bestimmten Plätze und den um den heiligen Stein her errichteten königlichen Pavillon. Auf der Südseite der zu demselben führenden Stufen stehen die Christen, von denen übrigens kaum die Hälfte Einlaß findet; ihnen gegenüber die barmherzigen Schwestern mit ihren 40 Schülerinnen und fünf katholische Priester mit ihren Anhängern. Im Westen schaaren sich die Heiden um ihre Götzen. Nördlich vom königlichen Pavillon ist eine Tribüne für die fremden Gesandtschaften und einheimischen Offiziere, südlich von demselben eine gleich große für die Seitenverwandten des königlichen Hauses errichtet, die fast alle in strahlendem Scharlach erschienen. Drei Generationen der ersten Familien Madagaskars sind vertreten, und es gewährt ein interessantes Studium, in ihren Zügen und Gestalten die Grundlinien des Howa-Typus, der entschieden der schönste unter den vertretenen Stämmen ist, so wie die Abweichungen von demselben zu mustern. Auch in der übrigen Versammlung, in der noch immer Fremde aus allen Theilen des Landes durcheinanderwogen, fesselt manch edle Gestalt, manch freudestrahlandes Gesicht Auge und Herz.

Sobald das Königspaar mit seinem glänzenden Gefolge sich dem Pavillon nähert, stimmen die Christen aus vollem Herzen die nationale Königshymne an. Die Majestäten nehmen ihre Plätze ein; nach kurzer Pause aber erhebt sich Radama wieder, ergreift die zu seiner Rechten stehende Krone, ein Geschenk des Kaisers der Franzosen, und setzt sie sich aufs Haupt. Kanonensalven ertönen, das Musikchor fällt ein, und das Volk begrüßt seinen jugendlichen Herrscher mit donnerndem „Trarantitra“. Dann wendet sich dieser zur Königin und setzt auch ihr eine kleine goldene Krone aufs Haupt. Sie sieht in der That fürstlich aus, wie sie an der Seite ihres Gemahls so vor der lautlosen, begeisterten Menge dasteht. Nach einigen Minuten setzt sie sich, Radama nimmt seine Krone ab, tritt

ein paar Schritte vor, schwingt sein Schwert und hebt blaß, aber mit fester Stimme an:

„Edele Herrn und Damen, durch die Gnade Gottes gegen euch und mich sehen wir uns hier lebend und frei von Plage. Der Tag der Trennung ist vorbei; die zu unserer Vereinigung bestimmte Zeit ist da, und ich heiße euch Alle willkommen, edle Herrn und Damen; ich grüße mein ganzes Volk. Gott hat nach seiner Güte uns nicht sterben, sondern leben und einander sehen lassen. Seid mir Alle gegrüßt. — Dieß ist, was ich euch Allen unter dem Himmel zu sagen habe. Ich habe nicht euch erwählt, sondern ihr habt mich erwählt; ich hoffte nicht zu regieren, aber Gott hat mir das Königthum gegeben. Ihr kennet mein vergangenes Leben und meine Gedanken, denn ich habe nichts vor euch verborgen. Meine Gedanken und Bestrebungen haben sich nicht verändert, und ich erkenne nichts über mir als Gott, Gerechtigkeit und Wahrheit. Ich bin nicht von mir selbst hieher gekommen, sondern ihr habt mich gesucht; deswegen stehe ich da. Und dieß ist mein Rath an euch Alle: thut was recht und wahr ist. Betrüget nicht, damit ihr selbst glücklich werdet und ebenso eure Weiber und Kinder. Dann wird meine Herrschaft sicher ruhen, und Falschheit ferne von mir sein. Ist das nicht gut, ihr Alle unter dem Himmel?“ Hier hält er nach der Art madagassischer Redner einen Augenblick inne, und das für einen Fremden fast niederschmetternde plötzliche, scharfe „izàny“ (es ist) der unübersehbaren Menge erschallt wie aus Einem Munde. Dann fährt er fort: „Laßt den Arbeiter seinem Geschäft, den Kaufmann seinem Handel ohne Furcht nachgehen, denn die lang erwartete Zeit ist gekommen. Ich will Alle schützen, Reiche und Arme, daß es Allen wohl gehe, denn euer Wunsch ist erfüllt. Vertrauet mir, Alle unter dem Himmel, denn mein Wort an euch ist: Ein Gruß des Heils.“

Ein langes, volles Hölle ist die Antwort der Menge. Darauf nimmt der König sitzend die Hulbigungsgeschenke entgegen, die ihm der Reihe nach die Vertreter des Adels und des Volks darbringen, und Ellis suchte auf dessen Wunsch noch ein photographisches Bild der Festversammlung aufzunehmen. Abends beim Krönungsbanquet ist ihm sein Platz gerade dem Vater Jouen gegenüber angewiesen; er und die übrigen Missionare verweilen jedoch nur kurz.

Wie nachher verlautete, zog sich auch der König schon um halb zehn Uhr in seine Gemächer zurück, und las vor Schlafengehen mit

leichter richtiger Aussprache noch etwas Englisch. Am andern Morgen begannen viele der von fern Hergekommenen sich zur Heimreise zu rüsten. Im Laufe des Tages sprachen noch manche Christen aus allen Theilen des Landes bei Ellis ein, um ihm Lebewohl zu sagen und heilige Schriften und Liederbücher mit in ihre Heimat zu nehmen. Etliche seiner Schüler, die ihn bei diesem süßen Geschäft überraschten, wurden, um ihren unerwarteten Eifer ja nicht zu unterschätzen, für den Rest der vielbewegten Woche Miss. Toy übergeben.

Tags darauf brach auch die englische Gesandtschaft auf. Ihre verlängerte Anwesenheit in Antananarivo war für Ellis vielfach eine Quelle der Freude und Ermuthigung geworden und hatte nach seiner Ansicht sehr dazu beigetragen, den guten Klang des englischen Namens in Madagaskar zu befestigen. „Gewiß ist derselbe größtentheils dem geraden, uneigennütigen, ehrenhaften Benehmen so mancher unserer Landsleute zuzuschreiben, die mit den Madagassen in Berührung kamen. Wo es anders war, ist den Letzteren der Unterschied nicht entgangen.“

Dies ungefähr ist die Schilderung, die Ellis uns von der Krönungswoche entwirft. Hören wir ihn nun auch noch über einen Vorfall, der in diesen Blättern schon früher, und zwar damals nach katholischen Berichten Erwähnung fand (Miss. Mag. 1865, S. 464).

„Vielleicht ist es am Platze, einen kleinen, aber ungemein charakteristischen Zwischenfall nicht unberührt zu lassen, da derselbe bis auf einen gewissen Grad bereits vor die Oeffentlichkeit gebracht worden ist. Kurz nach der Krönung verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, der König sei vor dem öffentlichen Alt in seinem Palast von den römischen Priestern gekrönt worden. Ich ergriff einmal eine Gelegenheit, ihn zu fragen, ob dem wirklich so sei. Er sagte: den Abend vor seiner Krönung seien zwei Priester gekommen, um ihn zu fragen, ob sie nicht am andern Morgen die Krone, die er vom Kaiser zum Geschenk erhalten habe, sehen und mit Weihwasser besprengen dürften. Er habe dazu seine Einwilligung gegeben, und so seien in der Frühe die Väter Joun und Finaz in den Palast gekommen und haben die Kronen beschaut und mit Wasser besprengt. Dann habe Pater Joun plötzlich die Krone genommen und sie ihm aufs Haupt gesetzt, wie er, der König, geglaubt habe, nur um zu sehen, wie sie ihm passe. Er und die Königin seien beide in ihren gewöhnlichen Morgenkleidern und ganz unvorbereitet auf eine solche Hand-

lung gewesen, und haben sich sehr gewundert über das, was der Priester thue; er lege übrigens der Sache keinerlei Bedeutung bei, sondern betrachte die vor dem versammelten Volke vollzogene Krönung als die wahre.“*)

Uns scheint dieß die passendste Gelegenheit, den bittern Aeußerungen katholischer Priester über Ellis, die auch in Deutschland ein Echo gefunden haben, seine milden leidenschaftslosen Urtheile über sie entgegenzustellen und ihm zugleich zur Vertheidigung gegen seine Ankläger das Wort zu leihen:

„Vor manchen der katholischen Priester hatte ich große Achtung. In ihrer Thätigkeit, Selbstverleugnung und Geduld unter Entbehrungen boten sie uns zuweilen ein nacheiferungswerthes Beispiel dar. So der Abbé Weber oder Pater Joseph, wie ihn das Volk nannte. Er hatte lange unter den Sakalawa's an der Westküste gearbeitet, die Sprache erlernt und viel erduldet, ohne durch sichtbare Erfolge ermuthigt zu werden. Er kam vor der Thronbesteigung Radama's in die Hauptstadt und gieng da still und ruhig seinem Berufe nach. Wir trafen uns nur selten, und wenn dieß geschah, war er nicht gerade sehr mittheilsam. Ich habe keinen Blick in sein inneres Leben thun können, aber seinen Fleiß, seine Ausdauer und seine Hin-

*) Der französische Bericht des Pater Jouen lautet wörtlich: Et en effet, les premiers rayons du soleil éclairaient à peine le faite du Palais que nous nous sommes présentés, le roi, P. Finaz et moi: à l'instant, toutes les portes se sont ouvertes et nous nous sommes mis en mesure d'installer l'autel du sacrifice. Assurément, le Rev. chapelain de Sa Majesté ne se doutait guère, en ce moment, de ce qui allait se passer. Qu'eût-il pensé, surtout s'il eût pu apercevoir une couronne royale déposé sur l'autel, et attendant la bénédiction que devait appeler sur elle le prêtre catholique romain. Donc, toutes choses étant préparées, j'ai commencé la messe en présence du roi, de la reine et de quelques personnes de confiance. Un père de la mission me la servait. La messe terminée, j'ai récité sur la couronne royale toutes les prières indiquées par l'Eglise, puis, après l'avoir aspergée de l'eau sainte et invoqué sur elle toutes les bénédictions d'en haut, je l'ai prise entre mes mains, et m'approchant de Radama, je la lui ai posée solennellement sur la tête en prononçant ces paroles: » Sire, c'est au nom de Dieu que je vous couronne. Régniez longtemps pour la gloire de votre nom et pour le bonheur de votre peuple.« Il était près de 8 heures quand cette cérémonie s'est terminée, n'ayant eu guère pour témoin que Dieu et ses anges.«

gebung an sein Werk mußte ich bewundern, so sehr ich auch die Irrthümer seines Bekenntnisses beklagen mochte. Er starb, so lange ich in Antananarivo war.

„Da ich vielfach hörte, die französischen Priester halten mich für das Haupthinderniß des Gelingens ihrer Mission, fand ich es ganz natürlich, daß sie mich nicht mit sehr freundlichen Gefühlen betrachteten. Und doch hatte ich meinerseits mich immer bemüht, ihnen alle gebührende Achtung zu erweisen. Ich hatte ihre Emsigkeit, ihre Beharrlichkeit und Aufopferungsfreudigkeit rühmend anerkannt, und sorgfältig jede Kontroverse vermieden; aber ich konnte nicht aus Rücksicht für sie in irgend einem Stück meine Pflichten vernachlässigen. Die Klage, die sie bei ihren Landsleuten gegen mich erhoben, daß sie ohne mich eine blühende Mission hätten in Antananarivo gründen können, gereichte meinem Gefühl nach mir nicht zum Vorwurf, da wir, ehe irgend ein katholischer Priester herkam, mit viel Aufwand von Menschenleben und Geldmitteln unter manchen Entmuthigungen lange Jahre dort gearbeitet und durch Gottes Segen endlich so viel erreicht hatten.

„Die Hauptbeschuldigung gegen mich jedoch war die: ich sei zu oft im Palast, zu sehr bemüht, dem König meine persönlichen Ansichten aufzubringen und nicht ausschließlich genug auf meinen Missionsberuf bedacht. Ein Bericht über meine Beziehungen zum König, den das Haupt der katholischen Mission in Madagaskar veröffentlichte, und der nur die Unreinheit der Gesinnung des Schreibers verrieth, wurde von dem am unmittelbarsten betroffenen Theil in einer Weise aufgenommen, die jeden ferneren Versuch der Art niederschlug. Da aber diese Beschuldigungen dennoch ihren Weg in die Zeitungen von Réunion und Mauritius und endlich auch in englische und französische Blätter fanden, wiederhole ich hier, daß jeder Einfluß, den ich auf den König geübt haben mag, ein ehrlich erworbener war, und daß ich ihn nur zur Förderung des großen Zweckes meiner Sendung, nämlich der sittlich religiösen Hebung des Volkes, zu nützen bemüht war. Nie suchte ich irgend eine persönliche Gunstbezeugung; auch war ich seltener beim König, als er es wünschte. Das Krönungsbanket ausgenommen, hatte ich jede Einladung zur Tafel abgelehnt, obgleich er oft ausdrücklich nach mir gesandt hatte. Es war immer mein Bestreben, meinen Verkehr mit ihm sowohl für seine eigene Belehrung als für das Wohl seiner

Untertanen fruchtbar zu machen. Weber gegen den König noch gegen die übrigen Machthaber sprach ich je über andere als religiöse Gegenstände meine Ansicht aus, außer ich wurde darüber befragt; und meine täglichen Besuche zur Uebung im Englischen abgerechnet, gieng ich nie in den Palast, ohne daß der König mich durch einen seiner Offiziere rufen ließ. Gesah dieß, so trat ich einmal wie das andere in Begleitung des königlichen Boten ein, damit die übrigen diensthabenden Offiziere, von denen viele noch Heiden waren und die Begünstigung der Christen ungern sahen, sich überzeugen möchten, daß nach mir geschickt worden war.

„Ueber Herrn Lamberts früheren Verkehr mit Madama hörte ich zu viel von den Leuten und zuweilen vom König selbst, um irgend ein Geheimniß aus dem ungünstigen Lichte zu machen, in dem mir derselbe erschien. Daher wunderte es mich auch nicht zu hören, er habe mich als den schlimmsten Mann in Madagaskar und die Quelle alles Uebels bezeichnet mit der Bemerkung, so lange ich dort sei, werde es zu nichts Ersprießlichem kommen. Obgleich ich sowohl dem König selbst als auch Andern mein tiefes Bedauern darüber ausgedrückt hatte, daß er vom Frühstück und von der Mittagstafel bei seinen französischen Freunden meistens betrunken nach Hause kam, nahm ich deshalb nicht an, seine Wirthhe machen sich desselben Uebermaßes schuldig. Zudem wußte ich von einigen Offizieren, daß ein sehr geringes Maß von Wein, das Andere vollkommen nüchtern ließ, hinreichte, ihn zu berauschen. — Gegen Herrn Dupré, das Haupt der französischen Gesandtschaft, hatte ich von Anfang an aufrichtige Hochachtung gehegt. Sein offenes, männliches Benehmen und seine wohlwollenden Gesinnungen gegen Madagaskar gefielen mir, und ich erwartete kaum, daß die grundlosen Beschuldigungen Anderer ihn so gegen mich einnehmen könnten, wie ich nachher mit Bedauern hörte, daß es der Fall war.“

Der gute Ellis beurtheilt, wie uns scheint, die Franzosen noch viel zu sehr nach seiner eigenen unbefangenen Art, indem er nicht sieht, wie es beständig die Machtfrage ist, die sie quält. Daß Ellis überhaupt Einfluß besitzt, ist ein Verbrechen, das sie ihm nicht verzeihen können, für das er darum, so weit ihre Kraft reicht, mit seinem guten Namen büßen muß. Es sind jedenfalls ganz achtbare Namen, welche der Revue des deux mondes jene pöbelhaften Ausfälle gegen den erprobten Missionar geliefert haben, welche (im

Artikel vom 15. April 1864) ihre Seiten befudeln. Da muß Ellis in Antananarivo gepredigt haben, es gebe nur zwei Religionen, die englische und die französische, und sintemal Christus in England geboren sei, müsse die englische die wahre sein, u. s. w. Der Grund der Verlästerung schaut aber überall durch: *ce plaisant Missionnaire semble diriger la politique des Hovas*. Beweise für diese Behauptung sucht man vergebens, außer man finde sie in dem schmerzlichen Geständniß, daß die französischen Missionare umsonst gegen ihre glücklichen Rivalen ankämpfen (*luttent en vain contre leurs fortunés rivaux*), daß sie wenige Proselyten machen und die stolzen „Methodisten“ es gewinnen. Was diese französischen Staatsmänner unserem Ellis in den Mund legen, scheint so ziemlich ihr eigenes Glaubensbekenntniß auszumachen. Für sie gibt es nämlich auf allen Meeren nur zwei Religionen, das englische und das französische Interesse, und was immer letzterem im Wege steht, muß irgendwie in den Staub gezogen werden.*)

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Am Sonntag-Morgen, 13. October 1866, wurde plötzlich in Abeokuta, der großen Hauptstadt der Egba's, durch den Ausrufer verkündigt, daß heute kein Gottesdienst sei. Was das bedeutete, wurde bald klar. Bei dem Baschorum war große Volksversammlung, in der dieser Oberhäuptling seinen Willen durchsetzte. Dem gemäß machten sich Volkshäuser auf den Weg und rissen alle Kirchen ein, plünderten und zerstörten die Missionshäuser, zogen den Missionaren sogar die Kleider vom Leibe, und drohten allen bekehrten Ne-

gern mit dem Tode, wenn sie nicht zum Heidenthum zurückkehren wollten. Nur in Einem Stadttheil, dem nördlichsten, Ikidscha genannt, gelang es dem Häuptling Ogudipe, die Missionare zu schützen. Dorthin ist nun alles, was Christ heißt, geflohen, so viele sich nicht schon den Fluß hinab nach Lagos geflüchtet haben.

Es ist ein schwerer Schlag und er scheint nicht allein zu bleiben, auch am Niger in Idoba, kam es zu Gewaltthaten, indem Bischof Gromther gefangen genommen wurde, und nur während des Kampfes,

*) Auf unserer Abbildung bringen zwei Christen einer viel geprüften Schwester die Gebeine ihres Mannes, der als Märtyrer seinen Lauf vollendet hatte.

in den sich dann der Vice-Konsul Zell zu seiner Befreiung einließ, mit Mühe entrann. Der Konsul aber fiel von Pfeilen durchbohrt. Man sieht, das Heidenthum wehrt sich auf dieser Küste, als gienge es zum letzten entscheidenden Kampfe.

Er mordung Miss. Vater's.

Aus Fidshi ist kürzlich eine erschütternde Nachricht eingetroffen. In der Hoffnung, im Jahr 1868 eine Erholungsreise in die Heimat zu machen, wollte dort der west-lexanische Missionar Vater zuvor noch einmal die erst kürzlich zum Christenthum übergetretenen Stämme der Insel Witi Lewu besuchen, um zugleich auch den noch übrigen heidnischen Stämmen das Evangelium nahe zu bringen. Mit der Bemerkung, in etwa zehn Tagen hoffe er zurück zu sein, brach er zu dem Ende am 13. Juli 1867 auf. Ein eingeborner Prediger, zwei Katechisten und sechs seiner Zöglinge begleiteten ihn, aber weder seine Gattin noch sein Mitarbeiter Carey wußten, daß er den gefährlichen Plan hatte, die Insel quer zu durchwandern. Am 20. Juli kam die Gesellschaft in der Hauptstadt des noch heidnischen Ramose-Stammes an. Nicht freundlich, aber auch nicht mit Zeichen offener Feindseligkeit aufgenommen, legten sie sich sorglos zur Ruhe. Am andern Morgen jedoch bemerkte Vater unter den Wilden eine Aufregung, die ihn das Aeußerste fürchten ließ. „Jungen,“ rief er seinen Begleitern zu, „steht auf und kleidet euch an, denn heute werden wir erschlagen werden.“ Nachdem sie

mit Gesang, Bibellesen und Gebet ihre Morgenandacht gehalten hatten, gieng er ein wenig hinaus. Darüber kam der Häuptling mit den Worten: „Kommt, wir wollen euch jetzt den Weg nach Wuda zeigen!“ Sie machten sich auf, voran der Häuptling, einen kleinen Streitkolben in der Hand. Kaum aber waren sie etwa 150 Ellen weit gegangen, so sahen die Hintersten im Zug die Wilden mit Flinten und Streitkolben aus ihren Häusern treten und ihnen nachzueilen. Erschrocken stürzten sie vorwärts mit dem Ruf: „Wir werden erschlagen!“ Vater wandte sich um, erhob die Hand und sagte: „Laufet nicht!“ — aber im gleichen Augenblick traf ihn von hinten ein Streich des Häuptlings und er fiel todt zu Boden. Der eingeborne Prediger, der nur einige Schritte zurück war, beugte sich über die Leiche her, um sie zu küssen mit den Worten: „Wir wollen zusammen sterben.“ In dieser Stellung wurde auch er erschlagen. Bis auf zwei, denen es gelang, sich in das hohe Gras zu verfrachten und dann mit großer List ihre Flucht zu bewerkstelligen, fielen Alle. Noch sind die Ursachen dieses Mords nicht genau bekannt; doch liegt sichere Kunde vor, daß vor einiger Zeit ein einflußreicher Häuptling den von Vater besuchten Stämmen einen Streitkolben zusandte mit dem Auftrag, jeden Fremden zu erschlagen, der es versuchen sollte, von einem Ufer ans andere zu reisen. Ob das ein Angriff auf das Christenthum, ob es eine Herausforderung des christlichen Häuptlings Thakombau war, oder ob damit dem weiteren Vordringen

europäischer Ansiedler gewehrt werden sollte, wird sich erst später herausstellen. Unter den europäischen Ansiedlern herrscht große Erbitterung, und sie haben Thakombau ihre Unterstützung angeboten, um den Tod eines englischen Unterthanen zu rächen.

(Melbourne Argus.)

In Jerusalem wurde im August das Aussätzigenhaus durch einen Anbau für Bad-,

Bade- und Waschstube vollendet, und im September drei aussätzige Männer darin aufgenommen, denen seither ein vierter gefolgt ist. Das ist mehr, als man bei dem bekannten Charakter der Orientalen und ihrem Vorurtheil gegen evangelische Anstalten zu erwarten wagte. Geschwister Tappe von der Brüdergemeinde haben die Leitung des Hauses übernommen, während Miss. Sandreczki den Kranken Gottes Wort bringt und Dr. Chaplin ihre leibliche Pflege besorgt.

Literatur.

Geschichte der römisch-katholischen Mission von Dr. theol. C. H. Kal-
lar. Uebersetzt von A. Michelsen. Erlangen, bei Deichert, 1867.

Es that Noth, eine vom protestantischem Standpunkt geschriebene Schilderung der katholischen Mission deutschen Lesern zu bieten, und wir freuen uns, daß nun durch Dr. Kallars verdienstliche Arbeit diese Lücke für die nächste Zeit ausgefüllt ist. Mit dieser Beschränkung soll dem fleißigen und gewissenhaften Werke entfernt kein Vorwurf gemacht werden; was zu derselben nöthigt, ist nur die Erkenntniß, wie beim gegenwärtigen Stand des Wissens und bei der Eigenart katholischer Missionsberichte es fast zu den Unmöglichkeiten gehört, einmal, daß Ein Mann den ungeheuren Stoff zusammenbringe, und dann, daß er ihn kritisch sichte und in gleichmäßiger Darstellung bewältige. Das Unternehmen, auf 300 Seiten diese Aufgabe zu vollziehen, ist unzweifelhaft ein gewagtes, aber darum nicht minder dankenswerthes. Nachdem nun der Anfang von einem entschlossenen, wohlunterrichteten und vorurtheilsfreien Manne gemacht ist, scheint zu erübrigen, daß die einzelnen Theile in Monographien durchgearbeitet werden, bis ein wirklich fester Boden gewonnen wird, von dem das vorliegende Werk doch nur die ungefähren Umrisse entwerfen konnte.

Ich erlaube mir, auf einige Einzelheiten einzugehen. Wenn der Rahmen etwas enger gezogen wäre, so daß z. B. das Zeitalter

der großen Entdeckungen mit dem Eintreten der Reformation den Anfang des umfaßten Stoffes bezeichnete, so wäre damit schon etwas mehr Raum gewonnen für die Schilderung der neueren Ereignisse. Diese kommen denn doch vielfach zu kurz. Ceylon ist in zwei Zeilen abgehandelt, woran sich noch eine Anmerkung schließt; von der Mission unter den nordamerikanischen Indianern ist, was dieses Jahrhundert betrifft, kaum eine Andeutung gegeben; und so erscheint noch manches Gebiet ziemlich in Schatten gestellt, während für die Arbeiten des h. Franciscus und seiner Jünger, des edlen Raym. Lullus u. s. w. werthvoller Raum in Anspruch genommen wird. Der Uebersetzer hat wohl nach Kräften versucht, die neuesten Ereignisse an den betreffenden Orten einzuschalten; doch wäre auch da noch manches nachzuholen (wie z. B. Haiti's Geschichte mit Soulouque schließt, und die Taipings noch den Kaiser China's bedrohen). — Was insonderheit die indische Missionsgeschichte betrifft, so sind, gemäß der früheren protestantischen Tradition, die Thomaschriften viel zu günstig beurtheilt, wenn sie „evangelische Christen“ genannt werden. Man sieht in ihnen gewöhnlich Früchte eigentlicher Missionen, während sie im Grunde nur die Reste von Handelskolonien sind, welche seiner Zeit durch ausgedehnte Privilegien in die lange Liste malabarischer Rasten eingereiht worden waren. Was diese Nestorianerkirche einst leistete, mag ungewiß bleiben, gewiß aber war sie, als Menezes ihre Geistlichen unter das römische Joch zwang, schon in hohem Maaße verheidnischt (S. 66. Statt Ceram — Tscherman, statt Nappir — Nayer zu lesen; Cottaam S. 67 besser, wie 68, Kotayam. Die Kupfertafeln sind, von mir übersetzt, im Journal of the literary Society of Madras 1844 erschienen; Keilschrift findet sich übrigens nicht darunter, sondern nur eine Pehlvi Liste von persischen Zeugen). Nachdem sich jene Thomaschriften der römischen und jesuitischen Herrschaft erwehrt, ist ein Theil durch die weise Behandlung karmelitischer Missionare zu Syrorömern, der andere durch einen Mißgriff in der Werbung um Bischöfe zu Jakobiten geworden. Es ist das eine lange, an Quellen ziemlich reiche Geschichte (in Hough's History of Christianity in India ausführlich behandelt), jedoch überaus arm an geistlichen Motiven.

Wer die im Magazin gegebene Schilderung von Xaviers und Nobili's Wirken mit der Erzählung unseres Buches vergleicht, wird finden, wie sehr verschieden sich die Ansicht vom Einzelnen gestalten

kann, je nachdem dem einen oder andern katholischen Schriftsteller mehr Vertrauen geschenkt wird. Daß Xavier z. B. die japanische Sprache so bald erlernte, daß er sich den Badaga's mit dem Kreuzifir siegreich entgegenwarf, daß Nobili so frühe schon 30,000 Christen um sich sammelte, dieß und manches andere scheint mir unverbürgte Legende. Der protestantische Geschichtschreiber muß sich aber bei diesen Gegenständen doppelt in Acht nehmen; denn was er in gutem Glauben katholischen Erzählern nachgesprochen hat, wird später immer als ein durch die Macht der Wahrheit auch böswilligen Kezern abgedrungenes Zeugniß behandelt und zu unbilligen Kontrasten zwischen katholischer und protestantischer Missionsthätigkeit verwendet. Daß wir aber uns gleichfalls hüten müssen, das Große und Edle im Wirken katholischer Missionare nicht zu verkennen oder zu bemäkeln, hebt der Uebersetzer in seiner Vorrede mit allem Recht hervor.

Pred. Michelsen hat seine Aufgabe der Uebertragung mit großem Geschick gelöst. Einzelne Druckfehler in den Namen (z. B. 175 Gondelore statt Gondoforo) sind freilich stehen geblieben; neu hinzugekommen ist, so viel ich finde, nur Ein Versehen (S. 63 das „z. B.“ vor Canocopulus, welches ein Amts- nicht Personenname ist). Möge diese Geschichte mit dem vielen Belehrenden und Anregenden, das sie bietet, eine weite Verbreitung finden und an den geeigneten Orten zu einer doppelten Konkurrenz auffordern, einmal zur Betheiligung an der historischen Forschung in diesem ausgedehnten Gebiete, noch mehr aber zur selbstvergessenden Mitarbeit an der Evangelisation der Völker!

Allgemeiner Missionsatlas von Dr. R. Grundemann. Dritte Lieferung (Ostafrika). Gotha. J. Perthes, 1867. Preis: 20 Sgr.

Mit dieser dritten Lieferung liegt nun Afrika abgeschlossen vor. Einmal zeigt uns die Karte von Ostafrika das Gebiet der neu-entdeckten Seen mit den Nilquellen und Schneebergen, um die sich die Geographen so lange stritten, ein weites Heidenland, an den Grenzen kaum erst umsäumt von Missionsversuchen. Dann folgt das altchristliche Abessinien, jetzt doppelt interessant als wahrscheinlicher Kriegsschauplatz, wenn nicht Theoborus noch im letzten Augenblicke nachgibt. (Hier vermissen wir den Ort der gefangenen Eu-

ropäer, Amba Magdala, den doch die früheren, im übrigen so viel mangelhafteren Karten bereits aufführen). Aegypten mit den oberen Niländern schließt sich daran an; es führt uns mit seinem Kanal und seinen Eisenbahnen wieder in eine halb europäische Luft, während freilich die vierfarbigen Missionsstationen gerade jetzt, da der koptische Patriarch das Evangelium mit roher Gewalt verfolgt, und die Regierung ihm dazu Vorschub leistet, eine ganz andere Luft athmen. Höchst dankenswerth sind die beiden Karten von Madagaskar, welche dieses fruchtbarste Missionsgebiet zum erstenmale deutschen Lesern anschaulich machen. Besonders Interesse aber wird die große Uebersichtskarte des ganzen Welttheils erregen, indem sie durch ihre Farben- und Tonunterschiede über die Verbreitung der Völkerstämme, Sprachen und Religionen in einer Weise orientirt, wie dies bisher durch vieles Nachschlagen in geographischen Werken kaum zu erreichen war. Der erläuternde Text zeichnet sich bei aller Kürze durch Genauigkeit und Vollständigkeit der Angaben in hohem Maaße aus. Mögen die Missionsfreunde die willkommene Gabe, die Frucht ungemeinen Fleißes, ehren wie sie es verdient! Und möge manches Christenherz für den so lange fast stiefmütterlich behandelten nächsten Welttheil in treuer Liebe erwarmen!

M. G. Georgi, Hausmutter zu Düsseldorf. Nach Familiennachrichten und Freundesmittheilungen von M. G. W. Brandt. Barmen, Verlag der evang. Gesellschaft, 1868.

Ein kleines Büchlein und ein unscheinbarer Lebensweg! Hausmutter sein für 300 Kinder und Erwachsene, scheint nicht gerade ein beneidenswerthes Loos. Es ist aber ein Missionsdienst, wie eine treue Seele sich ihn nicht besser wünschen kann; und man darf wohl Arbeitern und Arbeiterinnen am Reiche Gottes, wie z. B. Missions-schwestern, ans Herz legen, daß sie etwas Rechtes von dieser Martha, die zugleich eine Maria war, lernen, ob ihnen dann auch, wie der Mutter Georgi, daraus die Folge erwüchse, nach menschlichem Ermessen um zehn Jahre früher zu sterben.

In der Frühe des zweiten Advent-Sonntags entschlief zu Basel im 86sten Jahre (geboren 12. April 1782) der Missionsvater Christian Friedrich Spittler, nach längerer schmerzloser Abnahme seiner Körperkräfte, im Geiste frisch und thätig bis zum Ende. Todeschwach konnte er doch fröhlich sein auch in den schwersten Stunden. „Klage nicht,“ sagte er einmal seiner Tochter, „haben wir nicht durchs ganze Leben uns auf diese Stunde vorbereitet und uns auf dieselbe gefreut, als auf den Eingang zum herrlichen ewigen himmlischen Reiche; warum sollten wir jetzt, da diese Stunde gekommen ist, klagen und traurig sein?“ — „Nun gehts hinein, hindurch, hinauf! Hinein ins Todesthal; aber wie köstlich ist's, daß wir einen Heiland haben, der uns hindurch führt und hinauf! Ich darf es spüren, deutlich spüren, der Heiland ist bei mir; auch ist Er meine Hoffnung allein, sonst hab ich keine.“ — Was dieser Mann in seinem langen Leben mit gänzlicher Hintanzetzung eigener Interessen für Gottes Reich gethan und gelitten hat, davon zeugen nicht nur viele blühende Werke christlicher Liebe, die er gegründet und gefördert hat, sondern auch eine große Anzahl von Gewissen, gegen die er sich vor Gott wohl bewiesen hat, wenn er auch seine Absicht an ihnen zunächst nicht erreichen durfte. Wenige Männer werden so, wie es ihm gegeben war, alles Verlorene und Verkommene auf ihrem Herzen getragen haben; unabgeschreckt durch alle Beweise menschlicher Schwachheit und Bosheit, durch jede weitere Erfahrung derselben nur um so weitherziger, liebevoller und erfinderischer gemacht, blieb er bis zum Ende der Anwalt und Vater aller Armen und Elenden, in der Nähe und in der Ferne. Was alles ihm die Mission verdankt, seit der Zeit, da er (im Juli 1802) sich selbst zum Missionar angeboten hat, läßt sich jetzt noch nicht überschauen. Gewiß aber ist, daß er sein damals gewünschtes Ziel erreicht hat: „sich im Weinberg des HErrn brauchen zu lassen, zu was Er will, zu gehen, wohin Er ruft, und am Ende noch einst Oberknecht zu werden.“ Wer geht hin und thut dergleichen?



Kaimisharava

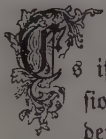
Kainikarava

Kainikaravatsarava

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

3. Joseph Beschi.



Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte der römischen Missionen im Tamillande weiter zu verfolgen. Sie haben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mancherlei Abbruch erlitten und nur auf wenigen Punkten wirklich Neues hervorgebracht. Bedeutenden Einfluß hatte darauf besonders die Verrückung der bisherigen Machtverhältnisse. Während im Innern die muhammedanischen Waffen bis in den äußersten Süden vordrangen, beherrschten nun die Holländer die beiden Küsten; nachdem sie im Jahr 1655 Kolombo eingenommen, wurde Ceylon der Sitz ihrer Herrschaft, von wo aus auch Malabar mit seinen Seestädten (Kotschi im J. 1663) erobert und Goa selbst lange bedroht wurde. Die Jesuiten mußten das Land räumen, so weit der niederländische Einfluß reichte. Auf der östlichen Küste dagegen erhob sich zwischen holländischen und englischen Ansiedlungen seit 1672 in Pudutscheri (Pondicherry) eine französische Kolonie, welche nunmehr der römischen Kirche einen zu sehenden wachsenden Anhalt bot. Französischer Einfluß macht sich fortan in der ganzen Mission bemerklich; sie ist nun in den Händen jener gewandten Väter, die Pascal uns schildert und die sich selbst in den *lettres édifiantes* ein interessantes und bleibendes Denkmal ihrer Denk- und Handlungsweise gesetzt haben.

Als der letzte der portugiesischen Jesuiten mag der edle Joh. de Brito bezeichnet werden, der im Jahr 1680 von Goa aus seine Mission im Tamillande antrat und nach einem Besuch im Vaterlande über Pondicherry dahin zurückkehrte, um 1693 in Ureihur des Märtyrertodes zu sterben. Der Marawa-König von Ramanada machte ihm

den Proceß, und Brito dankte Gott, daß er keines andern Verbrechens angeklagt war, als daß er das Gesetz seines Gottes verflündigt und die Götzen ihrer Verehrer beraubt habe. „Welche Ehre,“ schrieb er am 3. Febr., „für ein solches Verbrechen zu leiden und zu sterben; sie erfüllt mich mit Trost in meinen Banden.“ Am folgenden Tage wurde er auf einem Hügel beim Fluß Pambaru in Gegenwart einer großen Menschenmenge enthauptet, und zahllose Wunder verherrlichten hinfort die geweihte Stätte, besonders an jedem Mittwoch (dem Todestag), da Heiden und Christen dort zusammenströmten. Die heilige Erde, auf welcher der „Arulananda-Swami“ (Gnadenfreudeherr) sein Blut vergossen, wurde nun weithin versendet, eine Kapelle darüber erbaut und ein Teich gegraben, um welchen sich die Wallfahrer „mit dem ganzen Leibe wälzen und auf den Knien herumhutschen, um durch die Vermittlung des Heiligen gute Nahrung, Gesundheit und Kinder zu bekommen.“ Brito sollte bereits kanonisiert werden, als der Fall des Jesuitenordens seinen Proceß in Rom unterbrach; ob er neuerdings, wie die Väter hofften, zu einem glücklichen Ende geführt wurde, ist uns nicht bekannt.

Unter den Arbeitern in der Tamil-Mission darf aber einer nicht übergangen werden, dessen Einfluß im guten wie im schlimmen Sinne bis auf diesen Tag fortwirkt; es ist der geniale Joseph Constant Besch. Seine Arbeit fällt in eine spätere Zeit, als die des ersten protestantischen Missionars; wir erwähnen sie aber schon jetzt, um mit ihr die Reihe der katholischen Missionare zu schließen. Geboren im venetianischen Castiglione (8. Nov. 1680) trat er, kaum achtzehnjährig, in den Jesuitenorden, in dessen Dienste er 1710 nach seinem Wunsche der Madura-Mission zugewiesen wurde. Da wohnt er nun zuerst in Ramanayakempatti und Raittaru als Dhairyanatha-Swami (Herr Kühnheitsfürst) in flotten Aufzug bei armem Leben, und sammelt um sich eine Anzahl Heiden, meist von hoher Kaste. Am Ende tauft er gar zwei der einflussreichsten Männer im Dienste des dortigen Palayakaran (Baron), ein Wagniß, das es den Brahmanen nahe legte, allem ihrem Einfluß aufzubieten, um dem Christenthum Hindernisse zu bereiten.

Dazu bot sich ein willkommenener Anlaß durch einen Pareian, der in einer der Seestädte etwas Portugiesisch gelernt und darauf leicht hin die Taufe erlangt hatte. (Die Väter klagen oft bitter über den Leichtsin, mit welchem solche Vagabunden in den Städten der

Küste der Kirche einverleibt wurden, zur Gefährdung des künstlichen Baues der Mission im Innern des Landes). Dieser Landstreicher nun kleidete sich als Fakir und kehrte nach Madura zurück mit einem Mischmasch aller Religionen im Kopf und einem Haufen Bücher unter dem Arm. Mit Heiden redete er heidnisch, mit Muselmanen muhammedanisch, mit Christen christlich. In einem Wellalerdorf, Wadankulam, mußte er sich bei dem Aschatriya-Katecheten als ein reuiger Wellalerchrist einzuschmeicheln. Missionar Brandolini aber war wie vom Donner gerührt, als der h. Bettler sein Tamilportugiesisch vor ihm radebrechte und das Kreuzeszeichen machte, und empfing ihn so kühl, daß der Schurke in der Nacht verschwand.

Nun wechselte er die Rolle und predigte mit seinen Büchern eine neue Mischreligion in einer von Beschi's Gemeinden. Dort wird er vom Katecheten als Betrüger entlarvt und geschlagen. Er klagt bei Beschi, der ihn zu beschwichtigen sucht; allein schon wird er auch von den Feinden der Mission bearbeitet und flieht in das nahe Lager der Armee des Padischah von Delhi, um die muselmanischen Offiziere zur Rache gegen die Christen zu entflammen, die ihn, den muhammedanischen Fakir, mißhandelt haben. Den brahmanischen General gewinnt er durch eine glänzende Beschreibung der Schätze, die Beschi in der Kirche von Kurukalpatti verborgen habe. Die Kirche wird überfallen, während eben Beschi die Krippe für die Weihnachtsfeier (1714) zurichtete, und Beschi mit seinen Katecheten gefangen fortgeführt. Der Fakir aber machte sich unsichtbar.

Die Katecheten konnten auch auf der Folter von den Schätzen in der Kirche nichts bekennen; so wurde Beschi zum Tode verurtheilt und Kirche mit Pfarrhaus niedergerissen. Doch nun legten sich zwei hochgeborne Christen ins Mittel und erwirkten durch einen Beutel Golbs die Befreiung des Missionars, und Dulbung und Frieden für die geängsteten Gemeinden. Natürlich aber war der europäische Ursprung der Missionare und ihre Verbindung mit Pondicherry für die jetzigen Machthaber, die Mogulschen, kein Geheimniß mehr.

Im Jahr 1716 übernahm Beschi die Leitung der Madura-Mission und wohnte sodann lange in Elakuritschi (eine Meile von Landschaur), wo er die Gunst der Großen in hohem Maaße gewann. Ließ sich nun die Nationalität nicht mehr verheimlichen, so konnte man sie doch verzeihlich machen durch ein Eingehen in die Sprache und Gedankenwelt der Tamiler, welches auch den Höchsten

und Gelehrtesten Achtung einflößte. Und hierin hat Veschi das Unglaubliche erreicht. Er ließ das Sanscrit bei Seite, mit welchem noch in Nobili's Zeit so viel auszurichten war, das auch noch bei seinen Nachfolgern für die eigentliche Mutter der dravidischen Dialekte galt, und hielt sich an das reine Tamil der besten eingeborenen Dichter. Diese wurden ihm sofort Muster für eigene Compositionen, mit welchen er ihnen bald sich ebenbürtig an die Seite stellte. Schon im Jahr 1726 verfaßte er das *Tembavani*, „die Reihe süßer Lieder“, eine evangelische Geschichte nach indischem Geschmack in 3615 Strophen. Da nun diese Lieder zwar gern gesungen, aber um der alten hohen Sprache willen — nach dortiger Art — von den Wenigsten verstanden wurden, ließ er sich von der höchsten Dichtertöhe herab, um einen Commentar in leichteren Versen zu schreiben; und weil auch dieser noch für die Meisten unersteiglich war, verfaßte er eine prosaische Uebersetzung, mit deren Hilfe nun das Ganze bewältigt werden konnte. Daß ein Fremder so etwas vermöge, konnten auch die Dichter und Gelehrten rein nicht begreifen. Ueberall wurde der Wira māmuniṇi, wie sich der Dhairyanatha Swāmi nun nennen ließ, als ein neuer Prophet, sichtlich inspirirt von der Rede-Göttin, hochgefeiert, und auch Fürsten hüllten um seine Freundschaft.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Veschi damit der protestantischen Bibelübersetzung, welche nun schon mehrere Jahre von Trankebar aus ins Innere gedrungen war und bei vielen Katholiken großes Interesse zu erregen begann, eine bedeutende Concurrenz machte. Ziegenbalg hatte die katholische Mission in einem gewissen Verfall getroffen; wenn an der Küste hin die portugiesischen Padres „wegen ihres ärgerlichen Lebens und schlechter Gemüthsverfassung“ alle Achtung verschertzt und nur geistlose Nachbeter um sich versammelt hatten, so waren die Bekehrten im Innern von klugen Leitern über den Unterschied christlicher und heidnischer Religion möglichst im Dunkeln gelassen worden; einheimische Priester heranzuziehen, war bei dem beliebten Accommodationsystem als eine Unmöglichkeit erschienen, so hatte man sich begnügt, die Geschicktesten zu Katecheten zu bilden, natürlich mit Ausschluß jedes geschichtlichen Unterrichts. Ja man fürchtete sich ordentlich vor allem Lesen und Lernen; der Priester mußte die neugierigen Frager und Leser niederhalten und suchte sie lieber durch die Pracht der Feste, durch „baalitische Aufzüge“ d. h. geistliche Komödien, bei denen verkleidete Knaben die

Rolle der Tempeltänzerinnen übernahmen, durch Wagenfeste, in welchen Poholas und Kaviors Bilder herumgeführt und mit Feuerwerk oder Kanonendonner begrüßt wurden, und andere Künste zu unterhalten, als daß er Wissensdurst geweckt und befriedigt hätte. Es gab kaum eine Predigt und keine Schule; nachdem etliche Legenden und Wundergeschichten in Umlauf gesetzt waren, ruhte die schriftliche Arbeit allenthalben. Im fernen spanischen Manilla war die einzige übrige Druckerei der Katholiken zu suchen.

Beschi hat wohl besser als irgend jemand erkannt, wie der Gefahr, welche der katholischen Kirche von Trankebar aus nahte, erfolgreich zu begegnen sei. Dem Geist mußte Geist, dem Wort ein besseres Wort entgegengesetzt werden. Eine Bibelübersetzung geben, schien ihm etwas wie Perlen vor die Säue werfen; aber biblischen Inhalt in eine anziehende, ungefährliche Form zu bringen, mußte man nun schon wagen. Und was hierin von Menschenkraft zu leisten ist, das hat Beschi geleistet.

Seine fruchtbare Feder ruht keinen Augenblick. Unererschöpflich in Gedanken, wenn auch nicht gerade in den tiefsten Gedanken, weiß er diese immer in die anmuthigste Form zu kleiden und beherrscht jede Sphäre der Sprache mit solcher Genialität, daß er auch Ausländisches dem Hindu wie das ursprünglichste Inländische erscheinen lassen und jede Klasse von Lesern befriedigen kann. Er wiederholt sich nie, immer neue Gedanken und Bilder quellen ihm aus Herz und Mund, er rührt, begeistert, spielt, schäkert mit allen Mitteln der Sprache ohne die geringste Anstrengung. So schrieb er denn die Legende der h. Katharina (Kitteriammal), die ihren abgehauenen lachenden Kopf in die Hände genommen und in dieser Stellung noch eine Rede an das Volk gehalten; schrieb Gedichte zu Ehren der h. Jungfrau und ihrer sieben Schmerzen; verfaßte ernste Meditationen und sehr beherzigenswerthe Vorschriften für Katecheten und Lehrer, aber auch die überaus komischen Abenteuer des Guru Paramārtha, eines selbsterfundenen weisen Narren, bei welchem man unter unausschlichem Lachen jede Form der gemeinen Sprache mit allen Seiten des tamilischen Lebens kennen lernen kann. Seiner Grammatiken und Wörterbücher, namentlich aber des Saturagarādi oder des „vierfachen ABC“ (ein Verikon der Wortbedeutungen, Synonyme, Kategorieen und Reime) sei hier nur im Vorbeigehen mit der aufrichtigen Dankbarkeit eines vieljährigen Schülers gedacht.

Noch jetzt ist Beschì in dieser Seite seines Wirkens von keinem Missionar übertroffen oder auch nur erreicht worden, und das nicht allein auf tamilischem Gebiet, sondern in irgendwelcher indischen Sprache. Sein Einfluß dauert unvermindert fort, bei Protestanten vielleicht mehr als bei Katholiken, und es wäre jeder Mission zu wünschen, daß ein so leuchtendes Vorbild mehr Nachahmer fände.

Aber wir dürfen auch die Rehrseite nicht außer Acht lassen. Da wir nun schon einmal dem chronologischen Verlauf vorausgegriffen haben, so sei nur kurz erwähnt, daß Ziegenbalg in Trankebar, Madras u. s. w. wahrheitsliebende Katholiken anzog und festhielt und durch seine Bibelübersetzung einen nachhaltigen Einfluß zu üben fortfuhr, auch nachdem er (1719) seinen kurzen Lauf vollendet und noch ungeübten Nachfolgern sein Werk überlassen hatte. Dabei hatte man mit möglichster Vorsicht allem aufgeboten, die Römischen nicht zu reizen. Diese ihrerseits aber verhöhnten die Protestanten als eine verächtliche Sekte, die eine Pareier-Religion ins Land bringe, und bedienten sich aller Mittel der Kirche, sich dieser Feinde zu erwehren. Ums Jahr 1728 brach die Feindschaft in helle Flammen aus. Ein katholischer Pareien in Tandschaur, der junge Unteroffizier Rajanajakten, hatte vor etlichen Jahren bei einem Römer die vier Evangelien gefunden und war davon so hingerissen, daß er sie sich abschrieb. Seiner Bibelkenntniß vermochten die Katecheten nur Machtsprüche entgegenzuhalten; er wurde, nachdem alle Drohungen und Versprechungen fruchtlos geblieben waren, in den Bann gethan, trat zur evangelischen Kirche über und leistete fortan ausgezeichnete Dienste als Katechet in Mahabewipatnam und Tandschaur. Ihm trat Beschì mit einer Schrift entgegen, aus der wir die Art seiner Polemik lernen können. Der Gedankengang ist folgender.

Die Art des Kutherschwarms.

In Form eines Briefs wird zuerst erwähnt, wie ein Pareien von Osten her ein Buch gebracht habe, in Goldpapier gebunden und niedlich gedruckt, so daß man sich versucht fand, mit Freunden auch den Inhalt zu besehen. Da bot nun wohl der Titel himmlische Seligkeit an, aber die Sprache erwies sich als ein so schreckliches Kauderwälsch, daß einem über dem Lesen der ersten Linie schon die Augen brannten, die Zunge vertrocknete und die Ohren barsteten; man schaute sich an und brach in lautes Lachen aus. Wie zeigte sich da

die innere Fäulniß unter dem Hurenschmuck. Doch fragte sich nun, wer denn die Barbaren seien, die ein so schauerliches Tamil schreiben? Es sind das die Lutheraner in Tarangambadi (Trankebar). Allein was für eine Geburt (Kaste) sind sie denn? Rieße sich das nicht genauer beschreiben?

Darauf will ich antworten und die Art dieser Sekte schildern. Weil ich aber fürchte, man könnte meine Worte für das Urtheil eines Feindes halten, will ich aus mir selbst nichts sagen, sondern einzig und allein den großen „Gnadenvater“ (Johannes) reden lassen.

Dieser, der das Künftige wie Vergangenes schaute, hat das Gericht, das über die Welt kommt, in sieben Posaunen beschrieben. Auch die Lutheraner glauben, daß die vier ersten Posaunen jene großen Ketzereien bedeuten, die seit der Apostel Tagen die Kirche Christi bedrängt haben: die Ebioniten, Gnostiker, Arianer und Pelagianer. Ebenso zweifeln sie nicht, daß in der sechsten Posaune der Antichrist, in der siebenten das Weltende angekündigt sei. So muß doch wohl der fünfte Posaunenschall das fünfte Gericht enthalten, das nach jenen vier Ketzereien eintritt und dem sechsten, dem Antichrist, den Weg bereitet. Das nun kann nur der Lutherschwarm sein. Lesen wir Offenb. 9, so wird uns die Art dieser Kaste von selbst deutlich werden.

Es folgt eine poetische Uebersetzung der fünften Posaune, in Prosa wiederholt.

Wer anders kann der gefallene Stern sein, als Luther, der jung zum Mönch und Priester geworden, sich bedeutenden Himmels- glanz erwarb, dann aber seine Büßerkraft verlor, indem seine Enthaltbarkeit in böse Lust, seine Liebe in Haß umschlug. Er verlangte nach Geld, Weib und Kindern und gab dafür den Herrn Sesu (Gesu) auf.

Den Schlüssel des Abgrunds erhielt er, wie der Herr den Apostelfürsten, den h. „Steinvater“ (Petrus) sammt den h. Päpsten mit der Gabe des himmlischen Schlüssels beehrt hat, als des Teufels Apostelfürst von diesem geschenkt. Er schließt damit den Abgrund auf, und welch ein dicker Rauch verfinstert plötzlich Sonne und Lust! Alles war bis dahin in schönster Ordnung, Eine Lehre und Ein Gesetz, Eine Sprache auf allen Zungen, Ein Licht in allen Herzen. Sobald Luther mit seiner Lügenlehre den Abgrund aufgeschlossen, gerieth Alles in Verwirrung. Er und seine Nachfolger statuirten

heute, was sie morgen verwarfen, bis man an allem Glauben irre wurde. Hat doch Luther in seinem Kommentar zu des h. „Klein-vaters“ Epistel an die Galasier und in der ersten Taufpredigt sich nicht gescheut zu schreiben, „der Herr Sesa sei der ärgste, ja einzige Sünder, ein Lügner, Empörer, Gotteslästerer, Schriftverberber, ja der Teufel selbst.“ Vorher wußte man, was das Wort im Abendmahl „dies ist mein Leib“ bedeute, jetzt haben die Ketzer dies Eine Wort schon durch 200 Deutungen verfinstert. So nun ist ihnen und durch sie auch die übrige Schrift verdunkelt worden.

Die Heuschrecken, welche aus diesem Rauch entstehen, sind also sicherlich die Lutheraner. Würde ich sie zu einer Rauchgeburt machen und mit Heuschrecken vergleichen, so möchte man lachen; wer aber den Worten des Gnadenvaters nachdenkt, wird die Vergleichung über Erwarten treffend finden. Heuschrecken sind nämlich Thierchen, die ganz aus Bauch bestehen; sie können daher weder ordentlich gehen noch fliegen, flattern wohl immer auf, fallen aber vermöge der Schwere des Bauchs bald wieder zur Erde. Die Lutheraner nun sorgen vor allem für ihren Bauch, haben also keine Fasttage, essen und trinken maßlos und können sich nicht zur biblischen Enthalt-samkeit erheben. Freilich schwingen sie manchmal die Flügel mit großem Anlauf zu geistlicher Lehre; allein es reicht nicht weit, die Bauchlust zieht sie rasch zu Boden. So zeigen die Lutheraner in Trankebar ein starkes Verlangen, das Heidenthum zu bekämpfen und die Wahrheit zu verbreiten; sie drucken mit großem Aufwand einen Gerechtigkeitswandel, einen wahren Weda, einen Himmelsweg, das lautere Evangelium, und vertheilen es so fleißig, daß wir ihnen schon einen hochgeistlichen Flug zutrauen könnten. Allein da sie Heuschrecken sind, werden wir sie wohl bald wieder auf die Nase fallen sehen. Verboten sie doch schon in jenen Büchern das Fasten und jedes gute Werk, sehen keinen Nutzen im Almosen, erklären die Ehe-losigkeit für eine Sünde und erlauben auch die leibliche Schwester zum Weibe zu nehmen, alles im Namen der Bibel: da sehen wir sie ja schon wieder im Dreck liegen.

Anarchie aber gehört zum eigentlichen Wesen dieses Schwarms. „Heuschrecken haben keinen König, dennoch ziehen sie aus ganz mit Haufen“ (Spr. 30, 27). Wie auch immer der Lutheraner Haufe wachse, sie wandeln, Keinem gehorchend, jeder wie er seine Pflicht versteht, und halten für die Sünde der Sünden, dem vom Stein-

vater an auf die h. Päpste übergegangenen Kirchenregiment sich zu unterwerfen. Findet sich doch sonst kein Haus mit drei Personen, kein Dorf mit drei Häusern, kein Land mit drei Dörfern, das ohne Haupt bestände! Nur Heuschrecken und Lutheranern ist das möglich; ein neuer Beweis, daß Weiber Natur im Grunde Eine ist.

Männerantlitz (oder =Mund) und Weiberhaar verstehen sich nicht so leicht; man sehe aber nach Trankebar, so wirs deutlich. Wie feingeschmücktes Weiberhaar präsentirt sich jenes reizende Büchlein in Goldpapier, und wie männlich redet es Weisheitsworte vom lauterem Evangelium, vom sicheren Weg zu ewigem Glück. So auch strahlt ihr Antlitz vor Liebe, wenn jemand sie besucht; gleich bieten sie zu essen und zu trinken an und lassen Geld regnen. Siehe da, Männerantlitz und Weiberhaare.

Warum aber gerade Haare? Warum nicht schlanker Wuchs, spielendes Auge und sonstige Weiberreize? Verstehe wohl: die andern Reize lassen sich nicht künstlich machen, ein Plumpfuß z. B. wird einmal keine niedliche Ferse u. s. w. Aber zu schwach gerathenes Haar läßt sich durch künstliche That wunderbar verschönern. Das ist also die heuchlerische Anmuth, mit der sie dich locken. Dein Freund, der Hawalbar Sankrosi*) hat sie ja besucht, da zeigten sie ihm Haus und Zimmer, und nirgends eine Spur von Weibern, — am Ende sind's doch rechte Büßer! Doch nach einigen Tagen verkündigt die Hochzeittrummel, wie aus dem alten Büßer ein junger Bräutigam wird, und zwar mit einer schon zweimal ehlich Gewordenen (wenn nicht gar: zweimal Geschiedenen)!

Nach all dem anziehenden Weisheits- und Liebesgerede warnt uns der Skorpionenstachel. Sie fordern zu guten Werken auf. Frägst du, was solche nützen? flugs biegen sie den Schwanz, zeigen den Stachel und vertreiben dir die Lust zu guten Werken mit ihrer „Nutzlosigkeit“. Oder heißt es: Weine und bereue deine Sünde! Du thust es redlich und möchtest sie auch abbüßen. Aber nein! Das wäre nur Sünde, nachdem Christus sie durch sein Leiden bereits abgebüßt hat. Sie befehlen: Respekt vor den Großen! und verbieten dir die Mutter Christi zu ehren, als wäre sie wie andere Weiber Mutter geworden. Jedermann sollst du wohlthun! an deine verstorbenen Eltern aber sollst du nicht einmal mehr denken. Ihre Büch-

*) Ein heidnischer Oberbeamter.

lein drängen sie auch den Unwilligen auf; wenn aber jemand ihrem Netze entrinnt, fordern sie alles Empfangene heraus, stecken ihn ins Gefängniß und plagen ihn. Lug und Trug verbieten sie; wo sie aber einen Betrüger und falschen Zeugen auffangen können, nehmen sie ihn auf und machen ihn zum Katecheten. Siehst du wohl den tödtlich verwundenben Giftstachel?

Die Löwenzähne bezeichnen ihren bittern Haß gegen alles Hohe. Die Himmelsbewohner sollen blind sein gegen unsere Nöthen, taub gegen unsre Bitten; auch Propheten und Apostel sollen gelehrt haben. So heißen sie wüthend nach den Allerhöchsten und verehren nur demüthig den Fuß jedes Herrschers, der sich ihnen auf den Kopf stellt. Das Eine Kirchenhaupt heißen sie den Antichrist, die h. Mönche Heuchler, die gelehrtesten Doctoren eine Heerde von Eseln, die h. Kirche eine Hure. Mit allen diesen Lügen, die sie gegen die h. Kirche austreuen, zeigen sie ja den lebentödtenden, Leichenfressenden, von Nas und Mober stinkenden Löwenzahn.

Der eiserne Panzer bedeutet ihre Verstockung gegen die allerklarsten Beweise, wie sie jedem Kezer eigen ist, doch am meisten die Lutheraner auszeichnet, als welche das sichere Gefühl in sich tragen: Wir haben uns verirrt! nur daß ihr Stolz ihnen nicht zuläßt, es auszusprechen. Lieber fahren sie zur Hölle. Mußte doch Luther selbst schriftlich bekennen, seine Lehre taue wohl für diese Erde, führe aber nicht in den Himmel, und das volle Heil finde sich nur in der römischen Kirche.

Die Goldkrone bezeichnet eben jenen Stolz, der ihrer Hartnäckigkeit zu Grunde liegt. Wo fände sich auch ein Maßstab, um Luthers Hochmuth zu messen, der sich selbst den größten Lehrer der Kirche seit der Apostel Tagen nennt? Er hat freilich schöne Geheimnisse geoffenbart, tröstlich für jedermann; daß man z. B. die Schwester heirathen dürfe, haben selbst die Apostel nicht gewußt.*) Wie stolz steht er da, der Wurm, wo er sich erfrecht, den Statthalter Christi, den zehnten Löwenkönig (Leo X) zu verfluchen. Das setzen die Lutheraner fort, eignen sich Tausende der schönsten Namen zu, wie Propheten, Evangelisten, Bibelmänner, Glaubenslichts-erneuerer, und setzen sich eben damit selbst die Goldkrone auf.

*) Diese wiederholte Bästerei — man wird es kaum glauben — bezieht sich einzig und allein auf die wörtliche Uebersetzung von 1 Cor. 9, 5 in der Translatabibel.

Zum Kriege bereiten Koffen gleichen sie durch ihre unbändige Streitleust. Nach Trient zum Concil geladen, schrieb Luther: Ja, ich will erscheinen mit 20,000 Fußgängern und 5000 Pferden, und hoffe damit meine Ansicht durchzusetzen. So hat sie denn ihr Kaiser für ihren Ungehorsam strafen müssen. Aehnlich haben sich die Lutheraner Trankebars in unsern Tagen gezeigt, indem sie sich ins Land einschleichen, dann eine Burg umringen und Kanonen aufpflanzen u. Wir Römer sind schon lange im Lande und haben viele Hunderttausende bekehrt.*) Die Lutheraner aber können keine vier Tage darin weilen, ohne Kriege zu veranlassen, durch die das Königscepter erschüttert und das Landeswohl vernichtet wird.

Dem Wagengerassel des Schlachtfelds gleicht darum das Rasseln ihrer Flügel, wenn sie sie vor Freude schwingen. Das Einherbrausen dieser höllischen Heuschrecken durfte nicht mit dem so wohlthätigen Wolkendonner verglichen werden, sondern nur mit dem Getöse einer Vernichtungsschlacht. Wie bricht doch Luther in einen Freudenschrei aus, als einige seiner Anhänger anno 1523 sieben heilige Nonnen raubten und verderbten! Und als der Papst den elenden König von England verfluchte, weil er seine Gattin verstieß und sein Kebsweib ehlichte, wie haben da die Lutheraner gejubelt und mit den Flügeln gerasselt, sind in die Insel eingebrungen und haben sie gänzlich zerstört!

Zum König über sich haben sie ja den Abaddon, den Verderber. Je mehr sie sich eines sichtbaren Königs für ihre Religion erwehren, um so sicherer bekommen sie einen unsichtbaren, den Teufel. Dieser ist nämlich, wie schon der h. Hiob schreibt, „ein König über alle Stolzen“, und Luther selbst gesteht, er habe sich den Teufel zum Lehrer gesetzt. Apollyon, Verderber aber heißt ihr Fürst, indem die früheren Keger nur an einem oder zwei Gesezen rüttelten; die Lutheraner aber sich von ihm gebrauchen lassen, die ganze Kirche und alle Religion mit der Wurzel auszureißen und zu verderben.

Jedoch was im Innern grün und frisch ist, und wäre es nur Gras, dürfen sie nicht beleidigen; nur über verbrannte Herzen haben sie Gewalt. Siehst du doch, welcherlei Anhänger sie in Trankebar finden: es sind nur Leute, die ihre Gattinnen aufgegeben haben, um Sklavinnen zu halten, die ihre Eltern schmähten und schlugen,

*) Zu Europäern hat Beschi nur von Einem Hunderttausend geredet.

Ehebrecher, Diebe, Säufer, der Kaste Verlustige, wegen losen Wandels Excommunicirte. Noch hat kein ehrlicher Römer sich an sie angeschlossen. Die beste Arznei gegen Luthers Gift ist also augenscheinlich ein ehrbarer Wandel; wer noch gute Werke liebt und sich vor schlechten schent, braucht sich vor ihren Nezen nicht zu fürchten. Das Siegel Gottes an den Stirnen, das h. Kreuzeszeichen, das sie als Aberglauben verwerfen, zeigt deutlich, wer allein diesem fünften Gericht verfallen kann.

Obchon nun ich nicht behaupten möchte, daß der h. Gnadenvater mit seinen geheimnißvollen Bildern gerade dieß gesagt haben will, kann ich doch nachweisen, daß viele Gelehrte es ebenso gefunden haben, und zweifle darum nicht, daß die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung jedem Vorurtheilsfreien einleuchten wird. Man vergleiche das Gesagte mit ihren gedruckten Büchern. Sollte sich nun jemand wundern, warum doch die Lutheraner so klare Dinge nicht selbst einsehen, der bedenke, daß sie ein dem Hölleurauch entsprungenes Geschlecht sind. Wer in einer rauchigen Kammer eingeschlossen ist, sieht nicht, wie draußen es einem so wohl wird; ebenso schwer wird es den Lutheranern, die Ruchlosigkeit ihrer Religion und die schöne Ordnung der römischen Kirche zu erkennen. Träten sie aus dem Rauche heraus, so würden sie sich schämen und die Wahrheit sich bald gefallen lassen. Habe darum Mitleid mit den vom Rauch Geblendeten und bitte den HErrn für sie, daß sie aus dem sie verwirrenden finstern Rauch heraustreten und im Lichte des HErrn gefunden.

Du wirst nun erkennen, was du von mir wissen wolltest, was der Luther ist und von welcherlei Geburt und Art die Lutheraner sind. Damit solche rauchgeborene Heuschrecken deinen Ader nicht abfressen, sei vorsichtig und ruhe nicht, deiner Pflanzung Glaubensfrische und Liebesaft zu erhalten.

Nur beiläufig sei bemerkt, daß diese Schrift noch immer, z. B. im Jahr 1850 „mit Genehmigung von Bischof Bonand und Erlaubniß von Rom“ in Pondicherry unverändert gedruckt und weithin verbreitet wird. Die gleiche Ehre widerfährt Deschis übrigen polemischen Schriften, welche mit derselben unstrupulösen Kunst und Bitterkeit, wenn auch in ernsterem Style, abgefaßt sind.

Obgleich er sich jedoch den Anschein gibt, solche Gegner, wie die armen Deutschen waren, zu verachten, ist es ihm damit nur gar nicht ernst. Seinem General schrieb er im Jahr 1731: „Eine sehr bedenkliche Gefahr bedroht diese Mission von Seite der Lutheraner, die von höllischem Grimm beseelt um die Herbe her laufen, zu suchen, wen sie verschlingen können. Da alle menschenmöglichen Mittel uns gegen solche Feinde nicht schützen könnten, suchen wir unsere Hilfe in dem allmächtigen Schutz der h. Jungfrau, die wir als Zufluchtsmutter ansehn.“ Er beschwört daher Seine Vaterschaft, vom Papste zu erlangen, daß er ein Fest zu Ehren der Zufluchtsmutter bestätigen wolle, das bereits mit des Bischofs Vollmacht am dritten Sonntag nach Ostern in Glakuritschi, dem bedrohten Schlüssel der Mission, gefeiert werde. Voller Ablass sollte allen Christen gewährt werden, die während der acht Festtage um die Befreiung der Mission von den sie bedrohenden Ketzereien beten.

Die h. Jungfrau soll nun auch dem in sie gesetzten Vertrauen entsprochen haben; denn nach einigen Jahren konnte Beschis berichten, die Ketzer seien mit Scham bedeckt und wagen nicht mehr, sich zu zeigen oder auch nur die gegen sie erlassenen Schriften zu beantworten.

Es ist wahr, die Bewegung gerieth zunächst wiederholt ins Stocken; jedoch weniger durch die Vermittlung der h. Jungfrau, als durch die angewendeten „menschenmöglichen“ Mittel. Die gewissenlose Polemik war nur Eines derselben; und das wollte bei den neugierigen disputirlustigen Tamilern nicht nach Wunsche verfangen. Die schmucklose, noch ungelente Bibelübersetzung konnte sich freilich nicht mit Beschis Versen messen, aber sie ließ sich viel leichter lesen und verstehen, und zwar ohne Kommentar. Die Nachfrage nach ihr wurde durch die maaglosen Angriffe nur vermehrt, und Rajanajakam war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen; seine Familie, viele Freunde und Feinde forschten weiter, manche traten über, andere plagten die Priester mit unbequemen Fragen.

Da ließ Beschis durch seine Katecheten die Leute aus 18 Dorfschaften zu sich berufen und wies sie an, das Haus des Abgefallenen in der Vorstadt von Tandschaur zu stürmen und niederzureißen. Als die heidnischen Einwohner der Vorstadt das verhinderten, wurden sie bedroht, mit dem Auswürfling nicht mehr zu reden, die Katholiken aber angewiesen, ihn, wo er sich sehen ließe, mit Schlägen fortzu-

treiben, und die bestochene Obrigkeit veranlaßt, ihm sein Familiengut vorzuenthalten. Auf jenem großen Feste der Zufluchtsmutter wurden dann die Namen Rajanajakens und seiner Anhänger auf Palmblätter geschrieben und diese öffentlich verbrannt, worauf die Asche gleich einer Leiche unter vielem Klagen und Heulen hinausgetragen wurde. Ein Wunder für die Wallfahrer wars dann, bei der Rückkehr die Verbrannten noch am Leben zu finden! Rajanajakens fuhr fort, mit Kraft und Einfalt das Wort zu verkündigen und selbst gute Katholiken ärgerten sich darüber, wie ihre Priester jetzt so flink mit Bannen und Fluchen umgingen, nachdem sie vorhin Solches als heidnische Griffe bezeichnet hatten.

In einem Ueberfall (13. März 1731) wurden sodann Rajanajakens beide Brüder verwundet, der alte Vater aber, der seinen jüngsten Sohn aus der Mörder Händen retten wollte, mit vielen Stößen niedergeschmettert, so daß er nach zwei Stunden mit dem Seufzer *en pitäve* (mein Vater!) den Geist aufgab. „Es ist ein fataler Charakter der römischen Kirche, daß sie gar nicht ablassen kann, sich mit Christenblut zu beslecken, und durch ihr fortwährendes Morden sich so eifrig bemühen muß, das Maaß ihrer Väter zu erfüllen.“

Für diesen Mord ist zweifelsohne Beschi mit verantwortlich; der römische Pöbel bekannte offen, daß die Priester denjenigen zum Voraus ihren Segen erteilt hätten, die sich um die Ausrottung der Ketzer wohlverdient machen würden. In der folgenden Karwoche wurden die Katecheten Rajanajakens und Josua von derselben Rotte verfolgt und mußten, von der bestochenen Obrigkeit geradezu preisgegeben, sich hin und wieder verbergen. Am 5. April waren sie daran, gerade hingerichtet zu werden, wenn ihre Weiber in der äußersten Noth nicht noch die Wache des Prinzen Anna Sahab zu Hilfe gerufen hätten. Das also waren die „menschenmöglichen“ Mittel, welche vorerst die Bewegung im Tandschaur Gebiete zum Stillstand brachten. Im weiteren Fortgang aber zeigte sich, daß eben diese Verfolgungen allerwärts Viele erweckten, sich über die Verschiedenheit der beiden Kirchen durch Lesen der h. Schrift gründlicher zu belehren; und die bestgesinnten Katholiken verabscheuten die verübten Greuel. Uebrigens währte die Lust an denselben ununterbrochen fort. Im August 1732 stiegen zwei Meuchelmörder Nachts in Rajanajakens Haus und stießen mit dem Spieß nach dem Kopf eines im Hofe

schlafenden; ein anderer Katechet Aaron entrann mit Mühe einem Ueberfall von Bewaffneten. Diese einfachen Lehrer fanden daher „im Landschaurschen ihre Stege mit Dornen verzáunt“, und mußten sich auf die stille Arbeit an Einzelnen beschränken. Vor allem öffentlichen Disputiren aber waren sie von den Missionaren schon anfänglich aufs entschiedenste gewarnt worden.

Ein schöne Gelegenheit, christliche Rache zu nehmen, bot sich den Missionaren Trankebars im Jahr 1733, da der dortige römische Katechet, Kaver-ahan, der die Evangelischen bis auf den Tod verfolgt hatte, an der Schwindsucht erkrankte, und endlich die Dienste des Missionsarztes sich erbat. Er lernte vor seinem Tode noch die bitter Gehakten als „seine größten Wohlthäter im Geistlichen und Leiblichen“ erkennen, und verbat sich sterbend alle Seelenmessen. Beschi aber dankte den Deutschen für die seinem Katecheten erzeigte Gutthat in einem Schreiben, das ihnen „von dem gemeinschaftlichen Herrn, welcher den Barmherzigen Barmherzigkeit verheißt“, viele Gnade anwünschte. Die Missionare ergriffen diesen Anlaß, um ihm wegen der Bedrückung der Christen auf dem Lande freundliche Vorstellung zu thun, konnten aber nicht erlangen, daß er ihnen durch seine Leute auch nur „das allen Völkern gemeine Recht“ hätte angedeihen lassen. Rajanajakam erfuhr noch in später Zeit von den Römischen, die den Verkehr mit ihm nicht abbrechen mochten, Beschi habe seinen Christen Befehl gegeben, ihn todt zu schlagen, wo man ihn fände. Daher blieb es den Missionaren ein wahres Wunder, wenn dieser muthige und begabte Mann eines natürlichen Todes sterben sollte. Uneingeschüchtert machte er unter Römern und Heiden viele Bekehrte, und gewann z. B. 1744 selbst den Katecheten von Clakuritschi in nächtlichen Unterredungen; auch verfaßte er eine Leidensgeschichte des Herrn in Versen. Er durfte, nach einem tiefen Fall — der nicht durch äußere Nachstellungen, sondern durch Selbstüberhebung und Trunksucht hervorgerufen wurde — glücklich wieder zurecht gebracht, im Frieden seinen Lauf vollenden.

Alle diese Kämpfe der Lutheraner mit Beschi verhinderten nicht die Anerkennung, die das überlegene Sprachtalent des genialen Italieners verdiente. Die Trankebarer waren es, die zuerst (1739) seine lateinisch-tamilische Sprachlehre druckten, vermehrt durch einen werthvollen Anhang von Miss. Walther. Auch Beschi's Kritik der Bibelübersetzung diente als ein nützlicher Sporn zu neuen An-

strebungen; man erkannte immer deutlicher die Mängel des ersten Versuchs, bemühte sich, einen gedrängteren Styl zu schreiben und Barbarismen (wie das portugiesische *Ispiritu santu* für „h. Geist“) auszumerzen, und strebte nach möglichster Reinheit der Sprache, ohne die Verständlichkeit zu opfern.

Wenn dann von den lutherischen Missionaren weiter berichtet wird, die römischen Missionare suchen immermehr gewisse heidnische Ceremonien abzuschaffen, so wird wohl auch dabei einige Rücksicht auf die um sich greifenden Nebenbuhler und den Eingang, den sie bei den leselustigen Tamilern fanden, mitgewirkt haben. Der Hauptgrund aber lag in dem veränderten Verhalten des römischen Stuhls. Seit der päpstliche Visitator (später Kardinal) Tournon im Jahr 1704 nach Pondicherry gekommen war und die Affkommodationen der Jesuiten verurtheilt hatte, war ein vieljähriger Streit entbrannt, der die katholischen Missionen entzweite und die Sicherheit der vielgerühmten Autorität der Kirche gründlich erschütterte. Der Erzbischof von Goa verbot, die Gerichtsbarkeit des Kardinals irgend anzuerkennen; der Papst, der diese aufrecht halten mußte, erlaubte doch (1708) seine Beschlüsse zu umgehen, wenn es die Ehre Gottes und das Heil der Seelen erfordern sollte. Die Jesuiten erschöpften sich nun in Anstrengungen und Subtilitäten, um den drohenden Einsturz des künstlichen Baus aufzuhalten. Umsonst, es erging 1734 die Bulle Klemens XII, welche absoluten Gehorsam forderte, und ihr folgte schon 1739 das strengere Breve, welches die Missionare beschuldigte, sie widersetzen sich jener Bulle oder suchen sich ihren Bestimmungen zu entziehen. Der General des Ordens begleitete es mit einem Schreiben, das vollen und raschen Gehorsam verlangte, den Widerstrebenden aber alsbaldige Rückkehr nach Europa gebot. So wurde denn am Weihnachtsfest 1741 in allen Kirchen der katholischen Mission verkündigt, daß die heidnischen Ceremonien abgeschafft seien. Die Wenigsten aber aus den Kastenchristen wollten sich dazu bequemen, sie warfen alle Schuld der Aenderung auf die Katecheten oder auf deren nächsten Vorgesetzten, den Missionar, und es entstand eine greuliche Verwirrung, welche durch die noch nachdrücklichere Bulle Benedikts XIV (Oktober 1744) nur gesteigert, bis zu der Ab-

schaffung des Ordens fortbauerte, die meisten Gemeinden zerspaltete und überall Rückschritte und Abfälle zur Folge hatte.*) —

Bei dieser ungünstigen Zeitströmung half es wenig, daß Beschì in seinem Theile immer größeren Anstrengungen aufbot, die heidnischen Gelehrten mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und die Gunst der Großen zu erwerben. Es war ein wechselvolles Leben, das er führte. Bald sehen wir ihn zu Pferde, oder lieber im Palankin auf der Tigerhaut liegend, begleitet von seinen Schülern, die während des Marsches auf Palmblätter schreiben, was er diktirt; bald zieht er in der elfenbeinernen Sänfte, die ihm der mogulische Nawab geschenkt, von Herolden, Paraderossen und ungeheurem Troß umringt, zu diesem Statthalter nach Welur, oder zu seinem Schwiegersohn

*) Einige Andeutungen mögen den weitem Verlauf skizziren!

Schon im Jahr 1726 sind etliche der Missionare (Bourzes) so entmuthigt, daß sie den Ruin der Missionen, die nur noch acht Priester haben, voraussehen; 1746 meint ihr Superior, Coeurdour, es wäre an der Zeit, daß sie, die Jesuiten, die Mission aufgäben; sollte dieselbe einmal durchaus ruiniert werden, so möge es in anderen Händen geschehen; am besten ahme man die Mutter nach, über deren Kind Salomo zu Gericht geseßen. Man versuchte im selben Jahre besondere Pareia Missionare zu machen, sand sich auch genöthigt, einen besonderen Superior für sie zu ernennen; aber dann verlangten die Christen höherer Rasse (1750), daß keiner dieser Priester je ihr Haus betrete z., und warfen alle aus der Rasse, die bei solchen Missionaren communicirten. P. Bichetta schrieb: „Seit zwölf Jahren leben wir in stetem Krieg mit unseren Christen; es ist ein allgemeiner Brand, der die Gemeinden verzehren wird, denn ihre Bräuche geben sie einmal nicht auf. Sie halten die Missionare für ihre Quäler, und ihre Empörung wird von den Goa-Priestern unterstützt, als welche überall behaupten, päpstliche Befehle, die von der Krone Portugal nicht genehmigt seien, gelten in Indien nichts. Und während dieser Zeit behandelt man uns in Rom als Rebellen gegen dieselben Befehle! Der Herr sehe drein und richte!“ Nachdem von etwa 100,000 Befehrten (wie Beschì die Zahl angibt) die Hälfte abgefallen war, hörten 1755 die Geldsendungen von Europa auf, die zwei Bischöfe Malabars lebten zuletzt von Almosen; 1759 wurden die Jesuiten aus Portugal verbannt, in Goa aber wurden ihrer 127 am 2. December 1759, trotz der Protestation des Kapitäns, auf ein Schifflein gepackt, um nach Lissabon gebracht und in elende Gefängnisse gesteckt zu werden, aus welchen nach 18 langen Jahren noch 44 überlebende Greise hervorgingen, um im Ausland ein Stück Brod zu suchen. 1773 hatte der Orden aufgehört. Ueber die indischen Christen aber fällt der deutsche Carmelite P. Paulinus (1774—88) das Urtheil: *Malabarenses Christiani simulatores (superbi) et astuti, Tamulenses fallaces, perfidi et superstitioni dediti, Bengalini rudes et ignavi, invidi et lucro intenti.*

und General, Tschanda Sahib, nach Tirutschirapalli, um mit ihnen in höflichem Parsi oder tabellosem Hindustani zu verkehren; bald besuchte er als Diwan des Fürsten die ihm geschenkten vier Dörfer am Kolladam, dem nördlichen Arm der Kaveri, und zieht ihre Einkünfte ein. Ober aber liegt er einen Monat lang mit heidnischen Gelehrten im geistigen Wettkampf, mit dessen Schluß der Besiegte sich dem Sieger zur Verfügung stellen muß. Beschji gewinnt und sechs Büßer lassen sich taufen, während den andern wenigstens die gewaltige Haarlast zum erstenmale abgeschnitten und als Trophäe in der nächsten Kirche aufgehängt wird. Ein anderes Mal steht er an einem heiligen Teich und improvisirt einen Vers gegen den daselbst verehrten Gott, so stechend und beißend, daß er darüber fast das Leben einbüßt; wieder einmal gibt er Räthsel auf oder streitet sich mit bloßer Zeichensprache herum, bis auch die geübtesten Kämpfer sich überwunden geben. Natürlich hat schon bei seinen Lebzeiten, und noch mehr nach seinem Tode, die dichtende Sage sich an seinen Namen geheftet, so daß es jetzt kaum mehr möglich ist, den vielseitigen Mann richtig zu beurtheilen. Als ein bedeutendes Geschenk der christlichen Civilisation an das Tamilvolf steht er aber schon darum vor uns da, weil er wie kein anderer Europäer im Pantheon der Tamil-Weisen seinen Sitz eingenommen hat.

Durch seine schlechtberechnete Freundschaft mit der nun rasch zerfallenden muhammedanischen Macht hatte er übrigens der Mission im weiteren Verlauf mehr geschadet als genützt. Ein Einfall der übermächtigen Mahratten im Jahr 1740 vertrieb ihn sammt allen übrigen Missionaren aus der liebgewonnenen Kaveri-Ebene. Er mußte sich in den äußersten Süden zurückziehen, und endete seinen Lauf als Rektor in Manapadu auf der Fischerküste, wie es scheint im Jahr 1746, im Geruch einer außerordentlichen Büßerheiligkeit. Ob das blutige Bild des gemordeten Pareia-Greisen ihm je störend vor die Seele trat? Wir wissen es nicht. Aber darüber hat die Geschichte gerichtet, daß auch die höchste Begabung der Werkzeuge einer Mission, wie die jesuitische in Madura war, keine feste Dauer zu sichern vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Madagaskar.

(Fortsetzung.)

4. Radama's Sinken.

„Je länger mein Verkehr mit dem König dauerte, desto geringer wurde meine Hoffnung, in Bälde eine durchgreifende Wirkung des Evangeliums auf ihn zu sehen; doch fehlte es auch nicht ganz an Ermuthigungen. So leicht er der Versuchung zum Trunke unterlag, bewies er in andern Punkten zuweilen große Festigkeit. Wie mir Augenzeugen berichteten, waren zwei Sonntage nach einander die Franzosen Nachmittags zu ihm gekommen, um ihn zum Tanzen aufzufordern, und zwei katholische Priester hatten ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er selbst sich immer zu den Protestanten halte und seine Unterthanen zu ihnen weise, während er nie den katholischen Gottesdienst besuche. Sie hatten ihm sogar Gottes Mißfallen darüber angekündigt und gedroht, er werde bald sein Königreich verlieren. Der König soll aber jeden Vorschlag zum Tanz zurückgewiesen und den Priestern entgegnet haben, er schicke niemand zu den Protestanten, sondern lasse Jeden den Gottesdienst besuchen, der ihm der liebste sei, wie er es für seine eigene Person auch halte. Darauf habe er die Franzosen eingeladen, ihn zu begleiten, was sie natürlich abschlugen. An diesen beiden Sonntagen fand ich ihn und die Mehrzahl der Anwesenden gerade besonders aufmerksam. Wenn die Priester es für recht hielten, den Versuch zu machen, den König von unsern Gottesdiensten abzuhalten und ihn zu überreden, lieber die ihren zu besuchen und dieselben auch Andern zu empfehlen, so thate ich sie nicht, beschwere mich auch nicht, sondern möchte mit Erwähnung dieser Thatsache nur einen Blick in einige Schwierigkeiten meiner Lage ermöglichen.

„Es ist behauptet worden, obgleich Radama sich während des Gottesdienstes andächtig benommen habe, habe er doch nachher unter seinen Genossen die Sprache, das Benehmen oder die Erklärungen des Predigers ins Lächerliche gezogen. Daß dieß unter dem Einfluß seiner lustigen Gesellschaft zuweilen geschehen sein mag, ist nicht zu

verwundern. Die Aufmerksamkeit jedoch, die er gezeigt hatte, der Ernst, mit dem er bei nachherigen Gesprächen auf die behandelten Gegenstände zurückkam, und das Zeugniß Solcher, die häufig, wenn nicht beständig in seiner Umgebung waren, erlaubten mir nicht zu glauben, daß dem immer so sei, oder darin einen Grund zu sehen, meine Bemühungen um sein geistliches Wohl aufzugeben. Im Vertrauen auf die göttlichen Verheißungen fühlte ich vielmehr, daß keine noch so großen Enttäuschungen mich rechtfertigen könnten, wenn ich in meinem Eifer nachließe, und daß die scheinbar wachsenden Hindernisse mich nur zu um so größeren Anstrengungen spornen sollten, ihn wo möglich vor dem traurigen Ende zu retten, dem die betretene Bahn ihn unaufhaltsam entgegenzuführen schien.

„So fuhr ich also fort, dem König fast täglich eine Stunde zu widmen. Nie bemerkte ich das leiseste Zeichen, daß meine Besuche ihm unwillkommen seien, sondern vielmehr das Gegentheil. Ich verhehlte ihm nie meine Betrübniß über seine ungeordnete Lebensweise, so weit mir dieselbe bekannt war, noch verschwieg ich ihm das Mißfallen Gottes an jeder Art von Sünde. Wenn er zuweilen den Gedanken äußerte, ein Christ zu werden, erwiederte ich ihm, er wisse aus der Bibel, daß ehe das geschehen könne, er Vieles lassen müsse, dem er, wie ich fürchte, nicht bereit sei zu entsagen. Auf Bemerkungen dieser Art schwieg er gewöhnlich, und mir schien, er fühle, daß ich nur aus Trauer so redete. Konnte ich ihn doch nur mit innigem Mitleid betrachten, wenn ich mir die Grundsätze und Beispiele vorhielt, deren Einfluß er von Kindheit auf ausgesetzt war. Unwillkürlich mußte ich dann denken, wie etwas ganz Anderes unter weniger lasterhaften Umgebungen aus ihm hätte werden können, und daß in seiner Lage ohne tiefere Herzenserfahrung von der erneuernden Kraft des Evangeliums kaum mehr von ihm erwartet werden konnte, als was er geworden war. Bewohner eines christlichen Landes können sich kaum einen richtigen Begriff machen von der sittlichen Atmosphäre, in der er aufwuchs. Musik und Tanz und in gewissen Jahreszeiten auch nächtliche Schmausereien waren Tagesordnung am Hofe von Antananarivo, und bei Radama's natürlichem Frohsinn doppelt verführerisch für ihn. Jede erdenkliche Lustbarkeit wurde dem einzigen Sohn der Herrscherin, dem Erben ihres Thrones, bereitet, und die Söhne der ersten Familien des Landes theilten sie mit ihm.

„Doch das waren nicht die einzigen Gefahren, die seine Jugend umgarnten. Bis zur Rückkehr der Gesandtschaft, die der Gouverneur von Mauritius unmittelbar nach Radama's Thronbesteigung nach Antananarivo schickte, hatten wir nie gehört, daß dem Christenthum feindliche Schriften in Madagaskar seien. Ein Glied dieser Gesandtschaft aber sah bei einem der eingebornen Offiziere, die den Prinzen im Lesen und Schreiben unterrichtet und mit Büchern versehen hatten, Paine's „Age of Reason“. Eben jener Offizier schickte mir auch einen kurzen Bericht über seinen Schüler nach Mauritius zu, den er durch mich zum Druck zu befördern wünschte, und worin er darlegte, der König glaube an ein höchstes Wesen, aber nicht an die Bibel; er sei weder Christ, noch Muhammedaner, noch Heide, achte jedoch Alle, die den Frieden lieben und den Gesetzen gehorchen, welches dann auch ihre Religion sein möge. Wenn ich das auch nicht in seiner ganzen Ausdehnung für wahr hielt, da die Christen noch immer Radama's Freundschaft und Fürsorge rühmten, konnte ich mir doch nicht verbergen, daß der König in diesem Sinn beeinflusst worden und ohne Zweifel nicht ganz unberührt davon geblieben war.

„Ueber seine Ausschweifungen, die wir Missionare so tief beklagten, fällte die Mehrzahl der Heiden ein sehr mildes Urtheil. 'Er ist noch jung,' pflegten sie zu seiner Entschuldigung zu sagen, während manche seiner Genossen Lastern ergeben gewesen sein sollen, deren ich ihn selbst um jene Zeit nie zeihen hörte. In einem Lande, in dem seit mindestens einem Jahrhundert in allen Regierungserlassen die 'zwölf Frauen des Königs' ehrenvoll mit erwähnt wurden, war ja Keuschheit eigentlich im Widerspruch mit den Gesetzen. Obgleich dieselbe aber auch vor der Verheirathung kaum erwartet, wenn überhaupt je gefunden wurde, schien mir doch der sittliche Zustand des madagassischen Volkes weit weniger abstoßend als der der heidnischen Tahitier oder Sandwich-Inulaner, unter denen ich einst im Königshause sogar eine Geschwister Ehe gesehen hatte. Als ich im Jahr 1853 meinen ersten Besuch auf der Insel machte, hörte ich von der vom ganzen Volke gebilligten Verbindung Radama's mit einer seiner Cousinen. Etwas später erfuhr ich, daß er außer ihr Rasoamezy oder Marie, eine frühere Dienerin seiner Mutter, zum Weibe und von ihr zwei Kinder habe. Den Landesgesetzen nach lag in ihrer Stellung nichts Anstößiges; sie wurde allgemein mit

Achtung behandelt und von jedem hervorragenden Fremden, der in die Hauptstadt kam, besucht. Man sagte mir, sie habe mit viel Eifer die Bemühungen des Königs zur Vinderung der Leiden des Volks und zur Rettung der verfolgten Christen getheilt. Ihr Sohn gehörte zu meinen Zöglingen, so lange ich die Schule leitete. Jedenfalls scheint dieser Verbindung von Seiten des Königs ursprünglich eine tiefe Neigung zu Grunde gelegen zu sein, wenn sie auch in der Folge sich nicht als beständig erwies. Immerhin übte Marie einen guten Einfluß auf ihn. Das zeigte sich auch darin, daß sie ihm nach der Abreise der französischen Gesandtschaft bestimmt abrieth, der Einladung Kommodore Dupré's an die Küste hinab zu folgen, um dessen Schiff zu sehen, weil er nicht ohne zahlreiches Gefolge gehen könnte, und bei der bevorstehenden Regen- und Fieberzeit dadurch das Leben aller seiner Begleiter aufs Spiel setzen würde. Als der König mir dieß erzählte, erinnerte ich ihn meinerseits noch an das Beispiel des ersten Radama, der in guter Gesundheit nach Tamatawe hinabgegangen sei, dort ein halbes Jahr geschwelgt habe, und dann an einem hoffnungslosen, selbstverschuldeten Uebel leidend in die Hauptstadt zurückgekehrt sei, um, 36 Jahre alt, nur drei Jahre älter als er selbst, dort zu sterben. Darauf erwiderte er: 'In Betracht dessen, was Marie sagte, habe ich diesen Gedanken jetzt aufgegeben.' — Dem Namen nach war Marie seit Radama's officieller Heirath die Gattin eines Andern geworden, und die Königin begegnete ihr nicht unfreundlich. Auch der König hielt sich vor Andern in seinem Betragen gegen sie in den Grenzen des äußersten Anstandes. Die zarte Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, die das Königspaar selbst sich gegenseitig bewies, betrachtete ich immer mit Freude und Wohlgefallen."

Radama's Tage waren, wie bekannt, bereits gezählt. Die ersten Andeutungen über die Unzufriedenheit eines Theils der Adelspartei hatte Ellis von dem König selbst erhalten. Ende Oktobers vernahm er erstmals ein leises Gemurmel unter dem Volk, als zwei Mörder statt zum Tode nur zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt wurden; doch zog noch immer die Mehrzahl die zu weit gehende Milde der jetzigen Regierung der übergroßen Strenge der vorigen dankbar vor. Kurz darauf ließ übrigens der König einige ungehorsame Beamte

seinen ganzen Ernst fühlen. Er hatte den Christen von Ambohimanga, dem ältesten Bollwerk des Götzendienstes in Imerina, den Drohungen der Heiden zum Troß freie Ausübung ihrer Religion gestattet, und den dortigen Behörden seinen Willen hierüber entschieden kund gethan. Sie waren Anfangs seinen Wünschen mit überraschender Bereitwilligkeit nachgekommen, hatten dann aber plötzlich das Versammlungshaus der Gläubigen eigenmächtig wieder geschlossen. Die Folge davon war ihre sofortige Entlassung. Ellis that es leid, daß auf die Beschwerde der Christen hin Radama nicht zunächst lieber bloß eine Warnung an die Häupter Ambohimanga's erließ, allein er hörte von der Sache erst, als nichts mehr daran zu ändern war. Mit einiger Ueberraschung erhielt er daher 8—9 Monate später von hoher Stelle in England die Abschrift eines officiellen Berichts aus Madagaskar, der ihm zur Erklärung zugesandt wurde, und worin er beschuldigt wird, seine erste Predigt in Ambohimanga unter militärischer Bedeckung gehalten*) und nachher auf die Absetzung der Beamten gedrungen zu haben, die sich ihm widersetzen wollten. Der Umstand zeigt wenigstens, wie weit Ellis davon entfernt war, mit der englischen Regierung unter Einer Decke zu spielen.

Um diese Zeit starb nach achttägiger Krankheit der Staatssekretär Rahaniraka. Ellis besuchte ihn täglich und betete mit ihm, so oft er ihn bei klarem Bewußtsein traf, hörte aber kein Wort frohen Bekenntnisses von den Lippen des Sterbenden. Oft fand er im Krankenzimmer auch einen der katholischen Priester, während im Nebengemach Rahaniraka's heidnische Schwester durch allerlei Zauberversuche sein Leben zu fristen bemüht war. Seine Frau und andere christliche Familienglieder, die ihn mit der unermüdesten Liebe umgaben, bemühte sich Ellis in ihrem tiefen Kummer auf den hinzuweisen, der in jedem Schmerze trösten kann. Das Leichenbegängniß wurde mit heidnischem Pompe gefeiert. Ellis benützte den Tod des Mannes, der ihm so manche Freundlichkeit erwiesen hatte und beinahe noch ein Christ geworden wäre, um dem König ein ernstes Wort über die Gefahren des Aufschubs der Bekehrung zu sagen.

Nicht lange nachher konnte er ihm durch sein eigenes Beispiel und seine Erfahrungen auch davon predigen, daß Christen nicht trauern, wie die, die keine Hoffnung haben, und daß die Liebe

*) Dieser erste Besuch ist ausführlich erzählt Miss. Mag. 1865, S. 459.

Jesu dennoch die zartesten menschlichen Gefühle weckt. — Durch die ungesunde Jahreszeit aufs Krankenlager niedergeworfen, bekam er die Nachricht von dem Tode seiner einzigen noch lebenden Tochter in England. Es war ein schwerer Schlag für sein Vaterherz, aber er wußte, sie hatte einen seligen Tausch getroffen und freute sich der liebenden Theilnahme, deren er im Kreise der Missionsgeschwister auch im fremden Lande gewiß sein durfte. Und sie blieb nicht auf diese allein beschränkt; da war keine Familie seiner Gemeinde, von der nicht irgend ein Glied gekommen wäre, ihn zu besuchen, sobald man von seiner Krankheit und seinem Verluste hörte. Die Einen setzten sich, nachdem sie ihm ein paar Worte gesagt, schweigend neben seinem Bette auf den Boden; Andere hüteten von außen die Thüre, damit er nicht unnöthig gestört werde; noch Andere brachten ihm Früchte oder ein wenig Reis zum Geschenk, und als er zum ersten Male wieder in der Versammlung erschien, trugen, bis auf die Sklaven herab, fast alle Anwesenden irgend ein kleines Zeichen der Trauer.

Gegen Ende Novembers wurde Ellis in den Palast gerufen, um den madagassischen Text des mit England abzuschließenden Freundschaftsvertrags mit den königlichen Offizieren durchzulesen und wo es nöthig sein sollte, zu corrigiren, ein Begehren, das seit Rahaniraka's Tode auch schon in Betreff anderer Schriftstücke an ihn gestellt worden war. Er hatte sich diesem Ansinnen immer bereitwillig unterzogen, als aber während der Leichenfeierlichkeiten für den Verstorbenen der König den weiteren Wunsch äußerte, Ellis möchte im Namen der abwesenden Offiziere jene Dokumente auch unterzeichnen, rieth ihm dieser, das lieber selbst zu thun oder damit bis zur Rückkehr seiner Diener zu warten. Am 5. Dezember fand dann die feierliche Unterzeichnung des Vertrags mit England durch den König, zwei seiner Minister und die Sekretäre statt.*) Auf Radama's ausdrückliche Einladung waren dabei sowie bei dem darauf folgenden Gastmahl auch die englischen Missionare zugegen, und nie machte, nach Ellis Gefühl, der jugendliche Herrscher einen gewinnenderen Eindruck als an jenem Tage. Einige Tage darauf wurde in einem neu erbauten Steinhause mit 20 Jünglingen feierlich die

*) Siehe die Abbildung. Rainandriantzilavo war erster Palastoffizier, Rainimaharavo Staatssekretär, und Rainilaiarivona erster Minister.

Schule eröffnet, in die auch Ellis seitherige 12 Schüler eintraten, und deren Leitung nun Wiff. Stagg übernahm.

Am Christfest schritt Morgens der König mit seiner Gemahlin an Ellis Wohnung vorüber der katholischen Kirche zu. Eine halbe Stunde hernach trat er auch in die älteste der evangelischen Kirchen ein, die 20 Jahre hindurch in einen Kerker verwandelt gewesen war, wo neben gemeinen Verbrechern die Christen in ihren Ketten schmachteten. Als die eingebornen Gläubigen von der Einladung der katholischen Priester an das Königspaar hörten, wollten auch sie mit der ihren nicht zurückbleiben; aber wirklich zu glauben, daß Ranawalona's Sohn und Nichte einmal durch ihre Gegenwart gerade in diesem Raume das einst geächtete Bekenntniß anerkennen würden, schien ihnen fast zu kühn. So war's ihnen denn wie den Träumenden, als die beiden Majestäten wirklich in ihrer Mitte saßen. Da sich auch von zwei andern Stadtgemeinden Glieder eingefunden hatten, waren in und außerhalb der einfachen Holzkirche wohl 2000 eingeborne Christen versammelt. Das Königspaar und sein Gefolge schien überrascht durch diese Menge und sehr aufmerksam während des Gottesdienstes. Nach demselben äußerte sich die Königin über den wohlthuenden Eindruck, den ihr der Gesang, die Andacht der Leute und die Ordnung des Gottesdienstes gemacht haben. Der König aber lud im Januar etwa sechzig der eingebornen Lehrer und Gemeindeältesten zum Frühstück in seinen Palast und drückte ihnen seine Freude über die Ausbreitung des Christenthums und seine Bereitwilligkeit aus, ihr großes Werk fördern zu helfen. Dabei kam es auch zur Sprache, daß bis jetzt nur das Nordende Antananarivo's und nicht auch das volkreiche mittlere und südliche Stadtviertel christliche Versammlungshäuser besitze, und der König ermutigte den Plan, diesem Mangel abzuhelpen. Einige der Anwesenden sagten ihre Hilfe zu, und in kurzer Zeit waren zwei neue Holzkirchen erbaut, denen bald eine dritte folgte. Radama schien wirklich um diese Zeit ein besonders reges Interesse für religiöse Gegenstände zu haben; auch hatte er sich neuerdings mehr vom Trunke enthalten.

5. Die Revolution. (Mai 1863.)

Daß Satans Reich in Madagaskar zu wanken begann, konnte man an dem erwachenden Grimm der Heiden sehen. In der

Verfolgungszeit hatten die Christen von vielen derselben Theilnahme und oft mit eigener Gefahr verbundene Hülfeleistungen erfahren dürfen, und gleich unter den ersten Blutzegen waren einige Götzepriester gewesen. Jetzt aber erschlug ein solcher mit eigener Hand seine Tochter, weil sie nicht aufhören wollte, zu dem lebendigen Gott zu beten. Woher diese plötzliche Wuth? Sie war das deutliche Zeugniß von der wachsenden Macht des Christenthums. Bei Radama's Regierungsantritt hatten die Priester gehofft, nur im ersten Taumel der neuen Freiheit werde das Volk etwa sich von den Götzaltären wenden, aber vergeblich warteten sie auf dessen Rückkehr. Mit dem Alten hatten entschieden selbst solche gebrochen, die nicht dem Christenthum zufliehen. Während die heidnischen Tempel verlassen standen, erhob sich dagegen ein Kirchlein um das andere; auf dem Marktplatz sogar war durch das Ausbleiben der Christen mit ihren Waaren, das auch manche heidnische Käufer ferne hielt, etwas von der Feier des Sonntags zu spüren. Kein Wunder also, daß die heidnische Partei eine letzte, verzweifelte Anstrengung machte, wieder in den Besiz der früheren Herrschaft zu gelangen.

Sie wußte Radama trefflich an dem Einen Punkte zu fassen, an dem er noch mit dem alten Aberglauben zusammenhieng. Den Gözen hatte er für seine eigene Person schon als Kronprinz völlig entragt. Um ihre Macht zu prüfen, hatte er einmal in dem Tempel Ramahawaly's, einer der Hauptgottheiten Madagaskars, Feuer einlegen lassen, und als er in der Nacht die Flamme desselben zum Himmel aufsteigen sah, daraus den Schluß gezogen, es sei kein Unterschied zwischen dem Gott und dem Material, aus dem er gemacht wurde. An einen geheimnißvollen Zusammenhang mit den Geistern seiner Ahnen dagegen glaubte er noch immer. Großen Eindruck machte es daher auf ihn, als verlautete, gegen 40 Personen haben zwei bis drei Tage lang an verschiedenen Orten in der Nähe der Hauptstadt seltsame Erscheinungen in der Luft gesehen und überirdische Laute gehört; man glaube, es seien die Geister seiner Ahnen, die nach Antananarivo kommen, wo sich irgend etwas Großes ereignen werde. Er fragte Ellis, der mit gutem Grunde jenen Gerüchten gleich mißtraute: welches die Zeichen des Endes der Welt sein werden? und wünschte möglichst viel über den Zustand der Seele nach dem Tode sowie von dem bösen Geist zu hören, der über Saul gekommen sei, nachdem der Geist des Herrn von ihm gewichen war.

Auch erzählte er, die katholischen Priester haben ihm kürzlich gesagt, Gott werde bald vor dem ganzen Volke kund thun, welches die wahre Religion sei, die katholische oder die protestantische, indem Er durch die Hand der Priester, denen Er die Macht dazu gegeben habe, Teufel austreiben werde. Offenbar war Nadama sehr hingenommen von der Sache.

Die Geisterseher, hieß es bald darauf weiter, können nicht ruhig bleiben, sondern bewegen sich hüpfend und tanzend der Hauptstadt zu, wo auch bald einzelne Verzückte eintrafen, die aber auf Ellis durchaus nicht den Eindruck wirklich kranker oder bewusstloser Personen machten. Im April kamen sie in größerer Zahl, und unter ihnen auch solche, deren Zustand inniges Mitleid erweckte. Einmal, als Ellis zur gewohnten Stunde im Palaste war, stürmte ein wilder Haufe solcher Tänzer in das Gemach, und unter der Thüre hob ein wüthender Götzenpriester drohend einen schweren Stein empor. Ellis hörte nachher, daß das ein Mordversuch auf sein Leben war, und nach menschlicher Ansicht nur die Nähe des Königs, der nicht von seiner Seite wich, und die Anwesenheit einiger hochgestellten Freunde ihn rettete. Aber offenbar gewannen die Götzenpriester immer größeren Einfluß auf Nadama; ließ er doch seinen zehnjährigen Knaben auf eine oder die andere Weise auch so bearbeiten, daß er zuerst mit angeblichem Fieber im Bette lag, dann an den Fuß des Gebirges davon rannte und dem Vater die Grüße seiner Vorfahren zurückbrachte. Und willigte er nicht überdies in das unbegreifliche Verlangen, daß die Gesunden vor den Kranken den Hut abnehmen und ihnen ehrerbietig aus dem Wege gehen sollten!

Am 7. Mai folgte die noch unerklärlichere Erlaubniß, daß Einzelne oder Parteien, ja ganze Dörfer ihre Streitigkeiten künftig ungestraft mit den Waffen sollten entscheiden dürfen, wogegen nicht nur die älteren, erfahreneren Männer, sondern auch die besseren unter den jüngern Rathgebern des Königs vergeblich ihre Stimme erhoben. Schweigend zogen am folgenden Morgen 70—80 von den Häuptern des Volks, alle in der Landestracht, in feierlicher Procession nochmals in den Palast, um den König zur Zurücknahme des unheilvollen Erlasses zu vermögen, der den Mord gewissermaßen autorisirte und in so grellem Kontraste mit Nadama's seitheriger Scheu vor Blutvergießen stand, daß Ellis ihn sich nicht anders als durch eine plötzliche Geistesstörung zu enträthseln weiß. Vergeblich!

Taub gegen alle Bitten und Vorstellungen, gab der König selbst gewissermaßen die Loosung zur Anrufung des Gottesurtheils der Waffengewalt. Er selbst, oder wenigstens die Genossen seiner Jugend, unter deren Einfluß man ihn glaubte, sollten als die ersten, die einzigen Opfer des von ihm erklärten Bürgerkriegs fallen!

Ellis ahnte einen derartigen Anschlag, glaubte aber nicht an dessen sofortige Ausführung, da er im Laufe des Tages jene unbegreifliche Proklamation nicht verkünden hörte. In der Hoffnung, noch sei es Zeit, dem König ein Wort der Warnung zu sagen, begab er sich auch an diesem Tage zu ihm. Er traf dort unter Andern einen seiner erbittertsten heidnischen Feinde und zwei katholische Priester. Dennoch war Radama sogleich bereit, ihn in das Zimmer zu begleiten, in dem sie gewöhnlich ihre Leseübungen hielten. Kaum aber hatten sie das Buch geöffnet, so traten auch die beiden Priester ein und setzten sich neben sie. Er habe ein kleines Geschäft abzumachen, sagte Pater Finaz. Ellis wollte sich zurückziehen. Es sei nur ein ganz kurzes Papier, das er zu lesen wünsche, entgegnete Finaz. Damit zog er ein Pamphlet unter seinem Mantel hervor, und fieng, auf dasselbe deutend, in ziemlich unverständlicher Weise an, etwas von einer früheren Aeußerung Ellis über Pater Jouen zu murmeln. „Nicht jetzt,“ unterbrach ihn Ellis, „ich habe jetzt nicht Zeit, darüber irgend etwas zu sagen oder zu hören, ein anderes Mal,“ — und zu dem König gewendet: „Wenn es Ihrer Majestät gefällig ist, entferne ich mich; ich habe dringende Geschäfte zu Hause.“ Als der Priester noch immer darauf bestand, er werde es kurz machen, rief der König aus: „Ein anderes Mal, sagt er.“ Ellis reichte Radama schnell die Hand, verbeugte sich vor den Priestern und verließ das Zimmer.

Es war sein letztes Zusammentreffen mit dem König. Zu Hause erwarteten ihn zwei von dem ersten Minister abgesandte Offiziere, um ihn zu ersuchen, seiner Sicherheit wegen die Nacht lieber nicht in seiner eigenen Wohnung, sondern in Dr. Davidsons Hause zuzubringen. Von dort sah er am andern Morgen den großen Marktplatz, statt mit Käufern und Verkäufern, mit Truppen gefüllt, und immer weitere zogen zur Stadt heran. Er vernahm, daß sie vom Minister und seinem Bruder, dem Oberbefehlshaber der Armee, beordert waren, und daß etwa 30 der jüngeren Rathgeber des Königs, denen man alles zur Last legte, was die Unzufriedenheit des

Volks erregte, dem Tode geweiht seien. An diesem schauerlichen Tag des Schlachtens und Verwüstens fielen mit etlichen der lasterhaftesten, schuldbeladensten Menamaso's auch einige aufrichtige Christen, die gar nicht zu Kadama's näheren Umgebungen gehört hatten. Andere seiner Jugendgenossen suchten im Palaste Schutz. Eine Deputation des Adels und der Häupter des Volks begab sich am folgenden Tag dorthin, um ihre Auslieferung zu verlangen. Der König verweigerte sie. Während eine zweite Aufforderung an ihn gesandt und der Palast mit Truppen umzingelt wurde, vereinigten sich die Missionare in Davidsons Hause zum Gebet. Mehr als einmal sah man das königliche Banner zu dem burgartigen Palast des Ministers tragen und dann wieder Abtheilungen von Offizieren mit ihrer Mannschaft dem königlichen Schlosse zuschreiten. Gegen Abend endlich verlautete, Kadama sei bereit, die Menamaso auszuliefern unter der Bedingung, daß ihr Leben gesichert werde, und der Adel wolle sich damit begnügen, sie ihrer Würden verlustig zu erklären und zu lebenslänglicher Kettenstrafe zu verurtheilen. Beinahe aller ihrer Kleider beraubt, entblößten Hauptes und gesenkten Blicks, sah man am 11. Mai unter dem trüben, grauen Himmel alle diese gefallenen Größen zwischen den gaffenden Volkshaufen von Regen triefend auf den Marktplatz ziehen, wo ihnen ihre Fesseln angelegt werden sollten. Statt dessen fielen sie noch am selben Abend durch das Schwert. Auch unter ihnen war ein Christ. Ihre Häuser waren schon vorher zerstört und geplündert worden, wie man an den vielen Sklaven sehen konnte, die Balken, Pfosten, Thüren, Fenster, Bettstätten, Tische und anderes Geräthe als Beute durch die Straßen schleppten.

Dem Gefühle der Mehrzahl des Volks nach wäre es jetzt, da man die Schuldigen erreicht zu haben glaubte, des Blutvergießens genug gewesen; die Adelspartei aber war damit nicht zufrieden.

Am 12. Mai war in früher Morgenstunde Ellis allein in einem Zimmer von Davidsons Wohnung, als ein christlicher Offizier bei ihm eintrat und sich schweigend niedersetzte. Ellis fragte nach dem Zustande der Hauptstadt, nach dem Schicksal der Menamaso und nach Kadama. „Kadama ist todt,“ lispelte Jener. „Wann?“ fragte Ellis. „Diesen Morgen, aber es ist noch nicht bekannt.“ Keiner sprach ein Wort weiter; in seinem Buche aber fließt Ellis das Herz über:

„Das also war das Ende so mancher Stunde angestrengter

Arbeit und ernsten Nachdenkens. Welch eine Welt lieblicher Hoffnungen zerstörte dieß kurze Wort 'Radama ist todt' für immer in meinem Herzen! Wie anders als bei meiner Ankunft erschien mir nun in vielen Beziehungen die Zukunft Madagaskars! Nicht als hätte ich auch nur einen Augenblick gezweifelt, daß das vom Herrn uns anvertraute Werk dennoch seinen Fortgang haben werde, aber in Betracht der veränderten Umstände, unter denen es jetzt weiter geführt werden mußte, konnte ich allerlei bange Gedanken nicht ganz verscheuchen. Oft war es mir als ein wahres Wunder erschienen, daß der Sohn einer Mutter von so glühenden, ungezügelter Leidenschaft und von so hartem, grausamem Herzen, wie Ranawalona es war, auch nur irgend eines der zarteren menschlichen Gefühle besitzen konnte. Wäre es nicht ganz natürlich gewesen, wenn der von allen Höflingen mit Schmeicheleien überschüttete Thronerbe, der von Kindheit auf die Christen als von den Fremden beherrschte Abtrünnige und Verräther anklagen, wo nicht gar verfluchen hörte, und sie als Feinde alles Bestehenden, Althergebrachten, Ehrwürdigen im Lande mit dem bittersten Hasse verfolgen sah, auch seinerseits sie mit Abscheu betrachtet und ängstlich gemieden hätte? Daß er aber statt dessen ihnen Güte bewies, ja ihr Fürsprecher, Freund und Beschützer wurde, bezeugen gleichermaßen Eingeborne und Ausländer, Heiden und Christen, so viele ihrer mit der Geschichte Madagaskars genauer bekannt sind. Es gehört das gewiß zu den größten Wundern jener denkwürdigen Verfolgungszeit. Und wenn er nun noch weiter gieng; wenn er sich nach den Büchern und dem Gottesdienst der Christen erkundigte; wenn er, so weit er Einsicht gewonnen hatte, seine Billigung ihres Glaubens und ihrer Handlungsweise aussprach; wenn er sie zum Vertrauen auf Gott ermunterte und, wie versichert wird, vor dem versammelten Rathe der Krone einmal ausrief: 'Warum sollten sie zum Tode verurtheilt werden? Sie haben dem Lande nur Gutes erwiesen; wenn sie sterben sollen, nur weil sie das heilige Buch lesen und beten, so muß auch ich sterben, denn auch ich habe das gethan, auch ich bin dann ein Christ!' — kann man es da den von ihm so warm Vertretenen verdenken, wenn sie glaubten, der Geist Gottes habe wirklich sein Herz gerührt und er sei im innersten Grunde einer der Ihren? Von seinem Standpunkte aus aber konnte Radama unter den Eingebungen seines natürlichen Edelmuths eine solche Erklärung wohl aussprechen, nur

um zu zeigen, wie ungerecht es sei, über gute Unterthanen, in deren Versammlungen nichts Verwerfliches vorkomme, so harte Strafen zu verhängen.

„Wahrscheinlich waren es gerade diese schweren, unverbienten Strafen, die Radama's Theilnahme für die Christen zuerst wach riefen; denn Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit zeichneten ihn von Jugend an aus und bildeten zwischen ihm und der Mutter den schneidenden Kontrast, der sich denken läßt. Seine Güte kam ohne Rücksicht auf Rang, Farbe oder Nation jedem zu gute, den er leiden sah. Einmal wurden etliche französische Matrosen, die sich in Fort Dauphin eine Beleidigung der madagassischen Flagge erlaubt hatten, zum Verhör in die Hauptstadt transportirt. Mühsam schleppten sie sich am Ende des Wegs mit nackten, blutenden Füßen weiter. Als Radama sie so sah, zog er die eigenen Schuhe aus, um sie einem der Matrosen zu geben, und schickte einen seiner Begleiter nach Hause, auch für die andern welche zu holen. Diese Männer gehörten einem Volke an, das man gerade damals den Howa's nicht sehr freundlich gesinnt glaubte, sie sollten als Gefangene nach madagassischem Recht gerichtet werden — aber sie waren im Elend, das genügte.

„Radama's Sinn für die Heiligkeit des menschlichen Lebens und seine unüberwindliche Scheu vor dessen Zerstörung war der hervorstechendste Zug seines Charakters, der gewiß durch alle die blutigen Scenen, die er in seiner Jugend mit ansehen mußte, ohne seine Gefühle laut äußern zu dürfen, nur gestählt wurde. Er sagte einmal zu mir: es sei sein fester Vorsatz, nie ein Todesurtheil zu fällen, damit seine Regierung, so kurz oder lang ihre Dauer nun sein möge, von den kommenden Geschlechtern einst die unblutige genannt werde. Ein umsichtiger Regent war er nicht, aber ein menschenfreundlicherer Herrscher trug wohl nie eine Krone. Nie willigte er in die geheime Beseitigung eines Feindes, und auch unter den Erschütterungen der gegen ihn ausgebrochenen Empörung setzte er lieber seinen Thron und sein eigenes Leben aufs Spiel, als das seiner Freunde. Wie selten haben sich in jenen feierlichen Augenblicken, wo der Thron entweicht und das Grab sich öffnet, wo aller Glanz und alle Macht der Königswürde ihren Trägern für immer entwindet und nur die für die Ewigkeit damit verbundene Verantwortung bleibt, Herrscherlippen mit Radama's letzten Worten

geschlossen: 'Ich habe nie Blut vergossen.' Und wer weiß, ob nicht der Wohlthaten seiner kurzen Regierung in Madagaskar noch dankbar gedacht werden wird, wenn seine Fehler, Irrthümer und Laster längst vergessen sind."

(Schluß folgt.)

Missions-Beitrag.

Auf den Loyalitätsinseln

hat die Verfolgung der protestantischen Mission durch die katholischen Priester und Häuptlinge ihr Ende noch nicht gefunden. Die Befehle des französischen Kaisers vermochten nicht ihr Einhalt zu thun. Der Kommandant darf nur die Protestanten strafen, was er für sehr kleine Vergehen streng genug ausführt; Katholiken aber dürfen irgend welche Gewaltthat gegen Protestanten wagen, ohne daß er irgend anders als mit Worten einschreitet. Und dann werden die Protestanten, die eine Klage vorbringen, beordert ihren Unterbrüdern ein Fest zu bereiten! Ein katholischer Jüngling, der zu den Protestanten übertrat, muß nun als Zuchthäusler Straßen bauen helfen. Alle Lehrer von Lifu und Mare wurden aus Uea verbannt. Auf die Bitte der Missionsgesellschaft in London hat nun das britische Ministerium der französischen Regierung neue Vorstellungen gemacht, deren Erfolg zeigen wird, ob diese

vor der französischen Besitzergreifung so blühende Mission wird fortbestehen können.

(Chronicle L. M. S.)

Garó-Mission.

Der amerikanische Miss. Bronson hat im April 1867 die Freude erlebt, 37 erwachsene Garó's zu taufen, die Frucht der Arbeit zweier Evangelisten, Omed und Ramt he, deren ersterer nun Vorsteher einer Garó-Gemeinde von 40 Seelen ist und zwei Schulen zu beaufsichtigen hat. Diese beiden Männer haben, ohne auf Missionare sich zu stützen, durch ihre Ausdauer unter Spott und Drohungen aller Art auch manche ihrer feindlich gesinnten Landsleute unter den Bergvölkern Affams für die Wahrheit gewonnen, so daß die von ihnen selbst erbaute Kapelle nun sich mit Zuhörern füllt, und das von Omed gegründete Christendorf bereits 40 nette reinliche Häuser zählt.

(Miss. Magaz.)

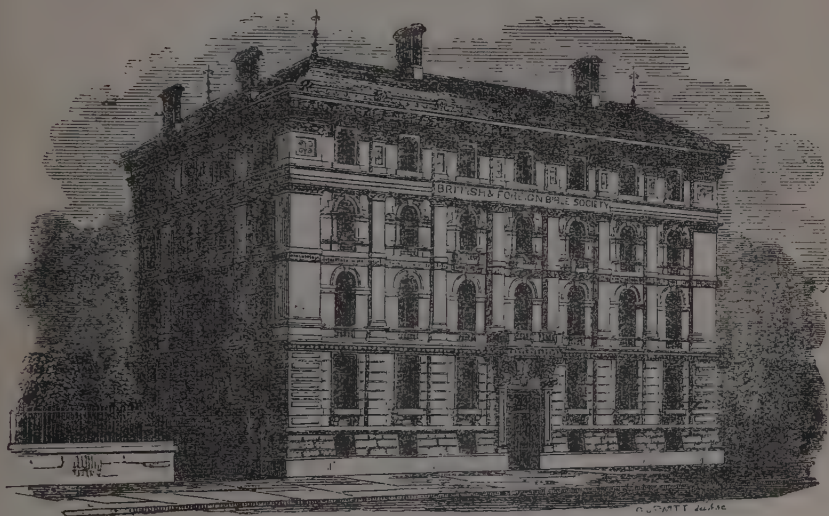
Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1.

Inhalt: Die Bibel — das Buch der Menschheit.
1. Die Bibel und ihre Verbreitung. 2. Von den mancherlei
Sprachen in der Welt. — Kein anderer Name!

1868.



Das neue Bibelhaus in London.

Die Bibel — das Buch der Menschheit.

1. Die Bibel und ihre Verbreitung.

Du den stärksten Beweisen für die Göttlichkeit der heiligen Schrift gehört der Umstand, daß dieses Buch, obgleich herkommend von einem an sich unbedeutenden, in keinerlei Kunst und Wissenschaft hervorragenden kleinen Volk (Israel), dennoch im vollsten Sinne des Wortes ein Buch für die ganze Menschheit ist, wie es kein ähnliches auf Erden giebt. Es ist das rechte Buch für die rohen Eskimo's oder Indianer, so gut als für die feinen Hindu's und

klugen Chinesen, — das rechte Buch für Franzosen und Deutsche, für Spanier und Engländer, für Italiener und Russen; es ist das rechte Buch für die Gelehrten, Weisen und Gebildeten, unerschöpft und unerschöpflich an Weisheit und Geistesherrlichkeit, und doch auch das Buch für die einfältigen Landleute, für arme Weiblein, für Kinder selbst, voll himmlischer Kindeseinfalt für Alle; es ist das Buch für Männer und Frauen, für Fröhliche und Traurige, für Gesunde und Kranke, für Alte und Junge, für Reiche und Arme, für Fürsten und Unterthanen, für alle Stände der Menschheit, für alle Lagen des Lebens, für alle Bedürfnisse des Menschenherzens.

Dieses wunderbare Buch ist zum größeren Theil (das Alte Testament) in hebräischer, zum kleineren Theil (das Neue Testament) in alt-griechischer Sprache geschrieben. Beide Sprachen haben als solche aufgehört, Volkssprachen zu sein; sie gehören jetzt, wie man sagt, zu den todtten Sprachen. Gleichwohl ist es der Wille Gottes, daß die Bibel, weil sie den Rath Gottes zur Seligkeit für die ganze Welt enthält und den Weg der Rettung für alle Menschen kund thut, in allen Ländern der Erde verbreitet und von allen Völkern gelesen werde. Das Vorspiel davon geschah schon am Pfingstfest, wo durch ein überaus bedeutsames Gnadenwunder die Schranken der Sprachverschiedenheit hinweggethan und die großen Thaten Gottes den Parthern, Medern, Elamitern und wie die Volksstämme alle hießen, einem jeden in seiner Zunge verkündigt wurden. Dieses Wunder der Sprachengabe, das damals den Aposteln verliehen war, hat wieder aufgehört, weil sich ja zunächst nur darum handelte, durch ein großes, ewig denkwürdiges Wunderzeichen der Welt prophetisch anzudeuten, daß das Evangelium in allen Sprachen der Welt müsse und werde verkündigt werden. Hinfort sollten die Zeugen und Prediger des Evangeliums auf dem ordnungsmäßigen natürlichen Wege die verschiedenen Sprachen der Völker erlernen und dann darin das Wort vom Kreuze in den mancherlei Ländern der Erde verkündigen.

In der ersten apostolischen Zeit nun kam den Zeugen Christi der Umstand vortrefflich zu Statten, daß die griechische Sprache damals in der ganzen gebildeten Welt, von Spanien und Portugal an bis an die Gränzen Ostindiens, gesprochen und verstanden wurde, — wenigstens von den gebildeten Volksklassen. Diese Sprache verstanden und rebeten auch die Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas

und Johannes; in dieser Sprache predigte und schrieb Paulus, Petrus und Jakobus. Aber dennoch stellte sich bald das Bedürfniß heraus, daß die Evangelien und Briefe der Apostel auch noch in andere weitverbreitete Volkssprachen, z. B. in das Römische oder Lateinische, das von vielen Millionen gesprochen ward, übersetzt würde. So geschah es denn auch, daß im Laufe der Zeit die Bibel bald in diese, bald in jene Sprache übertragen wurde, je nachdem ein Volk das Evangelium annahm und aus dem Heidenthum zum Christenthum übergieng. So entstand schon frühe die lateinische, syrische, gothische, slavische Uebersetzung; daran schlossen sich nach und nach Uebersetzungen in alle modernen Sprachen Europa's an.

Im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts gab es, wie man annimmt, etwa fünfzig Sprachen, in welche die heilige Schrift entweder ganz oder zum Theil übersetzt war. Jetzt aber, im Jahr 1868, giebt es nicht weniger als zweihundert und achtzehn (218) Sprachen und Dialekte, in welche die Bibel ganz oder theilweise übertragen ist.

Wie ist das gekommen, daß in 1800 Jahren nur etwa 50 Bibelübersetzungen, in den letzten 60 Jahren aber allein gegen 160 neue Uebersetzungen zu Stande kamen? — Das hat Gott der Herr, der für die Entwicklungen seines Reiches auf Erden eben auch seine Zeiten und Stunden hat, durch die Bibelgesellschaften, und namentlich durch die große und reichgesegnete brittische und ausländische Bibelgesellschaft in London gethan.

Aus dem Wirken dieser Gesellschaft, obschon wir an andern Orten (z. B. in der „Bibel und ihre Geschichte“) schon vieles davon erzählt haben, wollen wir doch hier kurz einige merkwürdige Thatfachen zusammenstellen, und dann eine Reihe von Sprachmustern geben, in welchen sie die heilige Schrift gedruckt hat.

1. Sie wurde gegründet am 7. März 1804. In ihren Statuten ist ausdrücklich festgestellt, daß sie die Bibel nicht anders als ohne alle menschliche Zuthat, als da sind: Erklärungen, Auslegungen zc., zu drucken und zu verbreiten, also auch die Apokryphen aus ihren Bibelausgaben wegzulassen habe. Von den älteren längst vorhandenen Uebersetzungen habe sie nur die öffentlich anerkannten (z. B. die lutherische) zu drucken und zu verbreiten; bei neuen Uebersetzungen aber sei aller Fleiß und Treue auf die Reinheit und Richtigkeit derselben zu verwenden.

2. Der Anfang der Gesellschaft war klein und unbedeutend. Jetzt aber (1867) wird sie von nicht weniger als 9814 Hülfs- und Zweigvereinen, welche über die ganze weite Welt zerstreut sind, in ihrer Thätigkeit unterstützt.

3. Seit ihrer Entstehung hat sie die Bibel entweder ganz oder theilweise selbst gedruckt in 134 Sprachen, und den Druck durch ihre Unterstützung ermöglicht in 44 = zusammen in 178 Sprachen.

4. Verbreitet hat sie die heilige Schrift ganz oder theilweise während der ersten 4 Jahre ihres Bestehens in 81,157 Exemplaren; im Jahr 1866 allein in 2,383,380 = im Ganzen von Anfang an in 52,669,089 = Dazu kommen etwa 37 Millionen Exemplare, welche durch andere Bibelgesellschaften und Vereine im Lauf der letzten 60 Jahre verbreitet wurden. Dieß macht zusammen etwa 90 Millionen heilige Schriften (seien es ganze Bibeln, oder blos Neue Testamente, oder nur einzelne Theile der Schrift), welche in dem gegenwärtigen Jahrhundert als heiliger Same in die Welt ausgestreut wurden. Rechnet man nun auf jede heilige Schrift, die in Umlauf gesetzt wurde, etwa 6—7 Personen, denen sie zu Gute kam, so wäre das Wort göttlicher Wahrheit innerhalb der letzten 60 Jahre ungefähr 600 Millionen unsrer Mitmenschen zugänglich gemacht und nahe gebracht worden.

5. Die Einnahme der Gesellschaft im Jahr 1866 belief sich auf 187,508 Pf. St., 17 Schilling und 7 Pence, oder 4,687,622 Franken.

Die Ausgaben betrugen im gleichen Zeitraum 216,445 Pf. St. 17 Sch., 0 P. oder Fr. 5,411,146.

Die Gesamtausgabe seit dem Beginn der Gesellschaft im Jahr 1804 belief sich auf Pfd. Sterl. 6,165,047. 13. 2. oder Fr. 154,126,191.

6. Die Gesellschaft ist in erster Linie eine brittische Bibelgesellschaft und hat es sich somit zur Aufgabe gestellt, vor allen Dingen das Bibelbedürfniß daheim in England, Wales, Schottland, Irland und auf den Kanal-Inseln zu befriedigen. Zu dem Ende hat sie die heilige Schrift in nicht weniger als sechs Sprachen, die in den genannten Theilen des brittischen Reichs gesprochen werden, gedruckt und verbreitet (Englisch, Wallisich, Gälisch, Manks, Irisch und Französisch). Dabei wird auf Verlangen jeder neu errichteten

Schule die erforderliche Anzahl von Bibeln und Testamenten gratis verabreicht. Für die Armen ist eine Bibel um 60 Centimes (18 Kreuzer), ein Neues Testament um 20 Centimes (6 Kreuzer) zu haben. Anstalten für Blinde, Taubstumme, Wittwen, Waisen u. s. w. werden gratis mit heiligen Schriften versehen. Gefängnisse, Armenhäuser, Spitäler, Rettungsschiffe für Gefallene zc., Gasthöfe, Kothhäuser, Polizeistationen, Bahnhöfe zc. zc. sucht man stets mit dem nöthigen Bedarf von heiligen Schriften zu versehen. Außerdem wird das Wort Gottes auf dem Land durch Bibelträger (Kolporteur), in den Städten durch Stadtmisionare und Bibelfrauen verbreitet.

8. Die Gesellschaft heißt aber auch „ausländische“ Bibelgesellschaft. Darum hat sie den Kreis ihrer Thätigkeit über die Gränzen der brittischen Heimat hinaus ausgedehnt, ja sie hat durch Wort und That den Grundsatz festgestellt: „Unser Arbeitsfeld ist die ganze Welt!“

Demgemäß hat sie in allen brittischen Kolonien und überseeischen Besitzungen (Canada, Westindien, Südafrika, Ostindien, China, Australien zc. zc.) Hilfsvereine gegründet, durch deren Mitwirkung sie in den genannten Ländern ihr Werk ausrichtet.

Ebenso hat sie in fast alle Länder der Erde (Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, Schweiz, Italien, Rußland, Türkei, Südamerika, Mexiko zc. zc.) Agenten gesandt, welche den Auftrag haben, das Bibelbedürfniß der betreffenden Bevölkerung kennen zu lernen und nach Kräften zu befriedigen.

Endlich sind es namentlich die Missionare in allen Ländern der Heidenwelt, denen die kräftige Hülfe der Bibelgesellschaft zu Gute kommt. Sie muntert die Missionare zu Uebersetzungen der heiligen Schrift in neue Sprachen auf, übernimmt bereitwillig den Druck jeder neuen Bibelübersetzung, und ist jederzeit bereit, die Missionsstationen in aller Welt mit dem nöthigen Bedarf an heiligen Schriften zu versehen. Auch unsere Basler Missionsgesellschaft hat ihr in dieser Beziehung vieles zu danken.

8. Endlich haben wir noch zu erwähnen, daß die Gesellschaft durch verschiedene Umstände genöthigt worden ist, ihr bisheriges alt ehrwürdiges Lokal, in welchem wie in einem geistlichen Zeughaus so viele Jahre hindurch die Waffen des Geistes für die ganze Welt zubereitet wurden, zu verlassen und ein neues, stattlicheres und be-

quemeres zu bauen. Die Liebe der brittischen Bibelfreunde hat freudig angefangen, die Kosten für den Neubau, von dem wir ein treffliches Bild diesem Blatte einverleiben, zusammenzusteuern, und wir können nicht zweifeln, daß das neue Lokal eine ebenso reiche Segensquelle für die kommenden Geschlechter sein werde, als das alte Bibelhaus es bisher gewesen war.

2. Von den mancherlei Sprachen in der Welt.

Es ist bekannt, daß vor dem Thurmbau zu Babel die Menschen noch eine einzige große Familie bildeten und Eine gemeinsame Ursprache redeten. Als sie aber dem ausdrücklichen und klar geoffenbarten Willen Gottes, wornach sie sich nach allen Seiten hin ausbreiten und die Erde füllen sollten, in bewußtem frevelhaftem Trotz sich widersetzten und zu diesem Ende den Thurm zu bauen anfiengen, da fuhr Gott der Herr strafgerichtlich dazwischen, verwirrte ihre Sprache, und zwang sie dadurch, seinem heiligen Willen sich zu fügen. So gieng die gemeinsame Ursprache verloren, und an ihrer Statt entstanden der Reihe nach die verschiedenen Sprachen und Dialekte auf Erden. Es ist aber anzunehmen, daß in allen vorhandenen Sprachen — sei es in reicherm oder in geringerem Maaße — noch Ueberreste aus der verlorenen Ursprache sich finden, und es scheint, daß eine Sprache, je mehr Verwandtschaft sie noch mit jener Ursprache an sich trägt, um so geistiger und für die Bezeichnung sittlicher und religiöser Dinge reicher und vollkommener sei, wie dieß z. B. bei dem Hebräischen und den ihm verwandten Dialekten der Fall ist.

Wenn man nun die Sprachen der Erde unter einander vergleicht, so findet man bald, daß einzelne Gruppen derselben unter einander große Aehnlichkeit in Beziehung auf die Wurzelwörter und den grammatischen Bau 2c. haben. Dabei wird man oft überrascht durch die Wahrnehmung, daß Völker, die durch weite Länder und Meere von einander getrennt wohnen, dennoch ganz verwandte Sprachen reden, z. B. die Deutschen und die Hindu's in Indien, während umgekehrt Völker, die hart neben einander wohnen, wie z. B. die Deutschen und Ungarn (Magyaren), oder die Franzosen und Basken (auf den Pyrenäen lebend), auch nicht die entfernteste Aehnlich-

keit oder Verwandtschaft in der Sprache mit einander haben. Wie kommt doch das? muß man fragen. Nun diese wichtige Wahrnehmung zeigt uns, daß z. B. die Deutschen mit den Hindu's ursprünglich Eine Volksfamilie bildeten, und daß erst bei ihren Wanderungen ein Zweig sich dahin, ein anderer sich dorthin wandte. Wiederum zeigt sich bei näherer Vergleichung, daß Völker, wie die Ungarn und die Basken, ursprünglich mit den Tataren in Mittelasien Ein Volksganzes bildeten, daß aber schon in uralter Zeit Bruchtheile davon theils an die Karpathen, theils an die Abhänge der Pyrenäen verschlagen wurden.

So kann man aus den Sprachen erkennen, was für Völkerguppen ursprünglich näher zusammengehörten und somit noch heutzutage Familien bilden, in welchen die einzelnen Glieder bald (wie Geschwister) enger mit einander verwandt sind, bald (wie Vettern u.) in entfernteren Verwandtschaftsgraden zu einander stehen.

Demgemäß haben die Gelehrten in neuerer Zeit die sämtlichen bekannten Sprachen der Erde zuerst in Klassen, und dann diese wieder in Familien eingetheilt. Versuchen wir nun, die Klassen (man nimmt deren acht an) hier näher zu bezeichnen, sodann die Familien, in welche die Klassen sich zertheilen, näher anzugeben, und endlich die bekanntesten einzelnen Sprachen je unter ihre Familien einzureihen.

Erste Klasse.

Die einsylbigen Sprachen.

Dahin gehört:

- das Chinesische,
- = Barmanische,
- = Siamesische,
- = Tibetanische,
- die Karenensprache u. u.

Ihre gemeinsame Eigenthümlichkeit besteht darin, daß alle diese Sprachen nur einsylbige Worte haben, die man zwar unter sich zusammensetzen und eng mit einander verbinden kann (wie z. B. bei dem Namen Kong-fu-tse oder Confucius), außer denen aber es keine zwei- und mehrsylbigen Worte gibt. Später werden wir ausführlicher vom Chinesischen reden. In einzelne Familiengruppen diese Klasse einzutheilen, ist wie es scheint den Sprachforschern noch nicht gelungen. Dasselbe ist der Fall bei der

Zweiten Klasse.

Die semitischen Sprachen.

Sie werden „semitische“ genannt, weil die meisten Völker, die in diese Sprachklasse gehören, aus der Stammlinie des Sem, des Sohnes Noah abstammen. Man rechnet dazu:

- das Hebräische,
- = Samaritanische,
- = Chaldäische,
- = Assyrische,
- = Aethiopische.

Diese alle sind jetzt todte Sprachen, die also nicht mehr von einem Volke gesprochen werden. Dagegen gehört ferner in diese Klasse:

- das Arabische, von vielen Millionen gesprochen;
- = Neusyrische,
- = Amharische und Tigre (in Abessinien).

Bemerkenswerth ist, daß die Völker, welche diese Sprachen reden, sämmtlich den Glauben an Einen Gott bewahrt haben (Monotheisten sind), die drei zuletzt genannten Sprachen aber von christlichen Völkern (Syrern und Abessiniern) gesprochen werden.

Dritte Klasse.

Indo-europäische Sprachen.

Wie der Name sagt, so begreift diese Klasse einestheils alle indischen Sprachen und viele Dialekte der um Indien her liegenden Nationen, andernteils den bei weitem größten Theil der europäischen Sprachen in sich. Es haben nämlich die Sprachforscher unwidersprechlich nachgewiesen, daß alle die genannten Sprachen aus Einem gemeinsamen Mutterstamm, der ursprünglich in den Gebirgen von Hochasien zu suchen ist, hervorgewachsen sind, und daß somit ihre Verwandtschaft unter einander gar nicht zu verkennen ist.*)

Die vielen Sprachen und Dialekte nun, welche zu dieser Klasse gehören, theilt man wieder in einzelne Familien, d. h. in Gruppen solcher Sprachen, die durch ihre auffallende Ähnlichkeit ihre nähere

*) Wir könnten dieß an einer Reihe von Beispielen deutlich machen, aber ein einziges möge genügen. In der Sanskritsprache, welche wieder die Mutter vieler indischer Sprachen ist, heißt der Stammvater der Menschen *Manu* (deutsch: Mann); *manuscha* heißt „Mensch“, sofern er ein denkendes, geistiges Wesen ist; daher im Lateinischen das Wort »mens« das „Denkende im Menschen“ bedeutet, während das lateinische »homo« (französisch: *homme*) den Menschen von seiner niedrigen Naturseite auffaßt (*homo* von *humus* d. h. Erde).

verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit an den Tag legen. Solcher Familien nimmt man sieben an. Es sind folgende:

1. Medo=persische Familie.

In der Urzeit der Menschheit hatte eine große edle Volksfamilie ihre Wohnsitze um das Hochgebirge des Hiudukusch her (Hochasien). Sie nannten sich selbst die Arier (Airjawas), d. h. die „Vornehmen, Trefflichen“. Diese Arier brachen in vorgeschichtlicher Zeit gegen Westen zu auf, zogen eine Zeitlang gemeinschaftlich vorwärts, schieden sich aber bald — man weiß nicht aus welchem Grunde — in zwei Völkerströme, von denen der eine in südwestlicher Richtung weiter sich bewegte, sich in den Gegenden des heutigen Persiens niederließ und hier eben die medisch=persische Familie (das Zendvolk oder die iranischen Arier) bildete, von der hier die Rede ist. Der andere Zweig der Arier ergoß sich durch die Schluchten und Pässe des Himalaya in die Ganges=Ebenen von Indien, und ließ sich hier als die indischen Arier (oder das Sanskritvolk) nieder und breitete sich von da fast über ganz Indien aus. Von diesem Zweig werden wir gleich nachher reden.

1. Zu der medo=persischen Sprachfamilie nun wird gerechnet:

das Altmedische oder das Zend (jetzt todtte Sprache),

= Persische,

= Afghaniſche oder Puſchtu,

= Beluſchi,

= Armeniſche,

= Kurdiſche.

2. Die Sanskrit-Familie.

Zu ihr gehören die Sprachen und Dialekte der indischen Arier, von deren Einwanderung in Indien wir so eben sprachen. Wir kennen sie jetzt unter dem Namen der brahmanischen Hindu's, welche der ganzen indischen Halbinsel ihre Geseze und Sitten, ihre Religion und ihre Sprache gebracht haben. Bei ihrer Einwanderung in Indien fanden sie das Land bereits von einer schwarzen (zur äthiopischen Rasse gehörigen) Bevölkerung besetzt, die auf einer sehr tiefen Stufe der Bildung standen. Wer nun von diesen dunkelfarbigen Ureinwohnern den neuen Einwanderern sich nicht unterwerfen wollte, floh entweder in die Gebirge, wo sie zum Theil bis auf den heutigen Tag als wilde Bergvölker mit ihren eigenen Sitten, mit ihrem Dämonenkultus, mit ihren eigenthümlichen Sprachen und

Dialekten haufen. Dazu gehören die Kols, die Santals, die Garrows, auch die Toda's und Badaga's auf den blauen Bergen (Nilagiri's). Sie sind in allen Stücken grundverschieden von den eingewanderten Hindu's (Ariern). — Ober aber, wie dieß bei einem anderen Theil der Ureinwohner geschah, man unterwarf sich in geschmeibiger Fügsamkeit den überlegenen hochgebildeten arischen Einwanderern, nahm ihre Geseze, ihre Sprache, ihre Religion an, und verschmolz allmählig mit ihnen so innig, daß beide Theile zusammen fast nur Ein Volksganzes ausmachen. Doch mußten die unterworfenen Ureinwohner sich gefallen lassen, die unterste bürgerliche Stellung (die niedrigste Kaste) einzunehmen, während die wilden bildungsunfähigen Bergvölker als Auswürflinge oder Paria's galten.

So bildete sich in Indien eine dreifache Klasse von Völkern und Sprachen, nemlich: (1.) Die rein arischen oder brahmanischen Völker mit ihren ächten Sanskritsprachen. Sie bewohnen die ganze nördliche Hälfte von Indien, vom Himalaya bis zum Bindhya-Gebirge, und die von ihnen gesprochenen Sanskritsprachen sind hauptsächlich:

- daß Hindi oder Urdu,
- = Bengali,
- = Hindostani,
- = Assamesische,
- = Uriya,
- = Nepalesische,
- = Kaschmir,
- = Pandschabi,
- = Sindhi,
- = Gudscherathi,
- = Kōnkani &c.

Den Uebergang (2.) zu den aus den Ursprachen des Landes und dem Sanskrit gemischten, sogenannten dravidischen Dialekten, bildet das Mahratti, während zu den eigentlich dravidischen Sprachen gehört:

- daß Tamil,
- = Telugu,
- = Kanaresische,
- = Malayalam und
- = Tulu.

Letzteres bildet wiederum den Uebergang zu den (3.) unvermischteren Sprachen und Dialekten der Bergstämme, die vom Sans-

krit keine oder nur geringe Spuren in sich aufgenommen haben. Dahin gehört:

- das Gondi,
- = Toba,
- = Bädaga u.

Verfolgen wir aber nun die Verbreitung des indo-europäischen Sprachstammes von Asien herüber nach Europa, so begegnen uns hier eine ganze Reihe neuer Familien, nemlich:

3. Die celtische Familie.

Die Kelten bildeten einst (noch zu Kaiser Augustus Zeiten) einen mächtigen, weit ausgebreiteten Volksstamm. Sie hatten Frankreich (Gallien), die brittischen Inseln, einen Theil von Spanien und Deutschland, sowie von Norditalien besetzt. Auch Pannonien, Thracien und selbst Kleinasien, vielleicht auch Dänemark, war eine Zeitlang in ihrem Besiz. Durch die Römer aber wurden sie entweder verdrängt oder gewaltsam unterworfen; später geschah dieß in noch vollständigerem Maaße durch die germanischen Nationen (Franken, Angelsachsen u.), so daß ihre Sprache, ihre Sitte, ihre Religion fast gänzlich von derjenigen ihrer Besieger verschlungen wurde. Vom europäischen Festland ist ihre Sprache, obschon sie einst fast die herrschende war, nun ganz verschwunden, bis auf einen schmalen Uferstrich an der Nordwestküste Frankreichs (Bretagne). Dagegen ist die celtische Sprache auf einigen brittischen Inseln und Halbinseln noch heutzutage einheimisch unter dem Volke. Es sind folgende Dialekte:

- das Wallisische (in Wales und Cornwallis),
- = Gälische, auf dem schottischen Hochland und den schottischen Inseln,
- = Irische, in Irland,
- = Manx, auf der Insel Man,
- = Bretanische, in der französischen Bretagne.

4. Die germanische Familie.

Die teutonische oder germanische Völkerfamilie brach um die Zeit der Erscheinung Christi wie ein verheerender Waldstrom aus der Mitte Asiens hervor und überflutete Europa. Die Nationen, die sie hier vorfanden (Kelten u.), wurden vor ihnen her, wie von einem Windwirbel weggefeht, und vom vierten Jahrhundert an brach auch das morsche römische Weltreich unter ihren Schlägen zusammen. Sie verbreiteten sich unter den Stammesnamen der Franken, Burgunder, Alemannen in Frankreich, als Heruler, Gothen, Longo-

bar den (Lombarden) in Italien, als Sueven, Ostgothen, Vandalen in Spanien u. c. Allein während sie in den genannten drei Ländern mit dem römischen und celtischen Volkselement sich vermischten, erhielten sie sich rein und fast unvermischt in Deutschland, England, Dänemark, Norwegen und Schweden. Die germanische Sprachfamilie umfaßt demgemäß folgende Sprachen:

- | | |
|--------------------------------------|---------------|
| das Gothische | } jetzt todt, |
| = Alt-Niederländische | |
| = Angelsächsische | |
| = Alemannische oder Alt-Hochdeutsche | |
| = Englische, | |
| = Flämische (Belgien), | |
| = Holländische, | |
| = Deutsche, | |
| = Isländische, | |
| = Dänische, | |
| = Schwedische, | |
- die Färöersprache (dänische Inseln zwischen Dänemark und Island).

5. Die griechisch-lateinische Familie.

Griechenland und Italien sind schon in grauester Vorzeit von Volksstämmen bevölkert worden, die in Sprache, Sitte und Religion große Verwandtschaft mit einander hatten. Dort bildete sich die griechische, hier die lateinische Sprache zu höchster Vollkommenheit aus. Jene wurde schon vor der Erscheinung Christi die Weltsprache im römischen Reiche; nachdem aber das abendländische römische Reich, in Folge der germanischen Eroberungen, vom morgenländischen getrennt worden, wurde das Lateinische während des ganzen Mittelalters die herrschende Sprache unter den Gebildeten in Westeuropa. Aus der Vermischung der lateinischen, germanischen und celtischen Sprache aber giengen ganz neue Sprachen, — die sogenannten romanischen — hervor. So entstand, nachdem das Altgriechische und Lateinische zur todtten Sprache geworden, im Lauf der Zeit:

- das Neugriechische,
- = Französische,
- = Spanische,
- = Portugiesische,
- = Italienische
- = Wallachische, und eine Reihe untergeordneter Dialekte, wie das Engadin u.

6. Die thrasisch-illyrische Familie.

An der Ostküste des adriatischen Meeres wohnt ein Volksstamm, der wahrscheinlich mit den Griechen in Verwandtschaft steht und doch wesentlich wieder von ihnen verschieden ist. Es sind die sogenannten Arnauten oder Albanesen, die wahrscheinlich aus alt-thrasischen und illyrischen Elementen gemischt sind. Ihre Sprache:

das Albanesische,

bildet eine eigene Familie für sich. Endlich

7. Die slavische Familie.

Daß auch die slavischen Völker aus dem Innern Asiens herüber nach Europa kamen, ist außer allem Zweifel. Sie sind eine große weitverzweigte Völkerfamilie, die oft und immer wieder mit den germanischen Völkern in Konflikt kamen und meist ihnen weichen mußten. Sie nehmen den ganzen Nordosten von Europa ein. Ihre Sprachen sind folgende:

das Slawonische oder Altrussische (jezt tobt),

= Russische,

= Lettische (Liesländische),

= Polnische,

= Litthauische,

= Wendische,

= Böhmische,

= Bulgarische,

= Bosnische u. u.

Dies sind die sieben Sprachfamilien, in welche sich der indoeuropäische Sprachstamm (dritte Klasse) theilt.

Vierte Klasse.

Der finnisch-tatarische Sprachstamm.

Auch diese Klasse von Sprachen hat ihren Ursprung und Hauptsitz in Asien, und zwar hat sie sich über den ganzen Norden und die Mitte jenes Erdtheils, und von dort aus auch über das nördliche, mittlere und westliche Europa verbreitet. Man theilt sie in acht Familien.

1. Die baskische Familie.

Gleichwie jene Wanderblöcke von Granit — man weiß nicht wie und woher? — in Gegenden gefunden werden, wo man sie am

wenigsten vermuthen sollte, so hat sich ein Zweig des tatarischen Volks- und Sprachstammes bis in den weitesten Westen Europa's verirrt und auf den nördlichen und südlichen Abhängen der Pyrenäen bis auf den heutigen Tag erhalten. Zwei Glieder zählen zu dieser Familie:

das Französisch-Baskische,
= Spanisch-Baskische.

2. Die finnische Familie.

Die finnische Volksfamilie hat sich seit unvordenklicher Zeit vorzugsweise im hohen Norden angesiedelt, wo sie von Lappland und dem baltischen Meer an über das Uralgebirge hinüber sich bis an den Jenisei ausbreitet. Ein abgesprengter Zweig ist bis ins Herz Europa's, nemlich in die Ebenen Ungarns, vorgebrungen. In diese Familie gehört demnach:

das eigentlich Finnische,
= Lappländische,
= Esthnische,
= Ungarische (Magyarische),
und viele andere nordasiatische Dialekte.

3. Die tungusische Familie.

Die Tungusen und Mantchu's sind nahe verwandte Nationen, nördlich und östlich von der Mongolei. Jene haben übrigens ihr Nomadenleben bis heute beibehalten, während die Mantchu's, nachdem sie Herren von China geworden, chinesische Bildung und Religion annahmen. Zu dieser Familie gehört also:

das Mantchu im Norden von China, und
das eigentlich Tungusische.

4. Die mongolische Familie.

Zwischen dem Altai-Gebirge und Tibet einerseits und dem Westen China's anderseits breitet sich die Mongolei mit ihren zahllosen wilden Nomadenhorden aus. Zu dieser Sprachfamilie zählt man:

das eigentlich Mongolische,
= Kalmückische,
= Buriat'sche u. u.

5. Die türkische Familie.

Die türkische Volks- und Sprachfamilie reicht viel weiter als das Ländergebiet, welches heutzutage zum türkischen Reich (im Süd-

osten Europa's und äußersten Westen Asiens) gehört. Sie nimmt die Länder ein, welche gerade nördlich von Assyrien, Persien, Indien und Tibet liegen. Die einzelnen Sprachzweige sind:

- das eigentlich Türkische,
- = Karas-Tatarische,
- = Orenburg-Tatarische,
- = Krim-Tatarische,
- = Transkaukasische-Tatarische u.

6. Die kaukasische Familie.

Dazu rechnet man zunächst:

das Georgische,

das zwischen dem Kaukasus und Armenien gesprochen wird. Eine Menge von Dialekten, die im Süden des Kaukasus gesprochen werden, hat große Verwandtschaft mit dem Georgischen, und dieses hinwiederum ist durch seine Wurzelwörter wie durch seinen grammatischen Bau mit dem großen tatarischen Sprachstamm nahe verwandt.

7. Die samojedische Familie.

An den öden Küsten des asiatischen Eismees und in den sumpfigen Niederungen von Sibirien wohnt ein Gemisch von tiefgesunkenen, verkümmerten Volksstämmen, die sämtlich zu Einer Sprachfamilie gehören. Bis zu den Kamtschadalen und den Bewohnern der Kurilen-Inseln werden Dialekte dieser Familie gesprochen.

Das Samojedische,

welches die verbreitetste Sprache unter jenen dünnbesäeten Völkern ist, bildet zugleich den Uebergang zu

8. Den Dialekten der ostasiatischen Inseln und der Halbinsel Korea.

Dahin ist zu rechnen:

- das Japanische,
- der Dialekt der Lu-tschu Inseln,
- = " " Aleuten Inseln,
- das Koreanische.

Diese Dialekte haben, wie vom tatarischen Sprachstamm, so auch vom Chinesischen, mit dem sie in so naher Berührung stehen, viele Elemente in sich aufgenommen und bilden in sofern den Berührungspunkt, wo sich das Tatarische und Chinesische begegnen.

Fünfte Klasse.

Der polynesische-malayische Sprachstamm.

Im Süden und Osten von Hinterindien, d. h. im indischen Ocean und in der Südsee, breitet sich ein weiter Kranz großer Inseln und eine unzählbare Menge kleinerer Eilande aus. Diese Inselwelt ist mit einer Bevölkerung von (wie es scheint) zwiefacher Abstammung besetzt, die doch wieder unter sich nahe verwandt ist. Die eine Rasse ist braun oder olivenfarbig und ist sowohl in leiblicher Gestalt als in Beziehung auf geistige Begabung reicher ausgestattet: es ist die malayische Rasse. Die andere ist schwarz und steht nach Körper- und Geistesbildung auf der tiefsten Stufe. Sie hat Aehnlichkeit mit den Negern, doch steht sie unter den eigentlichen Negern Afrika's. Man nennt sie die Papua's oder die schwarze polynesische (melanesishe) Rasse. Daß ihre Sprachen nahe Verwandtschaft unter einander haben, läßt sich erwarten. Es sind folgende:

- das eigentlich Malayische,
- die Sprache von Formosa,
- das Javanesishe,
- = Dajaffische u.,
- = Hawaiische,
- = Tahitische,
- = Karotongianische u.,
- = Maōri (Neuseeland),
- = Madagassische (Madagaskar),
- = Samoanische,
- = Fidjisch,
- die Dialekte der Papua's von Neuholland u. u.

Sechste Klasse.

Der afrikanische Sprachstamm.

In Afrika begegnet uns ein unendliches Gewimmel von Völkern und Stämmen, und ebenso eine verwirrende Menge von Sprachen und Dialekten. Dennoch hat die neuere Völker- und Sprachkunde etwas Licht und Ordnung in dieß Gewirre gebracht. Darin lassen sich vier Sprachfamilien in dieser Klasse unterscheiden:

1. Die koptische Familie,
wozu die längst ausgestorbene, nur noch kirchlich gebräuchliche Sprache,
das Koptische,
mit einigen damit verwandten Dialekten gehört.

2. Die Berber Familie,

eine mit ihren Dialekten an der ganzen westlichen Nordküste Afrika's herrschende Sprachgruppe, worin
das eigentliche Berber
die Wurzelsprache ist.

3. Die nigro-hamitische Familie,

welche alle die Sprachen und Dialekte, als nahe mit einander verwandt, in sich schließt, die an der afrikanischen Westküste, am Lauf und den Mündungen des Niger, gesprochen werden. Dahin gehört:

- das Mandingo,
- = Faluffische,
- = Susu u.,
- = Yoruba,
- = Haussa,
- = Timne,
- = Fante,
- = Ufra und Dtschi u.
- = Wpongwe u.

4. Die nilo-hamitische Familie.

Dahin gehören sämtliche Sprachen von Süd- und Ostafrika, die insgesammt durch ihren eigenthümlichen Bau und durch eine Menge gleichartiger Wurzelswörter ihre Verwandtschaft unter einander bekunden.*) Man zählt dahin:

- | | | |
|-----------------|---|------------|
| das Setschuana, | } | Südafrika; |
| = Sesuto, | | |
| = Kaffer'sche, | | |
| = Namaqua u. | | |
| das Galla, | } | Ostafrika. |
| = Kishuaheli, | | |
| = Kitamba, | | |
| = Kinika u. | | |

*) Beispiel aus Südafrika: Basuto = der Name für die Bewohner des Landes; Mosuto = der einzelne Bewohner; Lesuto = das Land der Basuto; Sesuto = die Sprache des Mosuto. Aus Ostafrika: Wanika = die Nika (Mehrzahl der Eingeborenen); M'nika = der einzelne Eingeborene; Kinika = die Sprache derselben u.

Der amerikanische Sprachstamm.

Ist in Afrika das Gewimmel und Gewirre der Sprachen fast sinnverwirrend, so ist dieß noch mehr der Fall bei den nun immer mehr zusammenschmelzenden Ureinwohnern von Amerika, den indianischen Stämmen. Mit einzelnen Stämmen ist auch ihre Sprache ausgestorben, und nach und nach wird ein Stamm um den andern sammt seiner Sprache verschwinden. Inzwischen ist die Zahl der vorhandenen Dialekte noch immer fast Legion. Aber auch in dieses Chaos hat die neuere Sprachforschung Licht und einige Ordnung gebracht, so daß folgende Sprachen als die hauptsächlichsten, und was wir in Klammern geschlossen, als deren Tochterdialekte angesehen werden können:

- Das Eskimo, an den Nordküsten Nordamerika's. (Grönländisch.)
- Das Tschippewäh, südlich von den Eskimo's auf einem von Ost nach West laufenden Landgürtel gesprochen.
- Das Alconquin, von den Stämmen in Canada gesprochen (Ottawa, Micmac, Mohikan, Delaware &c. &c.)
- Das Irokesische, um die großen Seen her gesprochen. (Mohawk, Oneida, Onandago, Seneca, Cayuga, Tuscarora &c. &c.)
- Das Siour oder Dakota, vom Mississippi bis zu den Felsenbergen geredet in den Prärien. (Winnebago, Assiniboin, Osagen, Crow-Indianisch &c.)
- Das Floridanische oder Appalachische, im Süden der Union. (Greek, Seminole, Tschoktow, Tscherokeeisch &c.)

Diese in Nordamerika. In Centralamerika nennen wir:

- Das Merikanische, das von der Azteken-Rasse noch gesprochen wird. Daran schließt sich eine Menge von Dialekten, die kein Interesse für uns haben, auch noch wenig bekannt sind.

Aus Südamerika erwähnen wir folgende noch wenig bekannte Indianersprachen:

- Das Andisch = peruvianische, auf und westlich von dem Anden-Gebirg geredet. (Araukanisch, Patagonisch.)
- Das Guarani, östlich von den Anden in Paraguay und Brasilien. (Das Arawakkische und die karaischen Dialekte.)

Achte Klasse.**Gemischte oder Patois-Sprachen.**

Dahin gehört:

- Das Maltesische, gemischt aus Arabisch, Italienisch und Lateinisch.
- = Jüdisch-spanische, aus Hebräisch und Spanisch.

Das Jüdisch-deutsche, aus Deutsch und Hebräisch.

„ = polnische, aus Deutsch, Polnisch und Hebräisch.

„ Creolische, aus Dänisch und Afrikanisch, in Westindien von den Negern gesprochen.

„ Neger-Englische, aus Englisch, Holländisch und Afrikanisch.

„ Indo-portugiesische, aus Holländisch, Portugiesisch und verschiedenen indischen Sprachen gemischt, — hauptsächlich auf Ceylon.

Audere Misch- oder Patois-Sprachen kommen hier nicht in Betracht, weil das Wort Gottes nicht besonders in dieselben übersetzt und gedruckt ist.

Wir haben in Obigem versucht, einen Ueberblick über die Sprachen der Erde und über ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander zu geben. In einigen künftigen Bibelblättern werden wir, so Gott will, eine Reihe von Bibelübersetzungs-Mustern in vielen der hier aufgeführten Sprachen mittheilen, und theils Volk und Sprachen, um die es sich jedesmal handelt, näher kennen lernen, theils die Umstände, unter welchen, — und die Männer, durch welche eine Uebersetzung zu Stande kam, kurz zu schildern bemüht sein.

Kein anderer Name!

Man hat bei uns kaum eine Vorstellung, durch was für eigenthümliche Mittel die große Menge der Armen und Elenden in London oft ihr täglich Brod zu gewinnen sucht. So geschieht es nicht selten, daß Blinde sich an irgend einem öffentlichen, vielbegangenen Ort aufpostiren, ein paar Blätter aus einer Blindenbibel mit erhabener Schrift vor sich nehmen und laut daraus vorlesen. Dieß zieht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich, und da und dort wirft Einer dem Unglücklichen ein Almosen zu. In solcher Weise konnte man vor einiger Zeit Tag für Tag einen alten blinden Mann auf einer kleinen, aber belebten Kanalbrücke finden, mit den offenen, unruhigen, aber erloschenen Augen ins Ungewisse starrend, mit den Fingern über die Blätter seiner Blindenschrift gleitend und Stellen des Wortes Gottes laut vorlesend.

Eines Tages nun geschah es, daß er eben das 4. Kapitel der Apostelgeschichte vorlas, wo die herrliche Rede des Apostels Petrus vor dem hohen Rath verzeichnet ist. Durch irgend ein Mißgeschick aber verloren seine Finger unversehens die

Zeile, an der er eben war, und während er nun suchend auf dem Blatt herum-
 tastete, um die Stelle wieder zu finden, wiederholte er immer die letzten Worte,
 bei denen seine Finger den Zusammenhang verloren hatten — die Worte nemlich:
 „kein anderer Name! — kein anderer Name! — kein anderer Name!“ Etliche
 der Umstehenden sahen mit herzlichem Mitleid der Verlegenheit des Alten zu,
 andere warteten neugierig, wie er wohl den verlorenen Faden wieder finden
 würde; einige Buben lachten des Unglücklichen. Gerade in diesen Augenblicken
 führte die Hand Gottes einen Herrn, einen Geschäftsmann, an der Gruppe vor-
 über. Da er die Leute so beisammen stehen sah, trat er näher, um zu sehen,
 was es gebe. Da tönte ihm das immer wiederholte Wort des alten blinden
 Mannes: „kein anderer Name! kein anderer Name!“ mit geheimnißvoller Macht
 in die Ohren und ins Herz. Es war ihm, als rede Gott selbst zu ihm. Er
 war in der letzten Zeit durch allerlei Lebensführungen aus dem Sündenschlaf
 erweckt worden und suchte nun mit heißem Sehnen den wahren Frieden mit Gott.
 Aber alle seine Anstrengungen schienen umsonst. Er faßte immer neue Vorsätze,
 gab seine bisherigen Gewohnheiten und Gesellschaften auf, las die Bibel, besuchte
 fleißig die Kirche, betete mit aufrichtigem Ernst: aber Alles schien vergebens. Den
 Frieden konnte er nicht finden. Da fällt das Wort, ach das wohlbekannte, aber
 nicht beachtete Wort, wie ein Blitzstrahl in seine Seele: „kein anderer Name!“
 Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. „Ach,“ rief er innerlich jubelnd, „nun
 ist mir Alles klar. Ich habe bisher durch eigenes Wirken und Mühen Frieden
 gesucht. Ich erkenne meinen Irrthum. Es ist Jesus allein, der mich gerecht
 und selig machen kann. Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer
 Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin sie können selig wer-
 den. Zu Ihm, zu Seinem Kreuze will ich gehen; da ist Friede, Vergebung,
 Leben und Seligkeit!“

Und er fand Frieden. Wer aber will die Wunderwege alle zählen, auf denen
 der gute Hirte seine verirrtten Schafe zu finden versteht?

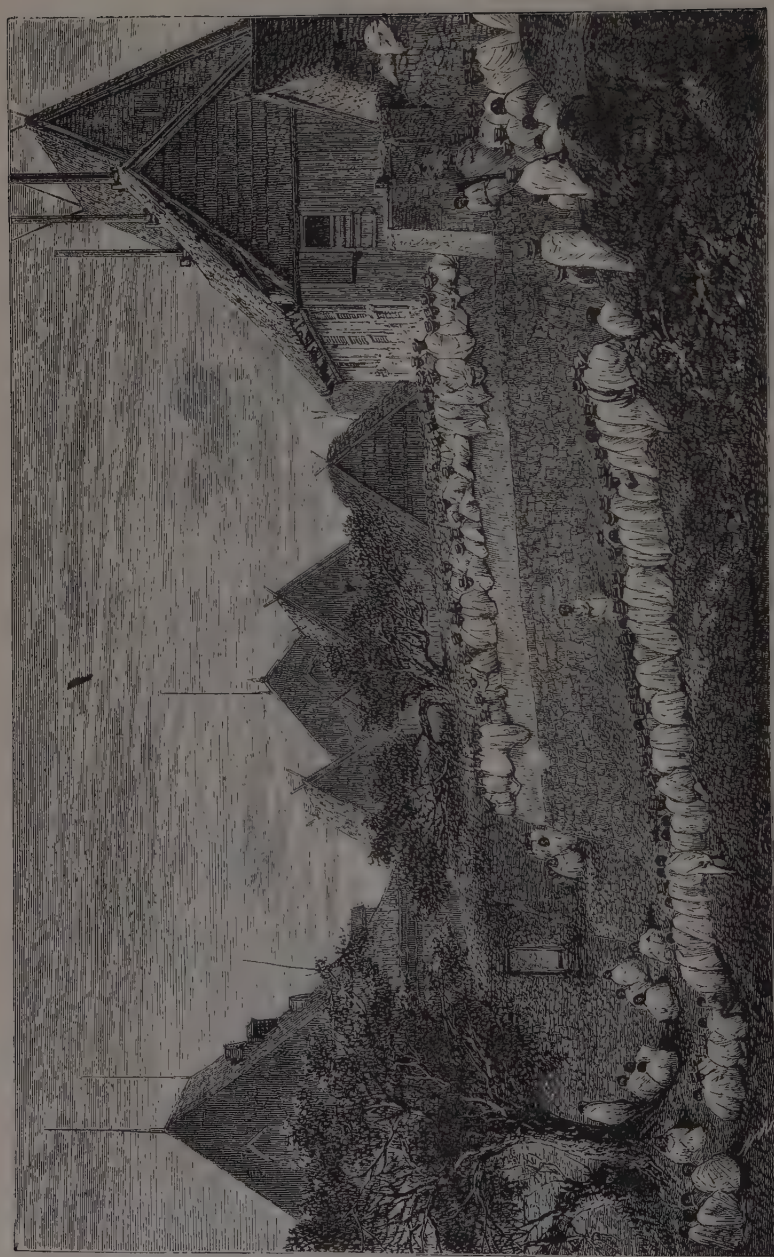
Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

Druck von C. Schulze.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Gtz. oder 12 fr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der
 Entfernung entsprechend im Preise erhöht.




Skavenmarkt an der Straße.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

4. Bartholomäus Biegenbalg.*)

 Die Holländer hatten nach langen Kämpfen die Portugiesen aus Ceylon verdrängt (1658) und zugleich auf der Kormandelküste ihren Einfluß zum vorherrschenden gemacht. Dem Papstthum Abbruch zu thun, war ein leitender Grundsatz ihrer Politik, ohne daß sie doch viel erreicht hätten, weil ihnen die rechten Männer fehlten. Ihr ehrenwerthester Prediger, Philipp Baldäus, der in Jaffna (1656), Nagapatnam (1660) und sonst für das Evangelium wirkte, bediente sich doch nur der holländischen und der portugiesischen Sprache. In Tamil zu predigen hielt er „sowohl für sich selbst als für jeden Europäer unmöglich“.

*) Sein Leben ist schon oft mit mehr oder weniger Geschick geschrieben worden; jetzt aber dürfte neben den Hallischen Berichten und J. F. Fenger's Geschichte der trankebarschen Mission das Werk Miss. W. Germann's (Biegenbalg und Plütschau. Die Gründungsjahre der trankebarschen Mission. Erlangen 1868) genügen, von diesem bedeutenden Manne und seiner Wirksamkeit sich eine richtige Vorstellung zu bilden. Der Verfasser ist ein Vertreter der streng kirchlichen Richtung, der zu wissen glaubt, wer die allein zur Aussendung berechtigten kirchlichen Autoritäten sind, und welches die einzig richtige Art der Missionsleitung ist, während er den durch den hallischen Pietismus verursachten Schaden mit der durch den dreißigjährigen Krieg verursachten Verwüstung vergleicht, und in den unbewachten Aeußerungen dieser Hallenser „für den Pietismus vernichtende Thatfachen“ findet. Uebrigens bleibt er sich in seiner Kritik des Pietismus und seiner Sendfinge nicht gleich, und trachtet darnach, die Wiederaufnahme der altorthodoxen Lehre über die Mission, welche „nur das Wunderthätige und Außergewöhnliche an ihr bekämpft“ haben soll, mit der Pflege des altpietistischen Missionslebens zu verbinden. Wir fühlen uns aber durchaus nicht aufgelegt, mit ihm über die

Miss. Mag. XII.

Den Holländern war es willkommen gewesen, daß auch die Dänen sich in die bisher portugiesischen Gewässer wagten, und ein Stück des ostindischen Handels an sich zu reißen suchten, wie sie denn schon im Jahr 1620 vom Fürsten von Tandschaur die Erlaubniß zum Bau eines Forts auswirkten. Hier entstand denn die Dansborg, im Tamil Wellenburg (Tarangambadi, Trankebar) genannt, nur acht Stunden nördlich von Nagapatnam gelegen. Sie hielten Prediger, deren einer, J. Worm, sich selbst auf seiner Grabchrift Indiens dänischer Apostel nannte († 1694), die aber den Heiden wenig Zeit widmeten; allerdings haben sie die Mannschaften gekaperter Schiffe getauft, ehe dieselben (zu 5—10 Piastern der Mann) als Sklaven verkauft wurden.

Am 9. Juli 1706 lag nach siebenmonatlicher Fahrt die Sophia Hedwig*) draußen vor Anker; sie brachte die ersten evangelischen Missionare ins Tamilland. Es waren der Sachse Ziegenbalg (geb. 1683) und der Mecklenburger Heinrich Plütschau (älter als Ziegenbalg). Der dänische König Friedrich IV hatte in einer guten Stunde seinem Hofprediger Dr. Lütkens aufgegeben, sich nach Missionaren für seine überseeischen Plätze umzusehen. Dieser wendete sich an seine alten Berliner Freunde, welche ihm nun die beiden pietistischen Kandidaten zusandten. Beide waren voll von dem Geiste, welcher damals in Halle rumorte; und Ziegenbalg besonders hatte von Abt Breithaupt das unvergeßliche Wort gehört: „Wenn man Eine Seele unter fremden Völkern rechtschaffen zu Gott führt, so ist Solches eben so viel, als wenn man in Europa 100 gewinnt,

kirchliche Frage oder Missionstheorien oder seine Gesamtanschauung von der Geschichte des deutschen Protestantismus zu rechten. Seine Mittheilungen aus den Akten der Deutschen Mission sind nämlich so reich und werthvoll, daß über der Freude, welche diese endliche Wiederentdeckung ihrer Anfänge in uns erweckt, alle andern Gefühle schweigen. Erbaulich im gewöhnlichen Sinn ist freilich das Buch nicht ausgefallen, aber für den, der gern wissen möchte, wie Alles zugegangen ist, doch im Grunde höchst erbaulich. Alle Schwachheiten der mitwirkenden Menschen, alle Misereen der kleinlichen Zeit sind unerbittlich, manchmal fast zu weitläufig, aus Licht gezogen; doch bleibt der Totaleindruck, daß Gott aus diesem Chaos sich vielfach mißverstehender, bekämpfender und hindernder Kräfte ein Werk geschaffen hat, das den Meister lobt.

*) Sie hatte ihren Namen von der edlen Schwester des dänischen Königs, welche um des Glaubens willen die Hand des Kaisers ausgeschlagen hatte.

indem diese täglich genugsam Gelegenheit zu ihrer Belehrung haben.“ Dadurch war ihm schon länger her der Gedanke, ob er nicht in fremden Ländern gebraucht werden könnte, aufgestiegen; indessen hatte er bereits in der Heimat treu und erwecklich zu wirken angefangen. Ob es nun nach Westindien gehen solle, ob nach Guinea, darauf kam ihm nicht viel an, doch mußte er erst durch innere Kämpfe seines Berufs gewiß werden. Und das war gut, denn schon in Kopenhagen begannen die Widerwärtigkeiten. Man hielt die beiden Jünglinge für Schwärmer, ihr Vorhaben für zwecklos. Der Bischof von Seeland ließ sie im ersten Examen als verwerfliche Pietisten durchfallen. Der König aber ordnete eine neue Prüfung an, in Folge deren sie am 11. November 1705 ordinirt und — man weiß nicht warum — nach Ostindien zu „dreijährigem“ Dienst abgesandt wurden.

Hatten schon unterwegs der Kapitän und der Schiffsprediger den beiden Deutschen vielfach widerstanden, so gieng es bei der Landung noch viel wunderlicher zu. Erst mußten sie etliche Tage an Bord verharren, weil sich gerade für sie kein Kahn finden wollte. Dann brachte sie ein Freund an Bord eines andern Schiffes, von welchem sie endlich im Boot durch die schäumende Brandung fuhren. Als aber die Heiden sie zuletzt ans Ufer trugen, drohte jenen ihr Kapitän mit Schlägen und fuhr sogar auf die Missionare mit dem Stock zu.

Doch sie waren einmal gelandet, um 10 Uhr Morgens. Nun mußten sie vor der Stadt harren bis 7 Uhr Abends. Um 4 Uhr kam der Kommandant J. S. Hassius, nebst dem Rath und den zwei dänischen Predigern, heraus ihnen entgegen; der fuhr sie an: was sie wollten und wer sie geschickt? worauf sie des Königs Willen und Siegel vorzeigten. Darüber ward er stille und meinte, in der dänischen Schule könnten sie allenfalls arbeiten, sonst wüßte er nicht, wozu sie zu gebrauchen wären. Die beiden Geistlichen stellten sich fremde und küßten nur den Schiffsprediger. Es ward Nacht, die Herren giengen in die Stadt zurück und die Missionare folgten ihnen bis auf den Markt. Da ließ man sie stehen; doch endlich nahm sich ihrer verwundert der Sekretär Altrup an und brachte sie zu seinem Schwiegervater Paulsen, der deutsch rebete.

Bald genug merkten sie, daß ihre Ankunft Jedermann unbequem, wenn nicht ganz zuwider war, „das ärgerliche Leben der Christen

hatte schon Alles unter den Heiden sehr verderbt.“ Die zahlreichen Mischklassen waren durch stillschweigende Uebereinkunft auf die katholische Kirche angewiesen, deren Pater ausgedehnten Handel trieb und intimer Freund des Kommandanten war (der auch je und je Geschenke von ihm nahm); er verstand kein Tamil, sondern redete portugiesisch mit seiner Heerde. Die dänischen Geistlichen ihrerseits redeten nur dänisch und blieben schon darum, auch wenn sie geistlichere Leute gewesen wären, der größern Hälfte der Garnison, welche aus Deutschen bestand, unverständlich und fremd. Wie nun die Missionare den vernachlässigten Sklaven näher traten und mit ihnen Katechisationen anfiengen, auch für die Deutschen erbauliche Versammlungen, ja auf des Kommandanten Wunsch gar eine Wochenpredigt unternahmen, hatten sie bald nicht nur am Pater Guevara einen unveröhnlichen mächtigen Feind, sondern am 19. December kanzelte auch der dänische Oberprediger im Gottesdienst sie als falsche Propheten und Irrgeister ab.

Nun, mit den dänischen Predigern ließ sich unter Mitwirkung des, ursprünglich deutschen, Kommandanten noch im December eine friedliche Abkunft schließen. Aber bald verlangten diese Dänen, alle Sklavenkinder müßten von ihnen, nicht von den Missionaren getauft werden, und als diese meinten, dann werde es das Beste sein, daß sie eine eigene Kirche bauten, wehrte sich der Kommandant dagegen mit aller Macht. Darüber war Plütschau so betrübt, daß er 1. Januar 1707 über die Sünden der Christen predigte, durch welche sie Gottes Namen unter den Heiden lästern, und die Unwilligkeit der Regierenden, Gottes Werk zu fördern, mit sehr verständlichen Worten rügte. Das wurde ihnen schon am Nachmittag als Anstiften einer Rebellion ausgelegt, bei welcher Gelegenheit der wüthende Kommandant Ziegenbalg auf die Brust schlug und sich fernere Besuche solcher „Hunde“ verbat. Erst nach vielen Jahren zeigte sich, daß die Direktoren der ostindischen Compagnie, an ihrer Spitze der natürliche Bruder des Königs, den Missionaren von Anfang an in jeder Weise entgegen zu arbeiten befohlen hatten.

Weil sie in der Festung keinen Platz bekamen, richteten sie mit einem Theil ihres Gehalts (der in 200 Thalern jährlich bestand) sich ein Haus zum Versammlungsaal ein, und weihten es schon 14. August 1707 als die Jerusalemskirche ein, Plütschau mit einer portugiesischen Predigt, Ziegenbalg bereits mit einer tamilischen,

darob sich Christen und Heiden gar sehr verwunderten. Zuvor am 12. Mai hatten sie (in der dänischen Kirche) fünf portugiesisch redende Heiden getauft; andere sammelten sich bereits um sie, und schlossen die Feier mit Absingen eines von Ziegenbalg übersehten Liedes. Er hatte mit großem Eifer das Tamil gelernt, nicht ohne an den katholischen Evangelienbüchern eine dankenswerthe Hilfe zu finden, hatte bereits Luthers kleinen Katechismus überseht und eine Grammatik der schweren Sprache entworfen. Unter fortgesetztem Druck von Seiten des Kommandanten mehrte sich dann die kleine Gemeinde, so daß sie bis zum Schluß des Jahres 1707 auf 35 Personen wuchs und im Jahr 1712 die Zahl der Getauften 202 Seelen betrug.

Die Getauften hatten alle gründlichen Unterricht genossen, sonst aber war man nicht zu wählerisch bei ihrer Aufnahme verfahren. Es waren theils Subra's von verschiedenen Kasten, theils Pareier; daher man sich bald genöthigt sah, auf die Vorurtheile jener einzugehen, indem man diesen in der Kirche einen besondern Ort anwies. Beim Abendmahl hatten auch die Subrafrauen den Vortritt vor den Pareiamännern. Das machte sich so von selbst durch die Rücksicht auf den von den Katholiken eingeführten Brauch. Indessen konnten die Missionare das Kastenübel in der Weise lindern, daß sie begabtere Pareiakinder im Portugiesischen unterrichteten und dann in europäische Kleider steckten. Hinfort hatten diese den Vortritt vor den Subra's. Gemischte Heirathen kamen häufig vor unter den sich näherstehenden Kastenabtheilungen; nie aber zwischen Subra- und Pareiachristen. Die Gemeinde wird mit Gottes Wort und den herkömmlichen kirchlichen Akten treu bedient, daneben auch im freien Herzensgebet geübt. Sonst wird den neuen Christen augenscheinlich nicht viel zugemuthet: für Amtshandlungen haben sie durchaus nichts zu entrichten, vielmehr verwöhnen die gutmüthigen Deutschen ihre kleine Heerde von Anfang an ein wenig durch Dienstleistungen und Verpflegungsversuche in aller ihrer eignen Armuth. Ziegenbalg wünschte sehr, daß auch Kompagnieämter tüchtigen Bekehrten übertragen würden, natürlich umsonst. Die Schulen waren eine dänisch-portugiesische und eine tamilische; in beiden gab man den Kindern Nahrung, Kleidung und Bücher, oft unter hartem Gedränge bei leerem Seßel.

Am 1. August 1708 lag ein dänisches Schiff auf der Rheede und

ein Brief von Dr. Lüttens verkündete, dasselbe solle ihnen 2000 Thaler bringen. Wie freuten sie sich, nun ihre Schulen und Anstalten in Aufschwung zu bringen, und die Noth der Armen zu lindern! Sie danken Gott in der Predigt, durch Gesang und Gebet. Aber nun kommt die Botschaft: das Boot ist umgeschlagen in der Brandung, das Geld liegt auf dem Meeresgrunde, sieben Menschen haben dabei das Leben verloren. Alles durch die Schuld eines betrunkenen Kapitäns.

Doch da das Wasser an jener Stelle nur zwei Ellen tief war, konnte das Geld wohl wieder gefunden werden. Indessen freuten sich die dänischen Herren über das Mißgeschick der Missionare in wahrhaft teuflischer Weise und erklärten, sie könnten ihnen nicht helfen, man sei ihres zubringlichen Wesens müde. Ja der Kommandant ließ sich wieder zu Thätlichkeiten hinreißen, schlug einen der Missionare auf die Brust und drohte „die Kanaißen“ zur Stadt hinauszujagen. Nicht nur wurde ihnen nun jeder geistliche Verkehr mit den Europäern verboten, selbst dem freiwilligen Beitraggeben sollte ein Ende gemacht werden; 50 Heiden, die Christen werden wollten, wurden gezwungen ihren Vorsatz aufzugeben — und getaufte Sklaven verkaufte man an fremde Orte, wo sie aus Mangel an geistlicher Pflege unter schrecklicher Behandlung verkommen mußten. Natürlich schlossen sich bei so tyrannischem Verfahren der Regierenden die Herzen der Einfältigen und Niedern, unter Deutschen und Heiden, immer mehr den Unrechtleidenden auf und an, was dann wiederum die Wuth des Kommandanten aufs Aeußerste steigerte.

Zuerst wurde Plütschau vor aller Welt gedemüthigt: man ließ die Trommel rühren und ihn durch einen Sergeanten vor den Rath führen. Er hatte sich des unehlichen Kindes eines Soldaten angenommen, dem der katholische Vater, obwohl die Mutter Heidin war, durch List die Taufe ertheilt hatte. In Gegenwart der dänischen Offiziere und Prediger drohte ihm dafür der Kommandant in rohester Weise mit dem Stoß und mit Amtsentzung. Der Soldat mußte Spießruthen laufen. Auch Heiden, welche dieser Gerichtsscene (6. November 1708) zuschauten, schüttelten die Köpfe über der unerhörten Gewaltthat an geistlichen Personen; es sollte aber noch schlimmer kommen.

Als Ziegenbalg für eine von einem Reichen unterdrückte Wittwe eine Bittschrift eingab, die wohl nicht im strengsten Kurialstyl ab-

gefaßt war, beschloß der Tyrann, bei dieser Gelegenheit seine ganze Macht zu entfalten, und citirte den Missionar (19. Nov.) durch einen bloßen Knecht. Als derselbe zu erscheinen zögerte, kam die Wache mit geladenem Gewehr unter Anführung des Lieutenants, und führte Ziegenbalg im Schlafrock und Pantoffeln auf die Festung, wo sofort die Zugbrücke aufgezogen wurde, als wäre eine Verschwörung entdeckt worden. Im Gerichtssaal erwiederte Ziegenbalg auf alle Vorwürfe kein Wort, und zwar darum, weil, wie immer in Missionsangelegenheiten, kein Protokoll geschrieben wurde. Er hütete sich so, damit man aus seinem Munde keine Scheinursache erhasche. Der Kommandant aber warf ihn dafür in ein entsetzliches Schwichloch neben der Küche, in welchem er nun — über vier Monate unter strengster Bewachung ausharren mußte.

Vom 19. November 1708 bis zum 26. März 1709 saß er da allein. Niemand durfte ihn besuchen, Feder und Tinte wurde ihm versagt, damit er nicht an der Bibelübersetzung, die bis Matth. 23. gebiehen war, weiterarbeite; kein tamilisches Buch war ihm gestattet, alle Speisen, die Plütschau ihm senden mußte, wurden visitirt, ob etwa Briefe darin wären. Zugleich durchwühlte und versiegelte man alle seine Bücher und Papiere und setzte eine Wache ins Missionshaus. Das gesammte Militär und alle Beamten wurden aufs Neue in Eid und Pflicht genommen, und jeder Umgang mit Plütschau — als landesverrätherisch — verboten. Da nun dieser in der nächsten deutschen Predigt Stellen von Jesabel, Antiochus und Herodes verlas, wurde nicht nur die deutsche Predigt untersagt, sondern jede Unterstützung und Befreundung der Missionare streng verpönt und die Gemeinde nach Kräften bedrängt, vertrieben und zerstreut. Heiden, welche des Kommandanten Verfahren tadelten, mußten ins Gefängniß wandern, und der portugiesische Katechet durch Bestechung gewonnen, gab sich her, den Angeber und Verräther zu machen.

Aber in aller Stille flossen dem vereinzelt Plütschau Gaben zu, welche es ihm möglich machten, in der Trübsal auszuharren; und deutsche Soldaten wagten es, Ziegenbalg mit Papier und Bleistift zu versehen, womit er dann zwei gottselige Büchlein schrieb. Ganz wohl war auch dem Kommandanten nicht bei der Sache, obwohl er sich das Ansehen gab, als halte er Ziegenbalg für einen Thomas Münzer, der Rebellion habe anrichten wollen. Die

Räthe stritten sich manchmal mit ihm herum. Ziegenbalg aber wollte nichts unterschreiben, was einem Schuldbekennniß ähnlich gesehen hätte. Nach langen Verhandlungen verstand er sich endlich dazu, um der armen Gemeinde willen, eine Bittschrift zu unterzeichnen, in welcher er um seine Befreiung anhielt und sich anheischig machte, bis zum Austrag der Sache sich allezeit wieder zu stellen. Ohne einiges Verhör wurde er sodann 26. März 1709 seines Arrestes erledigt.

Mit vielen Thränen von der Gemeinde empfangen, machte sich Ziegenbalg, soweit es ihm seine leidende Gesundheit erlaubte, an die Sammlung der Zerstreuten. Gerade damals hatten auch die Katholiken von Landschaur, die aus einer großen Verfolgung auftauchten (die Folge von geistlichen Schauspielen, in welchen der Ritter Georg Göben zertümmert hatte), daß man sich ihrer annehmen möge, da ihre Priester vertrieben, die Kirchen zerstört seien. Die armen Missionare konnten nichts für sie thun, mußten sie doch selbst unter protestantischer Regierung stets neuer Verfolgung gewärtig sein.

Nun aber wurden sie (20. Juli) getröstet durch die Ankunft von drei neuen Mitarbeitern, Gründer, Bövingh und Jordan. Diese brachten Ermunterungsschreiben, selbst von der Hand der Königin, und reichliche Geldmittel (4000 Thaler) von Halle, Kopenhagen u. Die erste, schwerste Noth schien überwunden; die Mission hatte ihre Feuerprobe bestanden, sie erwies sich als gegründet Angesichts der vereinten Anstrengungen aller möglichen Feinde. Nur kurz erwähnt sei hier, daß auch in Deutschland viele Widersacher gegen die Mission arbeiteten; wurde doch in Wittenberg öffentlich über diese „falschen Apostel“ disputirt, welche nun „haufenweise“ in die Kirche einbrechen, sie niederzureißen und zu zersplittern unter dem Vorgeben, daß man sie ausbreiten wolle.

Auf den Thüringer Gründer (geboren 1677), der sich erst als Magister in Halle befehrt und dann als Lehrer im Segen gewirkt hatte, waren die besondern Hoffnungen der hallischen Freunde gerichtet. Der Mecklenburger Student Jordan war auf eigene Kosten mitgereist, hoffend, man werde ihn schon irgendwie brauchen können. Ihnen hatten die Dänen einen Kieler Theologen, den orthodoxen Westphalen Bövingh, beigelegt, welcher mit den andern nicht harmonirte; schon unterwegs hatte er abgelehnt, mit ihnen aus dem Herzen zu beten: das sei ihm einmal nicht gegeben. Nun sie lan-

deten; die schwarzen Gemeindeglieder, die Ziegenbalg vorführte mit den Worten: „Hier sind unsere Pflänzlein aus den Heiden,“ machten ihren Selam; Gründer, tief bewegt, weinte vor Freude und Mitleid. Dann sah er die achtzehn Knaben der Missionschulen mit gekreuzten Beinen ihren Reis essen, und fühlte sich alsbald mitten im Werke. Bövingh mittlerweile, von Mißtrauen geplagt, warf einen Blick in Ziegenbalgs Tagbuch, und meinte, die Missionare hätten gegen die Obrigkeit zu viel gethan. — Nun zahlte man die Schulden ab und kaufte um 1000 Thaler das erste Missionshaus (23. Juli). Aber auch den armen Christen wurden Geschenke ausgetheilt, vielleicht nur allzureichlich. Die Missionare hofften damals noch, die Seligkeit des Lebens werde jenen mit der Zeit von selbst aufgehen.

Da aber der Kommandant, trotz der königlichen Weisungen, aufs neue mit Verfolgung und Gefängniß drohte, wurde beschlossen, Ziegenbalg solle nun selbst nach Europa reisen und die Sachlage vorstellen. Der Kommandant erlaubte das nicht, unter dem lächerlichen Vorwand, dadurch würde das heilige Werk der Bibelübersetzung verzögert (September 1709). Das sah einer neuen Gefangennahme nicht ungleich. Man versuchte, sich anders aus dem engen Käfig hinauszuhelfen: Ziegenbalg machte mit Gründer einen Ausflug ins nahe Nagapatnam. Neues Wüthen des Kommandanten! Er gibt schon Befehl, wenn sie wiederkämen, sie nicht durchs Thor einzulassen, bis an ihn berichtet wäre. Doch der holländische Gouverneur nimmt Ziegenbalg in seinen Schutz und preßt Hassius, den auch seine Rätthe im Stiche ließen, ein Versprechen ab, für die Sicherheit des Missionars zu haften. Soviel war nun doch erwirkt, daß man über die holländische Kolonie sicher Briefe nach Europa befördern konnte.

Eine weitere Verbindung mit Europa wurde (Januar 1710) durch einen Besuch angeknüpft, den Ziegenbalg im englischen Madras machte. Dazu bewog ihn schon die Ankündigung von den Geschenken, welche englische Freunde, angeregt durch den frommen Hofprediger Böhme in London, der neuen Mission übermachen wollten. Gab es schon unterwegs reichlich Gelegenheit, das Wort zu predigen, so ward ihm in Madras von den englischen Herren ordentlich gehuldigt. Der Gouverneur nahm ihn in sein Haus auf; sein Kaplan schloß einen Freundschaftsbund mit dem schwergeprüften Missionar;

auf Gassen und Märkten konnte frisch und frei vom Heiland geredet werden; selbst Katholiken luden ihn ein, zu bleiben und eine Kirche zu bauen. Fast überall schien Indien der Mission offener zu stehen als in dem vertrachten Trankebar. Die Gemeindeglieder dort hatten nicht umsonst getrauert und geweint, als Ziegenbalg sich auf den Weg machte; ihnen wars, als dürfte er wohl in Madras festgehalten werden, wenn Trankebar ihn ausspie. Während ihm aber freilich die Erkenntniß sich aufthat, wie viel für Indien und alle seine Völker gethan werden könnte, wenn nur die faulen Christen sich aufmachen wollten, kehrte er doch nach einem Monat angestrenzter Thätigkeit auf seine Leidensstätte zurück.

Hier hatte man sich mittlerweile mit Errichtung einer Außenstation in Boreiar, eine Stunde von Trankebar, beschäftigt, welche Gründer (22. Februar 1710) bezog; er nahm einen Dolmetscher mit, um die Sprache desto rascher zu lernen, und ließ sich von einer Subrafrau „gut malabarisch“ kochen. Bald war auch eine Schule gegründet, in welcher Ziegenbalg selbst wöchentlich ein- oder zweimal einkehrte, um zu katechisiren und dann mit den Heiden zu reden. Ungeschied aber wars, daß nun auch Bövingh, obwohl es ihm mit dem Sprachstudium gar nicht gelingen wollte, gleichfalls eine solche Außenstation in einem der fünfzehn dänischen Dörfer für sich haben wollte. Sie mußte, weil auch der Kommandant aufs eifrigste seinen Wunsch unterstützte, alsbald begonnen werden. Schon am 24. Februar zog Bövingh nach Tilleiali und baute rüstig. Nun aber wurde die Landschaur Regierung von den Brahmanen, welche dort eine Macht bildeten, aufgestachelt und that ernstliche Einsprache; der Kommandant trogte, daher schon im April die Grenzen gesperrt und die Trankebarer durch Theurung bedrängt wurden. Am 8. August kam es sogar zu einem Gefecht, in Folge dessen das Haus in Tilleiali von den Hindu's niedergerissen und von den Dänen in unedler Rache ein Häuflein Schlafender niedergemacht wurde. Das ist der Krieg, auf welchen Beschi (siehe S. 107) anspielt. Zum Schluß mußte die dänische Kompagnie dem König 500 Thaler Strafe zahlen, und der Kommandant hatte seinen Zweck erreicht, seine Feindschaft gegen die Missionare durch deren aufregendes Verfahren bei seinen Vorgesetzten entschuldigen zu können. Er ließ die schon beantragte Untersuchung nicht einleiten; daß er selbst die ganze Sache angefistelt, war ein offenes Geheimniß.

Gründler hatte sich schon im April, als die Heiden in Poreiar gleichfalls unruhig wurden, auf Ziegenbalg's Rath in die Stadt zurückgezogen. Da wartete man nun wieder auf das jährliche Schiff, welches Missionare, Geld und dem Kommandanten möglicherweise einen Verweis bringen sollte. Die Erwartungen wurden aber sehr getäuscht. Etwas Geld zwar wurde (6. Oktober) gelandet, und auf die Warnung des Schiffskapitäns auch vom Kommandanten, der es mit Beschlag belegen wollte, schließlich herausgegeben. Er selbst gieng straflos aus; der König war auch gerade den Missionskreisen bedeutend entfremdet worden. So machte sich der arme Hassius noch einmal die Freude, die Missionare zu hänseln, hielt ihre nach Europa abgehenden Briefe an, ließ sie wieder einmal durch die Wache vorfordern, und schalt dann die Brüder in der offenen Zollbude Schelme und Landbetrüger. Ihr Paket wurde aufgebrochen und nach einem Briefe gefahndet, „der Ziegenbalg an den Galgen bringen“ sollte. Natürlich fand sich nichts; Alles Volk aber hörte wieder einmal an diesem 8. Oktober, wie Herr Hassius „noch wunderlicher mit den Padres spielen“ wolle, und die Missionare machten sich auf weitere Verfolgungen gefaßt. Bövingh, dem es unter den Brüdern nach vielen Entfremdungen und Versöhnungen doch nicht wohl ward, verließ sie (Januar 1711), indem er sich eine malabarische Kleidung verschaffte, um allein unter den Heiden etwas anzufangen; er ist aber bald weiter nach Bengalen und Europa gereist, wo er seine öfteren Drohungen, dem Missionswerke einen bösen Namen zu machen, am Ende ohne es ganz zu wollen ausführte, indem ein voreiliger Freund sein Tagbuch mit allerhand giftigen Briefen veröffentlichte. Es wird da nichts Gutes an Ziegenbalg gelassen als sein Fleiß und seine Sprachengabe.

Indessen war aber durch den bedauernswürdigen Bövingh eine Mißstimmung auch unter die übrigen Missionare gekommen. Der rasche Ziegenbalg schien sich von dem stilleren Plütschau mehr abzuwenden und Alles nur mit dem, seiner Gemüthsart mehr zusagenden Gründler zu besprechen. Kaum war ein Mißverständniß gehoben, so tauchte ein anderes auf; daher Ziegenbalg auf den Gedanken kam, es sollte endlich die Gleichberechtigung aller Mitarbeiter aufhören und Einer Person die Gesamtleitung des Werks übertragen werden. Das meinte freilich Bövingh auch, nur daß ihm schien, dazu müßte erst ein in der thetischen, polemischen und kasuistischen

Theologie wohl versirter orthoborus Theologus hinausgeschickt und den heterodoren Hallensern zum Haupt gesetzt werden; Ziegenbalg aber mochte denken, der rechte Mann dürfte schon in Trankebar selbst zu finden sein. Auf alle solche Vorschläge kam jedoch keine Antwort; denn von 1710 bis 1713 segelte kein dänisches Schiff nach Indien. Krieg, Pest, Ueberschwemmung, dazu das Vorherrschen anderer Interessen ließen den dänischen Hof Trankebars völlig vergessen. Nur in Halle wurde fortwährend eifrig für die Brüder gebetet, und eine Presse mit Tamiltypen sammt einem tüchtigen Setzer zubereitet. Sie gelangten (auf englischen Schiffen) doch erst September 1713 nach Trankebar.

Mit jenem letzten dänischen Schiffe war übrigens ein königlicher Kommissär gelandet, der die unverantwortliche Wirthschaft des Kommandanten bald genugsam durchschaute und heimlich seinen Sohn über Nagapatnam nach Kopenhagen als Berichtstatter absandte. Zu ähnlicher Selbsthilfe rieth er auch den Missionaren, und so wollte denn schon im Oktober 1710 Plütschau von Madras aus die Reise antreten, er mußte aber in Folge eines Monsunsturms wieder landen und umkehren. Ziegenbalg seinerseits trug sich mit einem Plane, das ganze Tamilgebiet bis nach Jaffna und Ceylon hinüber zu bereisen, um dann durch eine Vereinigung von dänischen, deutschen und holländischen Universitäten das Heidenthum planmäßig anzugreifen. Es kam nicht dazu, dagegen besuchte er (Juli 1711) wiederum Madras, um die Gaben der englischen Freunde in Empfang zu nehmen; und er blieb noch einige Monate dort, um einmal in der Umgegend zu predigen und dann lieber gleich selbst nach Europa zu reisen, weil ihm das auf dänischen Schiffen doch nicht gestattet würde. Darüber erschraß die Trankebar Regierung und verhandelte nun mit dem englischen Gouverneur, Ziegenbalgs Abreise um jeden Preis zu verhindern. Da mittlerweile Plütschau dem letzteren nachgereist war, wurde zuletzt fürs Beste befunden, diesen statt Ziegenbalgs nach Europa gehen zu lassen.

Am 15. September 1711 kehrte dieser edle Mann dem Tamil-Lande, dessen Jugend besonders seiner treuen Pflege froh geworden war, tiefbewegt, ohne sich irgend verabschiedet zu haben, den Rücken, um durch Vorstellungen in Kopenhagen den unaufhörlichen Widerstand der Ortsbehörde endlich aus dem Wege zu räumen und seinen Mitarbeitern Freiheit zur Bewegung zu schaffen. Er selbst sollte Tranke-

bar nicht wieder sehen. Ein schwachbegabter Christenknabe Timotheus begleitete ihn, die erste lebendige Frucht der Mission, welche ihre Freunde zu sehen bekamen. Der Kommandant aber wüthete und that sein Möglichstes, durch Briefe an den holländischen Gouverneur des Raps der guten Hoffnung seine Weiterreise zu verhindern. Mit Mühe fand Plütschau dort ein holländisches Schiff, das ihn bis Terel brachte. Die Bootsleute aber, die ihn nach Amsterdam führen sollten, setzten ihn (August 1712) mit Timotheus unterwegs auf den Sand und fuhren mit allem Gepäc, auch allen Briefschaften und Schriften, davon. Er hat sie nie wieder gesehen. Durch allerhand Kriegegefahren kommt er endlich Januar 1713 nach Lübeck, da öffnet sich die Thür — und Bövingh tritt herein.

Beide reisten zum König; Plütschau erreichte bei ihm in einer halbstündigen Audienz, daß versprochen wurde, die Compagnie sollte der Mission nicht mehr so viel Widerstand leisten. Bövingh erlangte, falls er sich ruhig verhalte, die Zusage einer Pfarrei. Indessen — eine endliche Resolution ließ noch lange auf sich warten. Erst im Februar 1714 gieng endlich ein Schiff mit königlichen Geldern und gnädigen Handschreiben an die Missionare ab. Allein — es scheitert an der Spitze von Zütland, und nur zwei Matrosen retten ihr Leben. Die Gaben und Handschreiben werden allergnädigst neu ausgefertigt und über England geschickt; allein die englischen Schiffe waren eben abgesegelt, und die Hilfe verzog sich um ein weiteres Jahr!

Eine von England den Missionaren geschickte Presse wurde von den Franzosen gekapert; ein Freund der Sache löste sie zwar aus, aber der treue Lehrer Fincke, der mitgesendet wurde, verlor auf der weiteren Fahrt in geheimnißvoller Weise sein Leben, und als die beschädigte Presse nach Trankebar kam, sollten die Brüder noch eine Lösungssumme von 1000 Thalern entrichten! Es scheint sich wirklich Alles zu verbinden, keine nachhaltige Hilfe nach Trankebar gelangen zu lassen. *)

Dahin war Ziegenbalg, auf Gründler's inständiges Bitten, im Januar 1712 nach fünfmonatlicher Abwesenheit wieder zurückgekehrt. Er hatte gefunden, daß auch der englische Gouverneur durch die

*) Doch wurden nun auf dieser Presse bald portugiesische Bücher gedruckt, wie auf der (Herbst 1713) angelangten hollischen tamilische.

Schreiben des dänischen Kommandanten gegen ihn als einen Unruhfister eingenommen wurde und den nächsten besten Anlaß benützte, nach London feindselig über ihn zu berichten. Biegenbalg hatte in Palikat (Palawerkadu) mit Erlaubniß der holländischen Obrigkeit eine Trauung vollzogen, welche der englische Beamte beanstanden zu sollen glaubte. Gehemmt und geheßt von allen Seiten durch die kleinlichen Uebelnehmereien, Formalitäten und Schreibereien, welche den damaligen Verkehr der Faktoreibeamten in den indischen Küstenstädten charakterisiren, war er nach Trankebar zurückgekehrt, wo mittlerweile ein jäher Tod den königlichen Kommissär weggerafft hatte. Feuersbrunst, Hungersnoth, Ueberschwemmung und andere Schläge hatten die Stadt schwergetroffen, aller Segen schien seit der Verfolgung der Missionare von ihr gewichen. Der Kommandant aber fuhr fort, diese zu bedrängen und herabzumwürdigen, wo ihm eine Gelegenheit geboten wurde. „Er lasse sich gern noch 20,000 Thaler kosten,“ konnte er sagen; „in Kopenhagen werde man ihm doch den Kopf nicht nehmen“. Die feindselig gesinnten dänischen Prediger und Rätthe sind indessen gestorben, der Kommandant fühlt sich vereinzelt, und äußerlich stellte sich wieder ein erträglicher Verkehr her, da die Missionare ihm nichts nachtrugen, während sie der endlichen Hilfe harrten, und nur „die edle Zeit bebauerten, die sie unter solchem Gouvernement mit gar wenig Nutzen zubringen mußten“.

Endlich am 13. Februar 1714 kam nach fast vier Jahren wieder ein dänisches Schiff und brachte zwar Geld und Briefe, aber auch die Weisung der indeß zu Kopenhagen eingesetzten Missionsinspektoren: die Missionare möchten mit dem Kommandanten eine Amnestie aufrichten. Der Brief enthielt so viel bittere Zugaben, daß Bövinghs Einfluß bei Abfassung desselben den Missionaren schmerzlich fühlbar wurde!

Nun sie versuchten, mit vieler Selbstüberwindung, eine Amnestie zu Stande zu bringen. Der Kommandant war auch ganz bereit, einen Schleier über seine Gewaltthaten breiten zu lassen, zu weiterer Förderung des Werks aber wollte er sich nicht verstehen; er wolle soviel thun, als er bisher gethan habe, und im Uebrigen den Verordnungen seiner Direktoren nachkommen. „So lange wir mit ihm nichts von diesem Werke reden und keine Ersuchung um Hilfe thun, so lange sind wir gute Freunde; sobald wir Hilfe suchen, ist die Freundschaft aus und entsteht bei ihm Unwille und Verbitterung.“

Die Handelsdirektoren aber hatten geschrieben: „Die zum Christenthum übertreten wollen, sollen erst vom Kommandanten examinirt werden, damit er über sie berichten könne! Und damit, daß er die Missionare habe Kirchen und Schulen bauen lassen, habe er bereits schwere Verantwortung auf sich geladen!“

Durch diese Offenbarung entfällt dem guten Jordan aller Muth; er sieht, daß man ihn nie wird ordiniren können, und will ins Vaterland zurück. Ziegenbalg aber und Gründler sind entschlossen, ihr Leben in Ostindien zu schließen „aus Liebe zu ihren schwarzen Schafen und Lämmern, aus herzlicher Begier den Heiden zu helfen und unter ihnen dem HErrn eine Gemeinde zu sammeln, auch durch mündliche und schriftliche Arbeit einen festen Grund aufs Zukünftige zu legen.“ Sie wissen, daß von König und Inspektoren nichts zu hoffen ist, aber sie harren aus im Aufblick zum himmlischen König.

Mitte Oktober 1714 wurde Ziegenbalg mit Jordan, der eben abfahren wollte, vom Kommandanten zu Gaste geladen. Da zeigte ihnen dieser die heimlichen Befehle, die er von den Direktoren erhalten, wornach über den kleinsten Punkt jahrelang mit Kopenhagen verhandelt werden sollte, damit ja nichts geschehe! Im Nu durchschaut Ziegenbalg die ganze teuflische Bosheit, und macht sich auf sie zu durchkreuzen; er schließt eine feierliche Amnestie mit dem armen Hassius*) und erhält von ihm freie Passage nach der Heimat als Schiffsprediger. Er will in Kopenhagen selbst den Sitz des Uebels aufsuchen, um es zu heilen. Mit Jordan und einem Jüngling Maleiappan besteigt er 26. Oktober 1714 das Schiff und verspricht der weinenden Gemeinde, in 22 Monaten wieder unter ihnen zu sein. Viele Heiden gaben ihm ehrenvolles Geleite und baten nur um baldige Wiederkunft.

Während Ziegenbalg auf dem Meer fährt, bahnt sich nun in Kopenhagen etwas Neues an. Man fand, daß die Missionsinspektoren der Sache nicht gewachsen waren, und bildete (Dezember 1714) ein förmliches Missionskollegium, als eine Behörde, die mit den schwierigen Direktoren der Handelskompagnie auf gleichem Fuß

*) „daß die bisherigen Streitigkeiten, mit welchem Namen sie mögen genannt werden, für immer sollen vergessen und einander vergeben und für alle Zeiten aufgehoben sein.“ 15. Oktober 1714.

verkehren konnte. Die Hallenser jubelten: endlich sei die Direktion an die rechten Männer gekommen; ein Geheimrath hatte den Vorsitz, ein Oberhofmeister der Königin und zwei Geistliche waren Mitglieder, und der eifrige Pietist Wendt, einst Bövinghs Vertrauter, wurde Sekretär. Plütschau, der keine diplomatische Gabe hatte, fand eine Pfarrei in Holstein; Ziegenbalg war schon am 22. Oktober 1714 zum Propst der Mission ernannt und beauftragt worden, den treuen Jordan zu ordiniren, vier Tage, ehe sich die beiden nach Europa eingeschifft hatten! Das Kollegium aber verhandelte nun wacker mit den Handelsdirektoren über Fragen wie diese: ob die Missionare nicht Unruhen anstiften werden, wenn sie sich über Trankebar hinausbegeben? ob sie auch Katholiken bekehren dürfen? 2c. Den Verkauf von Christensklaven zu verbieten, ließen sie sich bereitwillig finden. Im Mai 1715 wurde auch für Missionskandidaten eine Stiftung auf der Universität gemacht: sechzehn Studenten sollten im Seminar freie Wohnung finden 2c.

Nun landet Ziegenbalg (1. Juni) in Bergen und sieht sich gleich als Propst begrüßt. Im Juni bringt er eine Woche vor Stralsund zu, das der König eben belagerte, und gewinnt sich aller Herzen. Den König freute besonders der erste Theil des N. Testaments in Tamil, von dem ihm ein Exemplar überreicht wurde, und eine deutsche Ansprache Maleiappans. In Kopenhagen jedoch fand Ziegenbalg, daß die Direktoren die Missionsache als unverträglich mit ihrem Handel ansahen; es kostete harte Kämpfe, bis auch nur ein allgemeinsten Befehl nach Trankebar, das Werk zu befördern, ausgewirkt war. Dann endlich (Oktober) giengs nach Deutschland, wo viele Herzen dem treuen Bahnbrecher entgegenwallten und die Theilnahme sofort mächtig wuchs. Man fand den starken Mann viel lieblicher und bedächtiger, als man ihn sich vorgestellt hatte. Doch nur Wochen hielt er sich in Halle und in der Heimat auf. Mit einer früheren Schülerin, Maria Salzmann, getraut, trat er schon am 2. December die Rückreise an über Holland und England, um überall das Missionsinteresse zu wecken. Am 10. August 1716 landete dieses erste deutsche Missionspaar in Madras und hörte, daß auch Gründer Grund genug zu loben hatte; der Kommandant Hassius hatte eben seine Entlassung erhalten und war durch einen Missionsfreund ersetzt worden.

Wenn man aber nun endlich raschen Fortschritt der Mission

erwartet, so sieht man sich wieder einmal getäuscht. Ziegenbalg zwar trug sich mit großen Gedanken, die Mission nach Sirampur und auf die Faktoreien der Malabarküste auszudehnen, wie auch den Heiden mit immer neuen Mitteln nahe zu kommen; er findet sein ursprünglich „blasses Naturell“ verändert und in eine „geheiligte Großmüthigkeit“ umgewandelt, die vor keiner Aufgabe zurückschreit. So war auch Gründer, der mittlerweile gleichfalls geheirathet hatte, aufs innigste mit ihm verbunden, und von der früher wohl merkwürdigen Eifersucht der Mitarbeiter gegen Ziegenbalg als den jüngeren findet man bei ihm keine Spur. Vereint errichteten sie nun eine Bildungsanstalt für Lehrer, die (Oktober 1716) mit acht Zöglingen eröffnet werden kann und bauen eine größere Kirche, welche (Oktober 1717) durch Festreden in drei Sprachen eingeweiht wird. Aber von dem Missionskollegium, so korrekt seine Einrichtung in kirchlichem Sinne gewesen sein mag, gieng nun eine Wirkung aus, welche die Mission stille stellte, ja nahezu vernichtete. Ein Zeichen weiter, wenn es eines bedürfte, daß es für eine gesegnete Leitung der Mission einmal kein unfehlbares Rezept gibt.

Der fleißigste Mann in diesem Kollegium war unstreitig der lebige Sekretär Chr. Wendt. Dieser aber war schon länger gegen Ziegenbalg eingenommen, von dessen Charakter er einmal eine schauerliche Disposition entworfen hat („Grund seiner Untugend ist die große Eigenliebe, aus welcher fließt 1) der Ehrgeiz, dessen Töchter sind: a) Selbstvertrauen, b) Aufschneiden in Briefen, c) ungeprüftes Annehmen von Täuschlingen, d) sich nicht schuldig geben wollen; 2) Eigensinn, daraus entstehen: a) Herrschbegierde, b) Zornesheftigkeit, c) Zunder zu Uneinigkeit“ etc.). Nachdem beide sich von Angesicht gesehen, schien die Verstimmung abgethan. Sie trat aber in neuer Form auf, als Wendt erst in die Neußerlichkeiten des Missionsdienstes sich eingelebt hatte. Da werden ihm nun diese externa zu einem ungeheuren Anstoß. Die Missionare schienen ihm ganz aufzugehen in Lieblingsbeschäftigungen, als da sind: Heirathen, Haushaltung, Bauten, Schulehalten, Sprach- und Volksstudien, Schreiben, Uebersetzen und Drucken, Verpflegung der Getauften etc., lauter Dinge, von denen in der eigentlichen Missions-Instruktion Matth. 10. kein Wörtlein zu finden ist. Ist nicht am Ende das ganze Geldwesen vom Uebel? Ihm wird es je mehr und mehr ein wahrer Greuel; über Alles macht er sich ein Gewissen und fürchtet,

durch die Besorgung dieser Dinge an seiner eigenen Seele Schaden zu leiden.

Also wagt er einen Gewaltstreich. Voll der Angst, die Missionare möchten in diesem Treiben verweltlichen, hält er die für sie gesammelten Gelder zurück. 10,000 Thaler etwa waren in Folge der Auffrischung des Interesses durch Ziegenbalgs Besuch in der Heimat zusammengekommen, das Wenigste durch das Missionskollegium; Wendt aber schickt nichts nach Trankebar, sondern läßt die beiden Arbeiter zwei volle Jahre ohne jegliche Nachricht. In Einem Sinn ward das Ziel, die Vergeistigung der Missionare, erreicht: die beiden treuen Arbeiter wurden bald genug aller äußerlichen Sorgen enthoben; drüben in des Vaters Hause hörten ja alle Geldgeschäfte auf.

Aus heißer Tagesarbeit und schlaflosen Nächten heraus hören wir noch einmal Ziegenbalgs eindringliche Stimme, wie er (August 1718) mit großer Ueberlegung und Weisheit dem übergeistlichen Obern die nothwendige Verbindung der Aeußerlichkeiten mit der Seele des Werks auseinandersetzt, auch zeigt, wie eben der rechte Dienst des Nächsten „ein wohlgeordnetes Gemüth“ lehre und erziehe, auch in diesen äußerlichen Dingen sich nicht zu zerstreuen, sondern dieselben vielmehr insgesammt auf den rechten Endzweck zu richten und dabei das Wohl der Seelen seine Haupt Sorge sein zu lassen. Mache sich der Herr Sekretarius darüber ein Gewissen, so sollte er eben einen andern neben sich haben, der solche äußerliche Dinge willig und geschickt besorge, wie das in England der dienstfertige Herr Sekretär Newman thue, als welcher wieder 30 Ellen schwarzes Tuch zur Kleidung, Medicamente, Rummel, Bier u. dgl. außer dem gewöhnlichen Präsente herausgesendet habe. Uebrigens besorgt Ziegenbalg, wenn dieses Mißtrauen, welches sie jetzt zum Vorgen in Madras nöthige, nicht bei Zeiten gehoben werde, dürfte den abgematteten Arbeitern der Muth so schwinden, daß sie nur mit Seufzen thun, was sie mit Freuden thun sollten. Indessen stehe ihr Entschluß fest, auszuharren im Beten und Hoffen und ihre übrigen Leibes- und Seelenkräfte bei diesem Werke aufzuopfern.

Wendt schrieb seinen frommen Unsinn auch nach Halle: „Asia muß sich in externis selbst helfen können, und muß aus Europa nur das Göttliche und Himmlische haben, das Wort Gottes und das göttliche Leben, oder es wird nichts daraus. Geld zu Kirchen,

zu Essen und Trinken soll Europa nicht in Asiam senden, das wird allzu weitläufig. Und wie wir selbst sind, so ziehen wir andere; es wird daraus nur ein europäisches Christenthum, das die Welt für den Himmel erwählet." — Natürlich warnt der edle Francke: Diese Männer haben sich genug legitimirt, daß sie nicht das Zeitliche suchen; er wünscht ihnen einen Gehalt von 500 oder doch 400 Thalern. Sie könnten auch leicht in Europa Plätze mit höherem Gehalt finden, „und kann man Gott nimmer genug danken, daß er sie bei dem göttlichen Sinn hält, auf keine zeitlichen Vortheile zu denken, sondern bei den Indianern zu leben und zu sterben“. Wenn sie müde würden und aufgiengen, könnte man ihnen nicht leicht gleich geschickte Nachfolger geben, daher sie bei gutem Muthe zu erhalten seien. Dennoch wünscht auch Francke, daß die Mission „so wenigen Schweiß als möglich von äußerlichen Dingen habe“; er fürchtet sich vor dem Eindruck, den die Nachricht vom großen Kirchenbau machen werde, und kann sich nicht dazu verstehen, Ziegenbalgs fleißige Arbeit über die Religion der Tamiler („Das verdammliche allgemeine Heidenthum“ 2c. vollendet im April 1712) zu veröffentlichen: Dergleichen falsche Begriffe habe man ja auszurotten, nicht weiter zu verbreiten.

Indessen hatten sich die Missionare über viele Seelen zu grämen, welche nicht treu blieben, oder doch große Mängel an den Tag legten. Es ist wahr, Ziegenbalg hat von manchem Betehten zu gut gedacht; gerade diejenigen Getauften, von denen die Missionare am meisten geschrieben hatten, giengen zurück oder machten ihnen schwere Noth. Einen Dichter und Schullehrer, an dem sie eine rechte Freude erlebten, haben ihnen die Katholiken abgeloct, aber nur um ihn wieder ins Heidenthum zurückzuführen. Der bedeutendste Mann, den Ziegenbalg in die Gemeinde aufnehmen durfte (1718), war vielleicht einer seiner leztgetauften, der Subrajüngling Narzen, später zum Prediger ordinirt. Er wurde jetzt vorsichtiger in der Aufnahme von neuen Täuflingen. Soviel aber war beiden Missionaren klar, daß sie nicht, wie von ihnen verlangt wurde, die Gemeinde als eine fertige nun verlassen und predigend durch der Heiden Städte ziehen durften.

Im Januar 1719 mußte Ziegenbalg alle Amtsgeschäfte abgeben; „es will keine Medicin mehr bei mir anschlagen, die Ursach solcher Krankheit rühret vom Gemüth her,“ schreibt er in seinem lezten

Brief. Eine Stahlfur erschöpfte vollends seine Kräfte, er ließ die Tamilgemeinde um sein Bett kommen und ermahnte sie zur Beständigkeit im Glauben. Am 23. Februar stand er noch auf und betete mit seiner Gattin am Morgen, halb aber nahte das Ende. Er griff hastig nach den Augen: „Wie ist mirs doch so helle; ist's doch, als wenn mir die Sonne in die Augen schien!“ ließ sich noch das Lied: „Jesus meine Zuversicht,“ spielen und zu Ende singen; dann entschlief er in seinem Ruhestuhl, noch nicht 36 Jahre alt. Alles war bestürzt; die höchsten Personen in der Stadt, so gut wie die ärmsten Heiden fühlten, daß eine Mauer der Stadt, eine Säule der Kirche gefallen war.

Wendt sagt, daß dieser „Zufall ihn inniglich angegriffen“ habe. Etwas bedenklich harrete er des Eindrucks, den seither abgegangene Schreiben des Missionskollegiums auf den Ueberlebenden machen würden. Gründer verfiel zunächst in eine zweimonatliche Krankheit, in der er doch sitzend zu predigen versuchte, oder wenn es nicht gehen wollte, auf die Kniee fiel und mit der Gemeinde betete, der Herr möge doch nicht beide Hirten zugleich hinwegnehmen. Er wurde erhört: im Juli 1719 landeten die Missionare Schulze, Dal und Ristenmacher in Madras, und obwohl sie erst im September Trankebar erreichten, hatten sie doch alsbald das dicke Kollegialschreiben abgesandt, welches Gründer nur unter strömenden Thränen lesen konnte. Es war eine vollständige Verdammung Ziegenbalgs und seiner ganzen Missionspraxis!

„Der Urheber aller Mission, von solcher Liebe gegen seine Jünger erfüllt, wie sie das Kollegium gegen die eigenen Sendboten nie hegen konnte, hat doch die Apostel leer ausgesandt, ja ihnen Geld anzunehmen verboten. So wie Jesus es eingerichtet hat, so muß es gut sein. Je näher wir diesen Fußstapfen kommen, desto völliger ist unsere Mission. Also kann Gründlers Gehalt nicht erhöht werden. In Betracht des großen Tags der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes und in Absicht auf die Seelen der Heiden, wünschen wir viel lieber, daß Ihr leiblicher Zustand elend und jämmerlich, arm und gering werde, und vertrauen der gütigen Liebe unseres Heilandes, er werde es also machen, so Ers nöthig und gut findet. — Wie die Eltern, so die Kinder. Wenn ein Heide bei Euch soviel mehr Irdisches findet, als er vor seiner Thür wahrnimmt, was wird daraus? Ein Kind der Erden zwiefach mehr,

denn ers vorhin war. Müssen wir da nicht jenes Wehe euch Schriftgelehrten 2c. über uns nehmen, und wünschen, daß derselbe Mensch nie ein Christ worden wäre? Ja wir wünschen, daß nie kein Thaler nach Indien kommen wäre, als daß durch solche irdische Dinge der Durchbruch zum Himmelreich sollte aufgehalten werden. — Sollte durch den Kirchenbau Ihnen am Ausgehen unter den Heiden Zeit und Kräfte entgangen sein, so wünschen wir, daß kein Stein auf dem andern läge; wünschen, daß Sie selbst zu Trankebar keine Sonn- noch Festtagspredigten hielten, wenn nur dagegen die Heiden bei sich das Evangelium hörten. — Verflucht sei der Handel (der Papiermühle), der dem himmlischen Reiche Christi das allergeringste irdisch geartete anmenget! — Statt Bibeln zu drucken, legen Sie die Briefe Pauli auf, in die Herzen geschrieben und gelesen von allen Menschen. Wird dieses durchs andere aufgehalten, so wollten wir lieber, daß keine Bücher geschrieben und gedruckt würden. — Das vortheilhafteste Seminar ist, wenn Sie aus den Gläubigen Aelteste wählen, die Gemeinde zu versehen, selbst aber weiter unter die Heiden gehen. — Möge alles in zwölf Jahren Gearbeitete zerstört werden und vergehen, was die mündliche Verkündigung des Evangelii hindert! — Wir haben Ihnen geschrieben nicht als Fleischn, denn wir unsere Feder nicht in Fleisch und Blut getunkt, wir haben Euch als Geistlichen Sachen geschrieben, die der heilige Geist lehret" 2c.

Nun, der Rath von Trankebar rechtfertigte (in amtlichem Attest) die Missionare, die nach ihrer Instruktion die gesammelte Gemeinde gar nicht verlassen durften; er rechtfertigte sie auch gegen andere Vorwürfe. Gründer selbst aber fieng an, zu verkaufen, was ihm irgend entbehrlich schien von Missionsgebäuden; schlug sich dann mit dem Gedanken herum, die so gründlich verbitterte Arbeit zu verlassen und nach Europa zu gehen; faßte sich aber wieder und labte die verwundete Seele an Francke's nachgeschicktem Brief und Zuspruch. Dann setzte er sich nieder und arbeitete eine eingehende herrliche Erwiederung aus, die mit den Worten schloß: „Darum Dir allein, o lieber Abba, und Deiner heiligen Führung übergebe ich ferner dieß Werk mit all seinen Anstalten nach den innerlichen und äußerlichen Geschäften. Laß durch Dein Wort: glaubet, so werdet ihr die Herrlichkeit Gottes sehen, Deine Knechte hier und in Europa aufgeweckt werden, Dein Werk mit aller Treue und Glaubens-

freudigkeit in heiligem Segen fortzuführen. Dir allein sei dafür Lob und Ehre in Ewigkeit. Amen!"

Am 16. September 1719 trafen die drei Kandidaten ein, noch unordinirt, so schnell hatte man sie zusammen suchen müssen. Gründler unterrichtete sie täglich im Tamil und führte sie ins ganze Werk ein. Er war zum Propst ernannt, ohne noch die Ernennung in Händen zu haben; aber um nichts zu versäumen, holte er die Zustimmung der Ortsobrigkeit ein, im Verein mit der er das Konsistorium bildete, und ordinirte zunächst den gewandten, einnehmenden Schulze (Januar 1720). Das stand ihm fest, daß er nach dem ausgesprochenen Mißtrauen des Kollegiums zunächst nach Europa zu gehen habe; wollten dann die Väter ihn wieder zu dem Werke aussondern, zu dem ihn der heilige Geist berufen habe, so möchten sie aufs Neue ihm die Hände auflegen. Uebrigens fühlte er sich nicht mehr auf dänischen Boden beschränkt; nöthigenfalls konnte er mit deutscher oder englischer Hilfe sich in Madras niederlassen. Im September 1720 gedachte er die Reise anzutreten, bis dahin konnte Schulze die Arbeit nothdürftig übernehmen. Der edle Gouverneur aber schüttelte ergrimmt den Kopf: „Ghe die Herren Missionsdirektoren von Ihnen fordern, daß Sie wie Soldaten alles mit sich auf dem Buckel schleppen, sollten Sie erst selbst mit gutem Exempel vorangehen; denn sie wohnen in großen Häusern, die von oben bis unten reich möblirt sind.“

Einstweilen wollte Gründler mit der so streng empfohlenen Heidenpredigt einen Anfang machen; obwohl krank, machte er sich am 10. Febr. nach Kudalur auf den Weg. Im Boot erkältete er sich und mußte nach zwei Wochen zurückgebracht werden. Er segnete noch mit kaum hörbarer Stimme die versammelte Gemeinde; vier Tage darauf legte er sich mit heimlichem Flehen und Seufzen und redete nichts mehr; er entschlief (19. März 1720) im 43sten Lebensjahre. „Die rechte Ursache seines Todes ist,“ wie die Wittve an Francke schrieb, „die Betrübniß, welche ihm der harte Brief vom Missionskollegium verursacht hat. Diese hat von Tag zu Tag seine Kräfte verzehrt, bis ihn der Herr von allen Leiden frei gemacht hat.“ Ein Jahr später fiel Wendt in Ungnade und wurde von seinen Aemtern entfernt; die Mission aber machte zunächst nur Rückschritte, bis 1725 Walther und Pressier in sie eintraten.

Vergleichen wir, was diese deutschen Bahnbrecher geleistet haben,

mit den Erfolgen der katholischen Mission, so ergibt sich ein unscheinbares Resultat. Dort handelt es sich gleich um Tausende, hier nur um Einzelne. Wie demüthigend sodann für die evangelische Kirche der Vergleich mit der europäischen Oberleitung katholischer Missionen ausfällt, bedarf keiner Ausführung. Alles scheint hier kleinlich und zufällig, und wo etwas wie Methode und System auftritt, ist es entweder herkömmliche Form oder hirnwüthige Theorie. Es ist etwas überaus Lehrreiches um die Geschichte dieser fünfzehn Jahre, in welchen die Frage gelöst wurde: Kann es in der evangelischen Kirche überhaupt eine Heidenmission geben? Das Lehrgeld ist theuer ausgefallen; — denn ihrer Schwächen werden wir uns auf jedem Schritte bewußt. Aber des Namens, um welchen sich diese Anfänge evangelischer Mission gruppiren, brauchen wir uns nicht zu schämen. Ziegenbalg verliert durchaus nichts durch die peinlichste mikroskopische Betrachtung seines Lebens und aller seiner Schritte, durch eine Prüfung vor aller Welt, wie ihr die Wirksamkeit eines katholischen Priesters oder Ordensmanns nie ausgesetzt werden kann. Ziegenbalg liegt ganz offen vor uns da. Er fängt blöde an, wächst aber zusehends in den unaufhörlichen Kämpfen mit allen möglichen engen Interessen, die nur in dem einen Wunsch übereinstimmen: du sollst und darfst nicht sein! wächst und wächst, bis wir in ihm die evangelische Mission, die sich zum Sein und Leben durchkämpft, verkörpert sehen. Er ist seinem Herkommen nach ein orthodoxer Lutheraner; aber von den damaligen Orthodoxen scheidet ihn der merkliche Umstand, daß er nicht zwischen Glaube und Werke den üblichen langen Gedankenstrich setzt. So dient er Gott in seinem Geschlecht und sieht jetzt reichen Samen. Wie hat doch sein Werk und Wort gezündet in dänischen, deutschen, holländischen, englischen Kreisen! Wie hat die Theilnahme, welche er weckte, die engen Schranken der Territorialkirchen und Konfessionen überhüpft und gesprengt! Daß hiemit ein Wendepunkt in der evangelischen Kirche eintritt, ein Aufschwung zu neuem Leben, das hat auch die katholische Kirche schneller und richtiger erkannt als unsere konservative Partei, die alte Orthodoxie. Mit großer Aufmerksamkeit hat jene das unscheinbare Werk in Trankebar verfolgt; ein Mann wie Beschi ist, nach unmißdeutbaren Spuren, durch den Sporn, den Ziegenbalgs Thätigkeit ihm gegeben, nach Indien geführt worden.

Am wenigsten haben wir in dieser kurzen Skizze von Ziegen-

halbs Verkehr mit dem Tamilvolke geredet, so daß manchem Leser scheinen könnte, seine Zeit sei in den Reibungen mit Kompagniebeamten u. darauf gegangen. Es verhält sich aber ganz anders. Fleißiger als die meisten, durch nichts behinderten, neueren Missionare widmete er sich dem täglichen Umgang mit Heiden, Muhammedanern, Katholiken, Armeniern und Tamilern jeder Klasse; alle fragt er aus, nach allen Seiten hin schreibt er Briefe, bekommt Antworten und merkwürdige Bücher zugetragen und sammelt so eine Masse von Kenntnissen, die noch heute in Erstaunen setzt. Er ist im fremden Volke wirklich heimisch geworden. Gewöhnlich predigt er die Leute nicht an, sondern lockt erst ihre Gedanken und Weltanschauung von ihnen heraus, bleibt freundlich und gelassen, auch wo er rügt, und weiß dann immer ein kräftiges Zeugniß anzubringen. Darum ist er auch im Ganzen bei Allen wohlgelitten, selbst bei den Brahmanen, die sich seiner Wißbegierde freuen, wenn sie auch gelegentlich Ränke gegen ihn schmieden. Wahrhaft lieblich ist, wie er z. B. bei den Armeniern am Thomasberge sich niederläßt. Da sitzt er des Morgens vor der Thür mit Kindern, am Wege den Berg hinauf, und läßt aus dem Neuen Testament einige Kapitel laut lesen; dabei finden sich allezeit Zuhörer ein und fragen bald über dieß, bald über jenes. Dann geht er mit den Kindern in einen offenen Garten, durch den viel Volks hin und her zieht, singt mit ihnen und betet, und erklärt ein Stück aus der Theologie oder katechisirt sie über einen Spruch; und nie fehlt es an Zuhörern. Oder ist ein katholisches Fest, mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen; er sieht so bescheiden zu, daß man ihn auch nöthigt, sich niederzulassen, und er nun eine Rede halten kann über die rechte Art Feste zu feiern. Bald wird er an Zollstätten und Stadthoren angehalten und soll Kopfgeld entrichten (wie ist doch darin so viel anders geworden in Indien!); über die nahe Landschaur Grenze darf er sich vollends kaum wagen; aber mit indischer Geduld entwaffnet er die Wächter und weiß immer wieder die Unterhaltung auf das Eine Ziel hinzulenken. Und aus der engen Nachbarschaft schaut er immer weit hinaus, bis nach Bombay und Persien, nach Bengalen und Pegu hinüber: wie gerne schickte er überall hin seine Evangelisten!

Er hat sich freilich in dieser Aussicht auf die Zukunft getäuscht, wenigstens sofern er so große Dinge noch selbst zu erleben hoffte. Rechte Evangelisten und Schulmeister hat er nur wenige zubereiten dürfen,

kaum hinreichend für die nächste Umgegend. Aber doch konnte er seinen Tamilern andere Evangelisten in Menge schicken, alle voll des lauterer Sinnes, der in ihm war. Schon 1712 hatte er 33 Tamilschriften verfaßt, dazu fünf papistische gereinigt „und solchergestalt unser eigen gemacht“. Er hat dem Volke eindringliche Sendschreiben, brauchbare Schulbücher und gute Traktate hinterlassen, vor allem aber seine Bibelübersetzung, an welcher er unermüdlich arbeitete. Das Neue Testament durfte er vollenden, im Alten kam er bis zum Buche Ruth. An der heiligen Schrift hat er selbst immer seine dürstende Seele gelabt, und er ist frisch und jung geblieben in der verdorrenden Umgebung bis ans Ende. Alles, was er erreicht hat, ist einzig durch dieses Wort erreicht, ohne Anwendung irdischer Gewalt und List; war das Erreichte zunächst unansehnlich, so hatte er sich das in die Rechnung genommen: er wollte ja nur einen guten Grund legen für die weitere Entwicklung der Mission. Möge die evangelische Kirche, und möge namentlich das Tamilvolk immer vollkommener und dankbarer erkennen, welch ein Geschenk ihnen in diesem ganzen Manne gegeben wurde!

(Fortsetzung folgt.)

Madagaskar.

(Schluß.)

6. Zustand der Gemeinden.

Bald fünf Jahre sind nun verflossen, seit Radama's als der Anbruch eines goldenen Zeitalters für Madagaskar begrüßte Regierung nach kurzer Zeit mit seiner Ermordung endete; sein Tod änderte jedoch nicht, was er als Regent Gutes gewirkt hatte; nur das Uebel, das er gestiftet, starb mit ihm. Die Empörer waren nicht fanatische Heiden, sondern den Jugendgenossen des Königs gegenüber auf ihren früheren Einfluß eifersüchtige Häupter des Adels, voran der erste Minister und sein Bruder, der Oberbefehlshaber der Armee. Sie versuhren mit aner kennenswerther Mäßigung, legten

wieder Zölle auf die Ein- und Ausfuhr, beschränkten durch eine wohlthätige Steuer den Verbrauch des Branntweins, erneuerten aber weder die Anwendung des Gisttranks, noch hoben sie die Religionsfreiheit auf. Radama's Wittwe, der sie keine andere Wahl gelassen zu haben scheinen, als entweder den Thron ihres Gemahls zu bestiegen oder sein Grab zu theilen, huldigt zwar für ihre eigene Person entschieden den Götzen und wallfahrtet zuweilen nach dem Grab ihrer Tante, der Christenverfolgerin Ranawalona, fährt daneben indeß fort, sich den Missionaren freundlich zu bezeugen. Die Sakalawa's, jene Erbfeinde der Howa's, die nur Radama's Großmuth versöhnt hatte, leben nun auch unter ihrem Scepter friedlich mit jenen zusammen, nachdem sie vergeblich sich erhoben hatten, den Tod ihres Besiegers zu rächen. So weit menschliche Blicke reichen, ist für die junge madagassische Kirche die Zeit der Bluttaufe abgeschlossen, seit Rasoharina in dem im August 1865 unterzeichneten Freundschaftsvertrage mit England erklärte: „In Uebereinstimmung mit dem Wunsche der Königin Viktoria verspricht die Königin von Madagaskar, daß keine Christenverfolgungen in ihrem Lande stattfinden sollen.“

Auf keinem andern Missionsgebiet der Gegenwart hat es der Herr so deutlich gezeigt wie hier, daß das Kommen Seines Reiches nicht auf menschlicher Kraft, sondern auf der Wirkung Seines Geistes beruht. Zwanzig Madagassen waren getauft, als im Jahr 1836 die Missionare vertrieben wurden, und wie sie nach dem 25jährigen Verfolgungssturm wiedkehrten, hatte sich das Häuflein der Gläubigen gemehrt gleich den Kindern Israels unter dem pharaonischen Druck. Wohin sie immer kamen, tauchten Christen auf, die mit ihnen in innige Herzensgemeinschaft traten, und Briefe und Besuche von allen Seiten meldeten, daß durchs ganze Land der gute Same getragen worden war und Frucht brachte an Orten, wo ihn noch kein europäisches Auge belauschen konnte.

Und überdieß zeigte sich, daß die Leiden Christi, der die junge Gemeinde so frühe und in so ungewöhnlichem Maße theilhaftig geworden war, auch zu ihrer innern Befestigung mehr gethan hatten, als die sorgfältigste Pflege europäischer Lehrer es vermocht hätte; denn nicht nur waren die Bekehrten in keinerlei Irrlehre versunken, sie hatten ganz allein auch eine einfache und vortreffliche Kirchenordnung zu Stande gebracht. Bei solchen Resultaten lohnt sich

wohl der Mühe, ehe wir auf die neuesten Gegenstände des Danks und der Fürbitte in dem Gotteswerke in Madagaskar zu sprechen kommen, mit dem alten Ellis noch einmal den einzelnen Gnadenwirkungen nachzuspüren, durch die ein so herrlicher Grund gelegt wurde.

Obenan steht da die treue Benützung zweier Rathschläge, welche die scheidenden Missionare den madagassischen Christen gaben. Der erste war der: das Wort Gottes zum Leitstern und zur Richtschnur ihres Lebens und zu ihrer Seelenspeise zu machen, und keiner noch so einleuchtenden Lehre oder Vorstellung Gehör zu schenken, die sie nicht in der h. Schrift begründet finden, weil sie nur in ihr in guten und bösen Tagen, im Leben und Sterben sicher ruhen können. Der andere lautete: sie sollen sich wenn irgend möglich nicht absondern, sondern zur Kräftigung ihres Glaubens und zum Wachsthum in der brüderlichen Liebe wie in der Liebe zum gemeinsamen Haupte recht enge Gemeinschaft halten, wenn sie auch nur in ganz geringer Zahl zusammenkommen können. Als einen Schatz, der ihnen theurer war als alles in der Welt, bewahrten denn auch die Gläubigen, von jeder menschlichen Hilfe verlassen, die wenigen Exemplare einzelner Bücher der h. Schrift, die sie besaßen. Schon der Wunsch, dieses Himmelsbrod nicht für sich allein zu behalten, sondern ihren köstlichsten Reichtum mit Andern zu theilen, führte dann auch zur Befolgung des zweiten Rathes der Missionare. Wer schreiben konnte, schrieb möglichst große Stücke des göttlichen Wortes für unwissendere Brüder ab; wer nicht so glücklich war, in den Besitz solcher Blätter zu kommen, prägte dem Gedächtniß ein, so viel er nur immer konnte.

Zur gemeinsamen Betrachtung der h. Schrift kam man Sonntags und auch die Woche hindurch in Häuflein von vier bis zu zwölf und mehr Personen zusammen. Nachdem man mit Gebet begonnen hatte, las Jeder der Reihe nach etliche Verse; fehlte es an Abschriften, so diente die gleiche für mehrere Personen. Dann suchte man sich den Sinn des Gelesenen klar zu machen. Anfangs sprach Einer nach dem Andern seine Ansicht darüber aus; in der Folge aber merkte man, daß Einige entweder tiefer als Andere in den Geist der Schrift eindringen, oder doch die Gabe hatten, ihre Gedanken darüber klarer auszudrücken. Diese Männer wurden dann mit der Auslegung des göttlichen Wortes beauftragt, wenn man auch noch fortfuhr, den jedesmaligen Abschnitt der Reihe nach zu lesen. All-

mählich fieng man an, solche Redner, namentlich wenn sie ihren Glauben und die Untadelhaftigkeit ihres christlichen Charakters schon in besondern Ansehnungen erprobt hatten, mit Ehrerbietung zu behandeln und als die Leiter der kleinen Gemeinden zu betrachten. Einige derselben waren von den Missionaren getauft und in ihre Hausgemeinde aufgenommen worden. Alle wußten, daß das Gebot des Herrn und das Beispiel der Apostel ihnen die h. Taufe und die Feier des h. Abendmahls zur Pflicht mache; so wurden denn die bereits als Lehrer anerkannten Männer von der Versammlung der Gläubigen mit der Verwaltung der Sakramente beauftragt. Es scheint das ohne eine eigentliche Wahlhandlung und ohne feierliche Uebertragung dieses Amtes durch eine fast stillschweigende Uebereinkunft nach gemeinsamem Gebet geschehen zu sein. In der Folge war es wie selbstverständlich, daß die so ausgesonderten Männer, die man die „Häupter der Gemeinde“ nannte, zu ihren übrigen seelsorgerlichen Pflichten auch die Krankenbesuche und Begräbnisse rechneten. Diese letzteren boten manchmal schöne Veranlassung, auch heidnischen Verwandten der Verstorbenen das Evangelium nahe zu bringen und einen Blick in das Gemeindeleben zu eröffnen.

Der äußeren Form nach wichen die Versammlungen der madagassischen Christen in Manchem von unseren heimatlichen Gottesdiensten ab. Nicht in heller Tagesstunde, sondern in der Stille der Nacht, meist von Samstag Abend um 11 Uhr bis Sonntag früh um 3 Uhr fanden sie statt, und auch dann sehr oft unter dem Gefühl, daß man vielleicht vor dem Schlusse derselben eilig die Flucht ergreifen müsse. Diese Unsicherheit sowohl als die natürliche Begabung und der Bildungsgrad der Lehrer und Hörer, ließ kurze Betrachtungen über die einzelnen Verse der gelesenen Bibelabschnitte an die Stelle der bei uns üblichen längeren Reden treten. Die in der Hitze der Trübsal lieb gewordenen Einrichtungen wurden dann natürlich theilweise noch beibehalten, als der Tag der Freiheit hereinbrach. Man wußte sich Anfangs kaum in andere als die gewohnten Stunden zur gemeinsamen Erbauung zu finden, und kam daher wenigstens gleich in der Morgendämmerung zusammen, um den größten Theil des Tages im Gebet und in der Besprechung göttlicher Dinge zuzubringen. Speise nahm man entweder mit oder ließ man sie sich nachbringen. Das Gedächtniß des Todes Jesu wurde mit großer Sammlung ganz in der Weise gefeiert, in der man es bei

den englischen Missionsfamilien gesehen hatte. Keine Person von unzuverlässigem Charakter durfte daran Theil nehmen; denn der Geist Gottes hatte es den eingebornen Predigern ins Herz geprägt, daß die „Heiligkeit des Herrn“ das Merkmal aller Glieder Seiner Kirche sein müsse. Mit großer Sorgfalt hüteten sie sich daher auch, jemand in die Gemeinde aufzunehmen, der nicht von Herzen Glauben an den Herrn Jesum, Reue über seine Sünden und Hoffnung des ewigen Lebens bekannte, und dessen Wandel, so weit Menschen es beurtheilen konnten, nicht mit den Anforderungen des Neuen Testaments übereinstimmte.

Ein schönes Zeugniß von der Reinheit der ersten madagassischen Kirche vernahmen die wiederkehrenden Missionare aus dem Munde der etwas später Hinzugekommenen. Fragten sie dieselben, was denn in ihnen zuerst den Wunsch erweckt habe, durch die Taufe der Gemeinde Christi einverleibt zu werden, so war es in den meisten Fällen nicht das Lesen der h. Schrift oder irgend ein zündendes Wort eines der begabten einheimischen Prediger, was ihr Herz getroffen hatte, sondern der sanfte, stille Geist der ihnen bekannten oder verwandten Christen. „Wie war doch dieser oder jener Mann ein Dieb und ein Trunkenbold; wie pflegten wir den und den, der sich in allen Lastern wälzte, zu fürchten und zu verachten,“ sprachen sie bei sich selbst, „und jetzt gibt es keinen ehrlicheren, wahrhaftigeren, gütigeren Menschen als ihn; es muß in dieser neuen Religion doch eine Kraft liegen, die solche Veränderungen bewirkt.“ Und das war der Eindruck, den wider ihren Willen gerade die heftigsten Feinde des Evangeliums über die ganze Insel verbreiten halfen.

Als man bei der letzten Verfolgung sich in Anwendung der allgemein üblichen Strafen erschöpft hatte, ersann man als letzten Versuch zur Ausrottung des Christenthums eine neue. Mit 50 und mehr Pfund Eisen beladen, wurden die Bekenner des Namens Jesu in die ungesundesten Theile der Insel gesandt, damit die Qualen ihrer Fesseln noch durch die des Fiebers vermehrt und ihr herannahendes Ende ihnen selbst beängstigender, für Andere aber noch abschreckender gemacht würde. Vermittelt schwerer Eisenstangen in Häuflein von fünf, sieben oder mehr zusammengeschmiedet, konnten sie ohne Hilfe weder aufstehen, noch niedersitzen, noch sich legen, ja kaum gehen. So wurden sie, wo sie hinkamen, an den Markttagen als ein Schauspiel der Leute auf den Marktplatz geführt. Nie

wurden ihnen ihre Ketten abgenommen. Erlöste der Tod ein Opfer, was bei Vielen schon vor Jahresfrist geschah, so schnitten die wackhabenden Soldaten Kopf und Füße ab, um die Leiche herauszunehmen. Und diese rohe Art, sie von ihren Fesseln loszumachen, war noch Barmherzigkeit; denn oft ließ man die Todten inmitten der Lebenden, bis der Verwesungsgeruch nicht mehr zum Ertragen war. Der verstümmelte Leichnam blieb, wenn nicht Freunde kamen und ihn begruben, den Hunden und Raubvögeln zur Beute.

Doch was geschah? Das Volk schloß aus dem Uebermaß dieser Leiden nicht, wie es beabsichtigt war, unbedingt auf die Abscheulichkeit der begangenen Verbrechen. „Was haben denn diese Leute gethan?“ fragte man sich. „Sie sind keine Mörder und Diebe; worin besteht denn ihre Schuld?“ Die Sanftmuth, mit der sie die unmenslichen Martern ertrugen, rührte die Herzen und führte zu weiterem Nachforschen nach der geheimnißvollen Quelle solcher Glaubensfreudigkeit. So hatten also die grimmigsten Widersacher mit dem Blute der Märtyrer nur den Samen der Kirche nach Ost und West und Süd hinausgesandt.

Wie wurde doch unserem Ellis das Herz so warm, als er einige der Ueberlebenden sah — hilflose, abgezehrte Gestalten, mit Wunden, Narben und Striemen am Leibe, aber Friede, Freude, Hoffnung und Herrlichkeit im Herzen! Nie hörte er von ihnen ein Wort des Hasses oder der Rache gegen ihre Peiniger, sondern nur den Wunsch, daß sie Jesum und sein Wort kennen lernen und zu einer gewissen Hoffnung des ewigen Lebens gelangen möchten. Da war kein Murren und Klagen, nur Dank gegen Gott, der ihnen Gnade geschenkt hatte, die Schmach Christi höher zu achten als die zeitliche Ergöhung der Sünde, und keine Erlösung anzunehmen, sondern Woche um Woche, Jahr um Jahr mit Seinem Volke Ungemach zu leiden, um einst die Auferstehung, die besser ist, zu erlangen. Und wie himmlisch war ihm zu Muthe, als er mit nahe an hundert eingebornen Christen zum ersten Mal das h. Abendmahl begieng. Einst waren diese Brüder und Schwestern als Geächtete in mitternächtlicher Stunde oder im Walbesdickicht und in Felsklüften zusammengelassen, um sich durch das Gedächtniß des Todes Jesu in der heißen Trübsal zu stärken; jetzt, da Jeder im Frieden unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnte, feierten sie Sein Liebesmahl in der seligen Aussicht, bei der großen Hochzeit des Lammes

einst auch so versammelt zu sein. Die Kräfte der zukünftigen Welt, die hier fühlbar waren, durchschauerten Ellis mit einer süßen Ahnung der Erfüllung, die in der Menge heidnischer Völker das Wort des Herrn noch finden wird: „Ich habe noch andere Schafe, dieselben muß ich herführen, und wenn ich erhöht werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.“ Hier hatte er ja bereits ein Angelb davon; hier saß er inmitten einer Heerde, die einst den Testamenten der Verheißung fremd, ohne Gott und Hoffnung in der Welt, nun aber durch das Blut Christi herbeigebracht war, und hinfort nicht mehr zu den Gästen und Fremdlingen, sondern zu den Bürgern mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen gehörte.

Freudig erkannte er natürlich die göttliche Beglaubigung der eingebornen Diener des Worts an, denen der Herr selbst an ihren Gemeinden einen von Heiden und Christen gelesenen Brief in's Herz geschrieben hatte. Weder er noch einer der andern Missionare hielt es für nöthig, sie noch besonders zu ihrem Amte zu weihen, nachdem der heilige Geist sie so sichtbar zu Hirten der Heerde gesetzt hatte. Vereint mit ihnen die Gemeinde Gottes zu weiden, das betrachteten die europäischen Arbeiter als ihre nächste Aufgabe, und darum wurden sie auch von den besten der eingebornen Christen dringend gebeten. Dabei aber gieng ihr Bestreben wesentlich dahin, den Kirchen der Hauptstadt möglichst schnell zu solch innerer Befestigung zu verhelfen, daß sie dieselben ganz der Pflege eingeborener Prediger überlassen und sich selbst in neue Gegenden des Landes wenden könnten. Diese Aufgabe war größer, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Jetzt, da keine Gefahr mehr mit dem Uebertritt zum Christenthum verknüpft war, kamen Viele herzu, deren Einfluß die älteren Glieder der Gemeinde allerlei ungewohnten Versuchungen aussetzte. Eine festere kirchliche Organisation als bisher wurde dadurch dringendes Bedürfniß, und gerne dienten bei der Ausarbeitung einer solchen die Missionare ihren madagassischen Brüdern mit ihrer Erfahrung und gereiften Erkenntniß. Sie legten denselben einen klaren, einfachen, das apostolische Zeitalter zum Vorbild nehmenden Entwurf vor, worin sie als die beiden Hauptzwecke jeder kirchlichen Einrichtung die Ausbreitung des Reiches Gottes nach Außen und die immer tiefere Begründung desselben nach Innen durch die allmähliche Verklärung jeder einzelnen Seele in das Bild Jesu betonten. Christus allein wurde darin als das Haupt der

Kirche, Sein in der h. Schrift geoffenbarter Wille als deren Regel anerkannt. Sodann zählte der Entwurf die Pflichten derer auf, welche Christo anzugehören wünschen und sich Ihm zu eigen verschreiben. Besonders genannt wurden als solche: die Theilnahme an den christlichen Versammlungen und Gnadenmitteln, die evangelische Erziehung der Jugend, das Bestreben die Familien zu Pflanzstätten der Kirche zu machen, Treue gegen die Obrigkeit, Beförderung der Eintracht und des Wohlwollens unter allen Klassen der Bevölkerung, brüderliche Wachsamkeit, daß nicht irgend eine bittere Wurzel aufspringe, ernstes Trachten nach Makellosigkeit der Gemeinde vor Christen und Heiden, Sorge für den Unterhalt der Diener des Wortes und andere Mittel zur Förderung ihres eigenen geistlichen Wohls, wie der sie umgebenden Heiden. Er schloß mit der Auseinandersetzung der von dem Herrn selbst verordneten Aemter und Gnadenmittel, und wurde nach zweimonatlicher Prüfung von Gemeinden und Ältesten im Januar 1863 freudig angenommen. Nur gegen Einen Punkt erhoben sich Einwendungen. Die Gemeinden gaben zwar zu, daß es schriftgemäß und billig sei, ihnen die Sorge für die leiblichen Bedürfnisse ihrer Lehrer zu überlassen, aber sie zweifelten, ob ihre Mittel ihnen gestatten, diese Verantwortlichkeit wirklich zu übernehmen. Indessen waren sie willig zu thun, was sie vermöchten.

Nadama's kurz darauf erfolgender Tod war für die Christen ein Mahnruf, den sie nicht unbeachtet ließen. Viele fühlten es dabei tief, daß hier nicht ihre bleibende Stätte sei, und daß die Vergänglichkeit alles Irdischen sie spornen müsse, ihre Lenden umgürtet und ihre Lampen brennend zu halten, um nicht nur selbst bereit zu sein, wenn ihr Herr komme, sondern so lange es Tag sei, auch Andere zu Ihm einzuladen. Das plötzliche Zusammenbrechen dessen, was sie so fest gegründet glaubten, machte sie wachsender in ihrem Wandel, vorsichtiger in ihren Worten. Einen oder zwei Sonntage nach dem Staatsstreich waren die Versammlungen nur schwach besucht; als aber die neue Regierung öffentlich erklärte, in Betreff der Christen solle keine Veränderung eintreten, beruhigten sich die erschrockenen Gemüther schnell wieder. Wenn es nur halber Ernst war, das Heil seiner Seele zu schaffen, der blieb jetzt ferne; die Redlichen aber entschlossen sich, nun ohne längeres Zaudern mit ihrem Bekenntniß offen hervorzutreten und das Loos der Gemeinde Christi zu theilen. Bald reichten die vorhandenen Lokale nicht mehr

hin, die Menge der Zuhörer zu fassen, und man mußte abermals auf Erweiterung derselben denken. Auch in den Nachbardörfern durften die Missionare die ermutigendsten Erfahrungen machen. Selten verging in der Folge ein Monat, in welchem in Antananarivo nicht zwischen 5—30 Personen die h. Taufe empfiengen.

Und nicht nur das. Wie Radama's Krönung, so führte auch der jetzige Regierungswechsel wieder Gäste aus allen Theilen des Landes in die Hauptstadt, die immer neue Kunde brachten von Christenhäuflein da und dort. Vom fernen Westen und von Fort Dauphin im äußersten Süden kamen Männer, deren Wort und Wandel laut von der Realität ihres Glaubens zeugte. Gar lieblich klang auch, was sie von Andern erzählten. Da verlautete von einem Offizier, der einst ein eifriger Verfolger der Christen war, und jetzt selbst zu den Füßen des Gekreuzigten saß. Da hörte man von einem andern, in dem fast hundert Stunden südlich von Antananarivo gelegenen Fianarantsoa wohnenden Manne, der als Heide, wie die meisten Madagassen, in gesetzlich giltiger Ehe mit mehreren Frauen gelebt hatte. Kein europäischer Missionar war je dorthin gekommen, keine Korrespondenz mit einem solchen hatte stattgefunden; als aber die Gnade Gottes das Herz jenes hochgestellten Mannes und einiger seiner Frauen rührte, da wurde ihnen klar, daß sie als Christen nicht in dieser Weise fortleben dürfen. So behielt er denn Eine derselben als Gattin und sandte die andern mit Geschenken und unter ehrenvoller Begleitung heim. Das war ein mächtiges Zeugniß von der Kraft des Evangeliums auch in der Hauptstadt, wo etliche der entlassenen Frauen bei ihren gleichfalls bekehrten Angehörigen liebevolle Aufnahme fanden. Die Missionare hatten dort nicht unbedingt darauf gedrungen, daß jeder Bekehrte sich von seiner zweiten Frau trennen müsse, namentlich wenn diese noch Heidin war und nicht in die Scheidung willigen wollte; sie hatten aber als Regel aufgestellt, daß kein in dieser Weise der ursprünglichen Ordnung Gottes noch Zuwiderlebender zum Tisch des Herrn nahen dürfe, und solchen den herzlichen und dringenden Rath erteilt, nur eine ihrer Frauen noch als ihre Gattin zu betrachten, den andern aber ihre Freiheit zurückzugeben mit den nöthigen Mitteln zu ihrem Unterhalt. In den meisten Fällen hatte dieser Rath genügt, und seine Befolgung hatte auf die umwohnenden Heiden nie einen gewissen Eindruck verfehlt. Auch jenes Beispiel in Fianarantsoa wurde daher

als ein Beweis von der siegreichen Macht des christlichen Glaubens über das Leben seiner Bekenner aufgefaßt und brachte so weithin seinen Segen.

Im Norden begann sich gleichfalls zu regen. In dem sonst durch seinen Eifer für seine Götzen bekannten Dorfe Amparafarawato wandte sich ein Theil der Bewohner dem Evangelium zu, und richtete ein Haus zu christlichen Versammlungen ein. Einige dieser Erstlinge, die nach Antananarivo kamen, erhielten dort auf ihren Wunsch die Taufe. Die Londoner Missionare, obgleich durch vier neue Brüder mit ihren Frauen verstärkt, konnten allen den an sie herantretenden Bitten um Besuche und Bücher kaum mehr genügen, und richteten sich daher nach der mit dem Bischof von Mauritius getroffenen Verabredung, als ihr specielles Gebiet hauptsächlich die Provinz Imerina mit der Hauptstadt und dem südlich angrenzenden Betzileo Lande zu betrachten, und die Bedienung der Küsten den Schwestergesellschaften zu überlassen, die sich jetzt gleichfalls bereit machten, ihre Sendboten nach Madagaskar zu schicken.

7. Ausbreitung und Hemmungen.

Verweilen wir zunächst im Innern des Landes. Außer der in Stadt und Dörfern unter großem Segen fortgehenden Predigt des Evangeliums waren es hauptsächlich zwei Anstalten, wodurch die Missionare dem Volk zu nützen suchten: Miss. Staggs höhere Schule und Dr. Davidsons Missionsapothek und Spital, zu welcher letzterem am 1. Januar 1864 der erste Minister den Grundstein legte, nachdem Davidson schon über 3000 Patienten ärztlich berathen und dadurch manche für das Evangelium gewonnen hatte, die es anderswo nicht gesucht hätten. Seine Wirksamkeit gibt überhaupt in dem, was die Heilkunde betrifft, bisher völlig vernachlässigten Lande Vornehmen und Geringen einen Eindruck von den Segnungen des Christenthums und dem Werth eines Menschenlebens, der den Missionaren sehr zu statten kommt.

Welch schmerzlichen Verlust die Schule schon im Februar 1864 durch den Tod des eifrigen und begabten Staggs erlitt, ist bekannt. Die übrigen Missionare theilten sich zwar, so gut sie's vermochten, in seine Arbeit, aber besetzt konnte sein Posten erst im vorigen Jahre

wieder werden. Doch arbeitet einer seiner einstigen Schüler bereits selbst als Lehrer an einer andern wichtigen Anstalt. Nur zwei Monate nach Staggs Heimgang schied noch eine andere für unentbehrlich gehaltene Kraft aus dem Kreise der Missionsgeschwister — Frau Pearse. Mit seltenen Gaben zu ihrem Berufe ausgerüstet, hatte sie mit Leichtigkeit die Sprache erlernt und mit ganzem Herzen sich der Arbeit unter dem weiblichen Geschlechte hingegeben — da mußte sie Krankheits halber sich losreißen von dem ihr so lieb gewordenen Werke. Ihr Mann wollte sie nach England begleiten; in Tamatave aber warf sie ein Fieberanfall nieder und brachte sie schnell ans Ziel der Reise. In Ermangelung jeder ärztlichen Hilfe leisteten katholische barmherzige Schwestern ihr und dem erschütterten Gatten liebevollen Beistand, und Pearse kehrte unverweilt in die Hauptstadt zurück, wo Frau Briggs in der Folge mit viel Treue sich der Mädchen annahm, während ihr Gatte als Geistlicher einer der Gemeinden zugleich eine Knabenschule eröffnete.

Fortwährend mehrte sich dort die Zahl der Christen aus allen Klassen der Bevölkerung, und eine erfreuliche Wahrnehmung war es dabei, wie das Evangelium, indem es ein gemeinsames Liebesband um alle Glieder am Leibe Jesu schlingt, auch die verschiedenartigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens milbert und ausgleicht. Die Sklaverei durchdringt noch das ganze Volksleben. Jedermann sucht Sklaven zu haben, die für ihn arbeiten; selbst Sklaven halten sich andere Sklaven.*) Während nun bei den Heiden die Sklaven in großer Entfernung von ihren Gebietern gehalten werden, zeigen sich die Christen ungemein besorgt um das Wohl ihrer Untergebenen. Manche brachten dieselben selbst zu Ellis, wenn sich in ihnen ein Sehnen nach Wahrheit regte, oder sie in die Gemeinde aufgenommen zu werden wünschten. Und war einer Sklavin dieser Segen zu Theil geworden, so konnte man mehr als einmal ihre Herrin vertraulich neben ihr sitzen, die Hand auf ihre Schulter legen und Worte der Ermunterung zu ihr sprechen sehen. Im Allgemeinen zwar pflegten die Sklaven in der Kirche einen besondern Platz einzunehmen, bei der ersten Abendmahlsfeier aber sah man die Sklavin zur unverkennbaren Freude ihrer Gebieterin wohl auch an deren Seite oder zu ihren Füßen sitzen. Mit viel Treue und Umsicht

*) Unsere Abbildung stellt uns den Sklavenmarkt in der Hauptstadt vor.

wurden auch die häuslichen Geschäfte so eingerichtet, daß die Sklaven regelmäßig dem öffentlichen Gottesdienste bewohnen konnten. Diese liebevolle Fürsorge fand ihren reichen Lohn in der unverbrüchlichen Anhänglichkeit der Sklaven. Manche von denen, die in der Verfolgungszeit den Märtyrern oder andern Duldern in ihren Leiden beistanden, wurden dann auch von den Hinterbliebenen oder Geretteten hinwiederum für den Rest ihres Lebens als unzertrennliche Freunde behandelt.

Freilich, bei aller Aufrichtigkeit sind sehr viele der madagassischen Christen doch nur Kinder in Christo. Ihre Erkenntniß ist beschränkt, ihr Glaube schwach, ihre Liebe oft schwankend, und das herrschende Sittenverderben fordert zu der strengsten Wachsamkeit auf. Wenn aber auch manche Versuchungen schlecht bestanden werden und Rückfälle in alte Sünden wiederholt vorkommen, von einem Rückfall ins Heidenthum hört man nirgends. Alle Uebertritte, von denen verlautet, sind Uebertritte zum Christenthum, so entschieden auf der andern Seite unter der neuen Regierung auch das Heidenthum sich geberdet, da die Königin nichts unternimmt, ohne zuvor ihre Wahrsager zu fragen, die Götzen häufig in pomphaften Processionen zur Schau tragen läßt, und ihrem ausschließlichen Dienst außer Ambohimanga noch zwei andere Orte vorbehalten hat.*)

Am 15. Juli 1865 hatte Ellis seine Abschiedsaudienz bei Rasoharina, die ihm vor dem versammelten Hof ihr Bedauern über sein Scheiden aussprach; am 18. verließ er Antananarivo. Im ersten Dörflein am Fuße des Berges erwarteten ihn die Christen. Er sprach noch einige Worte zu ihnen und ermahnte sie, sich fest an den Herrn Jesum zu halten; dann sangen sie ein Lied zusammen. Im Namen der madagassischen Kirche sagte nun einer der eingebornen Prediger dem treuen alten Zeugen Lebewohl und empfahl ihn und die Zurückbleibenden in inbrünstigem Gebete der Hut und Pflege ihres himmlischen Vaters. Als ein Zeichen der Dankbarkeit für den Antheil, den auch sie an dem Wohle der Gemeinden genommen, sollte er seiner Gattin von denselben eine seidene Lamba zum Geschenk überbringen. Eine kleine halbe Stunde weiter drückte er den letzten der Londoner Missionare mit heißen Segenswünschen die Hand zum

*) Außerhalb der Stadtmauern dürfen sich übrigens die Christen Ambohimanga's nach wie vor zu gemeinsamer Erbauung versammeln.

Abschied; dann setzte er unter allerlei Liebesbeweisen auf dem Wege die Reise nach der Küste fort, die er nach zehn Tagen glücklich erreichte.

Es waren erfahrungsreiche drei Jahre, die hinter ihm lagen. Er hatte freudigen Herzens den jugendlichen Herrscher begrüßt, der vor seiner Thronbesteigung in der Zeit der tiefsten Bedrängniß den Jüngern Jesu freundlich die Hand reichte und sich ihrer Nothdurft annahm, um mit Schmerzen, noch ehe ein Jahr verstrich, ihn stürzen und in ein frühes Grab sinken zu sehen, ohne das geringste Zeichen, daß das Evangelium ihm selbst auch zu einer beseligenden Gotteskraft geworden war. Ob es irdische oder himmlische Dinge waren, über die er am letzten Abend seines Lebens seinen väterlichen Freund noch zu sprechen wünschte? Ellis erfuhr es nicht. Nur so viel vernahm er, daß Radama nach ihm und dem englischen und französischen Konsul habe senden wollen, dem Boten aber von den Machthabern nicht erlaubt worden sei, seinen Auftrag auszurichten. — Am Tage nach seinem Tode hatte Ellis sodann die Königin, die bei der Krönung in festlichem Schmuck ihrem Gemahl zur Seite stand, blassen Angesichtes und mit aufgelöstem Haar, die Krone auf dem Haupte, die er selbst damals getragen, und in die weiten Falten des königlichen Purpurs gehüllt, im Palaste gesehen. Kein volles Jahr darauf hatte er Rainivoninahitranton, den gewaltigen Mann, der Radama auf den Thron erhoben und so kurz darauf dem Tode geweiht hatte, in Ungnade fallen und als erster Minister durch seinen Bruder ersetzt werden sehen. In dankbarer Erinnerung der Freundlichkeit, die auch er den Christen vielfach bewiesen hatte, hatte Ellis ihn in seiner Zurückgezogenheit besucht und war von ihm mit den Worten empfangen worden: „Ich bin jetzt ein gemeiner Mann, ohne jeglichen Rang.“ „So sind wir gleichen Standes,“ erwiderte Ellis mit dem Ausdruck herzlichen Dankes für alle früher erfahrene Unterstützung, suchte ihn aber dann darauf zu leiten, daß in Gottes Augen Alles an der Stellung des Herzens und nichts an der in der Gesellschaft liege. Wie Radama war auch er, der an die Spitze der der Königin vorgelegten Verfassung den in Beziehung auf ihre Person unnöthigen Satz gestellt hatte: „Das Staatsoberhaupt soll nie geistige Getränke trinken,“ ein Opfer der Unmäßigkeit geworden, und es scheint kaum, als habe sein Sturz ihm zu wahrer Nüchternheit verholfen. Gerüchte, daß er wieder selbst zur Herrschaft zu gelangen

und seinen Bruder zu beseitigen strebe, führten in der Folge noch seine Verbannung aus der Hauptstadt herbei. Sein Nachfolger aber drückte Ellis zum Abschied schriftlich seine Anerkennung für sein ganzes Benehmen in Madagaskar aus.

Wie viel wichtiger als diese wechselnden Geschehnisse Einzelner waren jedoch die Veränderungen im ganzen Volksleben! Nach Ellis Ansicht hat sich daselbe in jenen drei Jahren entschieden gehoben. Das madagassische Heidenthum ist zwar bis heute daselbe geblieben, allen neuen, nicht aus seinem eigenen engen Kreise hervorgehenden Anschauungen und Einflüssen feind — eine trübe Nacht ohne Hoffnung eines dämmernden Morgens. Erziehung und Unterricht ist davon ausgeschlossen; lesen können gilt für einen Beweis entschiedenen Abfalls von den Götzen. Aus der Verachtung, in welche diese letzteren unter Radama's Regierung gerathen waren, von der Königin, so weit es an ihr ist, wieder emporgehoben, sind dieselben aufs Neue ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. Ellis sieht darin indeß keinen Schaden für das Christenthum. Lieber will er das Heidenthum, so lange es noch irgend einen Halt in den Herzen hat, als die Religion eines Theiles der Bevölkerung anerkannt, als durch einen Regierungserlaß abgeschafft wissen. So groß für die Christen die Aufgabe ist, auf jedem Schritt mit dem Heidenthum zusammenzustößen und neben dem unablässigen Kampf mit dem eigenen Herzen jeden Fuß breit Bodens auch gegen äußere Feinde zu vertheidigen oder von ihnen zu erringen, glaubt er, daß sie dabei nur gewinnen können, und die madagassische Kirche sich schließlich fester gestalten wird, jemebr sie der alten Landesreligion gegenüber sich gezwungen sieht zu wachen, zu prüfen, und die Macht ihrer Lehre durch ihr Glaubensleben zu bekunden. Gerade die rastlose Rührigkeit der Götzendiener scheint ihm zudem bereits eine Art Geständniß, daß ihr Einfluß im Schwinden ist und in dem nachwachsenden Geschlecht wenig Halt mehr findet. Die Ueberlegenheit der Christen an Erkenntniß, Thatkraft und Zuverlässigkeit zieht zum mindesten in der Hauptprovinz Imerina die Jugend der mittleren und höheren Stände gewaltig an. Auch unter den Erwachsenen gibt es eine Partei, die, an ihren Götzen irre geworden, ohne sich deßhalb dem Evangelium zuzuwenden, bekennet, die Christen seien bessere Leute als die Heiden, und sie daher um ihres Charakters willen trotz ihrer Religion gerne wichtige öffentliche Aemter bekleiden

sieht. Die eigentliche Regierungsgewalt indeß liegt in heidnischen Händen, und bei aller Dankbarkeit für das ihnen gewährte Maß von Freiheit vergessen die Missionare doch nicht, daß plötzliche, tief eingreifende Veränderungen in Madagaskar nichts Unerhörtes sind. Nur in dem Sieg des Evangeliums aber sehen sie auch jetzt noch die Bürgschaft für das Fortbestehen der Nation als solcher bei der für die Dauer nicht mehr zu vermeidenden näheren Berührung mit civilisirten Nationen.

Augenblicklich ist dieser Verkehr noch beschränkt durch die Wiederauffrischung des alten Gesetzes, daß kein Ausländer Grundbesitz in Madagaskar erwerben solle. Diese etwas reaktionäre Maßregel ist nicht zu verwundern Angesichts der tiefen Abneigung, welche das Volk immer vor der Möglichkeit der Festsetzung einer fremden Macht auf der Insel hatte, und die durch die bitteren Folgen von Radama's thörichter Uebereinkunft mit Lambert nur vermehrt wurde. Konnte ja doch, als die neue Regierung dieselbe nicht anerkennen wollte, einem Kriege mit Frankreich nur dadurch vorgebeugt werden, daß man der unbilligen Forderung eines Schadenersatzes von 600,000 fl. genüge, worüber im eigenen Lande die Unzufriedenheit wiederholt in offene Empörung auszubrechen drohte. Daß statt Radama's Vorliebe für europäische Kleidung am Hofe in Antananarivo jetzt wieder die einheimische Tracht herrscht, macht sich neben der hohen Besteuerung geistiger Getränke gleichfalls im Handel fühlbar, während die, wenn auch in der mildesten Form, noch fortbestehende Sklaverei die Entwicklung der Hilfsquellen des eigenen Landes und ihre Ausfuhr zu keinem raschen Aufschwung kommen läßt.

Daß durch den segensbringenden Einfluß des Evangeliums das madagassische Volk der Herrschaft der Unwissenheit und des Lasters entzogen und auf die Bahn höherer Erkenntniß, Betriebsamkeit und Sittlichkeit geleitet werde, die das gesunde Leben jedes Gemeinwesens so entschieden bedingt, wie der Weg des Glaubens, der Liebe, der Heiligung das jeder einzelnen Seele, betrachtet Ellis wohl mit als Aufgabe der Mission, doch wünscht er dazu von Herzen der madagassischen Regierung auch auf weltlichem Gebiet einen weisen, uneigennütigen Rathgeber, so etwa, wie der englische Gesandte Hastie dem ersten Radama es war. Freilich könnte jetzt der Vertreter einer europäischen Regierung keine solche Stellung mehr einnehmen, ohne die Eifersucht und das Mißtrauen anderer Mächte zu erregen; ein

den Madagassen wahrhaft nützlicher Freund müßte vielmehr eine durchaus unabhängige Stellung haben und aus freier Wahl sich die Aufgabe stellen, ihnen für ihr äußeres Wohlergehen das zu werden, was die Missionare ihnen für ihr geistliches Leben zu sein wünschen.

Störend greift in letzteres zuweilen die despotische Regierungsform ein, die dem Staatsoberhaupt alle Unterthanen zu bedingungsloser Verfügung stellt. Ein leiser Fortschritt zum Bessern hat zwar auch hierin begonnen; eine öffentliche Meinung fängt an sich zu bilden, und im Princip wenigstens ist anerkannt, daß zum Entwerfen neuer Geseze und zur Bestimmung der Todeswürdigkeit eines Vergehens künftig die Mitwirkung von Vertretern des Volks oder Adels nachgesucht werden soll. Doch hatte z. B. die Königin, als im März 1864 am Hof der Wunsch nach den alten Tanzbelustigungen erwachte, Heiden und Christen dazu aufgefodert, nicht etwa in der Weise wie die Einladung zu einem Hofball erlassen wird, die man annehmen oder ablehnen kann, sondern wie zu einem der Regierung schuldigen Dienst. Die Furcht vor den Folgen einer Weigerung ließ auch Männer gehen, die sonst im Hause Gottes ihren Brüdern das Evangelium verkündeten, obgleich sie sich dieses öffentlichen Tanzens zur Ergözung Anderer von Herzen schämten und sich dabei wie auf einer Treitmühle fühlten. Anfangs mußten sie diesem Befehl monatlich einmal, später alle vierzehn Tage, und zwar manchmal Sonntags während des Gottesdienstes folgen. Bald aber hatte sich die Regierung wieder mit ernstern Dingen zu beschäftigen, und die Tanzunterhaltungen im königlichen Hofraum nahmen ein Ende. So war auch im Jahr 1864 eine Gemeinde in Imanantafina in blühenden Stand gebracht, hauptsächlich durch den Dienst eines sehr charakterfesten Mannes, der für die Säule der Kirche galt. Schon hatte er an einer zweiten Kirche zu bauen angefangen, da wurde er von der Königin in die Hauptstadt berufen und zum Offizier ihrer neu errichteten Leibgarde ernannt; das eben begonnene Unternehmen aber mußte aufgegeben werden.

Auch den Bau der vier Steinkirchen, die auf den Richtstätten der Märtyrer in Antananarivo den Gaben europäischer Freunde ihre Entstehung verdanken, verzögerten die Ansprüche der Königin, die zu gleicher Zeit der madagassischen Sitte gemäß, daß jeder neue Herrscher sich seinen eigenen Palast baut, mit der Aufführung des

ihren beschäftigt war und fast alle brauchbaren Handwerksleute in ihren Dienst preßte. Am 22. Januar 1867 konnte indessen die erste derselben, die Kirche von Ambatonakanga eingeweiht werden. Abermals ein denkwürdiger Tag in der Geschichte Madagaskars! Am frühen Morgen schon strömten von allen Seiten, theilweise aus weiter Ferne, Christenhäuflein herbei. Ihre Sänger voran, stiegen sie in feierlichem Zug den Hügel hinan, auf dessen schöner Plattform sich die Kirche erhebt. 1100 Personen etwa konnte das Gebäude fassen, aber wohl 4000 standen herum, als um 8 Uhr endlich die Thüren sich öffneten. Doch da war kein wüthes Gedränge; 1600 mußten sich innen zusammenzupressen; die Uebrigen warteten draußen geduldig bis zum Anfang des Nachmittagsgottesdienstes. Viele Christen der Hauptstadt traten freiwillig zurück, um ihren vom Lande hereingekommenen Brüdern Platz zu machen, weil sie ja immer Gelegenheit haben, das neue Gotteshaus zu besuchen. Um 9 Uhr erschienen die Abgesandten der Königin, mit deren Glückwunsch und feierlicher Ermächtigung zur Einweihung der Kirche beauftragt. Dann eröffnete der eingeborne Prediger den Gottesdienst — ein Mann von großen Gaben und bewährtem Glauben, der in dem ältesten Kirchlein Madagaskars, das einst auf dieser Stelle stand, bekehrt worden war, und dann Jahrelang seines Bekenntnisses wegen wie ein gejagtes Reh gelebt hatte. Seine edle Gattin war als Märtyrerin in Ketten gestorben; er selbst war in Felshöhlen, elenden Hütten und Ställen wunderbar seinen Verfolgern entschlüpft. Und wie ein Wunder wurde der längst Verschollene auch von seinen Feinden angestaunt, als er, nachdem endlich die Wolken sich zertheilt hatten, unter den andern Uebriggebliebenen der „erschlagenen Kirche“ wieder durch die Straßen der Hauptstadt wandelte. Da stand er jetzt, nicht nur der Lehrer seiner Gemeinde, sondern von der Königin auch zum Lehrer ihrer angenommenen Kinder und der ihrer höchsten Beamten ernannt, die früher der Leitung katholischer Missionare übergeben waren. Ueber den Gräbern der Märtyrer reichten sich heute Fürstin und Volk die Hand zum Gruße. Im Angesicht des Palastes der Königin, die einst die Gläubigen so wüthend verfolgte, übersandte jetzt eine andere Königin ihren christlichen Unterthanen durch christliche Beamte eine Friedensbotschaft, in der sie dieselben ihres Schutzes versicherte und ihnen alle Freiheit zusagte, Gott nach ihrem Gewissen zu dienen. Ansprachen, geistliche Lieder und Gebete wechselten lange

ab, und als die Versammlung endlich auseinander gieng, strömten gleich die draußen Stehenden herein, obgleich sie noch drei volle Stunden bis zum Abendgottesdienst zu warten hatten.

Ja, Stoff zum Dank gab es genug an diesem Tage im Blick auf die Kirche namentlich, die sich der Herr selbst in den letzten Jahren aus lebendigen Steinen erbaut hatte. Im Juni 1862 hatte Ellis in der Hauptstadt und den Nachbardörfern 7000 Christen, worunter 400 Kommunikanten gefunden; jetzt belief sich deren Zahl acht Stunden in die Runde auf 18,000 mit 4374 Kommunikanten, die in 79 Gemeinden von 7 Londoner Missionaren und 95 eingebornen Predigern und Lehrern bedient wurden. In vier Jahren hatte sich also die Zahl der Christen mehr als verdoppelt, die der Kommunikanten verzehnfacht. Nur wenige dieser Bekehrten sind sehr alte oder ganz junge Leute; die meisten stehen in der Blüthe der Jugend oder im kräftigsten Mannesalter. Der Schulen sind es bis jetzt nur zwanzig, aber auch dieser Zweig des Werks soll nun kräftig verstärkt werden. Neue Bücher für die erweiterten Anforderungen sind bereits aus der Missionspresse hervorgegangen, und 10,000 Neue Testamente nebst einer schönen Anzahl Bibeln und einzelner Theile der h. Schrift, von der englischen Bibelgesellschaft geschenkt, sind den madagassischen Christen schon zu unberechenbarem Segen geworden.

Es folge nun noch eine kurze Aufzählung der übrigen protestantischen Missionen, welche unter der Regierung der Königin Rasoharina ins Leben getreten sind. Die wichtigste ist wohl die der englisch bischöflichen Kirche, welche durch den wackern Ryan, den Bischof von Mauritius, ins Leben gerufen wurde.

Im Jahr 1864 hat dieser Bischof vier anglikanische Missionare ordinirt, welche das Panier der bischöflichen Kirche auf der großen Insel aufpflanzen sollten. Zwei von ihnen, Hey und Holbing, gehörten zu der Ausbreitungsgesellschaft, und ließen sich in Tamatawe unter Bessimasarakas nieder, wo sich bald eine Gemeinde um sie sammelte. Tamatawe ist bekanntlich die Stadt, auf deren Khebe sich der meiste auswärtige Handel Madagaskars concentrirt; die Eingebornen, 5000 an der Zahl, ohnehin ein niedrigeres Geschlecht als die herrschenden Howa's, sind durch den Verkehr mit lasterhaften Schiffsleuten noch tiefer gesunken. Wilde Ehen mit den Fremden und schamloser Verkehr mit den Schiffen sind an der Tagesordnung,

während der Rum schreckliche Verheerungen anrichtet. Nicht nur wurde nun eine Schule errichtet, und eine nette Holzkirche mit eisernem Dach gebaut, sondern der eifrige Hey dachte auch eine Industrieschule ins Leben zu rufen, und fieng an madagassische Traktate zu drucken, durch deren Verbreitung besonders den Hova-Christen ein neues Licht aufgesteckt werden sollte. Diese nämlich sahen nicht ein, was die strengere Kirchenform vor ihrer einfachen independentischen Gemeinordnung voraus habe, und fuhren auch in Tamatawe fort, wohl 100 an der Zahl, unter dem Vicegouverneur ihre Versammlungen zu halten. Ein kirchlicher Missionar, der diesen predigen hörte, gesteht, es sei eine ausgezeichnete Predigt gewesen. Sicherlich ist es zu bebauern, daß die beiden Gemeinden nicht Eine bilden konnten, allein bei der jetzigen Gespaltenheit der christlichen Welt wird auch das seinen Nutzen haben.

Während nun Holbing die nördlicheren Küstenstädte Mahamelona (ober Foule Point) und Fenoariwo, jede mit etwa 1000 Einwohnern, zu seinem Wirkungskreis erwählte, in denen, wie auch in Mahambo, doch auch Gemeinden der Hova's forteristirten (letztere von einem Generallieutenant bedient!), drangen diese hochkirchlichen Missionare doch vor allem auf die Ernennung eines Bischofs für die Hauptstadt Antananarivo. Erst wenn dort die wahre Kirche vertreten wäre, schien auch ihr Werk auf den Außenpunkten die rechte Konsistenz gewinnen zu können.

Allein an solche Ausbreitung ist zunächst kaum zu denken. Das Küstenseber nöthigte erst Holbing zur Rückkehr nach Europa; dann hatte Frau Hey ihrer Gesundheit wegen Mauritius zu besuchen, und endlich ward Hey selbst gezwungen sich wegzubeegeben. Er starb (Nov. 1867) auf dem Schiff unter der treuen Pflege des Bischofs Ryan, der gleichfalls seinen Posten verlassen mußte, und wurde in Aßen begraben. Ein halbordinirter Neuling, Chiswell, führt seit Juli 1867 diese Arbeit der Ausbreitungsgesellschaft allein weiter. Daß diese nun von Herzen betet, die Christen der Insel „möchten doch Alle in der Einen Heerde zusammengefaßt werden, bei welcher die Segnungen des Evangeliums sich in ihrer höchsten Vollkommenheit finden,“ nehmen wir ihr nicht übel, gestehen aber, daß wir in ihr Gebet, wenigstens wie sie selbst es versteht, nicht einstimmen.

Weit evangelischer muthen uns die Berichte der Brüder Campbell und Maundrell an, welche im Dienste der kirchlichen

Missionsgesellschaft zunächst die nordöstliche Provinz Wohimare, mit der Stadt Amboanio zu ihrem Wirkungskreis erfassen. Auch dort fanden sie schon etliche Howa=Christen, voran den Gouverneur selbst, und wurden freundlich aufgenommen. Im weiteren Verlauf aber zeigte sich, daß derselbe nicht nur an seiner gewohnten Form sehr fest hielt, sondern auch vielleicht die nähere Beaufsichtigung durch europäische Christen sich lieber vom Halse zu schaffen suchte. Auf ihren Reisen durch die Provinz fanden sie auch die Bevölkerung, die dem Sakalawa=Stamme angehört, überaus dünn gesät, und überzeugten sich, daß ein anderer Distrikt mehr Vortheile für eine beginnende Mission bieten würde.

So kamen sie im September 1866 nach Tamatawe, freuten sich hier an der Wirksamkeit Hey's, der an einem Sonntage des Oktobers sechzehn Erwachsene zumal taufen durfte, so wie an den Gemeinden der Independenten, die sie daselbst sowie anderswo trafen, und entschlossen sich endlich zu einer Niederlassung in Andevoranto. Es ist das eine Stadt von etwa 1500 Einwohnern, 25 Stunden südlich von Tamatawe an der Stelle gelegen, wo der Weg zur Hauptstadt die Seeküste verläßt. Die Bevölkerung besteht aus Vetsimasaraka's und gegen Süden vorherrschend aus Betanimena's. Hier sowie auf einer oder zwei Nebenstationen fanden sie schon zerstreute Christen, welche die Gelegenheit zum Abendmahlsgenuß und weiterem Bibelunterricht mit Freuden begrüßten. Wohl 60 derselben kamen an Weihnachten von nah und fern zusammen. Die Missionare haben bereits (April 1867) die zweite Schule eröffnet und sind mit ihren Aussichten sehr zufrieden. Zwar fehlt es nirgends an entmuthigenden Erfahrungen: einmal scheint ihnen der toaka, aus Zuckerrohr bereiteter Branntwein, der eigentliche Gott der Madagassen; dann mahnt sie der Ruf „wieder ein Kind gestohlen!“ an den alle Verhältnisse durchdringenden Fluch der Sklaverei, der so oft zu Menschenraub führt; endlich ist der fanompoana, „Regierungsdienst“, ein gewaltiges Hinderniß jedes Fortschritts. Irgend welchen Leuten auch in der fernsten Provinz kann z. B. zu irgend welcher Zeit ein feierlicher Tanz befohlen werden, und dazu müssen sie erscheinen, so schwer es ihnen fallen mag. Aber daß an vielen Orten dem Evangelium eine weite Thüre geöffnet ist, erkennen sie mit Dank und Freude.

Als im Juli 1867 die Königin die neue Station besuchte, um das Seebad zu genießen, machten sich die Howa=Christen, die ihr

aus der Hauptstadt hergefolgt waren, sogleich an die Missionare, und bewogen sie, ihnen Bibelstunden zu halten, so lange der Hof in Andovoranto weilte. So dürfen diese wiederholt erfahren, daß die Bekehrten der Londoner Mission, wenn sie selbst rechte Leute sind, ihnen mit Vertrauen entgegenkommen, während ein übermäßiges Betonen des Segens, der in der Kirchenform liegt oder liegen soll, natürlicherweise in Madagaskar, angesichts der Anstrengungen der römischen Kirche, nur Trennung und Verwirrung hervorrufen kann.

Die Norwegische Missionsgesellschaft hat bereits einige Arbeiter nach Antananarivo geschickt, welche dort mit Erlernung der Sprache beschäftigt sind, dann aber auf zwei entgegengesetzten Punkten der Küste, an der südöstlichen Ecke bei Fort Dauphin und an der nordwestlichen Bucht Baly (in Mojanga) Stationen errichten sollen.

Endlich sind auch Quäker aus Amerika und England nach der Hauptstadt gekommen, um eine Lücke in dem noch so mangelhaft bestellten Unterricht der Jugend auszufüllen.

Der Herr lasse diese verschiedenen und doch Ihm geweihten Kräfte so zusammenwirken, daß, wenn auch der menschlichen Schwachheit ein und der andere Tribut entrichtet werden muß, doch im Wesentlichen dieselben einander ergänzen und unterstützen, und Seinem Namen Ehre erwachse!

Missions- Zeitung.

Doktor Livingstone.

Auf die Nachricht, welche die Begleiter dieses Reisenden im Herbst 1866 nach Sansibar brachten, daß derselbe im Westen des Nyassasee's (samt den christlichen Afrikanern von der Bombay Mission) durch die Mazitu ermordet worden sei, rüsteten seine Freunde in England eine Expedition aus, sich von der Wahrheit oder Falschheit dieser Erzählung zu überzeugen. Es ist nun kein Zweifel mehr übrig, daß jene

Männer, Leute von der Johanna-Insel, gelogen und den Reisenden treulos verlassen haben. Der Punkt, wo sie ihn verließen, liegt am südlichen Ende des Nyassasee's (etwa 14° 18' südlicher Breite), von wo sich der Entdecker in nordwestlicher Richtung weiter bewegte. Jene Johanna Männer waren noch über Marenga hinaus ihm gefolgt, kamen aber den nächsten Tag dahin zurück, indem sie behaupteten, sie haben Livingstone nicht weiter be-

gleiten können, da er sie in ein Land gebracht haben würde, wo sie sicherlich durch die Mazitu-Räuber getödtet worden wären. Erst später arbeiteten sie das Geschicklein aus, daß Livingstone getödtet worden sei und sie seinen Leichnam gesehen haben. Die Expedition der Herren Young und Faulkner aber hat sich versichert, daß Livingstone jedenfalls noch fünf Tagereisen weiter gekommen ist als zu der Station, wo er ermordet worden sein sollte, und daß jedenfalls nicht alle seine Begleiter ihn verlassen haben. Nach Basombe hat er zuerst seine Schritte gewendet, und von da kam er wohl an den Tanganyikasee gereist sein, wo ihn im letzten Jahre Araber gesehen haben wollen. (Record.)

Aus Japan

kam im Spätsommer 1867 die Nachricht, es sei eine Anzahl eingebornen Christen in Rangasaki verhaftet worden; die katholischen Missionare sollen wohl Tausende von Japanern bekehrt haben, Hunderte allein in einem Dörfchen Dorakami, das ein Priester täglich besuchte, um dort zu unterrichten und zu taufen. Aus den zum Theil widersprechenden Berichten läßt sich etwa so viel als Thatfache zusammenstellen. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli wurden gegen 60 „Christen“ aus ihren Betten geholt und ins Gefängniß von Rangasaki geführt mit auf den Rücken gebundenen Händen. In der nächsten Nacht kamen ungefähr hundert weitere Verhaftete zu diesen, so daß es im Gefängniß an

Raum mangelte und die Obrigkeit sie in nahegelegenen Häusern unterbringen mußte. Es soll diese Maßregel in Folge einer Bittschrift verfügt worden sein, worin diese Dorfbewohner um die Duldung der römisch-katholischen Religion eingekommen seien. Darüber sei große Aufregung entstanden und man habe sechs Tage lang nach Verdächtigen gefahndet. Ein französischer Priester in japanischer Kleidung wurde predigend gefunden; man wollte ihn aber nicht verhaften, um den französischen Behörden keine Gelegenheit zum Einschreiten zu geben; nur wehrte man ihm das Lehren. Am 18. Juli haben dann die Verwandten der Gefangenen sich in großen Haufen zum Statthalter begeben und ihn um Gnade für dieselben angefleht; auch der französische Bischof habe sich für sie verwendet. Sie sind endlich freigelassen worden.

Zu gleicher Zeit hörte man aus Paris (Allg. Zeit. 23. Juli 1867, Beilage), daß dort vier japanische Fürsten Gesandtschaften unterhalten, welche der Missionar Leon Roches mit Waffen, Monturstücken und Munition versehe, wahrscheinlich, um sie in ihrem Widerstand gegen den Taikun und seine Annectirungspolitik zu stärken. Hr. Roches wolle auch alle Armeelieferungen, Bauten und den ganzen Handel Japans mit Frankreich monopolisiren, was die französischen Kaufleute in jenem Inselreich aufs höchste beunruhige.

Auf was Alles diese Vorbereitungen hingen, ist noch nicht deutlich zu erkennen. Die Zeitungen erzählen, der Taikun (Regent) habe neuestens seine Gewalt in die

Hände des Kaisers (Mitabo) niedergelegt, durch einen Aufstand der Daimio's sei aber auch letzterer in Gefangenschaft gerathen. Die protestantischen Missionare in Japan erwarten übrigens, daß die Verwendung des französischen Gesandten und der Vertreter der übrigen Seemächte die Aufhebung der alten, gegen das Christenthum gerichteten Geseze zur Folge haben werde.

Von Hunderten oder gar Tausenden von Bekehrten haben die protestantischen Missionare nicht zu berichten. Dagegen wird der in den Missionschulen und sonst geweckte Wissenstrieb des jungen Japans in sehr günstigen Farben geschildert. Die amerikanische Buchhandlung Putnam habe allein im Jahr 1867 für 17,000 Dollar Schulbücher nach Japan gesendet und richte dort jetzt ein Zweiggeschäft ein. Die Missionare halten seit November öffentliche Bibelstunden und werden aufmerksam angehört, während ihre Bücher ins Innere des Landes bringen und viele Seelen anregen.

Aus Südafrika

berichtet Miss. Hugo Hahn, der im Sommer 1866 eine mehrmonatliche Entdeckungsreise in den Norden des Herero-Landes antrat, sehr hoffnungsvoll von ihren Ergebnissen. Im Mai verließ er Otjimbengue mit sechzehn Personen, kam dann im Juli nach Ondonga, wo ihn die Ovambo als alte Bekannte umringten, und weiter zu den Ovakuennama, welche theilweise sehr europäisch aussehen, aber im Kinderraub excelliren; dann zu

den Ovamguombi, und fand überall viel schöneres Land als im bürren Süden. Ein Wort des erfahrenen Reisenden, der die afrikanische Lektion: Geduld! in rechter Weise gelernt hat, verdient wohl erwogen zu werden.

„Aufs Bestimmteste erkläre ich mich gegen das von gewisser Seite empfohlene Prügelsystem. Der Missionar, welcher dazu seine Zuflucht nehmen muß, stellt sich selbst ein Testimonium paupertatis (Armuthszeugniß) aus und er entehrt sich und sein Amt mehr, wie die, welche er seiner Faust und Peitsche unterwirft. Damit sage ich aber nicht, der Missionar dürfe unter keiner Bedingung körperlich bestrafen. Es kann der Fall eintreten, daß er die, über welche er das Hausvater- oder Herrenrecht hat, körperlich züchtigen muß, obwohl solche Fälle nach meiner 25jährigen Erfahrung, Gott sei Dank! sehr, sehr selten sind. Wer sein Ansehen unter den Eingebornen zu bewahren und seinen Born zu zügeln weiß, dem ist's ein Leichtes, sie mit Worten und Beispiel zu regieren.

„Mit derselben Entschiedenheit erkläre ich mich aber auch gegen das von anderer Seite gepriesene Wollfackprinzip, nach welchem der Missionar der Spielball der Eingebornen sein, und mit sich machen lassen soll, was sie gut deucht. Das Eine, wie das Andere ist schädlich. Das Erstere macht sie zu Sklaven, das Zweite zu unausstehlichen Flegeln. Man lasse es nie darauf ankommen, daß das Eine oder das Andere die ultima ratio sei. Der Missionar sei mäßig in

seinen Forderungen, suche auch nicht halbsüchtig seinen Willen durchzusetzen, sondern schide sich in die Verhältnisse, so weit es eben geht, aber nicht in ihre Capricen. Mit Gewissenhaftigkeit halte er, was er sagt, und mit Zähigkeit halte er sie an zu thun, was sie versprochen haben, und er wird ohne große Mühe mit ihnen zurecht kommen. Und noch eins: Herr Palgrave sagte kürzlich ein sehr wahres, beherzigungswerthes Wort, nämlich er glaube, daß ein Missionar, der in dem Volke, unter welchem er arbeitet, bloß das Schlechte sucht und sie nur bemitleiden kann, wenig ausrichten würde; er müsse sie auch lieben können und das Liebenswürdige in ihnen sehen.

„Dem stimme ich vollkommen bei. Wir haben das Beispiel an Gott. Er bemitleidet uns nicht nur, nein, Er liebt uns. Gott sieht auch im tiefgefallenen Sünder noch etwas Liebenswürdiges, Sein eigenes, wenn auch entstelltes Ebenbild, wenn wir's vielleicht auch selbst nicht sehen. Wir sollen unsere Feinde

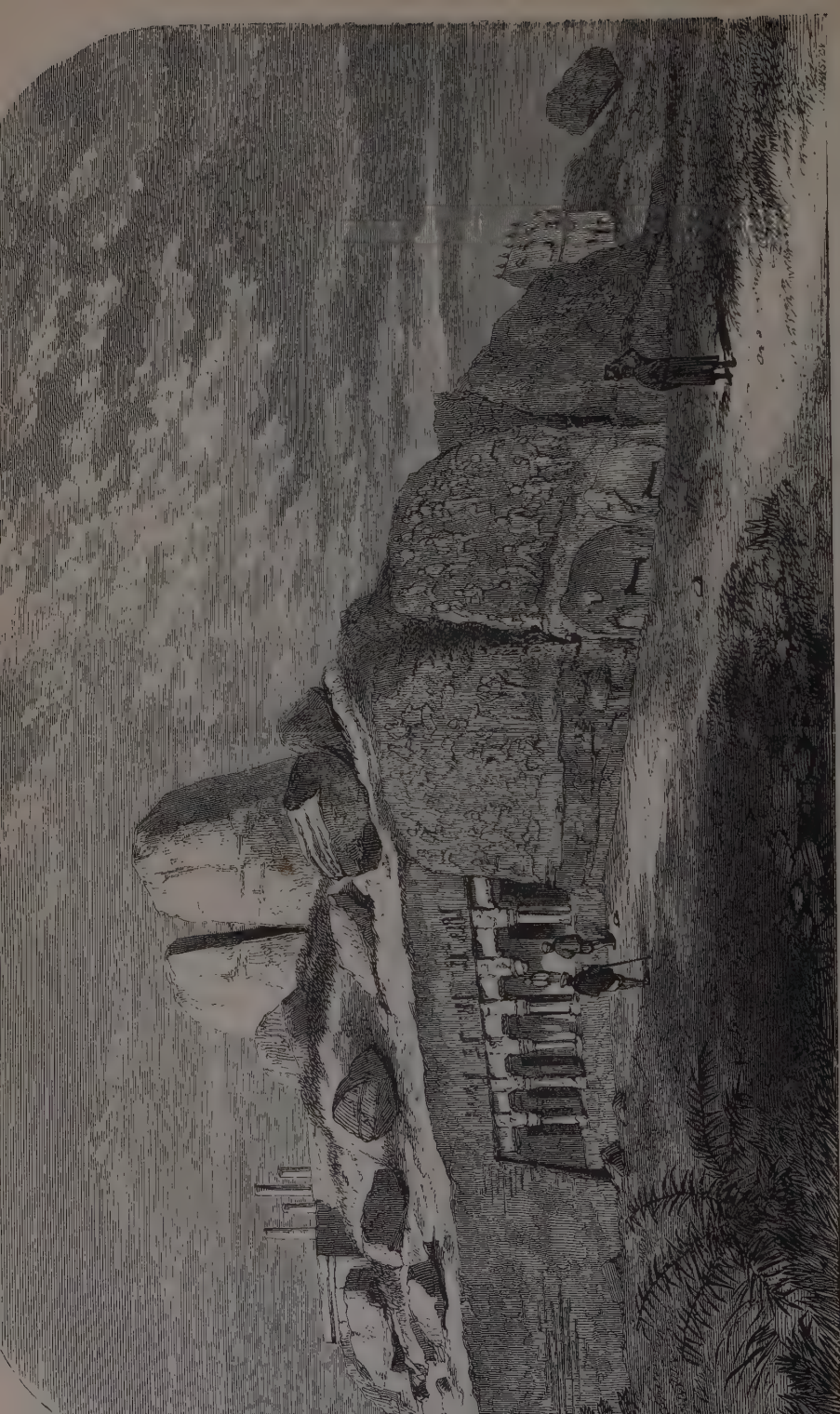
lieben, nicht weil sie unsere Feinde sind, oder uns dies oder das Böse gethan haben, sondern weil in ihnen noch etwas Liebenswürdiges ist, und das sollen wir aufsuchen und nicht mit unserem gekränkten Selbstgefühl verdecken. Den Teufel liebt Gott nicht; wir sollen ihn auch ebensowenig in diabolisch gewordenen Menschen lieben; aber bemitleiden können wir sie. Und so suche jeder Missionar in seinen Heiden, die keine Teufel sind, was er nur Liebenswürdiges finden kann, und muß er auch ein Vergrößerungsglas gebrauchen! Kann er sie erst lieben, dann wird manches Schwere leicht werden. Den Missionar, der nicht in Wahrheit sagen kann: Meine lieben Chinesen, Dajakken, Batta's, Hottentotten, Buschmänner, Hererö, oder wie sie sonst heißen mögen, den bedaure ich; wahrlich sein Missionsamt ist ein schweres Joch auf seinem Nacken und ich möchte nicht in seiner Haut stecken.

„Man verzeihe mir diese Auslassung, vielleicht ist sie nicht ganz nutzlos.“

Literatur.

Reise Aehren vom Missionsfeld in Südmahratta. Gesammelt von einer Missionsfrau. Basel 1868. Missionskomptoir. Preis 3 Kr.

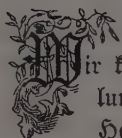
Mit Interesse haben wir diese Züge aus dem Missionsleben eines Landstrichs gelesen, der bis jetzt sich noch wenig ergiebig gezeigt hat. Die Aehren aber, die dort dennoch schon gesammelt wurden, lassen auch noch schöne reife Garben hoffen.



Der Felsentempel von Ma-massei-puram bei Madras.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)



5. Johann Philipp Fabricius.*)

Wir können uns nicht auf eine längere Schilderung der Wandlungen einlassen, welche die Trankebar-Mission nach dem Heimgang ihrer Gründer (1719—20) durchzumachen hatte. Sie stand vorerst unter der Leitung des rührigen, aber auch etwas eingebil deten Benj. Schulze (bis 1726), eines Mannes, der sich gern mit Sprachstudien beschäftigte, daher er bald, wohl gar zu bald auch an das Dichten tamilischer Lieder sich wagte, deren Zahl Ziegenbalgs ursprüngliche 48 in kurzer Zeit erreicht, ja überstiegen hatte. Ebenso hielt er sich für berufen, die Bibelübersetzung, mit welcher der sel. Ziegenbalg bis ins Buch Ruth gekommen war, hastig zu vollenden, indem er sie dem Peter Maleiappan, der ja auch deutsch konnte und mit den Palmblättern ihm zur Seite saß, in den Griffel diktierte. Bereits im März 1725 war er mit dieser Aufgabe fertig geworden. Die Presse druckte rüstig, was geschrieben war, und im Jahr 1727 befand sich die ganze h. Schrift in den Händen der Missionare und ihrer Gemeinden; woran sich 1728 noch eine klei-

*) Die Quellen für seine Geschichte sind die bei Ziegenbalg genannten, wozu noch W. Taylor, *Memoir of the first Centenary of the Protestant Mission at Madras*. Mad. 1847, kommt. Neuestens hat W. Germann aus dem holländischen Archiv noch weiteres werthvolles Material gesammelt und mit viel Geschick zu einer Darstellung des damaligen Missionslebens verarbeitet (J. Ph. Fabricius. Seine fünfzigjährige Wirksamkeit im Tamulenslande u. Erlangen 1865), während er die Mittheilungen über Fabricius sprachliche Arbeiten in Dr. Kramers *Missionsnachrichten* (Halle 1865), niederlegte. Das Bild des ehrwürdigen, innigen Mannes steht daher viel ausgeführter vor unsern Blicken da, als es in früheren Zeiten der Fall war.

nere Ausgabe der Apokryphen anschloß. Die Missionare waren übrigens mit seiner Arbeit weniger zufrieden als er selbst, sie fanden wohl Einiges besser als bei Ziegenbalg, meinten aber, Vieles sei etwas obenhin gerathen.*)

Indessen wurde aber die Gemeinde vernachlässigt. Schulze ärgerte sich über die Nachgiebigkeit, womit ihre Gründer die Kastenfrage behandelt hatten, und suchte erst mit viel Mühe die Kirchensitze neu zu vertheilen, so daß nicht Subra's und Pareier sich in die Plätze theilen, sondern lieber Weiber und Männer getrennt sitzen sollten. Ein solcher äußerlicher Erfolg war aber kein Ersatz für den Mangel an treuer Seelenpflege, wenn auch zunächst ein größerer Zuwachs von Pareiachristen erzielt ward. Der rasche, wirklich unermüdlche, jedoch oberflächliche Mann vertrug sich schlecht mit seinem Kollegen oder eigentlich Untergebenen, Dal, der die portugiesische Gemeinde leitete (Kistenmacher, von Schulze nicht wenig drangsaliert, war schon 1720 entschlafen). Schulze wußte sich auch die Herzen der eingebornen Christen nicht zu gewinnen. Die Beihilfe für die Armen und Kranken beschränkte er aufs Allernöthigste. Es war daher eine eingestandenermaßen „kümmerliche Zeit“ in der Mission, welcher erst der Eintritt tüchtigerer Männer ein Ende machte. Als Walthers und Pressier (Juni 1725) gelandet waren, zeigte sich bald, daß es in der bisherigen Weise nicht fortgehen könne. Schulze verabschiedete sich von Trankebar halb im Grimm, und eröffnete (1726) eine neue Station in der englischen Hauptstadt Madras, wo er mit seinen Schulen und dem, nun auf Telugu und Hindustani ausgebehten, Uebersetzungsseifer immerhin Manches zu Stande brachte, bis er 1743 nach Deutschland zurückkehrte. Dort hat er sich noch ein besonderes Verdienst um die Mission erworben, indem er den Studenten Schwarz in die Kenntniß des Tamil einführte.

Unter der Leitung der Brandenburger Walthers (1725—39) und Pressier († 1738) nahm das Werk in Trankebar einen neuen Aufschwung. Es ist die Zeit, da durch Rajanajakens Befehrlung die Arbeit der Missionare sich weit in der Kaveri-Ebene ausdehnte (S. 102 ff.), da durch einen Besuch Pressiers 1728 sich die Verbindung mit Tandschaur anknüpfte und die Verfolgung Seitens der

*) In 1 Kor. 9, 15 z. B. vertauschte er, um der spottenden Katholiken willen, „Schwester“ mit „Christin“ (vgl. S. 106 Anm.).

Katholiken Alles in Athem erhielt. Auch die Einsetzung des ersten Landpredigers, Aaron, (s. S. 147) bezeichnet (December 1733) einen entschiedenen Fortschritt in dem Leben der Mission.

Dagegen muß beklagt werden, daß eben durch diese tüchtigen Männer der Kastenunterschied in der Trankebar-Gemeinde sanktionirt und damit dieselbe zu innerem Stillstand verurtheilt wurde. Es war wirklich Schade, daß es gerade Schulze sein mußte, der an der Kastendulbung zu reformiren gesucht hatte; sein Vorgehen konnte natürlich für junge Nachfolger nicht maßgebend werden. Ihre Katecheten „lagen ihnen beständig in den Ohren“, wie sie sich die Gleichsetzung mit den Pareiachristen von den Heiden so oft müßten vorwerfen lassen. So ungereimt nun beiden Männern „dergleichen Ausflüchte“ erschienen, meinten sie doch, sich „in die Schwachheit der armen Leute schicken“ zu sollen und ließen es also „connivendo“ geschehen, daß nun die Pareier von den Subra's „einen Schritt breit in der Kirche abgesondert sitzen“ mußten. Es war nur Ein Schritt, er ist aber seit 1727 zu einer tiefen Schlucht geworden!

Der gute Pressier will dann (1728) die Christen in einem Pareiadorf besuchen. Aber diese selbst warnen ihn vor der Verachtung, der er sich damit bei den höheren Klassen aussetzen würde; so bescheidet er sich, von der Landstraße etwas abseits in einen Hain zu treten und die Christen dahin zum Unterricht kommen zu lassen. Sie bringen ihm Geware zum Geschenk; er gibt ihnen aber „heim Weggehen Alles mit Dank wieder zurück“! Der junge Missionar erzählt weiter, wie dann ein heidnisches Pareiaweib durch den Hain gehen wollte, ein Pareiachrist aus seiner Umgebung ihr aber zurief: „Du, wo gehst du hin? da liegt ein Brahmane!“ worauf das Weib alsbald stuzte und seitwärts abwich. Aus diesem Vorfall meint er sich die Lehre ziehen zu müssen, wie behutsam man in diesem Punkte sich unter den Hindu's zu verhalten habe, und bildet sich wohl auf seinen Fortschritt in indischer Anstandskunst ein wenig ein; leider aber merkt er nicht, wie sehr er damit von der Einfalt Christi abgekommen war, und wie nothwendig ein solches Conniviren weitere Folgen nach sich zog. Denn auch in der Schule wurden nun Pareia- und Subrakinder „möglichstermaßen“ auseinander gehalten, und sonst noch strengere Linien gezogen; und weil sich (trotz oder in Folge dieser Glaubensschwäche?) die Landgemeinden bedeutend mehr-

ten, um volle 474 in einem Jahre, so war nun ein Vorgang geschaffen, von welchem die späteren lutherischen Missionare, wenigstens in Trankebar selbst, sich keine wesentliche Abweichung mehr erlaubten.

Es läßt sich leicht denken, daß, wenn die Missionare bergestalt dem jesuitischen Vorbild eines neuen geistlichen Brahmanenthums sich einigermaßen näherten, die Subra-Katecheten ihnen nicht blos nach-eiferten, sondern es ihnen noch um ein ziemliches zuvorthaten. Warum nicht den reichgesegneten Rajanajaken ordiniren? fragen verwundert die Freunde in Deutschland. Antwort: „Der Kastenunterschied wird zu allgemein beobachtet, daher wir nothwendig etwas nachgeben müssen, woein die Pareier sich auch gar wohl zu finden wissen.*) In Betracht dieses können wir uns für jezo noch nicht resolviren, Rajanajaken zum Predigtamt zu bestellen. Er verrichtet auch bereits alle Dienste eines Landpredigers, ausgenommen, daß er das h. Abendmahl nicht administriert. Das würde auch kein (christlicher!) Subra aus seinen Händen nehmen, und bei Pareiern könnte dasselbe dadurch in Verachtung gerathen“ etc. Es kam da alles auf das entschiedene Vorgehen der Missionare an; statt ihren Gemeinden etwas Neues zuzumuthen, und bei dieser Gelegenheit sich selbst auch soweit zu erniedrigen, daß sie dem Pareiaprediger den Bruderkuß gegeben hätten, ließen sie sich von Rücksichten leiten, die rasch genug auch den Europäer hinduisiren können. Und ihr „für jezo“ ist natürlich ein „für immer“ geworden.

Es kann uns demnach nicht verwundern, wenn der Geschichtschreiber der Trankebarischen Mission urtheilt, um das Jahr 1740 habe die Mission ihren Höhepunkt erreicht**), worauf sie wohl noch Erweiterungen, aber keine Entwicklung mehr erlebt habe. Als im Jahr 1760 die Herrnhuter, vierzehn Brüder auf einmal, sich in Trankebar niederließen, um von da aus eine Station auf den Nikobarischen Inseln zu gründen, auf denen (1756) bereits ein Versuch der deutschen Mission mit Polzenhagens Tode gescheitert war, wollten die Hallenser durchaus nichts mit ihnen zu schaffen haben, und

*) Es ist das im Grunde sehr natürlich: der Pareia selbst fühlt sich gehobener, wenn er einen Brahmanen zu seinem Priester hat, als wenn sein Lehrer sich brüderlich zu ihm stellt.

**) Im leztvorangegangenen Jahre waren 609 Tausen vorgekommen, und im Jahr 1738 ebensoviele.

verhielten sich, wie wir es von privilegierten Konservativen gewohnt sind, sehr zurückstoßend gegen die Eindringlinge. Diese aber verstanden es, sich dort angenehm zu machen; „es ist nicht zu beschreiben,“ berichtet ein dänischer Missionar, „wie sich diese Herrnhuter in so kurzer Zeit bei Dänen, Franzosen und selbst Malabaren durch ihr nach eigenem Willen in Demuth und Geistlichkeit der Engel glänzendes Wesen insinuiert haben;“ daher man sie im Lande Gnanis (Weise, Heilige) betitelte. Auch die ältesten Katecheten, wie Rajanajaken, kamen oft zu ihnen, selbst nachdem die Missionare vor ihnen gewarnt hatten; man fürchtete sogar von einem, er werde zu ihnen übertreten, so entschieden nahm er ihre eigenthümlichen Lebensarten an. Es ist nicht geschehen; die Herrnhuter selbst wiesen seine Dienste zurück. Rajanajaken starb, nachdem er sich wieder gesaßt, 1771 im Dienste der Trankebarischen Mission; aber so viel können wir uns schon denken, daß aufgeweckten Variachristen bei dem brüderlichen Tone, der unter den neuen Predigern herrschte, zu Zeiten wohlher ward, als in der Abhängigkeit von den ihr geistliches Amt so hochhaltenden und doch in seiner Handhabung von Kastenrücksichten beeinflussten Lutheranern. Für die fortschreitende Zeit war überhaupt, wie Bengel wohl erkannte, die hallische Art bereits zu kurz gerathen. Die Eifersucht der alten Missionare bewirkte, daß den neuen keine Erlaubniß zum Wirken unter den Heiden gegeben wurde, daher nach Vereitelung wiederholter Kolonisationsversuche auf den Nikobaren, die Herrnhuter um 1801 endlich das Land räumten, zufrieden, wenn sie auch nur wenige Befehrungen erzielt hatten, mit dem Ergebniß, daß doch „manche Gemüther durch sie auf das Wesentliche des Christenthums waren aufmerksam gemacht worden.“ Es ist gewiß zu bedauern, daß sich in dieser langen Zeit kein Weg wollte finden lassen, die besonderen Gaben der Brüder-Gemeinde für das Tamilvolf nutzbar zu machen.

Die Erweiterung der Mission war schon durch Ziegenbalg auf jede Weise angestrebt worden, allein es wollte sich in jenen Drangsalsjahren nicht viel machen lassen. Doch hatte man den holländischen Stationen mit Schullehrern ausgeholfen. Nun aber bot die englische Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß die Hand zur Errichtung von Schulen in den Küstenstädten Kudelur (wo

ein Würtemberger Beck 1717—33 als Schullehrer diente) und Madras, damals der größten Stadt Indiens; aus diesen erwuchsen, da sich die Inspektion durch die Trankebarer als gar zu mühsam herausstellte, bald selbständige Stationen. Die letztere kam schon 1726 durch Schulze zu Stande; Kudelur, die Trankebar nächstgelegene Stadt der Engländer (nur 20 Stunden nördlich von Trankebar) wurde 1737 von dem wackern Sartorius besetzt. Hätte man die rechten Männer gehabt, so hätte sich auch in Kalkutta, dem Hauptplatz der Engländer in Bengalen, bereits ein Anfang machen lassen.

In Kudelur nun landeten (28. August 1740) drei weitere Arbeiter, der Schwede Kiernander, der Pommer Beglin, und der Hesse Fabricius. Letzterer, geboren 22. Januar 1711 in eines frommen Amtmanns Hause, hatte erst die Rechte studirt; er war aber schon in Gießen durch den seligen Dr. Rambach kräftig angefaßt worden, und entschloß sich — in Folge des Lesens der hallischen Missionsberichte, — nachdem er schon absolvirt hatte, noch zum Studium der Theologie. 1736 kam er nach Halle, mit dem Gelübde, das er doch sorgsam in seinem treuen Herz verschloß, sich vom Herrn überall brauchen zu lassen, wo es Ihm gefalle, begleitet von vielen Gebeten seiner Mutter und Geschwister. Und in Halle hat er wohl auch „nach aller Möglichkeit“ Kollegien angehört, doch besonders sich im Beten geübt, und daneben die Jugend des Waisenhauses unterrichtet. Im September 1739 wurden die drei jungen Männer vom jüngern Francke zum Dienst an der Mission aufgefördert, und ohne erst noch Abschied zu nehmen, gieng es gleich zur Ordination nach Dänemark, wo Fabricius eine Bußpredigt hielt, für die ihm der König, jetzt Christian VI (s. 1730) seine höchste Zufriedenheit bezeugte. „Daß du dem Willen Gottes folgen willst, gefällt mir wohl,“ schrieb ihm die treue Mutter, wie auch die Geschwister alle mit Freuden seinen Schritt begrüßten. Er hat sie nicht mehr gesehen; aber von seinen 200 Thalern jährlichen Gehalts setzte er sogleich seiner armen Mutter noch etwas aus, ehe er sich mit den Freunden nach England begab, wo sie freundliche Aufnahme fanden und das Missionsinteresse neu belebten. Mit einer großen Flotte segelten sie 1. April 1740 von Portsmouth ab und wurden von dem gefälligen Kapitän, wie gesagt, in Kudelur gelandet.

Doch sollte erst in Trankebar eine Vorbereitungszeit gemacht werden. Sie fanden hier eine portugiesische Gemeinde von

300 Seelen, während die tamilische 1226 Glieder zählte. Die Landgemeinde umfaßte 2578 Seelen in sechs Kreisen, die sich weit nach Osten und Süden ausdehnten. Letzterer standen neben dem Landprediger Aaron die beiden Katecheten Diogo und Rajanajaken vor, welche beide unserm Fabricius allmonatlich Rechenschaft abzulegen hatten. Seine Wohnung hatte er bei dem unglücklichen Miss. Bosse, den er auch etwa ein halbes Jahr lang vom Trunko kurirt zu haben schien, der aber am Ende doch nur immer tiefer sank. Am Karfreitag 1741 (31. März) hielt er seine erste Tamilpredigt (über den Spruch: Siehe, das ist Gottes Lamm &c.), nachdem er zuvor sich im Katechisiren mit den Schülern versucht hatte. An diesen hatte er nun seine Hauptfreude; er begleitet sie Morgens nach dem Gebet an den Fluß zum Baden, sieht Mittags darauf, daß sie den Reis nicht verschlafen, und besorgt am Sonnabend die Aufsicht über ihr Salben und Laziren; am Lehren, besonders in der ersten Klasse, aus welcher die Katecheten hervorgehen sollten, wird er es auch nicht haben fehlen lassen.

Er erlebte noch an Weihnachten 1741 die Ordination des zweiten Landpredigers Diogo; dann mußte er sich zum Abgang nach Madras rüsten, wo es galt, den nun heimkehrenden Schulze zu ersetzen. Fabricius war hiezu für den geeignetsten gefunden worden, und schied von den Brüdern ganz anders als Schulze, denn sie geben ihm das Zeugniß: „es ist ein mit uns im H. Herrn aufsgenaueste verbundener Bruder.“ Schulze hatte sehr rührig gearbeitet, er suchte seinen Schülkinder „mit der englischen Sprache auch das Christenthum heizubringen“, dachte an Stiftung „einer generalprotestantischen Mission“, übersezte auch schon die englische Liturgie ins Tamil (und soll sich ihrer selbst beim h. Abendmahl bedient haben); er studirte und schrieb viel in drei Sprachen; er hatte, als Sartorius (1730) ankam, bereits 200 Seelen getauft; aber sein dominirendes vielgeschäftiges Wesen, beim Mangel aller stetigen Leitungsgabe, hatte es doch zu keinem gebehlichen Aufschwung kommen lassen.

Fabricius nun traf 4. Dec. 1742 in Madras ein, wo er noch einen Monat mit dem frankten Schulze verlehte, ehe dieser nach Deutschland zurückkehrte. Er fand etwa 240 Christen vor, zu denen noch ein kleines Häuflein im holländischen Pulicat kam; aber es war eine weitzerstrente Heerde, von welcher die wenigsten, weil sie

in europäischen Häusern dienten, zur Predigt kommen konnten. Ihm lag nun am meisten an, seine Nationalgehilfen tüchtig auszubilden und persönlich an sich zu fesseln; einen gar untreuen, der Schulze's rechte Hand, oder besser gesagt, sein Herr geworden war, entließ er alsbald. Derselbe wurde erst Katholik, dann fiel er gar ins Heidenthum zurück! Die Gemeinde, die schon lange kein Abendmahl genossen hatte, bereitete er gründlich darauf vor. Dann predigte er den Heiden mit großem Eifer — er fand das auch der leiblichen Gesundheit sehr zuträglich — und brachte die den englischen Freunden beinahe entleibete Station wieder zu entschiedenem Gedeihen.

Er hatte dabei an einem Mitarbeiter, dem Berliner Geister, nicht nur keine Hilfe, sondern eine schwere Bürde. Derselbe haßte die schwarzen Christen in dem Maße, daß er ihrer keinen in seinen Dienst nahm, sondern sich nur von Heiden bedienen ließ, durchhebelte alles, was die Missionare thaten, ohne selbst die Sprache recht zu lernen, während er Einladungen zu Gastungen in englischen Häusern sehr gern annahm; ein Typus unglücklicher Missionare, der leider noch nicht ganz ausgestorben scheint. Wäre Fabricius nicht mit doppelter Liebe eingestanden, indem er namentlich auch seinen Gehalt mit den Armen theilte, es „wäre eine große Zerstreuung geschehen“. Es kann nicht befremden, daß solch ein Mann wie Geister sich den Engländern noch weiter durch Einführung des englischen Katechismus zu empfehlen suchte. Mit aller Kraft wehrte sich Fabricius gegen diese Zumuthung, welche eine Trennung von der trankebarischen Mission und vielleicht die Einführung englischer Mitarbeiter zur Folge haben konnte; während doch die Madras-Mission als eine evangelisch-lutherische von der englischen Gesellschaft adoptirt worden war. Als aber Geister deshalb trügte und endlich (Januar 1746) den ins Tamil übersehten englischen Katechismus eigenmächtig in der Schule einführte, brach Fabricius allen Umgang mit ihm ab; auch Francke drohte, hinfort der englischen Missionen sich nicht mehr annehmen zu können. Die Sache kam jedoch bald zu einer glücklichen Lösung; Geister wurde nach Rubelur versetzt, von wo er sich fast unverweilt nach Batavia zurückzog. Der englische Katechismus wurde in der Stille abgeschafft und von religiösen Anbequemung war nicht mehr die Rede.*)

*) Schon in den Tagen der Gründer hatte man von England aus der deutschen Mission vorgeschlagen, bei der Aufzählung der Gebote im portugiesischen

Andere Kämpfe nahten, welche Fabricius ganze Gelassenheit und Gebetskraft auf die Probe stellen sollten. Die Franzosen unter La Bourdonnais gürten sich zur Verdrängung der Engländer aus dem indischen Meere und gaben eben dadurch den Anstoß zur Gründung des großen angloindischen Reichs. Am 29. August 1746 nahte die französische Flotte, am 14. September landeten die Feinde im Süden von Madras. Fabricius sandte die Kinder und Wittwen ins nahe Pulikat, er selbst stärkte sich im Gebet mit den nicht geflüchteten Christen, harrete auch während des Bombardements im Missionshause aus und erlangte am Tag der Kapitulation (21. September) durch Vorweisung seiner dänischen Schutzbriefe die Zusage französischer Protektion.

Es war eine Zeit größter Verwirrung; in der allgemeinen Plünderung verlassenner Häuser hatten auch arme Christen sich etwas von fremdem Gut angeeignet; darauf ward große Visitation angestellt und wurde so eindringlich über das Gebot der Liebe gepredigt, daß alle, die noch was verborgen hielten, es selbst ihrem Seelsorger überbrachten. Nun aber mußte ein Theil der schwarzen Stadt zerstört werden; auch das Missionshaus wurde wegrasirt, nachdem die Christen es erst ausgeräumt hatten, worauf die ganze Gemeinde mit Fabricius (5. Dezember) nach dem freundlichen Pulikat zog. Es stand ihm ein dreijähriges Elend bevor, doch mochte er in dieser Zeit der Noth keinen Bediensteten abbauen; er hoffte auf Gott und brach sein Brod mit den Armen, harrend von einem Tag zum andern und nie verzagend. Er setzte sich auf rein tamilische Kost und die Trankebar-Brüder, sowie die holländischen Freunde auch von Sadras her, sandten immer wieder einige Unterstützung.

Schon im Jahr 1743 war er mit einem tüchtigen Dolmetscher, Muttu Krischna, zusammengetroffen, dessen Kritik der Bibelübersetzung ihm viel zu denken gab. Ganz in der Stille fieng er nun zu revi-

Katechismus, die herkömmliche katholische Form, wornach das zweite Gebot eigentlich ausfällt, zu verlassen. So sehr aber fürchteten sich auch die Hallenser vor dem Schein der Religionsmengerei, daß sie diese Zumuthung entschieden abwiesen, obwohl sie sonst auf möglichste Schonung der englischen Vorurtheile bedacht waren. Man kann dieser Scheu vor Menschengesälligkeit volles Recht widerfahren lassen, dürfte aber doch wohl Luthers ganzer Beistimmung versichert sein, wenn zum Besten der Jugend in heidnischen Ländern dem Verbot des Bilderdienstes auch im Katechismus ein bestimmter Ausdruck gegeben worden wäre.

diren an, was ihm der Besserung bedürftig schien, übersehte auch immer Mehreres ganz neu, da ihm gar deutlich wurde, daß die alte Uebersetzung nicht bleiben könne. Jetzt in seiner Einsamkeit, im täglichen Verkehr mit seinen sprachgewandten Katecheten brachte er mit täglich frischer Kraft das Neue Testament der Vollendung nahe. Das stille Dörfchen am Pulikatsee war ihm ein freundliches Patmos worden.

Im September 1749 durfte er nach Wiederherstellung des Friedens nach Madras zurückkehren. Sein neuer Kollege Breit-
haupt, der schon drei Jahre auf diesen Tag geharrt hatte, kam nun auch von Kudalur herauf, und ein freundlicher Engländer, Eyre, nahm beide Missionare in sein Haus auf. Alle Missionsgebäude waren zerstört, der Gottesdienst mußte auf dem Kirchhof gehalten werden, bis ein Bretterverschlag hergestellt war. Wohl hatte der Admiral Boscawen, bevor er nach England zurücksegelte, verordnet, den katholischen Padres für ihre Spionage und Intriguen ihre Kirche und Wohnung in Weperi, eine halbe Stunde westlich von Madras, abzunehmen und als Entschädigung für den Kriegsschaden der evangelischen Mission zu schenken. Allein Gouverneur Prince kehrte sich wenig daran, er haßte die Mission und suchte ihr eine Schwierigkeit um die andere in den Weg zu legen. Fabricius wußte sich übrigens durch seine mit dem Rechtsgefühl eines alten Juristen abgefaßten Vorstellungen bei ihm allmählich Achtung zu verschaffen; und da er trotz des Ausbleibens der Europaposten und vieler Unfälle, denen ein alles zerstörender Orkan (31. Oct. 1752) die Krone aufsetzte, geduldig ausharrte, wurde endlich seine Bitte erhört. Am 1. Advent 1752 bezog er das neue Missionsgut, gerade sechs Jahre nach seiner Wanderung ins Exil, und die Gemeinde in Madras feierte einen fröhlichen Einweihungstag; mit der Geldentschädigung von 500 Pagoden konnte alles, was der Orkan zerstört hatte, wieder aufgebaut werden. Man war aus langandauernder Enge auf einen weiten Raum versetzt worden, und Fabricius, der selbst nie heirathete, durfte nun (1753) seinem Kollegen ein treues Weib antrauen, wodurch auch ihm ein liebliches Heimwesen erblühte.

Und jetzt, nachdem er noch einmal „gleichsam als ein armer Sünder und Bettler den Grundtext des Neuen Testaments durchkrochen“ und erwogen hat, „wie jedes Wort am bequemsten zu gehen“, nachdem er sich mit den verständigsten Eingebornen berathen,

hält er es für seine Pflicht, einmal auch wieder die Tranklebar-Brüder zu sehen, das erstemal nach zwölf Jahren. Noch tobte der Krieg im Karnatik, denn trotz des europäischen Friedens befehdeten sich in Indien fortwährend die französischen und englischen Handelskompagnien sammt ihren Allirten; doch kam Fabricius unter holländischem Geleite durch die französischen Truppen — mit kurzer Gefangenschaft — glücklich hindurch (April 1754) und sah dann alte und neue Brüder, auch Schwarz unter den letztern, worauf zwei Monate hindurch die Uebersetzung besprochen, und alles, was bisher darüber hin und her verhandelt worden war, zum Abschluß gebracht wurde. Im Jahr 1758 war dann das Neue Testament gedruckt, zunächst freilich nur vom 2 Korintherbrief an rein fabricische Arbeit, während die Brüder an der Presse im ersten Theil eklektisch zu verfahren gesucht hatten. Am Ende aber empfahl sich doch Allen besser, ein Werk aus Einem Guß zu haben, das die Offenbarung Gottes „mit Deutlichkeit, Kraft, Kürze und Annehmlichkeit“ in der TAMILSPRACHE wiebergäbe. Gewiß ist auch Fabricius Uebersetzung eine der gelungensten, wenn sie gleich im letzten dieser vier Punkte für ein gut geschultes Tamiloehr noch allerhand mag vermissen lassen.*) Man sieht es ihr überall an, daß, wie er selbst sagt, Alles darin „von vorne und von hinten balancirt“ worden ist.

Noch in eben diesem Jahr gieng es mit Dupleir's großem Plane eines französischen Indiens zur Reize; seine Drohung, aus Madras ein Fischerdorf zu machen, wollte sich nicht erfüllen. Der siebenjährige Krieg, der nun ausbrach, führte vielmehr zur raschen Hebung der englischen Macht und den Franzosen gelang immer weniger. Zwar eroberten sie im Jahr 1758 die Stadt Kudelur und belagerten Landschaur und Madras, wodurch der Mission allerhand Schaden widerfuhr. Namentlich wurden Fabricius und Breithaupt (12. Dezember) von der leichten Reiterei der Franzosen rein ausgeplündert,

*) Daß auch die holländischen Prediger in Kolombo um diese Zeit an der h. Schrift übersehten und überhaupt in mannigfacher Weise mit den deutschen Missionaren einen schönen friedlichen Wettstreit pflegten, mag hier im Vorbeigehen kurz erwähnt werden. Es war besonders der edle Gouverneur von Imhoff (1736—40), der diese Lebensregungen in Ceylon förderte, nachdem die Unfruchtbarkeit des gegen Heiden und Katholiken angewendeten Zwangsystems sich nicht mehr länger verkennen ließ. Er hat auch später als Generalgouverneur in dieser Richtung fortgewirkt.

was auch Graf Lally beim besten Willen nicht verhindern konnte. Zu ihm nämlich begab sich Fabricius ins französische Lager, wo ihn ein deutscher Rittmeister bewirthete, der dann seinen Säbel hin und herschwenkte und schon mit den Köpfen der Engländer in Madras zu spielen meinte. Der Säbel zerbrach ihm aber an einem dürren Kokuszweige, und gleich darauf auch einer seiner Zähne, daher Fabricius gedachte: Gott kann wohl euer Schwert und eure stolzen Worte aus eurem Munde zerbrechen! eine Ahnung, welche auch der Erfolg bestätigte.

Schon im Februar 1759 durfte er aus seinem Asyl in Pulikat nach Weperi zurückkehren, da die Belagerung aufgehoben war; er fand auch in dem Missionshof etliche der verlorengegangenen und geraubten Bücher wieder, die ihm zu seiner Uebersetzung des Alten Testaments gerade nöthig waren, und theilte dann in der großen anhaltenden Theurung seinen letzten Pfennig mit der armen hin und hergestoßenen Gemeinde. Im Januar 1761 aber wurde Pudutscheri von den Engländern erobert, womit die Franzosenherrschaft ihr Ende erreicht hatte.

Was in diesen bewegten Zeiten auch unter Europäern in Indien durch die Missionare gewirkt wurde, darf nicht gering angeschlagen werden. Fabricius zwar hütete sich lange vor dem familiären Umgang mit Blanken (Weißen) und lebte gern abgesondert von der Welt, ärmlich gekleidet, zufrieden mit Einem Zimmer, allein mit seinem Gott und seiner Gemeinde. Aber wo ihm ein geistliches Bedürfniß entgegenkam, da war er rasch bei der Hand, und predigte wie die andern Missionare nicht nur den vielen Schweizern und Deutschen, die sich in beiden gegenüberliegenden Heeren, wie bei den Holländern zahlreich vorfanden, sondern wirkte auch auf Engländer überaus wohlthätig. Wo er konnte, bediente er sie mit Wort und Sakrament; befreundete Familien derselben hauten sich um sein Gehörte an, und die kleine portugiesische Gemeinde ward durch das Vorherrschen der nun immer wichtigeren Sprache der Eroberer allmählich zu einer englischen umgewandelt.

Bei der Eroberung von Pudutscheri nun hatten die Engländer auch eine Druckerei erbeutet. Die Regierung bat Fabricius, die Oberaufsicht zu übernehmen, wogegen ihm gestattet wurde, sich derselben umsonst mit zu bedienen, 1761. So hatte er denn bald neben seiner Kirche auch eine Presse, auf welcher nebst andern Schrif-

ten, z. B. einem Vorbereitungsbüchlein, seine Bibelübersetzung endlich unter seinen Augen gedruckt wurde. Lange dachte er auch an Bereitung einer Postille, wozu er sich seine Predigten sorgfältig concipirte; sie handeln, wie man von ihm erwarten kann, mehr von der Heiligung als von der Rechtfertigung durch den Glauben.

Auf dieser Presse erschien denn auch im Jahr 1774 sein Gesangbuch, eine köstliche Gabe für die Tamil-Gemeinden. Er hatte ganz in der Stille schon im Jahr 1756 über hundert Lieder gedichtet, in welchen er mit Vermeidung aller poetischen Freiheiten den innigen Sinn der deutschen Liederdichter mit großem Geschick in gewöhnlichster Sprache wiedergab; mit Recht hoffte er von ihnen, sie werden sich, wenn man auch derzeit noch das alte Gesangbuch in Trankebar neu auflege, doch im Lauf der Jahre von selbst rekommandiren. Künstlichere Verse mögen schon vielfach in der Mission gefertigt worden sein, vielleicht auch korrektere; aber die innigen, reichhaltigen, aus tiefster Erfahrung geschöpften Lieder des Fabricius sind seither von keinem Missionsdichter erreicht worden. Es ist nur zu bedauern, daß sie in den englischen und amerikanischen Missionen des Tamillandes fast vergessen sind, weil dort die Kenntniß der Melodien fehlt. *) Fabricius hatte zugleich unter seinen Schülkinder wie auch in der Gemeinde das Singen recht in Schwung gebracht, und je tiefer bei ihm die Noth wurde, desto entschiedener half sich der wohlgeschulte Kreuzträger durch Singen und Dichten.

Aber auch dem Bedürfniß der europäischen Arbeiter kam er entgegen, indem er eine Grammatik des Tamil herausgab (1778), der ein tamilisch-englisches, zuletzt noch ein englisch-tamilisches Lexikon folgte (1779 und 86).

Unter den Bekehrungen, welche in der Mission vorkamen, machte die eines portugiesischen Dominikaners besonderes Aufsehen. Manuel José da Costa von Coimbra, ein wohlstudirter und scharfsinniger Mann, war während seines mehrjährigen Dienstes in Goa und Diu am Papstthum zweifelhaft geworden. Nach Siam versetzt, wird er mit einem Jesuiten Antonius Rodriguez bekannt, bei welchem er

*) Wo aber ein Missionar dort auch in der Zeit, da es zum alten Eisen geworfen schien, ein Exemplar dieses Gesangbuchs hatte, durfte er sich wohl hüten, es nicht zu sorglos stehen zu lassen. Die heidnische und christliche Dienerschaft scheint gerade diesem Buche besonders gefährlich gewesen zu sein, während Massen von Predigten und Traktaten keinen Dieb anlockten.

auch einiges Mißfallen an der römischen Lehre bemerkt. Endlich entdecken sie sich einander und lesen zusammen in der lateinischen Bibel; auch fällt ihnen ein Trankebarer Katechismus in die Hände, aus dem sie insgeheim mehrere Gemeindeglieder unterrichten, so daß ihrer 43 aus der römischen Kirche austreten. Rodriguez tritt gleichfalls offen aus, wird excommunicirt, stirbt bald und wird von den Römischen begraben, als habe er sich wieder zurückgewandt. Da Costa aber, von einem Pater festgenommen, soll der Inquisition in Goa übergeben werden; doch weiß ein ihm bekannter Muhammedaner zu bewirken, daß er an der Tamilküste abgesetzt wird. So kommt er nach Trankebar, verkehrt mit Miss. Wiedebrock, dem er doch sich nicht zu entdecken wagt, um nicht von den Katholiken an der Rückkehr nach Siam verhindert zu werden. Madras scheint ihm der geschicktere Ort; hier kommt er verkleidet ins Missionshaus und verkehrt nun mit Fabricius, dem er in der Stille sein Bekenntniß abzuliegen wünscht, worauf er als protestantischer Missionar nach Siam abgeordnet zu werden hofft. Fabricius unterrichtete ihn weiter mit Hilfe einer schon zum Druck bereiten Lehrschrift über das Papstthum und nahm ihn vor etlichen Zeugen in die Gemeinde auf, worauf Da Costa einen Absagebrief aufsetzte, der nach seiner Abreise veröffentlicht werden sollte (1768). Er reiste nun nach Kalkutta, wo Kiernander seit 1758 eine hoffnungsvolle Arbeit begonnen hatte, und trat öffentlich seiner portugiesischen Gemeinde bei. Dort hat er jeden andern Sonntag, mit dem gleichfalls bekehrten Pater Bento abwechselnd, freimüthig gepredigt, hat auch eine von holländischen Eltern in Siam geborene Wittve Marcella geheirathet (November 1769), die, wie er hoffte, in Siam sich würde nützlich machen können. Dort scheint man sehnlichst auf ihn gewartet zu haben, wie auch er in langer Krankheit beständig nach seinen Siamesen verlangte; er unterlag ihr aber in Kalkutta (März 1771).

Wie wünschten wir nun dem alternden Fabricius, der doch immer noch zu Fuß umherreist, eine ruhige, friedliche Hirtenwirksamkeit, wie sie nach bewegten, stürmischen Tagen dem greisen Knechte Christi so wohl zu gönnen wäre inmitten seiner kleinen Heerde (von etwa 800 Seelen) und im steten Verkehr mit den (holländischen) Außenstationen Pulikat und Sadras,*) zu denen (seit 1771) auch

*) Zwischen Madras und Sadras kamen schon unsere alten deutschen Missionare gar oft an den Felsstempeln vorbei, welche unter dem Namen der sieben

das im Innern gelegene Fort Welur mit einem sich zusehends mehrenden Häuflein von Christen gekommen war! Allein er sollte die ganze Schwere der ungünstigen Zeitverhältnisse empfinden, sollte darüber am Ende auch gar noch seinen guten Namen einbüßen!

Noch wollte es sich nicht zur Ruhe anlassen. Im August 1767 wars, daß der mächtige Rebelle des Maisur-Königs, Haider Ali Khan, verbündet mit dem Nizam des Deccans gegen die Engländer losbrach, und sein Sohn Tipu Sahib hätte damals beinahe mit seiner leichten Reiterei die Rathsherren von Madras sammt der Festung selbst weggenommen. Er führte unter anderen fünf katholische Missionare vom Thomasberg mit sich fort. Die deutschen Missionare mußten wieder fliehen, mußten dann aufs flache Dach der Missionskirche eine Kanone stellen lassen, mußten wieder durch Orkan und Theurung gehen, mußten ihr Weperi (1780) zu einem Kriegslager umschaffen sehen; und was bei allem wohl das Schmerzlichste war, sie mußten handgreiflich erfahren, daß es in Deutschland mit dem Missionsinteresse immer mehr abwärts gieng. Die Geburtswehen jener neuen Zeit machten sich allerwärts fühlbar. Das Ende der jesuitischen Mission schien gar bald auch von der protestantischen getheilt werden zu sollen. Ein Missionar Hüttemann fieng bereits an, die ganze Mission als eine große Armenanstalt, die tamilische Nation als ein unverbesserliches Bettler- und Lügenvolk zu verdammen und die noch einzige Hoffnung auf etwas Besseres in großartigen englischen Unterrichtsanstalten zu erblicken.

Da hieß es plötzlich, der alte Fabricius habe die ihm anvertrauten Gelder von Wittwen und Waisen, ja alle Fonds der Mission zu Geldspeculationen verwendet und — mit einem Schlage sei Alles verloren. Schwarz wollte es nicht glauben. Er reiste selbst nach Madras 1778, und fand es nur allzuwahr. Der alte Fabricius lag gefährlich krank; nun wurden auch noch die meisten Brüder an ihm irre, und der gute Name der Mission schien völlig dahin. Fabricius hatte in den Jahren der allgemeinen Verwirrung die ihm

Pagoden noch heute das Wunder mancher Reisenden sind. Aus erhaltenen Inschriften geht hervor, daß hier einst eine Stadt Ma-mal-lei-pu-ram stand, deren Stätte theilweise vom Meer bedeckt ist. Die Geschichte Krishna's und seines Freundes Arschuna findet sich auf einigen Granitblöcken abgebildet; andere Felsmassen sind geradezu in einsteinige Tempel umgewandelt. Schon Schulze und Sartorius haben die merkwürdigen Ueberreste eingehend beschrieben. (s. die Abbildung.)

anvertrauten Kapitalien von Wittwen und Waisen, wie auch durch Schiffsgelegenheiten übersandte Missionsgelder, zusammen über 100,000 Thaler, mittelst seines Katecheten Gurupadam, eines Sohnes des seligen Landpredigers Aron, auf Zinsen ausgethan. Madras war damals natürlich der einzige etwas sichere Ort, Fabricius gewandt in Notariatgeschäften, allem Geize fremd, und durchaus wahr. Dabei war ihm aber alle Vorsicht abhanden gekommen; die hohen Zinsen, wie sie von bedrängten Adeligen des Landes bezahlt oder doch versprochen wurden, schienen der Mission neue Hilfsquellen zu sichern, oder doch den Mittelspersonen, seinen geliebten Tamilgehilfen, ein gutes Auskommen zu verschaffen, so war der alte Mann in die Falle gegangen. Da plötzlich läuft der Hauptschuldner, des Nawabs Schwiegersohn davon; ein anderer, der Baron Bommarasa, hat wohl dem Missionar sein Ländchen verpfändet, aber wer wirds kaufen im allgemeinen Ruin! Das Merkwürdigste war, daß der Greis dabei so „unbegreiflich unempfindlich, und, man gestatte das Wort, voll Glaubens“ blieb. Gott hatte ihn, wie er meinte, in der ungeheuren Seelennoth so unzählige Mal der Errettung versichert, daß er Zweifel daran für Sünde hielt. „Die schwere Versuchung“ mußte sich ja „mit Sieg und Segen endigen.“ Seinem innigst geliebten Bruder Breithaupt hatte er von dem „unvernünftigen Handel“, wie er selbst erklärt, kein Sterbenswörtchen gesagt; nur wußte dieser, daß Fabricius täglich zu Gott bete, er möge ihn nicht in Sünden oder Geldschulden sterben lassen!

Fabricius muß ins Gefängniß wandern, die Gesellschaft in London entläßt ihn aus ihrem Dienst; er lebt von Almosen. Dabei bleibt er sich aber immer gleich, betet, predigt, schreibt, speist eben so vergnügt, als er noch aus seiner Armuth den Armen gibt; er überläßt es den Brüdern, sich über ihn zu grämen. Es geht die Sage, einer seiner alten Kollegen sei zu ihm ins Gefängniß getreten und habe beim Anblick des 70jährigen hohen Greisen die Thränen nicht zurückhalten können. Dieser aber habe von allem nichts gemerkt, sondern nur geschwind dem Bruder die Hand gedrückt, mit den Worten: „Nein, das freut mich; gerade zu rechter Zeit gekommen! Hör einmal, wie das klingt!“ und dann mit heller Stimme ein eben fertig gewordenes Tamil-Loblied angestimmt, als fühle er sich schon im Vorhof des Himmels!

Allmählich wird aber doch diese Zuversicht herabgestimmt. Breit-

haupt, der ihm unerschütterlich zugethan blieb, stirbt (November 1782) und Fabricius tritt in die Lücke mit Aufbietung aller Kräfte; wie es scheint, zunächst ohne die jährliche 50 Pfd. St., welche ihm früher als Gehalt bezahlt worden waren (womit, nach Gericke's Bemerkungen, ein Mann nur gerade durchkommen konnte, wenn er von Reis und Kari lebte). Gar kümmerlich muß er sich da durchhelfen, und er erkennt endlich „die schreckliche Sichtung des Satans“, für die er schambedeckt nun täglich um Vergebung fleht. Des Nawabs Schwiegersohn ist gestorben; der selbst verschuldete Nawab läßt sich zu keiner Zahlung bewegen. Immer noch hält aber Fabricius fest an der Unschuld seines vertrauten, ihm „gar brauchbaren Gehilfen“ Gurupadam, bis dessen Untreue und der schmählische Mißbrauch, den er mit der Gedächtnißschwäche des alten Mannes trieb, die Tamil-Gemeinde nöthigte, sich offen gegen ihn zu erklären. Wie muß es dem greisen Missionar ins Herz geschnitten haben, nun dieselbe Entdeckung zu machen, wie er sie nach Schulzes Abgang an dessen rechter Hand erlebt hatte! Noch einmal muß Fabricius ins Schuldgefängniß wandern (31. Januar 1788); und, nachdem er kaum los geworden und (im August) sein Amt an Gericke abgetreten hatte, stecken sie ihn wieder ein. Er sitzt dort über ein Jahr, genießt nun aber doch Ruhe vor seinen Gläubigern, und Gericke im Verein mit Breithaupts Sohne kann ihm sein drittes Gefängniß erträglich machen.

Im Januar 1791 endlich wird der 80jährige Greis wieder frei, indem der Mann, der ihn eingesezt hatte, mit seinem Gewissen nicht mehr zurechtkam und also zunächst sich selbst wieder Ruhe verschaffen wollte. Die Brüder und die Gemeinden haben ihn sicherlich herausgebetet. „Er hat noch immer ein fröhlich Herz, guten Appetit und Schlaf, lächelt und kennt alle älteren Leute,“ aber sonst ist das Gedächtniß dahin. „Es ist beschwerlich, ihn in die Kirche zu führen, aber er besteht darauf, bei jedem Gottesdienst zugegen zu sein.“ Auch der letzte seiner leiblichen Brüder, Sebastian, der väterliche Berather sämmtlicher Missionare in den letzten dreißig Jahren, war nun (Januar 1790) entschlafen. Wie sehr ihn seit zwölf Jahren die Berichte über seines Philipps Mißgeschick angegriffen hatten, kann man sich denken; „die Nachricht, daß sein Bruder gestorben, hätte ihm das Herz nicht mit solchem Jammer überschüttet. Gott o großer Gott,“ seufzte er,

„hülf aus Gnaden, daß nur dein Werk nicht Schaden leide!“ — Von seinen Jugendfreunden lebt, nachdem Zeglin 1780 in Trankebar gestorben, nur noch Kiernander in Bengalen; Kiernander, der einmal Bürge für ihn werden wollte, nun nach kurzem Glanz und Reichthum auch verarmt und verschollen (s. Miss. Mag. 1865. S. 393). Nichts fesselt ihn mehr an diese Welt, es geht endlich zur Ruhe. An seinem 81sten Geburtstage ließ Fabricius sich noch lange vorlesen, las dann selbst in seinem Gesangbuch, sieng an zu beben und verlangte aufs Bett gelegt zu werden. Zu den Trostworten, die ihm zugerufen wurden, sagte er noch vernehmlich am, ja; am nächsten Mittag (23. al. 24. Januar 1791) nahm ihn der Herr zu sich.

Es ist uns wohl, ihn daheim zu wissen, den treuen, schon hienieden in allem Umtrieb der Welt so überirdischen Mann, dessen Schwächen ganz offen vor Augen liegen, weil sie ihm voraus ins schärfste Gericht liefen (1 Tim. 4, 24), ohne daß sie doch uns seinen wahren Werth zu verbunkeln vermögen. Wir können ihn uns denken, den freundlichen Mystiker, wie er in der Mittheilung eines alten Tamilen erscheint, im Fenster stehend und den in der Veranda versammelten Armen mit beiden Händen austheilend, Reis, wenn er nur Reis hat, aber auch Kupfer und Silber, wenn das gerade zur Hand ist. Es ist ja beides nur Erde! Er hat dem Tamilvolf reichlich ausgetheilt von den Schätzen eines reichen Gemüths, und seine Gaben wuchern noch fort in seinen Liedern und seiner Bibel.

Aber ein großer Mangel, verhängnißvoll namentlich für die Madras=Mission, wird uns doch in dieser 50jährigen Wirksamkeit eines grundedlen Mannes offenbar. Es kommt weder unter den Missionaren selbst, noch bei den Gemeinden zu einer rechten Organisation der vorhandenen Kräfte, und ebendamit zu keiner gesunden Erziehung und Ausbildung derselben. Vergebens sucht man auch nur nach einer Spur von Regierung; der Nothbehelf des „Dreiherrendienstes, in welchem diese englischen Missionare“ standen, mit ihren Berichten nach Halle, Kopenhagen und London, hatte sie auch draußen an eine zuwartende Anarchie gewöhnt. Gewiß sind viele Hunderte von Seelen durch diesen theuren Mann zur ewigen Seligkeit geführt worden: Heiden, Katholiken, auch etliche Muselmanen, Deutsche, Schweizer und Engländer; unter den Ueberlebenden aber

hat er seinen Nachfolgern ein wirklich gesundes Wirken fast so schwer gemacht, als wenn er mit Wissen und Willen dem Feinde in die Hände gearbeitet hätte. Wir sehen daraus, wie ungemein viel an einer umsichtigen Leitung der Mission liegt, welche die Gaben der Einzelnen gerade an der ihnen zukommenden Stelle zu verwenden und ihre Einseitigkeit durch weise Beschränkung der Arbeitsphäre unschädlich zu machen versteht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lappen und die lappische Mission.*)

1. Die Lappen.

Unter den Ueberresten von Völkerschaften, welche früher größere Strecken unsers Welttheils bewohnt haben, nun aber längst in entlegene Gegenden zurückgedrängt und fremden Nationen unterworfen worden sind, verdient wohl auch dasjenige Volk, welches jetzt die nördlichsten Gegenden Europa's bewohnt, einige Aufmerksamkeit. Die Lappen sind zwar ein kleines Völklein, allein ihre Geschichte, ihr Volksleben und nicht am wenigsten die Mission unter ihnen, bieten manche interessante Seiten dar.

Die Lappen, die übrigens sich selbst Same nennen, gehören zu dem großen finnischen Stamme, sind also keine Indoeuropäer. Neuere Untersuchungen haben außer allen Zweifel gesetzt, daß die Lappen am nächsten verwandt sind mit denjenigen Völkerschaften des Nordens, neben und unter welchen sie wohnen, Finnen, Esthen, Escheremissen, Mordwinen, Botjaken, Syrjänen, Vogulen, Ostjaken u. a., welche alle durchs weite russische Reich bis ans kaspische Meer hinüber, ja mittelst einer vereinzelter Kolonie

*) Ein Auszug aus Lapperne ig den lapske Mission. Af J. Vahl, Prost i Aarhus. Kopenhagen 1863. Es ist dieß ein neues grundlegendes Werk über eine nur wenig bekannte Mission, die doch schon um ihrer Nähe willen den deutschen Leser interessiren muß. Mit Freuden hören wir, daß eine deutsche Ausgabe der fleißigen Arbeit nächstens erscheinen wird.

auch bis an das schwarze Meer hinunter reichen, und zuletzt einen mächtigen Vorposten (die Magharen) bis an die Grenze des südlichen Deutschlands vorgeschoben haben. Es ist eine Strecke von 400 Meilen von Nord bis Süd und über 600 Meilen von Ost bis West, welche — freilich nicht allein — von diesem Volksstamme, dessen Anzahl $8\frac{1}{2}$ Millionen beträgt, bewohnt ist. Hievon machen die Lappen einen kleinen, wenn gleich nicht den kleinsten, Zweig aus, der sich in einer Gesamtzahl von 26,000 Seelen in dem nördlichen Norwegen, Schweden, Finnland und Rußland vorfindet. Einst haben sie weit größere Strecken bewohnt. Es kann geschichtlich erwiesen werden, daß Lappen viel weiter gegen Süden angesiedelt waren; nicht allein finden sich davon Nachrichten in alten Schriften, sondern auch weit hinab gegen Süden, sowohl in Norwegen als in Schweden und Finnland, bezeugen es Ortsnamen, welche sich nur aus der lappischen Sprache erklären lassen; ja es gibt solche noch in Esthland, vereinzelt sogar in Ostpreußen und Litthauen. Könnte erwiesen werden, daß jene Völker, welche im Norden die Steinhäufen und Hünengräber errichtet, die großen Küchenabfälle hinterlassen und sich steinerner Waffen und Geräthe bedient haben, Lappen gewesen sind, für welche Annahme vieles spricht, dann haben diese vielleicht nach Deutschland hereingereicht, bis sie an das südlich vor ihnen wohnende, civilisirttere Volk, welches die Pfahlbauten in den schweizerischen Seen errichtete, anstießen. Vielleicht waren auch die Zwerge und Schwarzelken, deren die nordischen Sagen erwähnen, nichts anderes als Lappen.

Soviel scheint beglaubigt, daß sie ums Jahr 1000 ziemlich weit ins nördliche Rußland, Finnland und Schweden hinab wohnten. In letzterem Lande und in Norwegen hatten die Lappen weit gegen Süden die Gebirge und Einöden des Innern im Besiz. Allein wie die übrige Bevölkerung heranwuchs und das Land anbaute, wurden die Lappen immer weiter zurückgedrängt; man unternahm Handels- oder richtiger Plünderungszüge gegen sie, bis sie immer tiefer ins Innere, aufs Gebirge, getrieben wurden. Der große Zuwachs von Ansiedlern in Schweden und Rußland hat noch im letzten Jahrhundert den Lappen mehr und mehr Weideplätze geraubt und zu ihrer Verarmung und Zerstörung beigetragen. Jetzt sind nur schwache Ueberreste dieses Volkes vorhanden. In Norwegen, wo sie am zahlreichsten sind, gibt es 16,000 Lappen. Je weiter nördlich

man kommt, desto mehr findet man ihrer; die südlichsten etwa bei der Stadt Röraas. Doch erst in Finnmarken zeigen sie sich in Masse, so daß sie in einigen Kirchspielen die Mehrzahl bilden.

In Schweden finden sie sich, einige südlichere Kirchspiele ausgenommen, eigentlich nur in den Gebirgskirchspielen der sogenannten Lappmarken, wo ihre Anzahl 6000 Seelen beträgt. In Finnland trifft man sie, außer einigen zerstreuten Dienstboten, nur in den vier nördlichsten Kirchspielen, wo ihrer 1000 sein mögen. In Rußland werden noch 2000 gezählt vom Eismeere an bis zum Meerbusen von Kandalaks.

In den beiden letzteren Ländern ist die lappische Bevölkerung im Abnehmen begriffen, nach und nach werden sie dort ganz entnationalisirt und dürften sich unter der übrigen Bevölkerung verlieren. Anders in Schweden und Norwegen; namentlich im letzteren scheint das lappische Element im Steigen. Es zeigt sich hier auch nicht die entfernteste Aussicht, daß sie ihre Nationalität verlieren werden; im Gegentheil hat man, wo sie in großer Menge vorhanden sind, nicht wenige Beispiele davon, daß Norweger und Finnen die ihrige verloren und im zweiten oder dritten Glied Lappen wurden. Wir sehen also hier sowohl als in Grönland Stellen, wo eine uncivilisirte Urbevölkerung mit Skandinaviern in Berührung kam, ohne daß, wie in Amerika, Polynesien und andern Orten, die Urbevölkerung zusammenschmolz und zu Grunde gieng. Daß auch die Lappen ihre Zeit der Abnahme gehabt haben, kann nicht bezweifelt werden; allein diese scheint bereits hinter uns zu liegen. Auch auf ihre Entnationalisirung, ob man diese nun wünsche oder bedaure, besteht in Schweden und Norwegen keinerlei Aussicht; dafür halten sie allzu fest an ihrer Sprache und übrigen Volkseigenthümlichkeit.

Die Landstrecken, welche gegenwärtig von den Lappen bewohnt sind, liegen im äußersten Norden Europa's und gehören zu den höchstgelegenen bewohnten Gegenden der Welt. Das Land besteht aus einer Hochebene. Gegen Westen erheben sich nämlich vom Meere an flache, breite Bergrücken, die ziemlich plötzlich ihre größte Höhe (4000—5500 Fuß) erreichen, um dann gegen den hottinischen Meerbusen sich allmählich abzuflachen. Die Nordküste aber ist weit niedriger und nimmt gegen Osten zusehends an Höhe ab. Das Innere des Landes bildet somit eine Hochebene, welche in Finnmarken eine ungefähre Höhe von 1500—2000 Fuß hat, durchschnitten von

zahlreichen Thälern, die als jähe, enge Schluchten abfallen. Eine Masse von Flüssen und Seen erfüllt das Land; überall gewaltige Sümpfe und Moräste, besonders in den Niederungen. Im russischen Lappland ist die Hochebene niedriger und minder bewässert als im Westen.

Man stellt sich nun diese Polargegenden als entsetzlich kalt und fast unbewohnbar vor; eine Annahme, die berichtigt werden muß. Besonders gegen Westen ist das Klima verhältnißmäßig sehr mild, indem es ungefähr dem doch viel südlicheren Petersburger gleicht; je weiter man ins Innere und gegen Osten vordringt, desto kälter wird es. Rüben und Kartoffeln werden noch am Nordkap gebaut; der Getreidebau dagegen ist dort schon schwierig und wird im Osten unmöglich, wie denn von Ackerbau und Viehzucht im russischen und finnischen Lappland nicht mehr die Rede sein kann. Im norwegischen Lappland gibt es Wälder von Nadelhölzern, Birken und Weiden; im südlicher gelegenen schwedischen Lappland sind die Vegetationsverhältnisse noch günstiger. Wo aber der Baumwuchs aufhört, ist die Hochebene dürr und öde, trübselige Wellenhügel von graugrüner Farbe breiten sich unabsehbar aus, welche doch die für das Rennthier so wichtige Pflanze, das Rennthiermoos, erzeugen; freilich auch nicht überall, denn auf den höchsten Gebirgen und gegen Nordosten herrscht vollkommene Debe und Leere.

Die günstigen klimatischen Verhältnisse des nordwestlichen Europa's schreiben sich bekanntlich davon her, daß der Golfstrom die norwegische Küste berührt, bis er sich östlich vom Nordkap nach Norden kehrt. Er bringt die wärmere Luft mit, die das Klima Finnmarkens so bedeutend mildert.

Der größte Theil der von den Lappen bewohnten Landstrecken liegt innerhalb des Polarkreises und muß daher eine Zeitlang des Sonnenscheins entbehren. Bei Bardöhuus im äußersten Norwegen herrscht die Nacht von Mitte November bis Anfang Februar; Mittags jedoch ist es so helle, daß man bei schönem Mondschein auf ein Paar Stunden die Lampe löschen kann. Die prachtvollen Nordlichter dagegen tragen weniger zur Erhellung als zur Erheiterung bei. Ist der lange Winter vorüber, um dem Sommer und einem lange ununterbrochenen Sonnenschein Platz zu machen, so sproßt Alles mit unglaublicher Schnelligkeit aus der Erde hervor, bis man beinahe das Gras wachsen sieht, und die Saat binnen 6—8 Wochen

sowohl gesäet als geerntet sein kann. Eine Plage des Sommers bildet aber die unglaubliche Menge von Mücken, gegen deren Stiche die der Muskito's, laut Aussage kompetenter Richter, fast in Nichts verschwinden.

Zur Zeit, da die Lappen unter dem Namen Schrittfinnen in der Geschichte auftreten, d. h. im sechsten Jahrhundert, werden sie ein Jägervolk genannt. Auch in einem Reisebericht, den der Norweger Othar um 870 an den König Alfred von England erstattete, erscheinen sie mit Jagd und Fischerei beschäftigt; zugleich aber, heißt es, betreiben sie die Rennthierzucht, indem sie mittelst gezähmter Rennthiere wilde einfangen. Wahrscheinlich ist um jene Zeit eine Veränderung in ihrer Lebensart vorgegangen. Von Nordmannen und Finnen nach dem Eismeer gedrängt, scheinen sie zuerst sich von der Fischerei und Jagd auf Wallrosse, Seehunde u. s. w. ernährt zu haben. Nunmehr aber hatten auch die Norweger den Seeweg nach Bjarmeland (an der Mündung der Dwina ins weiße Meer) gefunden, und unternahmen in Folge davon einträgliche Raubzüge dahin, auf welchen sie auch unterwegs an der Küste plünderten. Dadurch wurden die Lappen vom Meere und seinem reichen Ertrage zurückgetrieben und um so mehr auf den Erwerb im Innern angewiesen. Hier nun fanden sie die Rennthiere, lernten dieselben zähmen und sicherten sich damit bald ein genügendes Auskommen, ohne darum Jagd und Fischerei aufzugeben. Diese Veränderung ihrer Lebensweise muß zur Zeit Othars angefangen und in der folgenden Zeit der normännischen Meerfahrten sich ziemlich schnell vollzogen haben.

Jahrhunderte lang führten sie nun ein Nomadenleben und führen es zum großen Theile noch heute. Allein der Anbau des Landes durch die sich mehrenden Ansiedler begann um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Finnland, und seit dem 18. auch in Schweden; die Lappen wurden dadurch immer mehr eingeschränkt und ihr Umherwandern gehindert. Viele verarmten, sowohl durch den Verlust von Weideplätzen, als durch den Branntwein der Südlinger; als Nomaden konnten sie nicht mehr bestehen und mußten also entweder sich als Kolonisten ansiedeln oder ausgebehnteren Fischfang treiben. Daher theilen sie sich jetzt in Berglappen, Fischerlappen (Fluß- und Seelappen) und endlich Walblappen.

Die Berglappen nun sehen nicht nur sich selbst als die

ächten Lappen an, sondern gelten auch dafür bei ihren Landsleuten. Mit großer Liebe hängen sie an ihrer nomadischen Lebensart; ungern und nur nothgedrungen geben sie dieselbe auf, sehnen sich stets nach derselben zurück, und schauen zu ihr, auch wenn sie aufgegeben ist, noch als zu ihrem Ideal empor. Ihrer sind verhältnißmäßig nur wenige, in Norwegen bloß ein Zehntel der ganzen Lappenbevölkerung, in Schweden eine noch geringere Zahl, in Finnland kaum etliche, in Rußland keine. Ihre Anzahl wird sich wahrscheinlich noch vermindern, da die russische Regierung den norwegischen Lappen verboten hat, durchs finnische Gränzgebiet nach Schweden hinüberzuwandern, wodurch ihrer viele sich genöthigt sehen, ihre Lebensart zu verändern.

Das Dasein des Berglappen ist gänzlich an das Rennthier geknüpft. Dieses versieht ihn mit Nahrung und Kleidern, und ermöglicht ihm das Fahren; die Sehnen dienen als Zwirn, die Knochen, Hufen und Geweihe werden zu verschiedenen Kunst- und Nutzgegenständen verwendet; es verschafft ihm die Handelswaaren, die er bedarf. 200 Rennthiere mögen einer kleinen Familie genügen; besitzt ein Lappe 1000, so gilt er für reich; es gibt aber welche, die es bis auf 3—8000 Rennthiere bringen. Indessen können den Besitzer leicht Unfälle treffen; Wölfe oder ungünstige Witterung, da die Rennthiere kein Futter finden, mögen in kurzer Zeit eine Heerde vernichten, weshalb dieser Reichthum ein sehr unsicherer bleibt. Die Rennthiere ernähren sich hauptsächlich vom Rennthiermoose, besonders im Winter, da sie dasselbe mit den Vorderfüßen unter dem Schnee hervorscharren. Im Sommer, dessen Wärme sie nicht gut ertragen, wie sie auch von Insekten sehr leiden, gehen sie immer aufs Gebirge oder ans Meer, um im Herbst zurückzukehren. Sie sind demnach stets auf der Wanderschaft, und der Lappe muß dem Rennthier folgen, denn wenn auch gebändigt, wird es doch nie ganz zahm. Der Berglappe wohnt somit immer in Zelten, welche alle acht oder vierzehn Tage weiter verlegt werden; für den Sommer aus Leinwand gefertigt, im Winter aus wollenen Decken, mit einer Oeffnung vorne, um den Rauch hinaus zu lassen. Das Zelt bleibt dennoch voll Rauchs, ist verpestet durch schlechte Luft von den vielen Menschen und Hunden; auf der einen Seite findest du es siedend heiß, auf der andern kalt zum Erfrieren; allein der Berglappe ist mit seiner armseligen Wohnung zufrieden und dankt dem lieben Gott

für sein warmes und gutes Haus. Freilich erlaubt die Witterung dem Lappen nicht immer sein Zelt aufzuschlagen; sie müssen dann in Sturm und Ungewitter ohne Feuerung und warmes Essen unter dem Boden des umgekehrten Schlittens auf dem Schnee übernachten. So ist das Leben des Berglappen reich an Mühseligkeiten; besonders aber plagt ihn der stete Unfriede mit den Kolonisten, die sich Landstrecken aneignen und ihn an deren Benutzung hindern, während ein unbilliges Gesetz um das andere ihn reizt und einengt.

Die Pflege der Rennthiere, das Zähmen und Abrichten derselben gibt ihm nicht wenig zu schaffen; wenn sie dann von Wölfen verschreckt werden, muß er bisweilen Tage lang meilenweit umherlaufen, ehe er die Heerde finden und beruhigen kann. Das Nomadenleben aber unter Gottes freiem Himmel hat auch seine Reize; die Kost ist gut und wohlschmeckend; frei und unabhängig lebt der Berglappe mit seiner Familie und Heerde. Man hat Beispiele, daß Lappen, welche im jungen Alter aus der Heimat kamen, dann eine gute Erziehung genossen und wohlhabend wurden, doch von unwiderstehlichem Heimweh gequält, allen Vortheilen der Civilisation entsagten, um ins Nomadenleben zurückzukehren. Die Lappen müssen aber auch fortfahren Nomaden zu sein, so lange sie Rennthiere halten, denn diese lassen sich einmal nicht an gewisse Orte binden. Dazu kommt, daß das Land noch allzu dünn bevölkert ist, als daß man dem Lappen mehr Boden zu entziehen brauchte; es ist ihm schon mehr geraubt worden, als die Ansiedler mit Erfolg benützen können, und der größte Theil des noch unbenützten eignet sich nur zu Weideplätzen. Es würde sogar das größte Unglück für jene Landspitze sein, wenn die Rennthierzucht der Berglappen aufhörte; denn dadurch wird auch die festwohnende Bevölkerung mit Fleischwaaren, mit Häuten und Fellen zu Kleidungsstücken und Betten versehen; und mit dem Rennthier würde zugleich aller Verkehr in acht Monaten des Jahres aufhören.

Doch nur eine Minderzahl der Lappen besteht aus Nomaden. Die Mehrzahl bilden die Fischerlappen, welche sich in Fluß- und und Seelappen theilen. Die letzteren finden sich nur in Norwegen; sie bewohnen die Küste und nähren sich vom Fischen im offenen Meere oder in den Flußmündungen, halten auch meist etliche Schafe, seltener ein paar Kühe. Der Fischfang ist einträglich; in der günstigen Fischzeit kann ein Mann gegen zwei Thaler täglich verdienen. Sie

haben feste Wohnungen; ihre Hütten, Gemmen, aus Rasen erbaut mit langem, niedrigem Zugang, gleichen einem runden oder ovalen Hügel, worin auch die Hausthiere ihren Platz haben. — Die Flusslappen ernähren sich von der Fischerei in den zahlreichen Flüssen und Seen; die finnischen und russischen fischen auch im Eismeere. Ihre Häuser sind gewöhnlich aus Holz gebaut; Viele halten auch etliche Rennthiere, welche des Sommers ohne Hüter umhergehen.

Die Waldlappen (in Schweden) ernähren sich theils von der Rennthierzucht, theils von der Jagd und Fischerei. Sie haben feste Wohnungen aus Baumrinde oder Holz, etwa $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ Stunden von einander entfernt. Sie sind die civilisirtesten aller Lappen.

Die Lappen sind milden, ruhigen und stillen Gemüths, gar friedsam und schweigsam. Dabei bemerkt man an den Berglappen ein ziemliches Selbständigkeitsgefühl und besondere Verschlossenheit, an den Fischerlappen dagegen außerordentliche Unreinlichkeit. Der Hauptfehler des Völkchens liegt in ihrer Trunksucht, welche sich doch mehr bei besonderen Gelegenheiten äußert, als im täglichen Leben. Kaufleute und Branntweinhändler bemühen sich auf alle Weise, sie zum Trunke zu verführen, um ihnen ihren Erwerb abzujagen; und die Maßregeln, welche die Regierung damider ergreift, leiden an einer beklagenswerthen Halbheit. Doch ist es damit in den letzten Jahren besser geworden. Die Lappen haben sich für die Sündhaftigkeit dieses Lasters die Augen öffnen lassen, daher es an vielen Orten in Abnahme geräth.

Ueber die Götterlehre der Lappen hat man erst aus dem vorigen Jahrhundert schriftliche Aufzeichnungen, die in den verschiedenen Gegenden nicht ganz übereinstimmen; dieselbe hatte wohl auch durch Berührung mit christlichen Völkerschaften allerhand Aenderungen erlitten, doch zeugen alle Schilderungen von demselben anthropomorphistischen Kultus der Naturmacht, der das Wesen der lappischen Religion ausmacht.

Die norwegischen Lappen hatten vier Arten Götter: überhimmlische, himmlische, unterhimmlische und unterirdische. Der mächtigste der überhimmlischen Götter war Nadien Aghie (Quelle der Macht), welcher über den Sternen wohnt und mit unumschränkter Gewalt über Alles herrscht. Sein einziger Sohn Nadien Kjedde

ist dem Vater untergeben und muß ihn anbeten; durch ihn aber erschafft und erhält dieser Alles. Diese zwei Personen nun werden von anderen Lappen, welche den Rabien Kjedde nicht kennen, zu einem Gotte Jbmel, der durch seine Frau den Geist der Menschen und die Thiere schuf, vereinigt. Zu den himmlischen Göttern wurde unter andern Beime (die Sonne) gerechnet. Von den unterhimmlischen Göttern wohnte der oberste, Maderatje, dicht an der Sonne, andere, wie Maderakfa und Horongalis in der mittleren Lustregion, einige, die Akfa's, zunächst der Erde, um den Menschen zu Diensten zu sein. Maderatje, welcher nur von den tüchtigsten Zauberern gekannt war, half der Sonne sehr zur Vermehrung der lebendigen Wesen, wozu er von dem Rabien Kjedde die Kraft erhielt. Wenn z. B. letzterer die Seele eines Menschen erschaffen hatte, sandte er dieselbe zum Maderatje, welcher sich den Bauch öffnete, sie darin aufnahm und die Sonne damit umflog, worauf er sie an seine Frau, Maderakfa, abgab, welche der Seele einen Körper schuf. Dieser wird, wenn es ein Knabe ist, im Leibe Juts-akfa's, wenn ein Mädchen, im Leibe Sar-akfa's gebildet; beide haben dabei dieselben Schmerzen wie das gebärende Weib, in deren Leibe sie die Frucht niederlegen. Diese beiden Akfa's nebst Uks-akfa sind Töchter Maderatje's und Maderakfa's; Uks-akfa empfängt die Kinder, behütet sie vor Leid und hilft den Weibern in ihren besondern Krankheiten. Dies Alles wird so gut gethan, daß die bösen Götter es nicht verhindern können. Horongalis aber ist der gewaltthätige Donnergott, der oft im Zorn das Gebirge zerschlägt und Menschen und Thiere erwürgt, ohne übrigens böse zu sein; hilft er doch auch den Lappen ihre Rennthiere pflegen und erhalten.

Die unterirdischen Götter heißen Saiwo. Es wohnt nämlich unter der Erde ein Saiwovolk, reich an allen Herrlichkeiten und wohlbewandert in der Zauberei. Wer sich einen solchen Saiwo oder Schutzgott erwerben konnte — indem er ihn als Erbe antrat oder sonst wie von Einem mitgetheilt erhielt — dem war geholfen. Namentlich wünschte man sich von seinem Saiwo drei Thiere: einen Vogel, Saiwo Lodde, welcher seinem Herrn Nachrichten brachte, als Wegweiser diente, sein Eigenthum hüten, auch sogar Andern Schaden half; dann einen Fisch, Saiwo Guelle, welcher Andern Schaden zufügen und seinen Besitzer ins Rabme Nimo hinunterführen konnte, wenn es galt eine Seele heraufzuholen, ohne daß der Körper nach-

folge, d. h. eine Person zu tödten; endlich ein Rennthier, Saiwo Sarma, welches auf das Saiwo Sarma des etwaigen Feindes gehezt wurde, um dessen Rennthierheerde zu schaden.

Alle Verstorbenen kamen ins Sabme Aimo (Heimat der Todten), wo Tuona oder Sabmemakka herrschte. Wenn eine Lappe erkrankte, reisten die Noiden (Zauberer) hinunter, um sowohl die Verstorbenen, welche ihn zu sich hinabziehen wollten, als auch den Sabmemakka, welcher den Wunsch seiner Unterthanen theilte, zu bewegen, ihn etwas länger leben zu lassen. Diese Reise wurde auch bisweilen unternommen, um einen Sabma (Verstorbenen) herauf zu bekommen, der bei den Rennthieren Wache halte. Doch scheinen nur die Guten durch den Tod ins Sabme Aimo eingegangen zu sein, die Bösen dagegen ins Gewo Mubben Aimo, wo die Freude bei weitem nicht so groß war.

Außer den genannten Göttern verehrten die Lappen noch Licht und Finsterniß, Morgen und Abend, Wälder und wilde Thiere, Gesundheit und Krankheit, u. s. w., als Götter. Sie beteten auch die Säiten (Heiliges) an, d. h. theils sonderbar geformte Steine, theils hölzerne Bilder, in welchen man sich eine Gottheit inwohnend dachte.

Die schwedischen Lappen verehrten vorzüglich drei Götter: 1) Zubmel (Zumala der Bjarmen, Zumal der Esthen, Zumu der Tscheremissen, Jem der Scharjänen, Zumar der Botjaken, Jenlön der Permen) entspricht dem Nadien als Haupt der guten Götter und Schöpfer der Welt. 2) Perkäl ist der erste der bösen Götter. 3) Thor, Tjermes oder Mijika (großer Vater) vernichtet den Zauber und hat Gewalt über Leben und Tod der Menschen. Letzterer wurde wohl auch als der eigentliche Gott oder Zubmel gefeiert, wie denn in verschiedenen ugrischen Götterlehren Zumala und Tara oder Utko (Aufathor der Skandinaven) derselbe Gott war. Einige schwedische Lappen verehrten auch den Storjunker, welcher wohl zunächst dem Horongalis entspricht und als ein Säite oder Schutzgott angesehen werden muß.

Eigentliche Priester gab es nicht; die Noiden sowohl als die Schamanen der verwandten Völker sind eher als Zauberer anzusehen. Sie lenkten das Volk, welches sie durch ihre Künste in beständiger Furcht erhielten. Der Noid wurde zu seinem Amte vom Tonto, d. h. dem bösen Geiste berufen und von seinem Saiwogadze (Schutz-

geist) unterrichtet. Seine Hilfe hatte er am Vogel Wuokko, der ihm eine Schachtel mit Gansfliegen und einen Gansstab gab, womit er Menschen und Thieren Krankheit oder Tod verursachen konnte: zu seinen Reisen nach Sabme Nimo konnte er auch die drei Saiwothiere gebrauchen. Die Noiden waren Mittler zwischen Menschen und Göttern, und da man jedes Siechthum von den verstorbenen Verwandten der Kranken ableitete, als welche sich darnach sehnten, ihn zu sich ins Sabme Nimo hinunter zu kriegen, wurde der Dienst der Noiden unentbehrlich. Ihr vorzüglichstes Werkzeug war die Zaubertrommel, mittelst welcher sie künftige Dinge vorherzusagen und sich mit den Göttern in Verbindung setzen konnten. Wurde diesen geopfert, so mußten wiederum die Noiden die Opferthiere gutheißen und den Opferdienst verrichten.

2. Die lappische Mission.

a. Die norwegischen Lappen.

Wenn in Missionschriften die Mission unter den Lappen genannt wird, ist es meist blos die unter den norwegischen, von welcher die Rede ist; und dann verweist die Schilderung bei drei Hauptpunkten, nämlich: der Thätigkeit Bischof Bredals, von Westens und Stockfleths, während die übrige Missionsarbeit beinahe gänzlich unbekannt ist. *) Wir werden hier die Schilderung jener drei Hauptepochen der norwegischen Lappenmissionsgeschichte bei Seite lassen und diejenigen Leser, welche dieselbe näher kennen zu lernen wünschen, auf das vorliegende Werk verweisen, worin namentlich die zwei letzteren ausführlich behandelt werden. Von dem übrigen Theil der lappischen Missionsgeschichte werden wir hier einen kurzen Auszug geben.

Um's Jahr 1015 wurde Norwegen zum Christenthum bekehrt. Für die Lappen trug die Bekehrung der Norweger lange keine Frucht. Kamen diese mit ihnen in Berührung, so war es fast ausschließlich, um sie zu plündern und zu brandschätzen, oder auch sie als Zauberer zu gebrauchen. Ungefähr 1260 wurde den Lappen die erste Kirche

*) Etwa mit Ausnahme von des Schweden Tellström's Wirken. Siehe Handbuch der Missionsgeschichte, Galtw 1862. I, 482 ff. Vormbaum, Thomas von Westen u.

in Ofoden und kurz danach (1260) eine andere in Tromsø erbaut, und von der Zeit an scheint das Missionswerk unter den Lappen fortgesetzt worden zu sein; es war aber beinahe ganz äußerlich, und damit giengen Hand in Hand die kirchlichen Erpressungen, welchen sogar der König (1313) durch einen besondern Erlass wehren mußte. Zur Zeit Albert Granz's († 1517) scheinen die Lappen am Eismeere auch dem Namen nach Heiden gewesen zu sein. Etwas später finden wir sie dem Namen nach als Christen, allein das ist Alles. Wenn ein Kind geboren wurde, wurde es den Götzen geweiht; um aber den Gott der Christen nicht zu erzürnen, brachte man es auch zur Taufe. Kaum wars dann nach Hause getragen, so wurde die Taufe durch ein besonderes Weib abgewaschen. Erkrankte es nachher, oder weinte es sehr, so schrieb man dieses dem Christennamen desselben zu, und nun mußte die Mutter des Kindes es selbst umtaufen, und es erhielt einen neuen Namen, welcher allen Nicht-Lappen sorgfältig verheimlicht wurde. Uebrigens wurde es jedes Mal, wenn es ernstlich erkrankte, umgetauft, daß es einem Saiwo nachgenannt werde. Gieng ein Lappe zum Abendmahl, — und er that es aus Furcht, den Gott der Christen zu erzürnen und seine bürgerlichen Rechte zu verlieren —, so legte er erst zu Hause oder bei dem ersten fließenden Gewässer, welches er antraf, sein Sündenbekenntniß vor seinen Götzen, ja sogar vor dem Teufel ab, bat sie um Vergebung aller seiner Fehler, am meisten aber der Sünde, daß er nun zum Abendmahl gieng, wozu er ja genöthigt war, um im Lande bleiben zu können; darauf nahm er ein Stück Brod oder Fleisch und sagte: „Das ist der Leib Sarakka's, Saiwo's" u. s. w., trank vom Bache oder nahm einen Schluck Brantwein mit den Worten: „Das ist das Blut Sarakka's" u. s. w., und wenn er dann in die Kirche kam, sagte er: „Der, welcher am mächtigsten ist, siege nun, sei es Sarakka und Saiwo, oder Rist-Imel, der Gott der Christen!" Die Hostie wurde aufbewahrt, man nagelte sie an die Kirchenmauer, schloß durch dieselbe, und ließ den Blutstropfen, welcher, wie man glaubte, aus derselben floss, in der Flinte auf, welche dann nimmer fehlen konnte. In'sgeheim wurde den Götzen geopfert, und die Noiden zogen förmlich umher und verlangten Abgaben von den Lappen.

Daß das Heidenthum sich so lange unter den Lappen erhielt, rührte theils daher, daß die Norweger in der papistischen Zeit sich

nur wenig um ihre Bekehrung kümmerten und auch nach der Reformation keine Sorge dafür trugen; theils von der Auswahl der Prediger, indem fast nur untaugliche Personen dort hinauf gesandt wurden; theils endlich von dem unverständigen Vorurtheil, vermöge dessen die „christlichen“ Norweger die Lappen verachteten und mißhandelten, oder als Wahrsager benützten. Außerdem glaubten die Lappen, daß sie durchs Christwerden an zeitlichem Wohlfeyn verlieren würden. Erst 1601 erschien die erste Regierungsverfügung, die das geistige Wohl der Lappen berücksichtigte, indem Christian IV, welcher 1599 jene Gegenden besuchte, im Lysfjord eine Kirche für die Lappen errichten ließ. Allein auf echt staatskirchliche Weise befahl er 1609, daß die der Zauberei überwiesenen Lappen hingerichtet werden sollten. Die Folge war dann blos, daß die Lappen ihre Zauberei noch mehr verheimlichten, besonders vor den Predigern, die sie als ihre Angeber betrachteten. 1631 und 1634 befahl derselbe Christian, die Prediger sollten Sorge tragen, daß die Lappen in ihrer Muttersprache im Christenthum unterrichtet würden, auch solle unter ihnen ein Reiseprediger angestellt werden; ob es aber weiter gebieh als bis zum Befehle, dürfte bezweifelt werden. Gleichzeitige Nachrichten von 1632 und 1651 lauten dahin, daß die Lappen zwar größtentheils Christen genannt wurden, in der Wirklichkeit aber Heiden waren; doch scheint es mit denjenigen, welche an der schwedischen Grenze wohnten, etwas besser gewesen zu sein.

Der Erste, welcher sich mit vielem Eifer der Bekehrung der Lappen annahm, war der oben erwähnte Bischof Erik Bredal von Trondhjem (Drontheim), der, 1658 von den Schweden vertrieben, seinen Wohnsitz oben in Trondenäs nahm, unter den Lappen umherreiste und die Primaner aus der lateinischen Schule in Trondhjem, die er mit sich genommen, als Katecheten unter ihnen anstellte. Er fand vielen Widerstand unter den Lappen, ohne sich dadurch ermüden zu lassen; allein nach seinem Tode, 1672, gerieth das Bekehrungswerk wieder ins Stocken, und daß die Regierung ruchlose Personen nach Finmarken deportirte, um dieses durch ihre thörichten Handelsvorkehrungen zurückgekommene Land zu bevölkern, trug nicht zur Förderung geistlichen Lebens bei. Um 1700 waren dann zwei ernste und biedere Prediger in Finmarken, die Pastoren Ritter und Paus. Der Letztere erhielt 1703 einen tüchtigen und eifrigen Mann, Isak Olsen, zum Schullehrer in Waranger, von dem er selbst zum Eifer

für die Bekehrung der Lappen entflammt wurde. Er unterrichtete die Lappen mit solcher Tüchtigkeit, daß schon 1705 der Famulus des Bischofs bezeugen konnte, daß sie eben so gut, ja weit besser im Christenthum Bescheid wußten als die Norweger. Aber trotz aller Versprechungen des Bischofs mußte der gute Mann fünf Jahre ohne Lohn dienen, worauf ihm endlich 1708 ein Gehalt von 20 Rdl. (später 35 Rdl.) ausgesetzt wurde; bei den Lappen begegnete er großem Widerwillen, manche trachteten ihm sogar nach dem Leben. 1717 wurde er lappischer Lehrer am Missionsseminar in Trondhjem, wo er 1730 starb.

Indessen hatte Friedrich IV 1706 den Kandidaten Paul Resen nach Finmarken gesandt, die Verhältnisse zu untersuchen. Er empfahl die Errichtung von acht Kirchen für die Lappen, deren Kenntniß des Christenthums er schwachbestellt fand. Zugleich empfahl er die Anstellung von Predigern, welche zugleich als Schullehrer dienen sollten, an sechs dieser Kirchen. Allein der nordische Krieg vereitelte die Ausführung dieses Planes. 1714 wurde das königlich dänische Missionskollegium gegründet, welches neben der ostindischen Mission auch eine künftige lappische ins Auge fassen sollte.

Diese Behörde gab 1715 eine kleine Schrift aus, um für die Mission Interesse zu wecken, und eine Masse höchst unreifer Vorschläge wurde an das Kollegium eingesandt. Der beste Vorschlag wurde von sieben Predigern (dem Siebengestirn) im Stifte Trondhjem eingereicht und gieng darauf aus, anstatt der untauglichsten Prediger lieber die tüchtigsten nach Finmarken zu senden, allwo sie nicht nur predigen, sondern auch Katechisiren und Hausbesuche machen sollten. Dazu sollte ihnen ein ordentlicher Gehalt geboten werden, und die Obrigkeit sich nicht mehr damit begnügen, die Gottlosigkeit der Lappen, sondern auch die der Norweger zu bestrafen; junge Lappen müßten unterrichtet werden, damit wenigstens in jeder Familie Jemand sei, der die Andern belehren könne; und endlich sollte in Kirchen und Häusern fleißig für die Bekehrung der Lappen gebetet werden.

Die Folge dieses Vorschlags war, daß Thomas von Westen 1716 zum theologischen Lehrer an der lateinischen Schule in Trondhjem und zum Vorsteher der lappischen Mission ernannt wurde. Seine Thätigkeit wollen wir hier nicht schildern, sondern blos bemerken, daß er mit unermüdblichem Eifer für die Bekehrung und das

geistige Wohl der Lappen bis zu seinem Tode (1727) wirkte, drei beschwerliche Reisen, zum Theil mitten im Winter, in den Nordlanden und Finmarken unternahm, die Herzen der Lappen sich wirklich gewann und ihr geistiges Wohl wesentlich förderte; namentlich wenn man des Widerstandes gedenkt, den er nicht allein von den Branntweinhändlern — und das waren beinahe alle Norweger in der Nähe, — sondern auch vom Bischof des Stiftes, einem weltlichen, ehrgeizigen Manne, erfuhr, welcher durch die Anstellung von Westens als eines Nebenbischofs seine Amtsvollmacht beeinträchtigt sah, obgleich die lappischen Kirchspiele von seinem Stifte nicht abgetrennt wurden.

Die Regierung hatte indessen mehrere Kirchen erbauen lassen und tüchtige Männer als Prediger oder Missionare angestellt, welche mit Eifer die Sprache studirten. Die lateinische Schule in Trondhjem sollte zugleich eine Art Missionschule sein — ein ungünstiges Verhältniß, da sie somit eine halb weltliche, halb kirchliche Anstalt wurde, deren Lehrer dem Vorsteher von Westen untergeordnet waren. Nach dem Tode von Westen wurde der Pastor E. Hagerup, ein anderes Mitglied des Siebengestirns, sein Nachfolger, der seine Stellung an der Missionschule auch dann behielt, als er 1731 Bischof zu Trondhjem wurde. Die Missionsarbeit wurde fortgesetzt, aber nicht mehr mit der gleichen Kraft; Hagerups Eifer war leider mit den Jahren und der angeseheneren Stellung abgekühlt. Er starb 1743; seine Nachfolger, Harbo und Rannestad, waren gleichfalls Vorsteher der Mission, der letztere, wie es scheint, ein tüchtiger. Er brachte 1752 in Trondhjem ein lappisches Seminar zu Stande, in welchem taugliche Personen zu lappischen Missionaren gebildet werden sollten. Vorsteher desselben wurde Knud Leem, einer der tüchtigsten lappischen Missionare und Verfasser eines Werkes über „die Lappen Finmarkens“, welches noch eine Hauptquelle ihrer Geschichte ist. Daß Bischof Rannestad den rechten Missionsinn hatte, ersieht man aus seiner Instruktion an einen der Missionare. Er empfiehlt ihm, die Lappen so oft wie möglich in seiner Wohnung zu versammeln, besonders mit den Jungen fleißig zu katechisiren und zu beten u. Er solle mit den Lappen aufs Gebirge reisen, sie zur Bekehrung und heiligem Lebenswandel ermahnen, in Liebe mit ihnen verkehren und vor allem ihnen ein gutes Beispiel geben.

Nach Rannestad wurde ein Pastor Friis 1754—71 Vorsteher

der Mission, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, der auch die Mittel der Mission veruntreut haben soll. Mit dieser gieng es nun natürlich den Krebsgang. Die Regierung nahm sich derselben wohl eine Zeitlang an, aber mit wenig Verstand. So wurde 1730 das Gesetz erlassen, daß alle Lappen vor dem neunzehnten Jahre konfirmirt sein sollten; wer es nicht so weit brachte, sollte nicht nur keine bürgerliche Stellung erhalten können, sondern wurde sogar mit Zuchthausstrafe bedroht. Die neuen Missionar- und Predigerstellen bestanden fort, wurden auch vermehrt und etliche Kirchen aufgeführt, allein der Geist entwich, die Mission ward ganz und gar ein Staatsgeschäft. Das Missionskollegium in Kopenhagen mußte wenig von den Verhältnissen in Finnmarken, und die Beamten verstanden prächtig es zu dupiren. Gegen das Ende des Jahrhunderts waren offenbare Rationalisten in den Vorstand aufgenommen, z. B. Abler, Verfasser der berühmten schleswig-holsteinischen Agende. In der aufgeklärten Zeit, da Alles sich um Schulen und Schulen und nochmals Schulen handelte, wurde das Eigenthum der Kirche zum Vortheil der „Aufklärung“ geplündert, und von 1742 an mußte auch die Mission einen Theil ihrer Einnahmen zur Förderung des Schulwesens verwendet sehen, zuerst in den Nordlanden, später über ganz Norwegen. Als Leem 1774 starb, wurde das lappische Seminar aufgehoben; die Gelder desselben sollten theils zu kirchlichen Zwecken, theils zu Prämien für diejenigen Bauern des Missionsdistriktes, welche den Ackerbau emporbrachten, verwendet werden. Grund der Aufhebung war ein Bericht des Bischofs, der es nicht mehr für zweckdienlich erkannte, weil nämlich die Seminaristen auf der Universität vergessen, was sie im Seminar gelernt. Mit der Aufhebung des Seminars wurde zugleich angeordnet, die Lappen sollten künftighin die Christenlehre durchs Norwegische lernen; denn der Bischof hatte versichert, zwischen den lappischen Dialekten bestehe ein so großer Unterschied, daß die Lappen viel leichter Norwegisch lernten; wie er auch den Lappen erzählte, daß der liebe Gott keine lappische, sondern nur norwegische Gebete erhören werde!

Noch waren einige tüchtige Missionare in Finnmarken, besonders die Brüder Kildal, die ihre beschwerliche Arbeit mit Eifer betrieben. Noch weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein hatte der Missionar keine bleibende Stätte, sondern mußte beständig umherziehen. Winter und Frühjahr hindurch weilte er in den Gebirgen, wo er gewöhnlich auf

acht Tage in jeder Wohnung einsprach, die Bewohner des Hauses unterrichtete und Sonntags für alle umwohnenden Lappen Gottesdienst hielt. In den Hütten mußte er viel vom Rauch, vom Dampf des nassen Brennholzes, von Kälte sowohl als Hitze ausstehen; bisweilen hatte er unter offenem Himmel zu übernachten. fand er nun nicht nur keine Anerkennung von oben her, sondern entschiedene Zurücksetzung, so minderte sich natürlich die Lust und der Muth bei den Meisten. Daher gieng es mit der Mission zurück, und Gottlosigkeit und Abgötterei fiengen wieder an um sich zu greifen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war Simon Kildal Prediger in den Nordlanden, zuerst in Waranger (1794), später an andern Orten. Er wird von L. von Buch als ein sehr kenntnißreicher und denkender Mann erwähnt, im Lappischen ganz zu Hause, und seinem Völklein von Herzen zugethan. Die 1817 errichtete norwegische Bibelgesellschaft hatte seit ihrer Stiftung gewünscht, die heilige Schrift ins Lappische übersetzt zu sehen; dazu hatten auch die Präpste Kildal und Deinboll aufs dringendste gerathen, indem sie die Ungereimtheit der Verordnung nachwiesen, daß die Lappen das Christenthum auf Norwegisch erlernen sollten. Da nun eine lappische Bibelübersetzung, welche nach Kopenhagen gesandt war, in der großen Feuersbrunst dieser Hauptstadt (1793) verloren gegangen war, erhielt Kildal den Auftrag, das Neue Testament zu übersetzen. Er starb zwar gleich darauf (1822), allein die Bibelgesellschaft gab ihren Plan nicht auf, sondern bedauerte in ihrem Bericht von 1823, daß sie Niemand kenne, dem diese Arbeit anvertraut werden könne. Da sandte der Herr den rechten Mann dazu. Im selbigen Herbst zog nemlich N. V. Stockfleth, Student und Erhauptmann, nach Christiania zum theologischen Examen. Dort fügte es sich, daß er 1825 zum Pfarrer in Wadsö ernannt wurde, ein Pastorat, das nebst dem angrenzenden Ledesby (welches wegen Mangel an Meldungen schon seit 1812 offen stand) eine Ausdehnung von 300 geographischen Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 5000 Menschen hatte! Bald nachdem Stockfleth sich in Finmarken niedergelassen, wurde ein Schullehrerseminar in Trondenäs eröffnet. Darin sollten Norweger und Lappen, jeder in seiner Sprache unterrichtet werden; diejenigen Norweger aber, welche muthmaßlich Schullehrer in gemischten Kirchspielen würden, sollten auch Lappisch lernen. Dieses Seminar wurde 1848 nach

Tromsø verlegt, welches endlich 1803 seinen eigenen Bischof (für die Norblande und Finmarken) erhalten hatte.

Die Wirksamkeit Stockfleths in Finmarken umfaßt die Jahre 1824 bis 1839, da er seinen Abschied nahm, um seine literarische Thätigkeit für die Lappen fortzusetzen. Auch späterhin fuhr er fort, Reisen nach Finmarken zu unternehmen, gab lappische Schul- und Andachtsbücher heraus und trug mehr als irgend ein Anderer dazu bei, für das geistige und zeitliche Wohl der Lappen Interesse zu erwecken. Er wurde in seinen Bestrebungen theils von der norwegischen Bibelgesellschaft, theils von der Privatwohlthätigkeit unterstützt, auch kam die Regierung mit lobenswürdigem Eifer seinen Vorstellungen und Wünschen entgegen. Nicht allein erhielt er von ihr (1830 bis 1851) Summen im Betrag von 40,000 Thalern, sie veranstaltete auch eine Ausgabe des lappischen Neuen Testaments, und befahl 1848, bei Besetzung aller Pastorate Finmarkens und Tromsø's besondere Rücksicht auf die lappischen Sprachkenntnisse der Bewerber zu nehmen. Acht neue Pastorate sind seit 1846 in Finmarken allein errichtet worden, und mit lobenswerthem Eifer strebt die Regierung, den vorhandenen kirchlichen Uebelsständen abzuhelpfen. Nicht wenige tüchtige Prediger sind dort oben angestellt worden, allein die Beschwerden des Amtes machen es den meisten unmöglich, lange an Ort und Stelle auszuhalten.

Immerhin ist derzeit im religiösen und sittlichen Zustand der Lappen ein entschiedener Fortschritt bemerklich geworden. Der Gottesdienst in der Muttersprache und herzmäßige Bücher haben ihnen die Augen geöffnet; ernstliche Sündenerkenntniß und einfältiges Trachten nach dem Heil in Jesu Christo sind unter dem für tiefe Gefühle so empfänglichen Volke weit verbreitet. Das Branntweintrinken hat sehr abgenommen; Lappen haben selbst die Regierung ersucht, den Handel damit zu verbieten, daß sie nicht beständig in Versuchung geführt werden. Zuverlässige Zeugen versichern, daß die Lappen in christlichem Eifer und Leben eher über als unter den Norwegern stehen, und daß z. B. die Erweckung, welche die Letztern in Finmarken erlebt haben, zum großen Theil ihren Ursprung unter den Lappen hat.

Eine traurige religiöse Verirrung unter den Lappen fand leider 1852 in Kautokeino Statt. Schon 1845 war eine Bewegung in dem benachbarten schwedischen Kirchspiele Karesuando durch die schar-

fen Bußpredigten des schwedischen Predigers Lofstadius entstanden, sie hatte sich 1847 bis Rautokino verbreitet. Sie trug ein stark methodistisches Gepräge; die Befehten mußten erst das Zorngericht Gottes und darnach die Gewißheit der Sündenvergebung geföhlt haben. Wer nun recht geföhlt hatte, mußte auch Andern seinen Glauben bekennen und ihnen predigen. Dem Unbefehten, hieß es, nütze es nichts, Gottes Wort zu lesen, während dem Befehten der Geist Alles erkläre. Wunder, historische Begebenheiten und Lehren, Alles wurde dann geistig als Gleichniß zc. gedeutet. Die Bewegung schritt indessen immer mehr aus. Die Sündenangst mußte sich in Weinen, Seufzen und Stöhnen, die Freude des Heils in Lachen, Tanzen und Hüpfen äußern; Erscheinungen und Träume spielten eine große Rolle; zuletzt konnte man auch so weit kommen, daß man sündenfrei ward und die Sünde blos noch in den Gliedern steckte. Alle Anstrengungen des Bischofs und Stockfleths vermochten nicht die Bewegung zu hemmen; es wurden sogar Gewaltthätigkeiten gegen den Lehtern verübt, in Folge deren einige Lappen gefänglich eingezogen und bestraft wurden. Da brach am 8. November 1852 eine Bande von 30 Männern und Frauen in das Haus des Kirchspielvogts und tödtete ihn; sie drang in das Haus eines Kaufmannes, den sie durchprügelten und gleichfalls umbrachten; dann erstürmten sie das Haus des Predigers und schlugen ihm mit ihren Keulen so wild auf den Kopf, daß er erlegen wäre, hätte er nicht noch einen Rennthierpelz über sich geworfen. Herbeigerufene Norweger überwältigten endlich die Wüthenden. Daß religiöser Fanatismus bei Weitem nicht die alleinige Triebfeder war, ist klar erwiesen. Der Räbelsführer war ein persönlicher Feind des Handelsmannes, gegen den er Brodneid hegte, und des Kirchspielvogtes, welcher früher bei seiner Verhaftung behülssich gewesen war. Die Mörder wurden verhaftet und die Anführer hingerichtet, worauf die Bewegung sich legte. Alle Berichte sind aber einig in der Schilderung des großen Fortschrittes, welcher unter den Lappen der dortigen Gegend in den letzten Jahren erzielt worden ist.*)

(Schluß folgt.)

*) Ueber diese traurige Schwärmerei hat Dr. de Djunkovskoy in seinem Dictionnaire des Missions catholiques. Paris 1863, I. p. 1451, eine längere Mittheilung gemacht, die in manchen Punkten von der obigen abweicht. Der König und der den Katholiken überaus günstige Bischof Juell sollen beabsichtigt

Eine Bittschrift der Nestorianer.

Die anglikanische Kirche, in welcher eine große Partei auf die Vereinigung mit den morgenländischen Kirchen hinarbeitet, während eine kleinere bereits offen den Wiederanschluß an Rom betreibt, hat wieder einen Hilferuf aus der Nestorianer-Kirche erhalten. Derselbe gieng, was von übler Vorbedeutung ist, durch den hochwürdigen Herrn G. P. Badger, der zwar sammt seinem Schwager Kassam, dem britischen Konsul in Mosul, schon lange eine lebendige Theilnahme für die Nestorianer an den Tag legt, aber aus kirchlichem Vorurtheil den amerikanischen Missionaren ihre Arbeit doch nur zu erschweren vermag. Früher, im Jahr 1843, wollte er sie, wie Miss. Sandrezky erzählt, geradezu „zerstören“ und gab durch seine Ränke den Kurden einen Vorwand zu der schauerlichen Mezelei unter den freien Nestorianern!

Dieser Hilferuf lautet:

„Bittschrift an die heiligen und reinen Hände der ehrwürdigen, katholischen, orthodoxen und gütigen Väter, des geliebten, gesegneten und gepriesenen Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs der Metropole London. Amen.

„Den verehrungswürdigsten und eifrigsten Vätern, den Erwählten des heiligen Geistes, den Wächtern über die reichen Wäiden des himmlischen Lammes, den Verwaltern der geistlichen Wasserquellen für alle Wahrheitsdurstigen, deren Strahlen sich über die ganze Welt ergießen, deren reine Lehre die einst dürren Gefilde be-

haben, die Uebelthäter zu lebenslänglichem Gefängniß zu begnadigen; eben der fanatische Prediger aber, der sie so aufgeregt, habe durch Veröffentlichung ihrer Beichte sie dem Schaffot übergeben. Ein Beweis, wie sehr der Protestantismus nach Blut dürste! Ein lappischer Vollwetscher und Schulinspektor soll sodann dem gelehrten Dr. de Djuntovskoy mitgetheilt haben, er glaube weder an Jesus, noch an Gott oder Unsterblichkeit, er sei ein Freidenker, und die protestantischen Prediger fragen ihn nicht, was er glaube, sondern was er in ihrem Auftrag lehre. Ueberhaupt bergen die Lappen unter dem Schein des Christenthums entweder den Unglauben oder das Heidenthum zc. — Eine Darstellung der Sachlage, die in dieser Allgemeinheit wenig Glauben verdient, aber immerhin andeutet, welchen Gefahren der errungene Fortschritt das Bölklein aussetzt.

fruchtet, deren Licht wie das des Morgensternes die finstern Dertter der Erde bescheint, den Tröstern der Betrübten und Traurigen, der Sonne der jetzigen Generation, den heiligen Dienern Gottes, erwählten Primaten, orthodoxen Patriarchen, wachsamem Hirten, dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von London, den Nachfolgern des Gekreuzigten, welche in vollkommener Ruhe und Sicherheit im Reiche Ihrer ruhmvollen Majestät, der vertrefflichen Königin Vittoria wohnen.

„Wir wünschen Euch unsere jämmerliche Lage, unsern geistlichen Verfall und unsern Mangel an Unterrichtsmitteln darzulegen, im Vertrauen, daß Ihr Euch herablassen werdet, auf unsern Hilferuf zu hören, und um Christi willen Euch unserer Nothdurft anzunehmen. Indem wir dieß thun, erlauben wir uns, Euch die vier Hauptursachen zu bezeichnen, die unsere Gemeinde so tief herabgebracht haben und ihr Bestehen noch immer bedrohen.

„Erstens ist Euch ohne Zweifel die frühere Geschichte unserer Kirche wohlbekannt. Anfangs blühte sie fröhlich; ihre Zweige waren stark, ihre Blätter grün, ihre Früchte labend. Von der Zeit an, da Nestorius verfolgt wurde, sandte sie ihre Sprossen in den fernen Osten hinaus, denn sie war ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen. Viele Generationen hindurch breitete sie ihre Aeste weithin aus. Da kam der wilde Eber in der Person des ersten Muhammed, riß einige ihrer Zweige ab und hemmte ihr Wachsthum. Darauf fiel sie in die Klauen eines zweiten wilden Ebers, und die Beiden mit einander, — nämlich der östliche Muhammed, der sie von vornen angriff, und der westliche Muhammed, das ist der Papst, der sie von hinten angriff — warfen sie nieder. Der Erstere zerstörte ihr äußeres Vermögen, der Andere ihren innern Haushalt, und Beide freuten sich ihres Ruins. So fiel unsere Kirche von einer Tiefe in die andere, und jeder neue Sturz verminderte die Zahl ihrer Glieder, so daß nur noch eine kleine Zahl übrig geblieben ist. Ueberdieß sind die Herrscher, die uns regieren, gewissenlos und begünstigen durch ihre nachlässige Verwaltung Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen. Selbst die Richter mißhandeln die Töchter unseres Volks. Ungestraft wird geraubt; Diebe bestehlen uns, und Niemand wagt zu klagen; Verbrechen werden verübt, und die Verbrecher entkommen ungestraft; Uebelthäter beherrschen das Land, und Keiner stellt sich ihnen entgegen. In eine so jammervolle Lage hat die

Bedrückung unser Land gebracht, daß die Lebenden die zur Ruhe gekommenen Todten beneiden. Der Muhammed des Westens täuscht durch seine listigen Sendboten die Unwissenden in unserer Gemeinde, indem jene ihnen Schutz versprechen, sobald sie sich nur zu ihrer Kirche halten. Die Ungelehrten werden leicht eine Beute dieser Betrüger, da sie nicht wissen, daß dieselben nur übertünchte Todtengräber sind. Sehen jene Sendboten einen unserer Armen vom Steuereinnehmer bedrückt, so leisten sie ihm Handreichung; gegen Andere suchen sie auf Umwegen Bedrückungen hervorzurufen, nur damit sie ihnen aus der Noth helfen können. In beiden Fällen ist es ihnen einzig darum zu thun, sie für die römische Kirche zu gewinnen; das ist ihre Politik gegen unsere arme, schutzlose Gemeinde.

„Der zweite Grund unseres gegenwärtigen Elends ist die tiefe Unwissenheit unseres Volks. Unsere Bischöfe, Priester und andere geistliche Würdenträger werden ohne Rücksicht auf ihre Befähigung gewählt; denn die Wähler sind unwissend, und die Erwählten gleichen in Charakter und Wandel oft dem Judas Ischarioth. Diese untreuen Hirten unterlassen es, Ehebrecher, Lasterer und Diebe vom h. Abendmahl auszuschließen; Geistliche und Laien stehen in Betreff göttlicher Dinge auf der gleichen Stufe, alle scheinen den Weg des Verderbens zu gehen. Unsere Augen werden trübe, wenn wir den traurigen Zustand der Tochter unseres Volks betrachten, und wenn Ihr nicht in väterlicher Theilnahme uns zu Hilfe kommt, wird kein Rest von uns übrig bleiben, sondern wir werden sein gleich Sodom und Gomorrha.

„Der dritte Grund ist die beklagenswerthe Abnahme der Gelehrsamkeit. Unsere alten Bücher sind vernichtet worden, und wir haben weder Schreiber noch Pressen, sie zu ersetzen, noch Schulen zur Erziehung unserer Jugend. Unsere alten Seminare sind uns entweder genommen worden oder unter die Leitung eitler, böswilliger Menschen gekommen. Die Gelehrten sind unter uns ausgestorben, und Jüngere rücken nicht nach, die Lücken auszufüllen. Kein einziger unserer Bischöfe hat eine vollständige Kenntniß der h. Schrift. Sogar unser letzter Patriarch erwiderte auf die Frage, wie viele Bücher derselben er gelesen habe: 'Ich erinnere mich, als Knabe fünf Kapitel des Evangeliums Matthäi gelesen zu haben.' Diese Antwort, so traurig sie ist, wurde von den Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen. Ach, um die Wunden der Tochter unseres

Volkess! wahrhaftig, der Sommer und die Ernte sind vorbei, und wir sind noch immer nicht erlöst. Wir flehen Euch an: Eilet uns beizustehen!

„Und nun der vierte Grund unserer vereinsamten, trostlosen Lage. Das Volk Israel durfte nach 70jähriger Gefangenschaft in sein Land zurückkehren; unsere Knechtschaft dauert aber nun schon 700 Jahre und Niemand hat unserer gedacht. Wir möchten daher unsere Augen zu den Bergen erheben in der Hoffnung, daß die Hilfe naht. Blicken wir aber zu den russischen Bergen hinüber, so sehen wir sie mit Silber und Gemälden bedeckt; die römischen sehen wir von Muhammed beherrscht; die amerikanischen sind nicht nach unserem Geschmack und entsprechen nicht unsern Bedürfnissen; denn die amerikanischen Missionare haben seit 35 Jahren unter unserem Volk in Persien gearbeitet und noch ist keiner ihrer Schüler im Stande gewesen, einen einfachen Kommentar über irgend ein Buch der h. Schrift zu schreiben. Ueberdies ist unser Volk ihren besondern Lehren nicht geneigt. Im Blick auf England aber sind wir Alle Eines Sinnes und finden Trost und Hoffnung in der Aussicht, Hilfe zu erhalten von der großen Stadt London. Darum flehen wir den Herrn Jesum Christum an und werfen uns zu Euren Füßen nieder, die Ihr Seine Jünger seid, mit der Bitte, Ihr möchtet Mitleid haben mit der Lage unseres Volkess, das wie Schafe ohne Hirten auf den Bergen umherirrt, und uns einige Eurer Missionare und Prediger senden, uns den Weg des Lebens zu leiten, denn wir giengen alle zerstreut einher, und Jeder sah nur auf seinen eigenen Weg aus Mangel an Hirten, Lehrern und Berathern. Wir sind wie vater- und mutterlose Waisen. Wir werden verfolgt und haben um Hilfe gerufen, aber Niemand ist gekommen, uns zu trösten. Wehe uns, denn wir haben gefehlt und wandeln im Finstern! Darum flehen wir Euch an, Ihr Väter, rettet uns von dem Alles verschlingenden Meer um uns her; entreißet uns seinen überfluthenden Wogen und den tobenden Stürmen, die uns zu vernichten drohen.

„Da wir Euch jetzt einen Ueberblick über unsere traurige Lage gegeben haben, hoffen wir zuversichtlich, Ihr werdet Euch unserer annehmen und Euch Euren Brüdern, die am Rande des Verderbens sind, nicht entziehen. Die Ernte ist ja groß, und es ist kein einziger Arbeiter unter uns. Wir hoffen zu Christo, Er werde Euer

Herzen zur Theilnahme gegen uns neigen und Euch geistliche Arbeiter aus Eurer mit Reichthum und Erkenntniß ausgestatteten Kirche zu uns senden heißen. Denn unsere Herzen sind traurig und unsere Augen trübe von Thränen über den Jammer Zions, das von den Wellen hin und hergeworfen und von grimmigen Wölfen verheert wird. Aber Du, o Herr, der Du ewig bist, und dessen Stuhl immerdar währet, zürne nicht über uns und verwirf uns nicht ewiglich. Wir haben Deine Strafen verdient; nach Deiner großen Barmherzigkeit eile aber, uns zu erretten.

„Schließlich bitten wir Euch, heilige Väter, die Freiheit zu entschuldigen, die wir, die Unterzeichneten, uns genommen haben, mit der Bitte um geistliche Handreichung die obige Darstellung unserer beklagenswerthen Lage Eurer huldreichen Beachtung zu empfehlen.“

Folgen die Unterschriften und Siegel der Bischöfe von Gawar, El-Mtri, Duri, und von etwa 50 Diakonen, Presbytern und Laien, besonders aus den Bezirken Tahoma, Deiri, Tinari.

Ob ihnen nun englische Missionare geschickt werden, läßt sich noch nicht sagen; ebenso wenig, ob diese dann den Geschmack des armen Völkchens treffen werden. Nachgerade wird aber die Verwirrung der vielen Kirchennamen auf dem Missionsfelde immer größer, daher man nicht recht weiß, was man hoffen oder wünschen soll. Doch ist soviel gewiß, daß diesen Nestorianern leichter zu helfen wäre, wenn sie sich erst einiger Dankbarkeit gegen die treuen amerikanischen Arbeiter befeßen wollten.

Eine Biographie für Missions-Aspiranten.*)

Am 30. Juli 1865 entschlief in Nagasaki in Japan im Alter von 35 Jahren der Missionsarzt James Henderson. Ist es an sich schon interessant, den Lebenslauf eines Mannes zu verfolgen, der unter widrigen Umständen, ohne irgend eines der Hilfsmittel, auf

*) Memorials of J. Henderson, M. D. Medical Missionary to China. London 1867.

die sich sonst Menschen zu verlassen pflegen, durch seine Charakterstärke sich den Weg zu einer ausgedehnten, segensbringenden Wirksamkeit bahnte, so wird das doppelte Freude, wo einem solchen Streben die höchsten Triebfedern zu Grunde lagen, und der Kampf mit dem Leben ein Kampf des Glaubens war. Dieß Letztere war bei Henderson der Fall.

Er verlor seinen Vater, einen Arbeiter auf der nordschottischen Heide, im dritten, seine innig geliebte und verehrte fromme Mutter im dreizehnten Jahre. Sie war oft mit einem Stück Brod des Morgens an ihre Arbeit gegangen und hatte am Schluß des Tages — um der Kinder willen — auf ein Abendessen verzichtet; aber nie war man zu Bette gegangen, ohne daß sie ihre Kinder die Sprüche, Psalmen und Katechismusstücke hätte hersagen lassen, welche sie ihnen für den Tag aufgegeben hatte. James lernte bei der Mutter und der ältern Schwester nothdürftig lesen; eine Schule oder Kirche gab es nicht auf anderthalb Stunden Entfernung. Aber die Mutter ersetzte ihm allen Mangel; nie war er, so weit er zurückdenken konnte, ihr ungehorsam gewesen; etwas ihr Mißfälliges zu thun, schien ihm geradezu unmöglich. Sterbend sagte sie zu ihm: „Gib nur Gott nie auf, so wird Er auch dich nie aufgeben,“ und das Wort blieb ihm wie mit einem Diamant ins Herz eingegraben.

Bald nach ihrem Tode wurde James um den halbjährlichen Lohn von fünfzehn Gulden Stallbube bei einem benachbarten Bäcker; nach einiger Zeit rückte er zum Pferdekecht bei einem Chirurgen vor. Damals konnte er zwar lesen, aber weder schreiben noch rechnen; noch nie hatte er von Indien oder China gehört. Jetzt erst wurde es möglich, sich vom Schulmeister des Orts etwas nachhelfen zu lassen, und eine neue Welt that sich vor seinen erstaunten Blicken auf.

Achtzehn Jahre alt, trat er als Bursche in den Dienst einer wahrhaft edlen Familie, deren erster Bedienter ein aufrichtiger Christ und ein verständiger Mann von ungewöhnlicher Bildung war, und das Mittel zu James Befehrung geworden zu sein scheint. Denn seit der Mutter Tod hatte sich sein Eifer ziemlich abgekühlt; jetzt erst verlangte es ihn wieder nach einem ganzen Frieden. Wohl fünfzehn Monate lang suchte er sich fromm zu machen, bis er nahe daran war, das unfruchtbare Streben völlig aufzugeben. Da begab es sich, daß er dem Butler, eben jenem treuen Freunde J. England, sein

beladenes Herz aufschloß und merkte, woran ers hatte fehlen lassen. Eigene Gerechtigkeit aufzurichten, müsse ja vor Gott ein Greuel sein; das Verdienst eines Andern allein könne ihn zum Frieden bringen. Diesen fand er an einem Sonntag (22. März 1849), und nunmehr war die Angst um das eigene Seelenheil verschwunden. Es handelte sich hinfort darum, dem Gott, der ihn so hoch geliebt, durch treuen Dienst Ehre zu machen.

Wieder war es nun England, der den Wunsch, durch seine Vereblung sich zu größerer Nützlichkeit tüchtig zu machen, in ihm entzündete. „Ich hatte zuerst großes Vertrauen zu meiner Willenskraft,“ äußerte Henderson im Rückblick auf seine ersten Versuche, Frieden zu finden. Er verlor sie nicht, diese Willenskraft; sein ganzes Leben zeugt davon; aber wohl ihm, daß er den eigenen Willen unter Gottes Willen beugen lernte. Durch eine solche Unterordnung geht keine Kraft verloren; erst ein geheiligter Wille erlangt ja die rechte Stärke und Macht in dem Herrn.

Sobald Henderson Frieden durch das Blut Jesu gefunden hatte, erfaßte ihn der heiße Wunsch, ein Prediger des Evangeliums zu werden, ohne daß er sich im mindesten über seinen gänzlichen Mangel an aller Vorbereitung dazu getäuscht hätte. Er erschrak, als er von acht Studienjahren hörte, die für einen Prediger der Freien Kirche nöthig seien; aber der Muth entsank ihm nicht. „Sollte ich nicht auch thun können, was Andere in derselben Lage schon vor mir gethan haben?“ sprach er bei sich selbst, und damit machte er sich ans Werk.

Er fand dazu bei 2—3 Geistlichen, die er befragte, gar wenig Aufmunterung. Es schien allzu unwahrscheinlich, daß der junge Bediente den nöthigen Studiengang werde vollenden können. Andere hatten es versucht, und waren dadurch nur in ihrer Carriere zurückgeworfen worden; etlichen wenigen war es gelungen, jedoch unter haarsträubenden Anstrengungen und Entbehrungen. Also war es doch möglich. James warf sich sofort auf seine englische und lateinische Grammatik, er nahm sie mit, wenn er hinten auf dem Bock saß; er hehielt sie vor sich, wenn er das Tafelgeschirr reinigte. England schüttelte dazu manchmal den Kopf; mehr gefiel ihm, daß James an Sonntagabenden eine Sabbathschule zu halten anfing, die bald in große Aufnahme kam.

Nach fünf Jahren gestatteten ihm seine Ersparnisse, — trotz

alles Abzuthuns seines Herrn und des guten Butlers — seine Stelle zu verlassen, und sich eine Wohnung im Städtchen Maßbuff zu miethen; in der er sich dem Studium der lateinischen und griechischen Sprache und der Mathematik widmete. Das Zimmer kostete ihn wöchentlich 1 fl. 12 kr.; seine Nahrung nicht viel mehr.

Fünf Monate darauf gieng er nach Edinburg, um eine Stelle zu suchen, bei der sich Zeit fürs Studieren erübrigen ließe; nach sechs schweren Wanderwochen trat er dort in den Dienst einer älteren Dame, der er die Rechnung führen und die Briefe besorgen mußte. Die ganze Zeit hindurch hatte er sich der äußersten Sparsamkeit beflissen, täglich nur zwei Mahlzeiten zu sich genommen, und wöchentlich von anderthalb Gulden gelebt. Auch Lehrer für mathematische und klassische Studien ließen sich wohlfeil gewinnen; noch immer aber fand er bei keinem Geistlichen Ermuthigung zu den vor ihm liegenden acht Studienjahren.

Da kam ihm der Gedanke, auch der ärztliche Beruf könnte ihm ja alle die Gelegenheit, Gutes zu thun, geben, die er sich wünsche. Wie dankbar hörte er da und dort die Armen äußern, was alles sie dem und jenem Arzte verdanken; vielen war dadurch das Herz weich und für Gottes Lob geöffnet worden. Der Gedanke wurde zur Ueberzeugung: umhergehen und wohlthun, damit man harten Herzen nahe komme!

Im November 1855 begann James auf der Edinburger Universität das Studium der Medizin. Bald merkten die Professoren, welch seltenen Schüler sie da hatten; seine Begabung und sein wunderbarer Fleiß wurden immer mehr erkannt; Freunde begannen sich um ihn zu sammeln. Die Vakanzen widmete er unverdrossenem Studium in Spital, Anatomie und Bibliothek, nicht zum wenigsten Theile aber auch dem Dienste der Armen. Es gab harte Zeiten, aber „Gottes Gnade und das Andenken der Mutter hielten mich aufrecht“.

Im nächsten Jahr beschloß er, Missionsarzt zu werden, und wurde von der dortigen Medical Miss. Society einstimmig als solcher angenommen. Nicht damit aber erst wollte er sich an die Aufgabe machen, dem Herrn an den Seelen Anderer zu dienen, wie mancher in die Mission tretende Jüngling vielleicht träumt; gleich von seiner Belehrung an hatte er treu an dem Wohle seiner Mitmenschen gearbeitet und den ächten Missionsfönn bewährt. Zum Doktoriren

fehlten ihm die Mittel; er schaffte sie herbei, indem er selbst Unterrichtsstunden gab. Schon 1859 erwarb er den Titel eines M. D., zugleich auch wohlmeinende Anerbieten mit glänzender Aussicht auf Ehre und Gewinn im Vaterlande. Aber auch der Rath treuer Freunde vermochte nicht, ihn seinem Missionsberuf abwendig zu machen. Noch im Jahr 1859 fügte es sich, daß er der Londoner Missionsgesellschaft, die einen Missionsarzt in China bedurfte, seine Dienste anbot und von ihr die Bestimmung nach Schanghai erhielt. Ein englischer Geistlicher, der damals seine Bekanntschaft machte, schreibt über ihn:

„Ich gestehe, daß mein Auge oft staunend auf ihm ruhte. Er erzählte mir sehr offen seine ganze Geschichte, und wenn ich dann diesen fein gebildeten, so ganz auf der Höhe der Zeit stehenden, von den gewöhnlichen Fehlern durch eigene Anstrengung emporgekommenen Leute so durchaus freien 29jährigen jungen Mann vor mir sah, konnte ich kaum glauben, daß er nie in irgend einer noch so niedrigen Schule gefessen hatte und vor zwanzig Jahren barfuß seine Schafe auf den schottischen Bergen hütete, daß er vor dreizehn Jahren noch nicht seinen Namen schreiben konnte &c. Und dennoch hat er sich Bahn gebrochen auf die Universität von Edinburg, in Klassen von 200 Studenten Preise erhalten, das Doktordiplom erworben und die Achtung und Liebe der ausgezeichnetsten Christen gewonnen. Er hatte beschlossen, durch Gottes Gnade ein guter und nützlicher Mensch zu werden, und damit ihm das Letztere möglich sei, auch ein unterrichteter. Geistesbildung und sein niedriges Loos schienen weit auseinander zu liegen, aber der Entschluß war gefaßt und wurde mit der ihm eigenen Ausdauer, Geduld und Selbstverleugnung ausgeführt, und dann mit derselben ruhigen Festigkeit der Ehre Gottes, dem Dienste Jesu Christi und dem Wohle seiner Mitmenschen geweiht.“

Im chinesischen Hospital von Schanghai, wo er im März 1860 anlangte, fand Henderson einen großen, überaus wichtigen Wirkungskreis. Die Berichte über seine dortige Arbeit sind ungemein interessant. Sein pünktlich geführtes Tagebuch athmet durchaus den wohlgemuthen Kindesinn eines wahren Künigers, der einer ganzen Mannesarbeit zu Grunde lag. Er scheint Krankheitsfälle bei Chinesen und Europäern mit großem Erfolg behandelt zu haben. Blinden die Augen zu öffnen, gehörte fast zu seinen täglichen Geschäften.

Die Eingebornen hielten ihn daher in hohen Ehren, und auch von den Europäern der Stadt genoß er allgemeine Achtung. In Verbindung mit seinem ärztlichen Beruf verkündete er treulich den großen Arzt, der alle Gebrechen heilt, und in einem einzigen Jahre sind mehr als dreißig Patienten durch seinen Dienst der Gemeinde einverleibt worden. Aber eine kurze Wirksamkeit war ihm beschieden. Erst 35jährig entschlief er in den Armen seiner Gattin, fröhlich und friedvoll bis zum Ende. Sollten Nachfolger eines solchen Mannes nicht auch in Deutschland zu finden sein?

Missions-Beitung.

Eine Missionskonferenz in Madras.

Kürzlich bereiste eine Deputation der schottischen Kirche die Missionen in Indien. In Madras versammelte sich um sie eine Anzahl von Missionaren und Missionsfreunden am 27. Dezember 1867; auch der anglikanische Bischof Gell, ein evangelischer Mann, und der Gouverneur, Lord Napier, fanden sich dazu ein; ersterer übernahm den Vorsitz. Die gehaltenen Reden wiederzugeben, würde zu weit führen; dagegen dürfte es angebracht sein, von den ausgesprochenen Thatsachen einige mitzutheilen.

Der Vertreter der Ausbreitungsgesellschaft, Miss. Symonds, nun 27 Jahre in der Tamilmission beschäftigt, gab folgende Schilderung des gegenwärtigen Bestands seiner Gesellschaft. Von 38 Missionaren, welche auf 26 Hauptstationen wirken, sind jetzt 21 eingeborne Geistliche. In 407 Ortschaften besorgen sie 21,000 Getaufte und 8000 Taufkandidaten. Unter ihnen stehen auch 247 Schu-

len verschiedenen Rangs mit 7777 Zöglingen, von denen ein Fünftel aus Mädchen besteht; das Schulgeld des letzten Jahrs hat gegen 11,000 fl. eingetragen. Für christliche Zwecke haben die Gemeinden in derselben Zeit 14,700 fl. beige-steuert.

Für die 30 Londoner Missionare trat Hall auf und theilte im Einzelnen mit, wie sie nun im südlichen Indien 32,109 eingeborene Christen (meist Tamiler mit 1200 Telugu's) gesammelt haben, während ihre Schulen 11,848 Knaben und Mädchen enthalten. Die Christen trugen im letzten Jahr über 11,000 fl. für die Ausbreitung des Reiches bei.

Die kirchliche Mission hatte in der Stadt Madras etwa 600 eingeborne Christen; in der Telugu-Mission 800 Christen und Taufkandidaten in 30 Dörfern; in der Malayalischen 11,000 Christen. In Tinnevely waren es 24,000 Getaufte und 12,000 Ungetaufte. Nach-
ne man, sagte Miss. D. Fenn, die Christen der vier Gesellschaften zu-

sammen, welche etwa in einem vom Kap Comorin 64 Stunden reichenden Kreisabschnitt wohnen, so habe man hier allein 89,000 Tamilchristen und 11,000 Malayalis. Die Getauften seiner Mission haben im letzten Jahre 20,000 fl. beigesteuert, dazu Evangelisten nach Tamilländern, Ceylon und Mauritius geschickt.

Die Wesleyaner, welche erst später in Indien zu arbeiten anfingen, haben auf ihren 7 Tamil- und 7 kanareischen Stationen bis jetzt nur 465 Kirchenglieder gesammelt. Sie freuen sich ihrer 5 eingebornen Prediger und unterrichten 3500 Schüler.

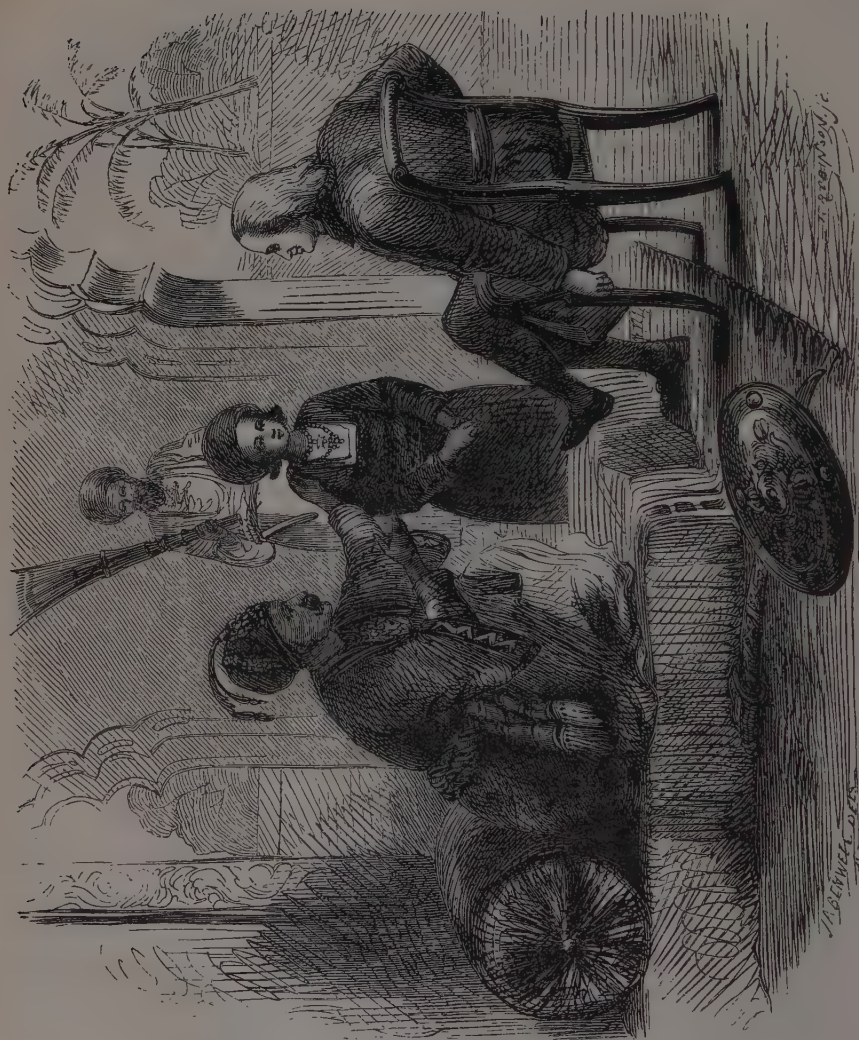
Der schottische Doctor Macleod war froh, diese Mittheilungen gerade hier an Ort und Stelle anzuhören, wo irgend eine falsche Zahl unverweilt ihre Berichtigung erhalten würde. Wie viel ist doch schon seit des lieben Fabricius Zeiten geschehen!

(C. M. Intellig.)

Dr. Livingstone

hat nun endlich Lebenszeichen von sich gegeben. Nachdem er im Herbst 1866 um das Südende des Nyassa-

See's seinen Weg genommen und seine untreuen Johannagesährten zurückgelassen hatte, wanderte er mit den wenigen Christenjünglingen dem Westufer des See's entlang nach Norden und kam endlich in Lobisa an, einer vormals dicht bevölkerten, gegenwärtig fast verödeten Stadt. In diesen hochgelegenen, waldbedeckten, aber von Wild entblößten Gegenden mußte er manchmal argen Hunger leiden; als die Gesellschaft aber dem südlichen Ende des Tanganyika-See's sich näherte und Mtuka im Wemba-Land erreichte, fand sich Vieh und andere Nahrung im Ueberfluß, und alle erholten sich rasch. Dort gab Livingstone im Januar 1867 dem Araber Bunduki Briefe nach Zanzibar mit, allwo dieselben (Februar 1868) endlich angelangt sind. Weiter weiß man, daß Livingstone in Udschidchi, halben Wegs dem Tanganyika-See entlang, angekommen ist, wo schon lange Briefe und Vorräthe seiner warteten. Von da wird er wahrscheinlich ins Quellgebiet des Nils vorgebracht sein. Er scheint auf seinen Wanderungen bedeutende Entdeckungen gemacht zu haben, und hoffte bald nach Europa zurückzukehren.




Tulsi Rudra ernannt Schwarz zum Vormund seines Adoptivsohnes.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

6. Hr. F. Schwarz.*)

 Am 16. Juli 1750 war es, daß ein Kleeblatt eng verbundener Brüder, Christian Friedrich Schwarz, David Polzenhagen und G. H. C. Hüttemann auf einem englischen Schiffe in Kudelur landete, wie zehn Jahre zuvor Fabricius mit seinen beiden Begleitern. Einer der letzteren, Kiernander, nahm die drei Neulinge hier in Empfang, um sie eine Woche später nach Trankebar weiter zu spediren. Ihre Wege sollten weit auseinandergehen, indem der tüchtige Polzenhagen über dem verunglückten Versuch, die Mission nach den Nikobaren auszubreiten, frühe (1756) entschlief, Hüttemann allmählich erkaltete und das Werk in Kudelur mehr hinderte als förderte, am Ende aber unter Zeichen von Neue seinen Lauf beschloß (1781, vgl. S. 191), während Schwarz zum unbezweifelten Mustermisionar des achtzehnten Jahrhunderts heranwuchs.

Von seiner Mutter noch vor der Geburt dem Dienste des Herrn geweiht, und durch einen edlen Lehrer, den Rektor Helm in Sonnenburg, frühe zum Herzensgebet geweckt, wurde Schwarz durch A. H. Francke's „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes“ im Jahr 1746 nach Halle gelockt, wo ihm die Herrlichkeit des Dienstes Jesu Christi völlig aufgieng. Der zurückgekehrte Miss. Schülze,

*) Sein Leben ist beschrieben in Memoirs of the life and correspondence of the Rev. C. F. Swartz. By Dr. Pearson 1834. (Deutsch Basel 1835). Eine gute deutsche Biographie des trefflichen Mannes wäre nach so vielen Bearbeitungen des vorliegenden Materials endlich an der Zeit.

selbst auch ein Sonnenburger, leitete ihn, mit der Absicht auf die Korrektur seiner zum Druck bestimmten Uebersetzungen, eine Zeit lang ins Tamil ein. Als im Jahr 1749 der Ruf in die Mission an den Jüngling kam, entschloß sich der Vater schweren Herzens, den einzigen Sohn der ersten Gattin ziehen zu lassen, und er selbst schied, trotz eines ehrenvollen Rufes an eine einträgliche Pfarrstelle, mit Verzichtleistung auf sein väterliches Erbe zu Gunsten der nachgeborenen Geschwister.

Was sein Lehrer, der jüngere Francke, an ihm besonders rühmte, war seine „Munterkeit und hervorstechende Reinheit“. Diese sollte sich in merkwürdiger Weise bewähren. Schien er anfangs vor seinen Mitarbeitern wenig vor auszuhaben, nur daß alle den anstelligen, bescheidenen, friedfertigen Bruder liebten und schätzten, so zeigte sich im Verlauf, daß seine Kraft und Geistesfrische weder der wachsenden Arbeitslast, noch dem zehrenden Einfluß des natürlichen oder geistigen Klima's unterlag, wie das bei so vielen tüchtigen Kräften der Fall ist, sondern daß er mit jeder neuen Aufgabe, die an ihn herantrat, beständig fortschritt und sichtlich zunahm. Er hat alle von ihm gehegten Erwartungen weit übertroffen. Er wagt keine Sprünge; geniale Einfälle und glänzende Thaten sucht man bei ihm vergebens; er läßt sich von den Umständen leiten, und es fehlt ihm dabei vielleicht an Erfindungsgabe und Schwungkraft. Aber er läßt sich auch von keiner einmal gewonnenen Position verführen oder verdrängen; kein Unmuth, keine Widerwärtigkeit läßt ihn am Weiter-schreiten verzagen. Er fühlt tief, daß seine Zeit und Umgebung der Missions-sache abhold wird, in einem Maße, wie man sichs jetzt kaum mehr denken kann; er selbst erkennt in der zunehmenden Lauheit und Zerkahrenheit „die Periode des Abfalls und der Lasterung“. Aber als ein Zeichen, daß es darin doch noch Christen geben kann, ragt er unter den verheißnißten Eroberern Indiens bedeutungsvoll hervor; sein Ruf ist in stetem Steigen, und dringt sogar bis ins britische Parlament; und wie er stirbt, erkennen ihn sowohl die Unterjochten, Heiden und Muhammedaner, Radscha's und Pareier, als auch die Sieger, Christliche wie antichristliche, als einen der größten Wohlthäter Indiens an.

Es war im Karnatik ein chaotischer Zustand, als Schwarz seine Wirksamkeit begann. Das Gähren und Wogen der dort sich bekämpfenden Elemente ist schon im Früheren angedeutet. Das Land

litt unsäglich unter den Wechselfällen, welche der Kampf der französischen und englischen Handelskompagnien und ihrer Verbündeten herbeiführte. „Ach wie jämmerlich, wüste und leer sieht es aus,“ schreibt Schwarz bald nach dem Eintritt; „von vielen christlichen Familien wissen wir nicht, wo sie hingekommen sind.“ Als das 50jährige Jubiläum der Trankebar Mission (9. Juli 1756) gefeiert wurde, konnte man einen mahrattischen Reitereschwarm bis unter die Mauern von Trankebar senden und brennen und wehrlose Weiber morden sehen. Dennoch wehte damals noch ein freudiger Geist in der Mission; mit Lobgesängen und Gottesdiensten in drei Sprachen wurde der festliche Tag begangen. Wie verschieden von dem nächsten Jubiläum (1806), welches von Miss. John in einen „Buß-, Bet- und Fasttag“ verwandelt wurde, „ob etwa Gott im neuen Jahrhundert die Mission von Neuem segnen wolle!“ Er hat es ja wirklich gethan über Bitten und Verstehen.

Nicht um bloße Behauptung des gewonnenen Terrains war es den Brüdern zu thun. Kudalur und Madras waren bereits in Angriff genommen und Kiernander suchte in Bengalen das Reich Christi zu erweitern. Schwarz, der schon vier Monate nach der Landung seine erste Predigt gethan (über Matth. 11, 25 ff.) und in eifrigem Verkehr mit Christen und Heiden, besonders aber mit den Schulkindern die Sprache in seine Gewalt bekommen hatte, richtete sein Augenmerk auf die herrliche Kaveri-Ebene, die bisher nur von eingeborenen Predigern bearbeitet worden war. Dort lag die reiche Hauptstadt Tandschaur mit ihrem weltberühmten Tempel und der neuen, nun bereits sinkenden Mahratta-Dynastie, — dort Tirutschinapalli mit seinem hohen Granitfelsen, die erprobte Festung Südindiens, wo abwechselnd mit Arkadu (Arkot) der Nawab des Karnatik sich aufhielt.

Der Text seiner ersten Predigt: „auf dein Wort will ich das Netz auswerfen“, klang ihm im Herzen nach, als Schwarz im April 1759 den in Tandschaur unter mehr oder minderem Druck lebenden Christen den ersten Besuch abstattete. Die äußere Veranlassung zu demselben war die Einladung eines der vielen deutschen Offiziere, die damals an den Höfen der indischen Fürsten wie in den Söldnerheeren der verschiedenen Handelsniederlassungen dienten. Der Hamburger Hauptmann Berg hatte früher in Trankebar das heilige Abendmahl genossen, wie er auch ein dortiges Gemeindeglied gehei-

rathet hatte. Jetzt konnte er nicht mehr leicht abkommen, lud darum die Missionare, am liebsten in den Osterfeiertagen zu sich ein (zuerst im Jahr 1755). So sammelte sich auch in jener Passionswoche neben den Tamil-Christen ein deutsches Gemeindlein; Schwarz nahm sich Aller mit Zuspruch und Spenbung der Sakramente an und konnte ungehindert auch den Heiden predigen. Begleitet von dem dankbaren Kapitän, kehrte er an die Küste zurück „mit herzlichem Seufzen, daß Gott auch allhier Sein Reich herrlich aufrichten wolle“. Ein Trost war es ihm, zu wissen, daß in diesem Hauptmann ein Mann des Gebets und der Zeugenkraft zurückblieb, der z. B. dem Hof ein freies Wort sagen durfte, wenn gerade eine französische Bombe den Götzen an der Pagode zerschmetterte; der auch den Rajanajaken mit seinen schwarzen Soldaten Bestunden halten ließ, und ihm dazu ein Haus in ihrer Nähe schenkte.

Im folgenden Jahr besuchte Schwarz die holländischen und deutschen Freunde in Ceylon, und freute sich, auch in einer schweren Krankheit, die ihn zu Colombo befiel, der Gemeinschaft mit lutherischen und reformirten Brüdern, welche noch lange nachher seines Ruhmes voll waren, wie auch er hochgerückt zurückkehrte. Er hatte schon 1758 bei den Holländern in Nagapatnam besonders freundliche Aufnahme gefunden, und rühmt wiederholt das achtungswerthe Entgegenkommen der holländischen Behörden. Er machte noch andere Predigtouren an der Küste, z. B. eine längere nach Madras (1761 im Verein mit Kahlhoff); aber jene „gar vergnügte Reise“ nach Tandschaur blieb in zu gutem Andenken, als daß er nicht eine Gelegenheit hätte finden sollen, sie zu wiederholen (Mai 1762). Entschieden suchte er ins Innere des Landes vorzubringen, und diesmal besuchte er auch Tirutschinapalli, wo der englische Kommandant ihn mit Freuden aufnahm und ihm ein Zimmer einräumte. Die Arbeit wuchs ihm so sehr unter den Händen, daß er nicht mehr zurück konnte. Noch schwankte er einige Zeit zwischen Tandschaur und Tirutschinapalli, aber obwohl er dort freien Zutritt zum Palast des Radscha's erhielt und dieser selbst hinter einem Vorhang seinen Reden zuhörte, zauberte doch der Hof, ihm die Erlaubniß zur Niederlassung zu geben. Dagegen ließ sich von der nahen Feste aus Tandschaur leicht besuchen, wie auch von da der Weg in die südliche Provinz Madura offen stand.

So beschloß er denn vorerst, in Tirutschinapalli zu bleiben,

wo sich ihm alsbald eine große Thüre aufthat. Er willigte in die Bitte der Engländer, ihnen Gottesdienst zu halten, soweit es ohne Versäumniß der Tamil- und Portugiesengemeinde geschehen könne. Begnügte er sich auch zuerst mit Vorlesen ihrer Gebete und ausgewählten Predigten, so lernte er doch bald ihnen frei das Wort zu verkündigen, und bediente sich ihrer Sprache mit großer Kraft und Gewandtheit. Durch das Aufstiegen eines Pulvermagazins wurden viele Kinder zu Waisen; Schwarz sammelte für sie eine schöne Summe und legte damit eine englische Schule an.

Eine Begegnung mit dem Nawab des Karnatik veranlaßte ihn, „den Muhammedanern zu lieb“ auch die hindustanische Sprache zu lernen. „Man wird des Sprachenlernens ganz müde,“ schreibt er Oktober 1763, „indessen um des Herrn Christi willen sollen wir ja keine Mühe scheuen.“ So bahnte er sich den Weg zu den Herzen der Muhammedaner und durfte wiederholt dem Nawab und seinen Söhnen die selig machende Wahrheit kündig vortragen. In der Folge machte er sich auch mit dem Persischen bekannt, weil es an allen Höfen gesprochen wurde. Der vornehme Muselman aber, der es ihn lehrte, wurde, weil er sich offen zu Schwarz's Glauben bekannte, vom Nawab unter irgend einem Vorwand eingesperrt. Einen thatsächlichen Beweis von der Macht der Buße des Glaubens konnte Schwarz dem Nawab geben, indem er ihm einmal eine bedeutende Summe Geldes zustellte, welche ein angesehener europäischer Offizier demselben vor Jahren unterschlagen hatte. Uebrigens hütete er sich besonders bei den Muhammedanern vor allem Wortstreit. Wenn sie heftig wurden, führte er wohl das persische Sprüchwort an: „Wer disputirt, verliert jeden Augenblick einen Blutstropfen von seiner Leber.“

Man könnte denken, Schwarz sei doch versucht gewesen, vorzugsweise den Großen nachzugehen. Das war nicht der Fall. Armen Seelen nahe zu kommen, irgend ein Verlorenes zu suchen und sein Lieblingskapitel (Luc. 15) zu practiciren, war ihm Herzenslust wie heilige Pflicht. Im Lager vor Madura (August 1764) bediente er als Kaplan ohne Gehalt die Schaaren von deutschen und englischen Kranken und Verwundeten, tröstete, predigte und betete über den Sterbenden, bis ihm die Kräfte versagten und er, selbst erkrankt, nach Tirutschinapalli zurückgeschickt wurde. Geschenke der englischen Regierung und des Nawabs setzten ihn in den Stand, seine Schu-

len dort auszubehnen und den Kirchenbau, zu welchem er die Engländer aufgefordert hatte, kräftig zu unterstützen. Zwar hinderte der von den Priestern aufgehezte Nawab diese Neuerung, so lange er konnte. Doch betrieb Schwarz, gestützt auf die Genehmigung des englischen Gouverneurs, den Bau so energisch, daß er am Pfingstfest 1766 die Kirche mit Predigten in verschiedenen Sprachen einweihen konnte. Gewöhnlich hielt er am Sonntag zuerst Tamil-Gottesdienst, um 10 Uhr predigte er den Engländern und Nachmittags der portugiesischen Gemeinde; auf eine abendliche Bibelstunde mit Europäern folgte noch in der Nacht eine Tamil-Betstunde. Die Woche war der Arbeit an den Gemeinden und dem Umgang mit Heiden gewidmet. Das dänische Missionskollegium hatte für gut gefunden, die neue Station an die englische Gesellschaft abzutreten, welche den nach allgemeinem Urtheil dort unerseßlichen Schwarz mit Freuden in ihre Dienste nahm (1767). — Er wurde nun auch den Engländern ein Engländer und schrieb sich Smarz. Von ihm ließen sie sich Wahrheiten sagen, „die sie von keinem andern ertragen hätten“; und der Kommandant, Oberst Wood, wurde sein treuester Freund. Ein Spötter und Säuser, dem Schwarz auf wiederholte Schmähungen endlich den Zorn Gottes ankündigte, wenn er sich nicht bekehre, starb so plötzlich durch einen Sturz vom Dache, daß das Volk den Padre für ein Wesen besonderer Art zu halten begann. Auch der Umstand, daß er, wie Fabricius, nie heirathete, trug natürlich zur Mehrung solches Einflusses bedeutend bei.

Nach wenig Jahren gelang es ihm auch, zu dem neuen König von Tandschaur, dem gutmüthigen, schwachen, wenn auch gelehrten Tulasi-Nadscha, Zugang zu gewinnen (April 1769). Der Fürst nämlich, durch seine Höflinge von der freimüthigen Predigt benachrichtigt, welche der Padre vor allerlei Volk halte, ließ ihn vor sich kommen. Die Offenheit und Einfalt, womit Schwarz nicht nur die Nichtigkeit des Götzendienstes, das tiefe Verderben des menschlichen Herzens und den göttlichen Heilsplan darlegte, sondern dem König auch durch ein kurzes Gebet und Absingen etlicher Verse einen Einblick in den christlichen Kultus ermöglichte, machte den besten Eindruck. Zu Zeiten konnte der Fürst ihn seinen Padre nennen, wie er ihn auch seines guten Hauptmann Berge's Tochter in seiner Gegenwart trauen ließ; insbesondere jedoch wünschte er seine Dienste zu politischen Unterhandlungen zu gebrauchen, „weil er wisse, daß

ihm am Geld nichts liege.“ Gegen diese Einmischung jedoch wehrte sich seine Umgebung so entschieden, daß der hilflose Radscha sich ihrer Leitung zuletzt willenlos überließ, bis er von dem eifersüchtigen Nawab unter dem Beistande der ungerechten Madras-Regierung besiegt, im Gefängniß erkannte, wer sein Freund und wer sein Feind gewesen sei. (1773). Nicht nur konnte Schwarz dem Fürsten in seiner Erniedrung sein Mitgefühl bezeugen, sondern er war es auch, der ihm die Nachricht von seiner Wiedererhebung vermöge Beschlusses der Direktoren überbrachte (1776). Ja, als ihn ein unglücklicher Sturz wochenlang ins Haus sprach, benützte Schwarz diese Ruhezeit, dem Fürsten zu lieb noch Mahräthi zu lernen und seine eilf Gespräche zwischen einem Götzendiener und einem Christen in diese Sprache zu übersetzen.*) Doch wie herzlich ihm auch der Radscha zugethan blieb, so leicht es ihm wurde, einzugestehen, daß das Christenthum viel tausendmal besser sei, als der Bilderdienst, der Weltlust vermochte er nicht zu entsagen.

Sonst aber fand Schwarz so bedeutenden Eingang in Landschaft, daß er eine Verlängerung seines dortigen Aufenthaltes wünschen mußte. Dringend verlangte er daher die Zusendung eines europäischen Mitarbeiters, wodurch allein ihm die Abwesenheit von seiner Station ermöglicht worden wäre, allein er blieb lange aufs Warten verwiesen. Miss. John, der ihn einmal längere Zeit unterstützte, war hoch verwundert über die rastlose methodische Arbeit, welcher Schwarz sich in Tirutschinapalli täglich unterzog, und über

*) Dieser Tamil-Traktat (zuerst 1777 in Madras gedruckt) ist das einzige Werk, das wir von Schwarz's Hand haben, wie er überhaupt kein besonderer Freund des Schreibens war. Die Gespräche enthalten die gewöhnliche hallische Lehre in sehr milder Fassung, mit mehrfacher Herbeiziehung der natürlichen Theologie. Die Berücksichtigung der heidnischen Ansichten ist weder sehr reichhaltig und eingehend, noch ihre Widerlegung besonders schlagend; und für den europäischen Geschmack liest sich das Ganze etwas langweilig. Dennoch steht das Büchlein bei den Tamil-Christen noch immer in großem Ansehen und wird gerne und mit Nutzen gelesen, ein Zeichen, daß es den rechten Ton getroffen hat. Davon aber, daß Schwarz die Tamil-Literatur gründlich studirt hätte, wie man schon behauptet hat, finden sich darin kaum irgendwelche Spuren. Dr. Germann hat neulich noch von anderen ungebrachten Werken des fleißigen Mannes Nachricht gegeben; es sollen sich nämlich von seiner Hand noch eine Kirchengeschichte, ein Commentar zur Offenbarung, und eine Heilsordnung erhalten haben.

den zunehmenden Erfolg, von dem sie begleitet war. („Seine Gemeinde liebt und fürchtet ihn, die Heiden hören ihn gerne, die Engländer, auch die Bösen, schätzen ihn und gehen gerne mit ihm um.“) Immer rascher vermehrte sich die Gemeinde aus den Heiden; auch unter den Römischen gab es in Folge einiger Bekehrungen eine bedeutende Bewegung. Jüngere Männer von aufgewecktem, rührigen Wesen wurden von Schwarz für den Dienst am Worte zubereitet, die Gehülfen immer gründlicher darin eingeleitet. Schon 1772 hatte er acht solcher Mitarbeiter. „Gibt uns Gott geschickte Nationalarbeiter, so wird sein Werk in diesem Land fortgehen. Wo ich einen munteren, gottesfürchtigen Jüngling treffe, spare ich keine Kosten, ihn zu dem Werke brauchbar zu machen.“ Solche Wahrnehmungen und Bestrebungen trösteten ihn bei dem nun bereits merkklichen Verfall des Missionsinteresses in der deutschen Heimat. — Manche schöne Frucht seiner Arbeit durfte er auch unter den europäischen Truppen erleben; so wenig schien ihm dieser Dienst unverträglich mit dem Missionsberuf, daß er vielmehr erst von der gründlichen Bekehrung der damals über die Maßen gottesvergessenen englischen Beamten und Soldaten eine neue Zeit für Indien erwartete. Ein Brahmane sprach es damals unverholen aus: „Die Ursachen, warum wir nichts nach eurer Religion fragen, sind euer Geiz, Stolz und eure Wollust; ihr Europäer wollt nicht Etwas, sondern Alles haben.“ Wie nothwendig da ein Einfluß war, wie Schwarz ihn auf die Engländer übte, liegt auf der Hand. Derselbe stieg auch mit jedem Jahre, und an einigen der angesehensten Offiziere hatte er nicht nur innige Freunde, sondern auch eifrige Mitarbeiter.

Endlich wurde Schwarz durch die Ankunft des treuen Pohle, dem er die Fortführung der in Tirutschinapalli so segensreich begonnenen Arbeit überließ (1777), in den Stand gesetzt, nach Tandschaur überzusiedeln. Doch gab er darum die Missionsreisen nicht auf. Namentlich besuchte er noch 1778 die südlichste Provinz, Tirunelweli (Tinnelveli), wo er in einem Sipähi-Regiment über 50 Kirchenglieder traf und durch die Taufe einer Brahmanen-Wittwe Clarinda, den Grund zu einer ansässigen Gemeinde in Päleiancotta legte. Mit wahrhaft divinatorischem Blick erkannte er in dieser Gegend das hoffnungsreichste Saatsfeld des Evangeliums. Er hat es selbst noch 1785 einige Wochen lang bearbeitet und bis zum Ende nicht aus den Augen verloren. „Es hat das Ansehen, daß

da mehr Segen zu erwarten, als hier in Landschaur," schrieb er im August 1790. Doch mußte er dieses Südländchen vorzugsweise durch andere Brüder, wie Jänicke, welcher 1791—92 ein Jahr dort zubrachte, und durch seine Katecheten bebauen lassen, deren tüchtigsten, Satjanâden, er im Dezember 1790 ordinirte. Ueber ihn bemerkt er: „Seinesgleichen habe ich unter den Eingebornen noch nicht getroffen. Ich bekenn es von Herzen: ich schätze ihn weit höher als mich.“ Dennoch täuscht er sich auch nicht über seine Unvollkommenheiten, noch in seinen letzten Jahren (April 1795) tabelte er diesen seinen geistlichen Sohn wegen Mangels an Demuth und schwächlicher Rücksicht gegen seine Kinder. Das Alter hat ihn nicht, wie einige seiner Vorgänger, blind gegen die Schwächen seiner liebsten Jügelinge gemacht.

Zunächst wurde nun (1. Oktober 1778) Landschaur, was Trankbar bisher gewesen war, die Hauptstation der Tamil-Mission. Täglich war Schwarz hier von Besuchen umlagert und predigte Allen, Groß und Klein, das Wort vom Kreuz. Durch Uebung war ihm die Arbeit des Säens so lieb geworden wie das Ernten, und auch kleine Erfolge stimmten ihn zu großem Danke. Er schreibt z. B. (20. Februar 1775): „Hier und da hat man gar angenehme Proben von Redlichkeit zu spüren. Auf diese sehe ich mehr, als auf die bösen Exempel. In diesem Lande hat man gar viele Reizungen zu Unmuth und niedergeschlagenem Wesen. Daher man ganz besonders auf den Segen Gottes, scheine er uns auch so klein als ein Senfkorn, sehen und sich dadurch im lebendigen Glauben stärken muß.“ „Des Guten ist doch immer mehr als des Bösen," sagte er noch auf seinem Sterbebett; ein beherzigenswerther Wink für jeden Missionar. Wer sich nicht beharrlich anstrengt, ein Optimist nach Schwarz's Art zu werden; wird nie viel erreichen.

Der Tag begann und endete mit Gebet und Gesang. Nachdem er sich mit den Katechisten erbaut und berathen hatte, entließ er sie zu ihrer Tagesarbeit, von welcher sie Abends ihm Rechenschaft ablegten. Zugänglich für alle Klassen, verkehrte er freimüthig und freundlich mit Jedermann. Wenn er auch den wiederwärtigsten und verwickeltesten Geschäften sich im Nothfall unterzog, in Verhandlungen mit feindseligen Beamten den feinsten Tact entwickelte und die Sache der Waisen und Bedrückten unermüdlich verfocht, das Liebste blieb ihm immer, von seinem Herrn zu zeugen. („Wenn mir was

Verdrießliches zutröft, so gehe ich und catechisire eine Stunde. Dies Geschäft versüßt mir alles Bittere. Mit Klagen muß sich kein Missionar abgeben. Wir sollen Zeugen unseres Herrn sein, nicht Bekehrer.“) Da die Gemeinde rasch zunahm, lag es ihm an, statt des Saals, dessen er sich für den Anfang bediente, eine Kirche zu bauen. Damals aber bauten die Engländer in Indien eher Theater als Bethäuser. Dennoch erbot sich General Munro, als er ihm zum Verlust seines bei der Belagerung von Pubutcheri gefallenen Herzensfreundes Major Stevens kondolirte, hinfort dessen Stelle zu vertreten und den Kirchbau bei der Madras-Regierung zu empfehlen.

Dort herrschte damals der verächtliche Sir L. Kumbold. Die Korrespondenz, welche sich über Schwarz entspann, führte auf den Gedanken, den geschickten Missionar zu einer diplomatischen Mission bei Haider=Ali zu verwenden. Die Reise aber, die Schwarz bei dieser Gelegenheit nach Madras unternahm, „war die angreifendste“, die er je gethan; es waren die Bitten der Trankebar=Brüder, die ihn dazu vermochten, um dem Jammer, der durch Fabricius Schuldenlast entstanden war, (s. S. 191) auf den Grund zu schauen und nach Kräften abzuhelpfen. „Alle Unruhe, die Schwarz in Indien erfahren, kam diesem schrecklichen Falle kaum gleich.“ Er selbst und seine Freunde verloren auch ihr Geld durch diese Unüberlegtheit des alten Bruders. Nicht blos um dem Lande den Frieden zu erhalten, „auch um dem armen Herrn Fabricius durch Intercession behilflich zu sein,“ nahm Schwarz den ehrenvollen und doch höchst zweifelhaften Auftrag an, wozu er sich durch seine Kenntnisse der eingebornen Sprachen, seinen durchbringenden Scharfsinn und die edle Einfalt seines Auftretens, vor Allen durch seine allbekannte Unbestechlichkeit vorzüglich eignete. In Srirangapatnam (August 1779) traf er Hunderte von Europäern, darunter auch Deutsche unter einem Hauptman Buden, mit welchen er jeden Sonntag Gottesdienst hielt. Auch eingeborne Christen seiner Gemeinde hatten sich dahin verlaufen. Mit ihnen wie mit den Heiden und Muhammedanern sprach er den ganzen Tag freimüthig von dem Einen Nothwendigen. In mehr als einer Unterredung mit dem gefürchteten Fürsten überzeugte er sich von dessen Bereitwilligkeit, Frieden zu halten, aber auch von seiner tiefen Einsicht in die Lage der Dinge und von seinem gerechten Argwohn gegen den Gouverneur von Madras. Die unabweis-

baren Geschenke, welche er in Folge dieser Reise erhielt, dienten ihm in den folgenden Kriegszeiten, wenigstens den Unterhalt seiner Schullehrer und Katecheten, wie der Waisen zu sichern.*)

Im Juni 1780 kündigten Rauchsäulen den sicheren Herren in Madras die Nähe von Haider's Armee an, welche ungehindert den Karnatil überschwemmte, die Dämme zerstörte und eine dreijährige Hungersnoth über das Land brachte. Es gelang Schwarz noch im letzten Augenblick, die Garnisonen am Kaweri mit den nöthigsten Vorräthen zu versehen, da sein Wort dem Landvolke mehr galt, als alle Versprechungen der Generale und Civilisten. Bald war das Land verödet, in den Straßen sah man nur noch unter den Todten und Sterbenden umherwandelnde Skelette. Schwarz hatte den Bruch vorausgesehen und so viel Reis gekauft, daß er täglich Hunderte von Menschen speisen konnte. Kein Wunder, wenn Viele dadurch zum Eintritt in die christliche Kirche bewogen wurden, so vorsichtig auch Schwarz in der Prüfung der Taufkandidaten war („Ich taufe keinen, ehe ich ihn zwei oder drei Monate unterrichtet habe.“) Er selbst durfte auf Haider's ausdrücklichen Befehl unangefochten ab- und zugehen. Als aber nach dem Tode des alten Löwen sein Sohn Tipu den Krieg mit schwindendem Glück fortsetzte und sich zu Friedensverhandlungen herbeiließ, suchte die englische Regierung umsonst, Schwarz ihren Kommissären beizugesellen. Denn obgleich er den Vorschlag annahm und bis Satjamangalam vorbrang, konnte er doch Tipu's Erlaubniß zur Fortsetzung der Reise nicht erlangen. Damals war es, daß er einige Tage bei dem siegreichen Oberst Fullerton verlebte, in dessen Bericht an die Regierung das bekannte Zeugniß steht: „Die Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit dieses tadel-

*) Als Miss. Gerike bald nach Tipu's Sturz den jungen Oberst Wellesley und die Regimentschule im Palast zu Srirangapatnam besuchte (August 1802) labte er sich an den Gebeten und dem Lied: „Nun danket Alle Gott“, wovon die Palastmauern widerklangen. Da dachte er: „das ist wohl ehemals in diesem Hause nie geschehen, hier hat wohl Niemand zu Gott gebetet und Ihn gelobt, als Vater Schwarz, da er hier war. Der kam zu Haider in großen Angelegenheiten, als ein Privatmann, mit christlicher Einsicht und Aufrichtigkeit und mit der Freimüthigkeit, mit welcher er zu jedem Andern kam, that aber jeden Schritt mit Gebet zu Gott und Wachsamkeit über sich selbst und sagte ihm manches gute Wort, wurde auch von dem klugen Manne so behandelt, als wenn ihm auf einmal sein ganzer Charakter wäre offenbar worden.“

losen Missionars haben den Charakter der Europäer (in Indien) gegen die Beschuldigungen allgemeiner Verschlechterung gerettet."

Endlich war auch dieser letzte der Kriege, welche die Existenz der Tamil-Mission in Zweifel stellten, durch den Frieden von Mangalur (März 1784) beendet, und Schwarz machte sich alles Ernstes daran, die gewonnene Ruhe zu benützen. Das Land freilich war zur Einöde geworden, langsam kehrten die Entflohenen zurück. („Wenn von Fünfen Eins zurückkommt, ist es was Großes.") Die Regierung hatte weder Geld noch Kredit, daher die Regimenter schwierig wurden und Schwarz längere Zeit es für Pflicht hielt, den Gehalt seiner Garnionspredigerstelle nicht zu beziehen. Oft sann er nach, was sich für die Verbesserung des Zustandes der Eingebornen thun lasse, warnte den indolenten König, und suchte die englischen Beamten für seine Pläne zu begeistern. Besonders bemühte er sich, durch den befreundeten Residenten von Tandschaur, ein System von englischen Provinzialschulen einzuführen, zu deren Erhaltung die Großen des Landes eines oder mehrerer Dörfer anweisen sollten. Schwarz hoffte den besten Erfolg von einem gründlichen Unterricht in europäischer Wissenschaft, wenn er nur in christlichem Sinne gegeben werde. Ein unter den Umständen viel versprechender Anfang wurde auch in Rāmanādam und Sivaganga, später in Kumbakōnam und Tandschaur gemacht und vom Direktorenhof durch jährliche Beisteuer gefördert. Missionare versahen Inspektorendienste und bildeten die Schullehrer. Doch nach Schwarz's Tode schloß das Unternehmen wieder ein, da es bald an Männern mangelte, die ein Herz für die Sache gehabt hätten. Es sollte noch ein halbes Jahrhundert verstreichen, ehe in dieser Richtung weiter gewirkt wurde.

Als sich damals die Unfähigkeit des Nadscha's so deutlich herausstellte, daß die Madras-Regierung sich genöthigt sah, die Verwaltung von Tandschaur ganz zu übernehmen (1789), wurde Schwarz Ehrenmitglied der damit beauftragten Kommission. „Welch ein Glück für das Land," schrieb Resident Huddleston an den Gouverneur, „ja und für die Kompagnie, wenn Herr Schwarz Alleinherr wäre und alle Maaßregeln durchführen dürfte, welche seine Weisheit und Güte ihm eingeben." Wir übergehen hier Schwarz's Wirksamkeit als Staatsmann, wovon sowohl die Archive der Kompagnie, als die dankbaren Erinnerungen des Volks zeugen; zu be-

merken ist aber, daß diese Thätigkeit ihn seiner Lebensaufgabe in keiner Weise entzog, und er von den schwierigsten Aufgaben der Finanzverwaltung, von tiefgreifenden Reformen des Justizwesens, mit immer frischer Lust zur Katechisation von Kindern, zu dem Unterricht der Taufcandidaten oder einem Besuch bei scheuen Halbwilden übergehen konnte. So lange ihn seine Missionspflicht in Anspruch nahm, mußten die angesehensten Hindu's und Muhammedaner warten, sie hörten ihm wohl auch bei solcher Gelegenheit stundenlang zu. („Nicht selten sitzen bei mir 15—20 Brahmanen und hören die Katechisation mit an“, Januar 1791.) „Sein Garten, dessen schöne Bäume er mit Liebe pflegt, ist vom Morgen bis Abend angefüllt mit hohen und niedrigen Tamilern, deren Streitigkeiten er schlichten muß. Jeder liebt und schätzt ihn, Jeder fürchtet ihn auch.“

Keiner der Missionare sah ihn scheel an über dieser Erhebung, alle fühlten sich vielmehr geehrt, wie überhaupt „Alle Schwarz mit Achtung, Liebe und Bewunderung nennen, seine Vorgesetzten wie seine Amtsbrüder, seine Schüler, seine Gemeinde, Deutsche und Dänen, Engländer und Tamiler, Hohe und Niedere, Christen und Heiden einmüthig sind, ihm zu hulbigen“ (Fenger).

Nur ein Umstand möge aus dieser politischen Thätigkeit des Missionars hervorgehoben werden, daß nämlich der Radscha für den zehnjährigen Neffen Serfudschi, den er sterbend adoptirte, keinen besseren Vormund wußte als Schwarz. Ihm übergab der Fürst in seiner letzten Krankheit das schutzlose Kind, nachdem er dazu den theuren Mann von seinem letzten Ausflug nach Trankebar hatte zurückrufen lassen (Januar 1787). Der Radscha stellte ihm den Knaben mit den Worten vor: „Dies ist nicht mein, sondern Guer Sohn.“ Schwarz antwortete: „Ich flehe, daß er ein Kind Gottes werde“ (s. die Abbildung), worauf Tulasi Radscha die Hand des Kindes in seine legen wollte. Nur durch starkes Zureden des Missionars ließ er sich bewegen, diese Vormundschaft samt der Regentschaft seinem Halbbruder Amir Sing anzuvertrauen (1787). Zwei Tage darauf starb der arme König, erst 43jährig, an den Folgen seiner Ausschweifungen. Aus Rücksicht auf Schwarz unterblieb aber beim Regentenwechsel die sonst übliche Wittwenverbrennung. Da indessen die englische Regierung diesen ränkevollen Amir Sing bald als wirklichen Thronfolger anerkannte, sah sich Schwarz verpflichtet,

für das Wohl des von ihm nicht nur vernachlässigten, sondern zuletzt eingekerkerten jungen Prinzen zu sorgen, und wurde auch von Madras aus zu seinem Vormund ernannt. Als solcher rettete er Serfubshi's Leben (1793), lieferte den bündigen Beweis für sein Anrecht auf den Thron, erzeigte ihm Vatertreue, und wurde nun auch von seinem Pflegesohnen, wie er als erklärter Thronfolger von Madras nach Landschaur zurückkehrte (1796), als Vater begrüßt und geehrt. Noch in späteren Jahren erinnerte sich der — übrigens unbefehrte — Fürst mit Thränen der Ermahnungen seines Vaters Schwarz und wünschte sich ein Ende, wie seines war.

Auch im Alter gieng Schwarz's Arbeit rüstig fort. Einen Epoche machenden Moment in seinem Leben bildete die Ordination des jungen Kahlhoff, den er seit siebenzehn Jahren als Sohn erzogen hatte. Alle Missionare hatten sich dazu in Trankebar versammelt und zugleich das Amts-Jubiläum ihres Seniors, des greisen Kahlhoff gefeiert (23. Januar 1787). Schwarz selbst vergoß Thränen, als er dem Jüngling die Hände auslegte. Er hielt die Ordinationspredigt über die Worte: „So sei nun stark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Christo Jesu ist.“ „Was ich an diesem, dem ergreifendsten Tage meines Lebens empfunden habe, ist nicht zu beschreiben.“ Er mochte fühlen, daß sein Tagewerk so ziemlich vollbracht sei und der vorherrschende Zeitgeist wenig Aussicht auf tüchtige Arbeiter aus der deutschen Heimat gestatte. Mußte er doch selbst noch Nachfolger erleben, welche die Versöhnung durch Christum läugneten und höchstens die Sittenlehre der Hindu's durchs Evangelium zu vervollständigen suchten! „Ach,“ konnte er ausrufen, „der treuen Arbeiter sind in der That wenige. Der Herr der Ernte schenke uns doch solche! Er bewahre dies Werk vor dem Geschlecht, welches die Gottheit Christi und sein Versöhnopfer läugnet.“

In seinen letzten Jahren freute er sich noch einer Lebensregung in den von ihm oft besuchten Dörfern der Kaller, welche sich von ihrem angeerbten und privilegierten Diebsgewerbe entwöhnen ließen und christlichen Unterricht begehrten, sich aber dadurch andauernde Verfolgungen von ihren Stammesgenossen zuzogen, welchen Schwarz nur Gebet und sanftmüthige Vorstellungen entgegenstellte, bis die Feinde durch die Geduld der Bekehrten entwaffnet wurden.

Damals gab ihm auch eine Parlamentsverhandlung, in der zwar sein Name gebührend geehrt, dagegen seine Arbeit verhöhnt

wurde, Gelegenheit zu einer ebenso bescheidenen als schlagenden Verteidigung der Missionsfache, woraus klar erhellte, wie sehr das Land durch die Ausbreitung des wahren Christenthums gewinnen mußte, und wie wünschenswerth daher eine Reformation unter den Europäern wäre, die es regierten. Dabei war er bis zum Ende bemüht, dem armen Volk zu helfen, bald durch Inoculation der Pocken, bald durch Einführung des Seidenbaues, um den Jungen und Betagten einen leichten Verdienst zuzuwenden, oder indem er dem Betteln der Wittwen durch Spinneinrichtungen steuern wollte. Noch im 71. Jahre mühte er sich ab, einem jungen Missionar zur Erlernung der Tamil-Sprache zu verhelfen, „aber alle Arbeit war fruchtlos.“ Täglich besuchte er die in der Nähe angelegten Christendörfer, unterrichtete vier Stunden lang die Kleinen und fragte nach dem Fleiß der Erwachsenen im täglichen Berufe. Als er sein 71. Jahr antrat, konnte er schreiben, wie erquickend ihm diese Arbeit sei. „Rühme die Welt, soviel sie wolle; mein Ruhm ist der Herr, von dem allein meine Seligkeit kommt.“

Als das Gedächtniß schwand, flossen doch Herz und Mund noch immer über von der Herrlichkeit Jesu Christi. Dem Prinzen, welchem eben die Erhebung auf den Thron seiner Väter bevorstand, gab er noch die letzten Ermahnungen und wünschte ihm mit zum Himmel erhobenen Händen den beseligenden Glauben an Jesum. Dann war er der Welt abgestorben, konnte aber das Lehren bis in die letzten Tage nicht lassen. „Missionar zu sein, sei eben doch der seligste Dienst, mit keinem auf der Welt zu vergleichen — seine Meditation sei jetzt der Tod Jesu und wie er ihm ähnlich werden möge. — Die ganze Welt sei eine Maske, er aber sehne sich, in der Sache selbst zu sein.“ Der Besuch des theuren Gerike war ihm noch eine letzte Erquickung; er ließ durch ihn die Brüder grüßen und ihnen sagen, „sie sollen nur immer auf die Hauptsache sehen.“ Als man ihn fragte, ob er noch eine weitere Ausbreitung von Gottes Reich in Indien hoffe, antwortete er: „Ja, aber es wird durch Leiden und Trübsale gehen.“ Selig wie ein Kind entschlief er (13. Februar 1798) unter den Gebeten der Brüder und den Gefängen der treuen Nationalgehilfen, in die er selbst noch mit eingestimmt hatte.

Ein marmornes Denkmal, das Serfudschî ihm errichtete, bezeichnet seinen Ruheort in der Kirche von Landschaur. Ein bleibenz-

deres Denkmal sind die Gemeinden, die er hinterließ, wovon allein die zu Landschaur gehörigen bei seinem Tode 3000 Seelen zählten. Besorgt für ihre Erhaltung hatte er in den letzten Jahren ein bedeutendes Vermögen gesammelt, welches er der Mission vermachte. Aber wenn sich auch manche seiner Anstalten mittelst der Zinsen im Gang erhielten, seinen Geist konnte der alte Vater nicht vererben. Seine Mission war denn doch mehr eine Erweiterung als Entwicklung der trankebarischen. Für die Erziehung der jungen Gemeinden zur Mannesreise, für die Heranbildung tüchtiger Nationalprediger, wie für so manches andere Bedürfnis reichte der einzige Mann einmal nicht aus.

Namentlich bleibt zu bedauern, daß Schwarz für die dauernde Beseitigung des vererblichen Kastenunterschieds so wenig gethan hat, daß er von der heutigen Tradition retrograder Landschaur=Christen als dessen eifriger Beschützer und Kämpfe gefeiert werden kann. Damit geschieht ihm offenkundiges Unrecht. Schwarz wollte „allen unnöthigen Zwang vermeiden“, und ließ daher die Trennung der Sudra- und Pareia=Christen in der Kirche und den Vortritt der ersteren beim Abendmahl fortbestehen, obwohl er nicht, wie in Trankebar allmählich Sitte geworden war, zwei Kelche für die beiden Klassen gebrauchte. Wie scharf man auch über junge Missionare urtheilen mag, die wie Pohle 1777 in Trankebar die älteren „zu furchtsam und unentschlüssig“ fanden, das steht doch fest, daß es eben diesem Neuling bald nach seinem Eintritt in die Tirutschinapalli-Station (September 1779) gelang, solchen Mißbräuchen strenger entgegenzuarbeiten und die Streitlustigen zu beschämen. Uebrigens milderte auch Schwarz's gewaltige Persönlichkeit die Vorurtheile in der Art, daß wohl zuweilen ein Pareia=Christ wagen durfte, dem Sudra beim Abendmahlsgegniß voranzugehen. Noch in jüngeren Jahren flehte er: „O daß doch der Geist Christi solche Verbindung der Seelen in der Gemeinde hervorbringen möchte, mit zusammen-gesetzten Kräften dem Himmelreich Gewalt anzuthun!“ und er durfte in mehrfacher Weise erfahren, daß sein Gebet und Streben nicht umsonst war. Er konnte (Januar 1791) schreiben: „Was die hohen und niedern Geschlechter betrifft, so hat Gott gnädig geholfen, daß fast kein Unterschied, weder in der Kirche, noch beim Abendmahl bemerkt wird. Mit liebeichem und ernstlichem Ermahnen haben wir beständig angehalten und alle Zwangsmittel sorgfältig vermieden.“

Herr Jänicke wunderte sich, daß hohe und niedrige Geschlechter bei des HErrn Tafel so niederknien, daß sie sich anrühren und aus einem Kelche trinken.“ Bedauerlich bleibt aber doch, daß Schwarz sich nicht getraute, in dieser hochwichtigen Sache der neuen Kirche eine feste Bahn vorzuzeichnen. Sicherlich hätte er mit Pöhle die Erfahrung gemacht, „wenn man gerade hindurchgeht, so stößt man wohl hier und da hart auf, aber man sieht auch endlich herrliche Früchte davon unter göttlichem Beistande“, — und den künftigen Geschlechtern wären schwere Kämpfe erspart worden.

Als ein anderer Mangel dürfte bezeichnet werden, daß Schwarz, im vorherrschenden Gefühl von der Schwäche der Neubefehrten, der Hoffnung und dem Abzielen auf eine unabhängige, selbständige Fortdauer der jungen Tamilkirche zu wenig Raum gab. Den einen Satjanaden etwa ausgenommen, entwuchsen die Nationalarbeiter nie der Bevormundung des Missionars. Für schwere Sünden sollen sie wie von andern Missionaren, so auch von Schwarz, der freilich ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln bestritt, und sie als seine Diener ansehen konnte, eigenhändig gezüchtigt worden sein; entlassen wurden sie nur im höchsten Nothfall. Sowohl ihnen als den Gemeinden scheint Schwarz nach seinem väterlichen Sinne zu wenig zugemuthet und darum auch zu wenig zugetraut zu haben, während er selbst seine Kinder an allen Enden zu heben und zu tragen bemüht war.

Mit diesen Aussetzungen ist nur besagt, daß er nicht vollkommen war. Als seinen Grundcharakter möchten wir bezeichnen die ungeheucheltste Demuth auf Grund strenger Selbstprüfung, neben dem seligsten Ausruhen am Herzen seines HErrn. Beständig bittet er um Herzensdemuth und Lauterkeit, und ist dabei unermüdlich in seines HErrn Dienst wie in Seinem Lob. Wie er schon frühe Gott lobte, daß „obwohl manchmal der Athem kurz geworden sei, er doch nie zu ungeduldigem Klagen sei gebracht worden“, so konnte er noch am Ende sagen: „Unsere Nöthen sind groß und mannigfaltig, sich aber dabei aufzuhalten, ist sündlich. Gott hat manche Hindernisse in diesen 40 Jahren meiner Pilgerschaft in diesem Lande weggeschafft; Er wird auch ferner bei uns sein.“ Der Eindruck, den diese „Munterkeit“ auf die Heiden machte, war gewaltig. Viele bekannten, daß Schwarz sie davon überzeugt habe, daß ein rechter Christ der glücklichste Mensch sei. Missionsgesellschaften können wohl gelehrte Arbeiter für ihren Dienst finden, vielleicht vermögen sie

auch noch, sich ihrer Bekehrung zu versichern; das Geheimniß aber, wie ausdauernde, beharrlich wachsende Missionare zu gewinnen wären, ruht noch bei dem, der die Sterne in seiner Rechten hält. Er sei denn gepriesen für diese unaussprechliche Gabe an ein armes, umnachtetes Volk!

(Fortsetzung folgt.)

Die Lappen und die lappische Mission.

(Schluß.)

3. Die schwedischen Lappen.

Die schwedische Kirche nahm sich zur Zeit des Papismus der Lappen nicht mit viel größerem Eifer als die norwegische Kirche an. Der Erste, von dem man weiß, daß er den Lappen gepredigt hat, ist Abelward der Ältere, Bischof der Göthen (etwa 1060); vom h. Ansgar bleibt das sehr zweifelhaft, obgleich sie in dem Briefe, womit ihn Ludwig der Fromme 834 zum Erzbischof von Hamburg einsetzte, (als Schrittfinnen) erwähnt werden. Die Lappen im südlichen Schweden (Finvaden) wurden nach und nach bekehrt; als ihr erster eigentlicher Missionar wird der als Missionsbischof nach Helsingeland geschickte Stefanus genannt. Nachdem auch die Lappen im hohen Norden endlich von Schweden unterjocht (c. 1285) und dadurch in christliche Berührungen gebracht waren, wurden ihrer immer mehrere, zum Wenigsten äußerlich, bekehrt, wenngleich die Habsucht der Schweden zugestandenermaßen den Fortschritt des Christenthums bedeutend hemmte. Von den „Birkarle“, denen der Alleinhandel in jenen Strecken zukam, sollen viele die Lappen am Christwerden verhindert haben, um ihnen wegen ihres Heidenthumes desto größere Abgaben auferlegen zu können. Biedere Erzbischöfe von Upsala, zu welchem Stifte das ganze nördliche Schweden gehörte, nahmen sich jedoch der Bekehrung der Lappen sehr an, dehnten ihre Visitationen bis auf jene nördlichen Gegenden aus, und taufte Viele. Man hat auch Beispiele von Lappen, die nicht bloße Namenschristen waren. Als ein solches möge die Lappin Margaretha erwähnt werden,

die von einem brennenden Eifer für das Heil ihrer Landsleute befeelt, 1389 in Malmö bei der Königin Margaretha, einer Freundin der h. Brigitta, sich einfand, um ihr und dem Erzbischof die Bitte vorzulegen, daß Etwas für die Lappen gethan werden möge. Diese beide fertigten ihr nun ein Empfehlungsschreiben an ihre heidnischen Landsleute aus, in welchem sie zur Annahme des christlichen Glaubens aufgefordert wurden, sandten sie aber zuerst nach Upsala, mit einer schriftlichen Ermahnung an den dortigen Erzbischof, er möge sich doch der Bekehrung der Lappen annehmen. Welchen Erfolg diese Bemühungen hatten, weiß man nicht; aber noch zwanzig Jahre später finden wir die Margaretha im Verkehr mit dem Abte Steen zu Munkalis bei Bergen, gleichfalls einem Freund der Brigittinen, der wiederum den damaligen Erzbischof von Upsala um Hilfe für die Lappen angehen mußte. 1419 stellte König Erik einem Herrn Torsten, welcher als Missionar nach Lappland gehen wollte, ein Empfehlungsschreiben aus. Später wird Johannes Magnus, der, nachdem er der Reformation wegen Schweden verlassen hatte, 1533 vom Papste zum Erzbischof von Upsala ernannt wurde und 1544 in Rom starb, als eifriger Missionsfreund erwähnt, wohingegen sein Zeitgenosse, der Bischof Brasé zu Linköping, ein großer Feind der Reformation, den Eifer der Wadstena-Mönche für die Bekehrung der Lappen geradezu mißbilligte. Von diesem Brigittinenkloster (Wadstena) war 1525 auf Befehl Gustav Wasa's ein Mönch nach Lappland gezogen, dem im nächsten Jahre ein anderer, Bengt, nachfolgte. Etwas später machte der König der Tyrannei der Birkarle ein Ende, ordnete die weltlichen Verhältnisse Lapplands und befahl den Lappen, sich des Winters an gewissen Stellen zu versammeln, um ihre Abgaben zu entrichten, bei welcher Gelegenheit dann Prediger anwesend sein sollten, um die Kinder zu taufen und zu unterrichten. Auch wurden Pastoren für die Lappen angestellt, als deren Erster ein Herr Michael erscheint 1559. Sie hatten aber keine feste Wohnung daselbst, ja, durften sogar nur ein Mal des Jahres hinaufziehen, damit sie nicht — die Felle aufkauften und den Handel beeinträchtigten!

Unter den drei folgenden Königen geschah fast Nichts für die Mission. Erst Gustav's jüngster Sohn, Karl IX, trat in die Fußstapfen seines Vaters. Er drohete den Birkarlen, welche ein ärgerliches Leben führten, mit harten Strafen, erbaute fünf Kirchen in Lappland und stiftete eine Schule, sandte auch Prediger hinauf und

ließ ihnen Pfarrhöfe errichten; aber immer aufs Neue mußte er den Geistlichen streng einschärfen, oben im Lande und nicht an der Küste zu wohnen. Gustav Adolf trat dann in die Fußstapfen des Vaters. Da es sich erwiesen hatte, daß die Lappen, welche nach Upsala kamen, um Theologie zu studiren, das Klima und die veränderte Lebensweise nicht ertragen konnten, andere aber sich durch die Angewöhnung an südliche Sitte ihren Landsleuten entfremdeten, befahl er, daß sie statt dessen nach der nächsten Schule, in Piteå, gesandt werden sollten, deren Rektor beauftragt wurde, Bücher in lappischer Sprache herauszugeben, was auch geschah.*) Um die Lappen zu vermögen, daß sie ihre Kinder dorthin schickten, wies er Gelder zu ihrem Unterhalte während des Schulbesuchs an. Das Segensreiche dieser Veranstaltung zeigte sich bald, und Berichte aus damaliger Zeit erzählen, daß der größte Theil der Lappen ihrer Zauberei entsagte und das Wort mit Freuden annahm. Noch von Deutschland aus trug Gustav Adolf Sorge für die Lappen. Ein Erlaß von Stettin 1631 verordnete, daß ihnen eine Schule droben bei Nyåsele angelegt werden solle, die er dann reichlich dotirte, wie sie auch von Privatleuten mit Gaben bedacht wurde. Aus einem Berichte von 1634 sieht man, daß die Schule blühte; schon waren drei Lappen Prediger geworden, und zwar tüchtige und eifrige Prediger. Unter der Königin Christine (1632—54) wurden die christlichen Bestrebungen fortgesetzt, Pfarrhöfe und Kirchen wurden erbaut, auch treffliche Prediger, wie Joh. Tornåus, angestellt, und lappische Bücher herausgegeben. Im Ganzen waren es fünf Prediger und elf Kirchen, aber nur eine Schule; auch wird geklagt, daß die Schüler später oft vergaßen, was sie gelernt hatten.

Unter den folgenden Königen wurde das Missionswerk zwar äußerlich erhalten, ja erweitert, allein es siechte doch im Grunde dahin, indem die damaligen Prediger, besonders die von lappischer Herkunft, nicht die besten gewesen zu sein scheinen. Dieses Siechthum steht mit dem Rückschritt des Glaubenslebens im ganzen Reiche, mit den steten Kriegen und der daraus fließenden Verarmung des Landes in Verbindung. Als bessere Tage zurückkehrten, fieng die Regierung aufs Neue sich für das Missionswerk zu interessiren an. 1723 wurde

*) Das erste lappische Buch wurde 1619 in Stockholm gedruckt; es ist der Katechismus mit einigen Gebeten und Liedern von N. Andreå.

eine Verordnung erlassen, wornach sieben neue Schulen angelegt, mehrere Kirchen erbaut, tüchtige Lehrer angestellt, lappische Lehrbücher herausgegeben werden sollten; auch durfte den Lappen kein Branntwein mehr verkauft werden. Ueber Zwangsmaßregeln war man aber noch nicht hinausgekommen; im selbigen Jahre wurde auf dem Reichstage festgestellt, daß diejenigen herumreisenden Lappen, welche kein Predigerzeugniß vorweisen könnten, daß sie irgend einer Gemeinde angehörten, verhaftet und zu öffentlichen Arbeiten verwendet werden sollten, bis sie den ernstlichen Vorsatz faßten, zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. Fortwährend nahm die Regierung sich der lappischen Mission eifrig an; es wurden z. B. mehrere Kollekten durchs ganze Reich angeordnet, ja sogar eine Steuer zum Vortheile der Mission ausgeschrieben, durch welche schon 1741 über 330,000 Thl. eingesammelt worden waren. Nach und nach wurden die meisten der im Jahr 1723 beschlossenen Schulen und Kirchen angelegt, auch neue Pastorate errichtet, so daß man im Jahr 1744 zehn Pastorate und sechs Schulen zählte. Niemand sollte hinfort Prediger in Lappland werden, der nicht Lappisch könne; auch wird von einem der Bischöfe erzählt, daß er bei einer Visitation seine Predigt übersehen ließ und sie zur großen Freude der Lappen in ihrer Sprache vortrug. Von den rechtschaffenen Predigern jener Zeit verdient vor Allen Behr Högström (1741—48, gestorben 1784) Erwähnung, welcher nicht nur überhaupt nachhaltig wirkte, sondern auch eine Beschreibung der Lappmarken verfaßte, noch jetzt ein Hauptwerk für die Geschichte der schwedischen Lappen und ihrer Mission. Ein anderer ausgezeichnete Prediger war der Propst Behr Fjellström in Nyäsele (1719—64), von schwedischen Eltern in Lappland geboren. In die gleiche Zeit mit der Neubelebung der schwedischen Mission fielen die Bestrebungen von Westens in Finnmarken, deren Wirkungen auch unter den schwedischen Lappen sich bemerkbar machten.

Allein hier wie dort gieng es gegen das Ende des Jahrhunderts zurück. Gustav III, von französischem Unglauben angesteckt und Fürsprecher der Branntweinbrennereien, beschränkte 1773 die Anzahl der Schulkinder in Nyäsele; das hiedurch ersparte Geld sollte zum Vortheil der neuen Ansiedler verwendet werden; das Christenthum, hieß es, könne doch unter den Lappen keinen Eingang finden, wenn sie nicht feste Wohnungen bezögen. Die dortigen Prediger werden zusehends schlechter, und Alles geräth in Verfall. Noch im Jahr

1820 wurden vier der sieben Lappenschulen aufgehoben, während man freilich auch zwei Missionare mit einem Gehalt von fünfundzwanzig Tonnen Korn, und acht Katecheten, bezahlt mit acht Tonnen Korn, anstellte. Der Missionar sollte stets umherreisen und die geistigen Interessen der Lappen wahren, auch gemeinschaftlich mit den Katecheten Aufsicht über sie führen. In ähnlicher Weise sollten die Katecheten ihre Kreise bereisen, die denn doch so groß waren, daß sie, wenn auch rastlos auf dem Marsche, nur eine oder zwei Wochen am gleichen Orte bleiben konnten. Dies Alles sollte um einen so geringen Lohn gethan werden, daß nicht einmal ein Unverheiratheter davon leben konnte. Man kann sich den Erfolg solcher Zumuthungen denken. Selbst tüchtige Katecheten konnten nicht viel ausrichten, und die meisten waren gleichgiltig und dem Trunke ergeben. Klagen über die unsinnige Einrichtung wurden an die Regierung eingereicht und zu den Akten gelegt. Mit dem Christenthum der Lappen war es sichtlich zurück gegangen. Getauft zwar waren alle, allein Uberglauben und Wahrsagerei hatten nicht aufgehört; Kenntnisdiebstahl und besonders Trunksucht nahmen überhand, Laster, zu denen auch die Neusiedler und Kaufleute stets verlockten.

Unter solchen Umständen war es erfreulich, daß endlich die Privatwohlthätigkeit anfangs sich der Lappen anzunehmen. 1835 wurde die schwedische Missionsgesellschaft gegründet; sie erhielt bald von einem Hilfsverein in London eine Gabe „für einen jungen Laien, der zu den Lappen hinaufzuziehen Lust habe“. Und ein solcher bot sich gerade zur selbstigen Zeit dar. 1833 hatte ein junger Malergefell Tellström sich an den Wesleyanischen Prediger Scott in Stockholm gewendet und ihm eröffnet, wie er damit umgehe, zu den Lappen hinauf zu reisen und sich ihrer geistlichen Pflege zu widmen. Da nun Scott von Freunden in England eine bedeutende Geldsumme für solche Missionsversuche erhalten hatte, erkannte er hierin den Finger des Herrn. Doch verbarg er dem Jüngling nicht, welche Schwierigkeiten seiner harren; allein dieser war bereit, Alles um des Herrn willen aufzugeben. Er wandte sich 1835 an die neue Missionsgesellschaft; diese erhielt auf die Anfrage bei dem Bischofe den günstigen Bescheid, daß ein Prediger in Lappland kürzlich gerade ein solches Anerbieten, wie das vorliegende, ausbrüchlich gewünscht habe, worauf dann 1836 Tellström als Katechet nach Lappland abgesandt wurde. Er hat dort bis zu seinem Tode 1862 eifrig und im Segen gewirkt.

Mehrere andere Katecheten wurden ihm nachgeschickt, und da sich doch herausstellte, daß durch bloßes Herumreisen sich nur wenig ausrichten ließ, so legte die Missionsgesellschaft 1839 drei Schulen im Lande an. Die Lappen, welche die Katecheten zuerst mit großem Mißtrauen empfangen hatten, kamen bald zur Erkenntniß ihrer guten Absichten; und der Nutzen, den ihre Kinder vom Schulbesuch hatten, ward auch ihnen augenfällig. Gegenwärtig nun bestehen acht Schulen der schwedischen Missionsgesellschaft mit 127 lappischen (und 44 schwedischen) Kindern, und im Ganzen waren bis Ausgang des Jahres 1864 in den Schulen 1219 lappische Kinder unterrichtet worden, außer den schwedischen Kindern, für welche die Missionsgesellschaft sieben Sonntagschulen unterhält. Der Segen, welcher diese Wirksamkeit der schwedischen Missionsgesellschaft begleitet, ist unverkennbar; viele Lappen sind dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht worden, und das dadurch geweckte geistliche Interesse hat auch auf die Schulen und Prediger des Staates anregend und fördernd zurückgewirkt.

Außer jenen Schulen entstanden zuletzt 1865 zwei Rettungsanstalten durch die treuen Bemühungen des Lappenmädchens Marie Magdalena Madsdotter, welche zu Fuße 200 Meilen weit nach Stockholm wanderte, um dem König ihre Bitten für ihre Landsleute ans Herz zu legen. Sie bestanden einmal in den genannten Asylschulen; dann aber wünschte sie auch einen Befehl auszuwirken, daß die Neusiedler ihre Felder umzäunen sollten, damit die Lappen hinfort keiner Strafe unterliegen möchten, wenn ihre Rennthiere in fremde Felder eindringen. Am 3. März 1864 macht sie ihre Erscheinung in Stockholm; auf der Straße begegnet ihr eine christliche Frau, welche sie anredet, nach dem Zwecke ihrer Reise fragt, und als sie denselben erfährt, ihr sagt: „Das ist wohlgerathen; Gott hat Ihre Bitte erhört, noch ehe sie kamen.“ — „Wie so?“ fragt Marie. „Eine Kollekte wurde gestern Abend für Lappland veranstaltet, und ich werde Sie zu dem Prediger führen, welcher sie veranstaltet hat.“

Es war der französisch-reformirte Prediger Köhlich. In einer Predigt am 31. Januar hatte er zur Stiftung eines Groschenvereins für die lappische Mission aufgefordert. Nachdem er vier Missionsvorträge gehalten, veranstaltete er am 2. März die Kollekte; den folgenden Tag kam Marie nach Stockholm. Ueberall, bei dem

Könige, der Missionsgesellschaft und christlichen Freunden fand sie großes Entgegenkommen und kehrte mit Freuden wieder in ihre kalte Heimat zurück. Zwei Asylschulen sind bereits errichtet, unter der Leitung der schwedischen Missionsgesellschaft, und mehrere werden sicherlich noch entstehen.

Die Staats-Mission erfuhr endlich 1846 eine zeitgemäße Umwandlung. Nach der neuen Ordnung bleiben künftig vier Schulen; in den Kirchspielen, welche keine Schule besitzen, sollen die Kinder den Bauern in die Kost gegeben werden. Der Schullehrer, welcher auch ordinirt sein soll, muß Lappisch verstehen und allen Schulunterricht in seinem Distrikte beaufsichtigen. Wo in einer Gemeinde sowohl Schweden als Lappen wohnen, soll der Gottesdienst in beiden Sprachen gehalten werden. Zwei Visitatoren, welche Lappisch verstehen müssen, führen die Aufsicht über alle lappische Gemeinden und Schulen. Indessen erschweren die ungeheuren Pastorate der Mission der Staatskirche ihre Aufgabe in ungemeinem Grade. Von den fünfzehn Predigern Lapplands haben nur zwei weniger als 1000 Seelen in ihren Gemeinden, acht haben deren über 2000; und diese dann wie weit zerstreut! Unter den Predigern der Neuzeit ragt hervor der Propst L. L. Lofstadius in Karesuando. Er war früher ein Mann gewesen wie so viele schwedische Theologen, heiter und gesellig, dabei ein großer Botaniker. Da erfuhr er plötzlich eine gründliche Umwandlung. Ein Lappenmädchen, welches zur Erkenntniß ihrer Sünde, aber noch nicht der Gnade, gekommen war, die daher stets am Abwaschen ihres Sündenschmutzes arbeitete, nebenher aber gegen alle Welt mit Bitterkeit erfüllt war, besuchte 1844 jeden Sonntag die Kirche; nach dem Schluß folgte sie unablässig dem Prediger auf seinem Heimweg nach und gab ihm eine Lektion um die andere über seinen geistlichen Tod, seine leblose Predigt. Es waren harte Reden, die den Prediger natürlich erzürnten, daher er ihr die Anmaßung, ihn lehren zu wollen, streng verwies. Endlich aber erwachte sein Gewissen, er kam zur Erkenntniß der Sündhaftigkeit seines Herzens, und predigte nun einige Jahre hindurch aufs Strengste das Gesetz, womit er sich selbst und Andere zur Hölle verurtheilte. Das süße Evangelium war ihm noch immer nicht ausgegangen. Endlich aber, auf einer Reise in Norwegen, traf er ein Lappenmädchen Marie, welche bortselbst das Evangelium hatte verkünden hören; und über den Unterredungen mit ihr fieng es an

in seiner Seele zu dämmern, worauf seine Predigten mehr evangelisch wurden. Doch erst 1849, als er nach Pajala versetzt worden war, wurden seine Augen völlig geöffnet für die Gnade Gottes in Christo. Eine mächtige Bewegung ist sicherlich aus seiner Predigt hervorgegangen; sie hatte, wie man sich leicht denken kann, anfangs einen sehr gefeßlichen Charakter. Mit Gewalt wollte man die Leute bekehren, und konnte sie doch nur in die Knechtschaft des Gesetzes bringen; allein nach und nach machte sich eine mehr evangelische Richtung geltend, und es kam nie zu solchen Ausschreitungen wie in Norwegen.

4. Die finnischen Lappen.

Aus Finnland verlautet nichts von irgend einer Mission vor der Reformation, waren doch die Finnen selbst sehr spät (um 1300) zum Christenthum bekehrt worden, und die Lappen, von den Finnen fortwährend nach Norden gedrängt, spürten wenig Neigung, sich von ihnen eine neue Religion schenken zu lassen. Es war auch erst unter der Königin Christine, daß eine eigentliche Missionsarbeit unter den Lappen begann, obgleich etwas früher etliche Anläufe dazu gemacht worden waren. Zu ihrer Zeit, wird uns überliefert, wanderten die Lappen in ihrer heidnischen Finsterniß als irrende Schafe umher, trieben Zauberei und allerlei Aberglauben, beteten steinerne und hölzerne Götzen an, ja opferten ihnen sogar ihre eigenen Kinder. 1648 legte die Regierung zwei Kirchen in Enare und Kemiträsk an, und zwei Prediger, Mansveti und Lappodius, wurden dort angestellt, die mit großem Eifer sich der Unwissenden annahmen, sie (in finnischer Sprache!) unterrichteten, zu ihren entferntesten Wohnungen umherzogen und Götzenbilder und Zaubertrommeln zerschlugen. Zu gewissen Zeiten des Jahres beriefen sie die Leute zusammen, um sie im Christenthum zu unterrichten und zu katechisiren. Im Allgemeinen jedoch herrschte besonders in den nördlichen Gegenden große Finsterniß, als Luderus 1670 in den Lappmarken Prediger wurde. Er erzählt in einer kleinen Schrift allerhand Interessantes von dem großen Widerstande, den ihm die Lappen entgegensetzten; weil er aber mit großer Ausdauer fortfuhr, theilweise unter Anwendung ziemlich äußerlicher Mittel, die Abgötterei und den Aberglauben zu bekämpfen, gelang ihm doch Manches. Auf ihn folgten leider meist

mittelmäßige Prediger; die eifrigen aber konnten die beschwerliche Arbeit nur wenige Jahre aushalten. Immerhin waren ihre Bestrebungen nicht vergebens; um 1750 scheint die christliche Erkenntniß und geistliches Leben stetig zuzunehmen. Was den Fortschritt aufhielt, war hauptsächlich die Bemühung einiger Prediger, den Lappen die, allerdings verwandte, finnische Sprache aufzuzwingen, in welchem Sinne auch von der kirchlichen Obrigkeit, noch 1760, wiederholte Befehle erlassen wurden; wo sie befolgt wurden, zeigte sich in der Regel nur zu halb ein stetiger Rückschritt, während auch der Branntwein hier wie anderswo zum Verfall des religiösen Lebens beitrug. Durch das Aufführen von Kirchen und Pfarrhöfen konnten natürlich solche Mißgriffe nicht gut gemacht werden, wenn gleich anerkannt werden muß, daß in dieser Hinsicht die Regierung schöne Vorkehrungen traf, mit welchen auch fortgefahren wird, seit Finnland russisch geworden ist.

Die Zahl der finnischen Lappen beträgt nur 1000; die Regierung widmet übrigens ihrer geistigen Pflege große Aufmerksamkeit. Es bestehen drei eigentliche Lappenkirchspiele: Utsjoki, Enare und Enontekiö, von denen jedoch nur ersteres als ausschließlich lappisch betrachtet werden kann. Dort residirt ein Prediger, in jedem der beiden andern ein Kaplan; die beiden ersteren Kirchspiele haben ihre festen Schullehrer. Alle diese Bedienstete müssen des Lappischen mächtig sein. Auch außer den Kirchen wird dann und wann auf verschiedenen Außenstationen Gottesdienst gehalten. In Utsjoki wird der Prediger des Sommers von seiner ganzen Gemeinde, von welcher die meisten nach Norwegen ziehen, verlassen, und wohnt dann mehrere Monate ganz allein zwischen öden Gebirgen, wenn er es nämlich ertragen kann, dort zurückzubleiben. Eine 80jährige Erfahrung hat erwiesen, daß kein Prediger, selbst mit der kräftigsten Gesundheit, länger als sechs Jahre dort zu wirken vermag.

Was den christlichen Standpunkt der Gemeinden betrifft, so werden die Enare-Lappen wegen ihrer christlichen Erkenntniß, ihrer Andacht, Redlichkeit und Mäßigkeit durchgängig gelobt, während die Utsjoki-Lappen etwas niedriger stehen, gewiß zum Theil darum, weil sie viele Jahre hindurch nur finnischen Unterricht genossen haben.

5. Die russischen Lappen.

Die Einwohner des eigentlichen russischen Lapplands scheinen bis zur Reformation von dem Christenthum so gut wie unberührt geblieben zu sein. Zwar beschreibt ein Mönch Lazarus um die Mitte des 12. Jahrhunderts sie als ein noch wildes Volk, das doch schon wünsche, mit dem Christenthum bekannter zu werden; ob aber Etwas für ihre Bekehrung gethan wurde, wird nicht gemeldet. Wahrscheinlich wurden nur diejenigen Lappen, welche unter Russen wohnend sich zur Russificirung bequemten, auch getauft, die Hauptmasse dagegen, welche sich nach Norden zurückzog, blieb heidnisch. 1526 kamen Lappen nach Moskau und baten den Großfürsten Basilij Iwanowitsch um Prediger. Auf sein Gebot sandte dann der Erzbischof Makarij von Nowgorod einen Prediger und einen Diakon hinauf, welche Viele taufte und eine Kirche erbauten. Von den östlichen und nördlichen Lappen liefen darauf 1532 weitere Bitten um Prediger ein; auch ihnen sandte Makarij einen Prediger mit einem Diakon, welche zwei Kirchen erbauten und Lappen nördlich von Swjatoinos taufte.

Die Bekehrung des Völkchens wurde indessen auch vom Solowetoi Kloster am Weißen Meere betrieben, aus welchem der Archimandrit Feodorit 1527 zu den „wilden Lappen“ zog, seine Wohnung in einem einsamen Walde aufschlug und zwanzig Jahre als Einsiedler unter ihnen wohnte, worauf er sich vom Erzbischof Makarij in Nowgorod zum Prediger weihen ließ. Er reiste in seine Wüste zurück und erbaute an der Mündung des Flusses Kola ein Kloster. Nicht nur unterrichtete er da die Lappen, welche zu ihm kamen, sondern brachte auch Vielen eine Vorliebe für das Mönchsleben bei. Nachdem er sich ihrem Unterrichte mehrere Jahre fleißig gewidmet, auch Wunder gewirkt hatte, konnte er an Einem Tage 2000 Lappen mit Frauen und Kindern taufen. Seine Mönche aber fanden seine Klosterregel allzu streng: eines Tags fielen sie über ihn her und vertrieben ihn mit Schlägen. Er lebte darnach in Nowgorod, Susdal und Wologda, besuchte jedoch in hohem Alter noch zwei Mal seine Lappen.

Westlich von Kola waren die Lappen noch Heiden. Zu ihnen zog kurz darnach Feodorit, vielleicht auch zur selbigen Zeit der Mönch Tryfon. Am Flusse Pelsingi predigte er unter mannigfachem

Widerstande der Zauberer, welche ihm sogar nach dem Leben trachteten, bis es ihm durch seine Predigt und sein sanftmüthiges, gottseliges Leben gelang, sie unter das Joch Christi zu beugen. Eine Kirche und ein Kloster wurde am Pelsingi angelegt, und die dortigen Lappen halten noch heutigen Tages sein Andenken in hohen Ehren. Zu gleicher Zeit dürften wohl auch die terstischen Lappen (südlich von Smjatoinos) zum Christenthum bekehrt worden sein.

Im Ganzen scheint das Christenthum der russischen Lappen ein sehr oberflächliches und äußerliches zu sein, indem ihr Gottesdienst meist in Ceremonien besteht, der Aberglaube noch große Macht über die Gemüther übt und von christlicher Erleuchtung kaum die Rede ist. Ein großer Theil derselben gehört zu den Staroverken, derjenigen Sekte, welche an den alten, unrevivirten, kirchlichen Büchern festhält. Andersdenkenden gegenüber legen sie einen schroffen Sektengeist an den Tag; führen indessen ein sehr enthaltames Leben, besonders was Fleischspeisen betrifft.

Soviel möge genügen von dem letzten heidnischen Volke, das in der Geschichte Europa's vorkommt.

Missions-Beitung.

Aus Scholapur

berichtet der amerikanische Missionar Harding einen Vorfall, der zeigt, wie die Wahrheit dort an Boden gewinnt, wie aber dadurch auf der andern Seite auch großer Widerstand geweckt wird.

„Samstag, den 10. August, kamen zwei Brüder aus der Brahmanenkaste, der Eine 22, der Andere 14 Jahre alt, zu uns, und erklärten ihren Entschluß, Christen zu werden. Scholapur ist ihre Vaterstadt; sie haben noch einen ältern Bruder hier wohnhaft, ihre Eltern aber sind gestorben. Ramtschandra, der ältere der Beiden,

versah seit drei Jahren in einem 8—9 Stunden entfernten Dorfe das Amt eines Dorfsteuerbeamten, kam aber manchmal hieher und machte uns seit längerer Zeit den Eindruck eines für die Wahrheit empfänglichen Mannes.

„Vor sechs Wochen bemerkte ich ihn an einem Sonntag Morgen unter meinen Zuhörern, und ehe er am folgenden Morgen in sein Dorf zurückkehrte, sprach er bei mir ein. Er schien mir sogleich eine ernste aufrichtige Seele. Gerade um diese Zeit zog sein jüngerer Bruder, Prabhakar, zu ihm, und kurz darauf schienen beide in

Beziehung auf Hinduismus und und Christenthum gleiches Sinnes zu sein. Sie beschlossen, der Religion ihrer Väter zu entsagen und sich taufen zu lassen. Der Aeltere sagt, er sei sehr unruhig und verlangend geworden, einige eingeborne Christen zu sprechen. So brachen die Beiden am 7. August nach Scholapur auf, kehrten aber unterwegs in einem Dorfe ein, in dem ein Lehrer und mehrere andere eingeborne Christen lebten. Dort blieben sie drei Tage, und brachen die Kaste, indem sie mit jenen Christen aßen. Am Samstag kamen sie nach Scholapur und gingen dort gleich aufs Missionshaus los. Dieß war mein erstes Zusammentreffen mit Prabhakar. Er schien mir ein verständiger Junge, aber bei der kurzen Zeit, die er unter seines Bruders Einfluß gestanden hatte, dachte ich mir wohl, seine Ueberzeugung werde vielleicht noch nicht sehr tief gegründet sein. Er schien indeß sich glücklich zu fühlen bei dem Weg, den sie eingeschlagen hatten, und obgleich ich sie auf die Verfolgungen aufmerksam machte, denen sie sich dadurch höchst wahrscheinlich aussetzen würden, erklärten Beide, sie wollen lieber Alles erdulden, als zum Hinduismus zurückkehren.

„Von Samstag Abend bis Montag früh blieben sie bei eingebornen Christen der Stadt und besuchten mit diesen alle Sonntagsgottesdienste. Sie kamen auch in meine Wohnung, um sich privatim mit mir zu besprechen, und ich hatte keinen Grund, an der Aufrichtigkeit des Einen oder des Andern zu zweifeln.

„Montag Morgens um acht Uhr schrieben sie ihrem in Scholapur wohnenden Bruder einen Brief, in dem sie ihm ihren Entschluß, Christen zu werden, mittheilten. Letzterer wollte sie sogleich holen lassen; da sie sich aber zu kommen weigerten, suchte er mit mehreren Andern sie in unserem Hause auf.

„Allmählich sammelte sich ein Volkshaufe vor demselben an, und da der kurz zuvor gekommene Bruder Ramtschandra's diesen geschlagen hatte, fürchteten die Christen Gewaltthätigkeiten und schickten nach mir. Es war gegen zehn Uhr, als ich nach Hause kam. Ich fand die Thüren verschlossen, und auf der Straße eine verworrene Menge. Ich sprach einige Worte und sagte den Leuten, es werde gewiß Niemand wegen seiner Religion belästigt, und wenn je ein solcher Fall vorkäme, seien ja die Behörden da, ihre Beschwerden anzuhören. Dann erwähnte ich die jungen Männer, die zu uns gekommen seien, und die wir allerdings nicht weggeschiden werden, denen wir aber volle Freiheit lassen, zu thun, was sie wollen. Ich sagte, ich habe durchaus nicht die Absicht, sie gleich zu taufen; wenn sie aber Proben ihrer Aufrichtigkeit geben, werde ich es in der Folge thun.

„Dann trat ich ins Haus, wo mehrere Personen lebhaft mit den beiden Brüdern sprachen. Seit mehr als einer Stunde schon hatten Angehörige und Freunde sie zu wegen gesucht, uns zu verlassen. Schon von Außen hatte ich gemerkt, daß Gefahr sei; der jüngere der beiden Brüder könnte unter dem

Vorwand, er sei noch nicht mündig, mit Gewalt fortgeschleppt werden. Um dieß zu verhüten und den Jungen vor dem aufgeregten Haufen zu schützen, schrieb ich an den Richter ein paar Worte, worin ich ihn bat, die beiden Brüder zu sich rufen zu lassen und den Fall des jüngeren zu entscheiden. Unglücklicher Weise befand sich dieser Herr gerade nicht in der Stadt, und es verstrich einige Zeit, bis mein Villet die nächste Behörde erreichte. Unterdessen hatten die Leute aus der Stadt, in Erwartung der Antwort des Richters, das Haus geräumt; als diese nicht sogleich kam, verlangten sie aufs neue Einlaß. Ich erwiderte von innen, sie müssen warten, bis die Antwort komme; kurz darauf aber wurden die Thüren eingeschlagen und die beiden jungen Männer weggeschleppt. Offenbar wollte man die Zeit nützen, und sie dem Schutz der Obrigkeit entziehen. Noch ehe die Thüren eingetreten wurden, fielen auch einige rachsüchtige Hindu's über drei eingeborne Christen her und verletzten sie nicht unbedeutend. Einer dieser letzteren ist ein schwacher, mehr als 70jähriger Greis; alle drei erhielten Kopfwunden.

„Von den beiden Brüdern wurde der Jüngere in einen Tempel, der ältere in ein Privathaus gebracht. Diesen letzteren machte die Polizei noch vor Abend ausfindig, und gleich am folgenden Tage erklärte er vor der Obrigkeit seinen unwandelbaren Entschluß, ein Christ zu werden, durch einen auf die Bibel geleisteten Eid. Der jüngere Bruder wurde nicht mehr am selben

Tage aufgefunden. Als man ihn dann am Dienstag vor die Behörden brachte, sprach er den Wunsch aus, wieder zu seinem heidnischen Bruder zurückzukehren. Ob das Licht, das angefangen hatte in seiner Seele zu dämmern, ganz erloschen ist, wird erst die Folge lehren. (Er ist später wiedergekommen.)

„Drei der Anführer des Tumults wurden sogleich verhaftet und sind in der vergangenen Woche verhört worden. Wahrscheinlich werden sie überwiesen und bestraft werden, obgleich die Masse falscher Zeugnisse, die zu ihren Gunsten abgelegt und beschworen wurden, wahrhaft grauenenerregend ist.“

Von der Art solcher Hindu-Aussagen gibt ein in einer ächt indischen Zeitung erschienener anonymen Artikel einen Begriff, der die Aufmerksamkeit der Leser auf das „verderbliche Treiben“ der Missionare hinlenken will. „Am 12. August,“ heißt es darin, „lockten Hr. Harding und andere besetzte (d. h. bekehrte) Personen zwei junge Brahmanen in ihre Wohnung. Schnell bekam ihr älterer Bruder Nachricht, daß sie im Begriff seien, getauft und ihrer Kaste verlustig gemacht zu werden. Er eilte hin und sagte; 'Schände meine Kinder nicht (d. h. beraube sie nicht ihrer Kaste) und laß mich ein wenig mit ihnen sprechen;' aber die Thüren wurden vor ihm zugeschlossen, und man gestattete ihm nicht, mit den Knaben zu sprechen. Die Vorübergehenden, welche die Knaben von innen schreien hörten, standen stille, und bald waren 2—3000 Männer von allen Kasten da versammelt, Brahmanen, Sudra's, Banyanen und

auch Muhammedaner. Durch das jammervolle Geschrei der Knaben und ihres Bruders aufgeregt, traten sie die Thüren ein, zerbrachen die Fenster und drangen zu Hunderten in das Haus, wo sie ergriffen, was ihnen in die Hand kam, und die Missionare und Auswürflinge schlugen, aber die Knaben konnten sie nicht finden. Den älteren der Beiden entdeckten sie nachher, aber nicht den jüngeren. So ernstlich wurden die Vermorbenen verletzt, daß sie Wunden an den Köpfen hatten und mit Blut bedeckt waren. Sie beklagten sich bei den Behörden, verschafften sich Zeugen, und die Folge davon war, daß einige unschuldige Leute verhaftet wurden; die wirklich Schuldigen fand man nicht. Der Aufschuß dauerte etwa zwei Stunden. Einige sagen, die Polizei sei so sehr auf Seiten des Volkes gewesen, daß sie ihre Röcke abgelegt und sich am Tumult betheiligte habe. Am folgenden Tag wurde der jüngere Bruder gefunden. Er sagte den Behörden, er sei von den Missionaren betrogen und aufgefordert worden, die Taufe zu begehren, er habe aber nicht gewollt; darauf haben sie ihm einen süßen Kuchen gegeben, der ihn betäubt habe, und als er wieder zu sich gekommen sei, sei er heimgegangen. Was großen Kummer unter dem Volke erregt, ist, daß sich unter den Verhafteten ein unschuldiger Heiliger befindet. Bei alledem liegt die Hauptschuld auf den Missionaren, deren Sache es einmal nicht sein sollte, Brahmanenkinder beflecken zu wollen; wie überhaupt sie immer Schuld daran sind, wenn

die Befehrten geschlagen werden. Es wäre gut, wenn die Regierung ihrem Treiben ein Ende setzte, und die Behörden ihnen fernerhin keine Hilfe mehr angedeihen ließen."

Das sind die einfachen Mittel, mit welchen das alte Indien seinen Bestand sichern möchte: die Befehrten schlagen, weil die Missionare doch immer Unrecht haben; Beiden den Schutz der Obrigkeit entziehen; endlich das Missioniren streng verbieten. Dann könnte man ruhig — weiterschlafen.

(Bomb. Guardian.)

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft

hat am 6. Mai ihr Jahresfest gefeiert. Sie durfte im letzten Jahre für die Verbreitung des Wortes 200,879 Pfld. St. ausgeben, während 2,400,776 Bibeln oder Schrifttheile in die Welt hinausgeschickt wurden. Davon fielen 132,000 auf das einst so verschlossene Oesterreich, 11,000 auf Portugal, 13,000 auf die Türkei, von welchem letzterem Lande allein 8,400 fl. eingenommen wurden, gewiß ein sehr ermutigender Umstand, wenn man bedenkt, wie wenig Leute dort lesen können. Der syrische Pastor Bogagian, ein geborner Armenier, erzählte, wie im J. 1849 sein Vater sich in Constantinopel eine armenische Bibel verschaffte und mit zwei Freunden dieselbe zu lesen begann. Die Folge war, daß an demselben Ort, einer Stadt am Tigris, jetzt 900 Protestanten wohnen; während fast noch einmal so viele der Predigt des Wortes zuhören. Raum gebe es jetzt eine

einzigste armenische Familie, in der nicht auch Gottes Wort zu finden sei. Eine 75 Jahr alte Frau hat sich noch eine Brille gekauft, um in ihren alten Tagen lesen zu lernen; jetzt kann sie andern vorlesen. — Weiter wurde berichtet, welche Veranstaltungen getroffen wurden, um bei Gelegenheit des nun so glücklich beendigten Feldzugs die h. Schrift durch Abessinien in Umlauf zu bringen. — In Japan ist unlängbar ein großes Verlangen sichtbar, sich mit der Bibel bekannt

zu machen; Dr. Brown meinte, die Japanesen seien sogar begieriger nach Erkenntniß vermitteltst Unterrichts, als nach Bereicherung durch Handel. Ein Missionar in Nagasaki habe allein 2000 Bibeln und andere religiöse Bücher an Eingeborene jenes Inselreichs verkauft. — Sehr erfreulich war auch, was von Indien verlautete, wo, wie ein Minister (Lord Cranborne) berichtet, der Wissensdurst die Geburt einer neuen Nation ahnen lasse. (Record.)

Literatur.

Zehn Jahre auf der Goldküste. Skizzen aus dem Leben des Basler Missionars J. Heß. Basel 1868. Preis 3 Kr.

Es ist ein kurzes und doch reiches Leben, das in diesen Blättern uns vorgeführt wird. Der rüstige Heß hatte erst in Abokobi die Leiden und Freuden eines afrikanischen Missionars zu schmecken; dann wurden ihm in Odumase binnen wenig Wochen Gattin und Kinder begraben, worauf er sich seinem eigensten Berufe, der Reisepredigt widmete. Nach einem kurzen Dienst in Christiansborg war sein Werk gethan; lächelnd entschlief er im Mai 1866. Es ist dem Erzähler gelungen, aus umfangreichem Material die Aufgabe, die des afrikanischen Sendboten wartet, auf wenigen Blättern treu und ansprechend zu schildern; bleibt dabei kaum etwas übrig, was anziehend wäre für das Fleisch, den Geist lockt doch eine Hoffnung auf Frucht, die kein Traum mehr genannt werden kann.

Frauenpiegel. IV. Anna Judson; von W. Ziethe. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1868. Preis 42 Kr.

Das Leben von Judson's erster Gattin mit den Anfängen der Mission in Burma, ohne neue Studien, anregend und ansprechend erzählt. Möchten unsere Jungfrauen und Frauen öfter und allgemeiner in solche Spiegel schauen!

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2.

Inhalt: Die Bibel — das Buch der Menschheit. 1. Die hebräische Uebersetzung des Neuen Testaments. 2. Die syrische und syrochaldäische Bibelübersetzung. 3. Die arabische Bibelübersetzung. 4. Die armenische Bibelübersetzung. 5. Die samogitische Uebersetzung. 6. Die türkisch-tatarische Uebersetzung.

1868.

Die Bibel, das Buch der Menschheit.

Zweiter Theil.

Nachdem wir im ersten Bibelblatt dieses Jahres zunächst den gegenwärtigen Stand und die Arbeit der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft dargestellt, sodann die Sprachen der Menschheit in einer allgemeinen Uebersicht nach ihren Klassen und Familien aufzuzählen versucht haben, liegt es uns nun ob, die wichtigsten Bibelübersetzungen kennen zu lernen. Man berechnet die Zahl sämmtlicher bis jetzt bekannter Sprachen auf 860, von denen 53 Europa, 153 Asien, die übrigen den andern Welttheilen angehören. In nicht weniger als 178 dieser Sprachen ist, wie schon früher erwähnt, die heilige Schrift entweder ganz oder theilweise übersetzt und gedruckt. Von 91 dieser Bibelübersetzungen sind dem Schreiber dieser Blätter durch die Güte englischer Freunde nicht nur gedruckte Proben oder Muster, sondern auch Abgüsse zugekommen, die wir für unsere Bibelblätter verwenden dürfen. Indem wir nun für die nachfolgende Darstellung diese Sprachmuster zu Grunde legen, wollen wir jedesmal versuchen, theils das Volk, für welches die Bibel übersetzt wurde, und die Sprache, in der dieß geschah, in etlichen Hauptzügen zu schildern, theils die Umstände näher anzugeben, unter welchen die fragliche Uebersetzung zu Stande gekommen ist. Es leuchtet ein, daß, was wir hier zu geben vermögen, nur ein unvollkommener Versuch sein kann; die Sache selbst aber ist so lehrreich, daß auch ein bloßer Versuch wohl der Mühe werth scheint, und der Herr kann auch das Mangelhafte segnen.

1. Die hebräische Uebersetzung des Neuen Testaments.

Die hebräische Sprache, welche nach S. 8 des vorigen Bibelblatts zur zweiten Klasse, den sogenannten semitischen Sprachen gehört und unter ihnen die wichtigste Stelle einnimmt, ist eine der allerältesten in der Welt und enthält wohl noch die reichsten Ueberreste der Ursprache, die im Paradiese und vor der babylonischen Sprachverwirrung geredet wurde. Es ist keine weiche, biegsame, leichtbewegliche Sprache, sondern sie ist vielmehr in mancher Beziehung schwerfällig, steif und ungelentl. Aber keine Sprache der Welt ist so reich, so fein und zart in Ausdrücken für sittliche und religiöse, für ewige und göttliche Dinge, wie sie; keine geht, wo sich um geistige und geistliche Dinge handelt, so groß und majestätisch, so erhaben und eindrucksvoll einher als sie. Darum erreicht auch keine Uebersetzung die Pracht und Herrlichkeit des alttestamentlichen hebräischen Grundtextes.

Unter den voranstehenden sieben Sprachmustern steht das Hebräische in der Mitte. Die Worte und Sätze werden von der Rechten zur Linken gelesen. Die Punkte und Strichlein über und unter den Buchstaben sind größtentheils Vokale; die eigentlichen Buchstaben sind nur Consonanten. Daß diese Sprache einst von den Juden gesprochen wurde, ist bekannt; deshalb ist auch das ganze Alte Testament in ihr geschrieben. Doch muß das Hebräische ursprünglich auch von manchem andern Volke gesprochen, jedenfalls weithin verstanden worden sein, wie z. B. die kananitischen Völker, die Phönizier, auch die Karthager, vielleicht diese Sprache ursprünglich redeten. Während der babylonischen Gefangenschaft verlernten viele Juden, namentlich das gemeine Volk, das rein Hebräische; man nahm viele chaldäische, sowie eine Menge syrischer Worte in die Sprache auf, wie denn im Propheten Daniel ganze Kapitel rein chaldäisch sind; und so bildete sich unter mancherlei zusammenwirkenden Umständen ein neuer — der sogenannte aramäische — Dialekt, der zur Zeit unsres Heilandes in Palästina gesprochen wurde und aus syrischen, chaldäischen und hebräischen Sprachelementen gemischt war. Mit der Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung des jüdischen Volkes in alle Welt hörte das Hebräische nach und nach auf, Volks- und Umgangssprache zu sein, und die Kenntniß desselben findet sich jetzt nur noch unter den Gelehrten.

Wie alle Bücher des Alterthums, so ist auch das hebräische Alte Testament zuerst in Handschriften aufbewahrt und durch die Jahrhunderte erhalten worden. Wie ängstlich aber die jüdischen Rabbinen für die Reinerhaltung des ursprünglichen Textes sorgten, dafür zeugt der Umstand, daß sie die Buchstaben jedes biblischen Buchs zählten und bei jeder Abschrift genau untersuchten, ob auch kein Jota (der kleinste hebräische Buchstabe) fehle. Gedruckt erschien zuerst der Psalter im Jahr 1477, dann die fünf Bücher Mose 1482 zu Bologna. Die ganze hebräische Bibel erschien zuerst 1488 zu Soncino, einem kleinen Städtchen in der Lombardei. Die Drucker waren fromme deutsche Juden, die dort sich niedergelassen hatten. Sie veranstalteten 1494 eine zweite verbesserte Ausgabe zu Brescia. Von dieser vortrefflichen Ausgabe existiren jetzt nur noch neun Exemplare. Eines davon befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin; — es ist dasjenige, das Luther bei seiner deutschen Uebersetzung benützt haben soll. — Die erste hebräische Bibelausgabe, welche von christlichen Buchdruckern veranstaltet wurde, kam 1534—35 zu Basel heraus.

Das Sprachmuster jedoch, das auf der voranstehenden Seite sich befindet, ist nicht aus dem Alten Testament, sondern aus dem Neuen Testament und zwar aus der Apostelgeschichte.*) Das ganze Neue Testament aber ist ursprünglich griechisch geschrieben; somit mußte dasselbe erst ins Hebräische übersetzt werden. Wer hat diese Uebersetzung gemacht?

Die Gelehrten meinen, der Apostel Matthäus habe sein Evangelium, das er ja ohnehin für die Juden bestimmt habe, ursprünglich in hebräischer Sprache geschrieben, nachmals aber selbst ins Griechische übertragen. Ob sich dieß so verhält, ist wohl nicht mehr mit Sicherheit auszumachen; jedenfalls ist das ursprüngliche hebräische Evangelium Matthäi nicht mehr vorhanden. Da ließ im Jahr 1537 der Buchdrucker Sebastian Münster zu Basel einen hebräischen Matthäus drucken, dedicirte das Buch dem König Heinrich VIII von England, und ließ die Meinung verbreiten, das sei das ursprüngliche, von Matthäus selbst verfaßte Original seines Evangeliums. Es

*) Die Stelle steht Apgsch. 2, 8 und lautet: „Wie hören wir denn ein Jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind?“ Diese Worte geben alle folgenden Sprachmuster wieder.

machte großes Aufsehen, aber halb erkannte man aus den unzähligen Fehlern und den ganz unhebräischen Formen, daß es nur die Uebersetzung eines gutmeinenden Pfschers und also das Ganze eine buchhändlerische Betrügerei sei.

Es folgten nun verschiedene Versuche, das Neue Testament ins Hebräische zu übertragen, theils von bekehrten Juden, theils von christlichen Gelehrten; aber keine Uebersetzung gelang so gut, daß sie die jüdischen Rabbinen befriedigt hätte. Noch im Jahr 1816 brachte ein gelehrter Judenmissionar, Namens Frey, eine Uebersetzung zu Stande; aber auch sie taugte nicht. Da wandte sich die englische Bibelgesellschaft an den deutschen Prof. Gesenius, der als der gründlichste Kenner des Hebräischen galt, mit der Bitte, die Frey'sche Ausgabe zu verbessern. Er kam damit bis zur Apostelgeschichte, lehnte aber dann die weitere Arbeit daran ab. Nun wandte man sich an Dr. Neumann, einen bekehrten Juden und Lehrer des Hebräischen an der Universität Breslau. Nachdem er mit seiner Arbeit fertig war, sahen vier gelehrte und tüchtige Männer — Dr. MacGaul, Prediger Alexander (nachmals erster evangelischer Bischof zu Jerusalem), Prediger Reichardt und Miss. Haga — nochmals das Ganze durch, und so kam endlich eine schöne, getreue und sprachreine Uebersetzung zu Stande, die nun (seit 1839) überall im Gebrauch ist.

Wie wichtig aber dieselbe für die Bekehrung der Juden sei, geht daraus hervor, daß ein Buch, das in ihrer heiligen Sprache ihnen geboten wird, ihr ganzes Interesse erweckt und ihnen ehrwürdig ist. Die Zahl der in der ganzen Welt zerstreuten Juden ist sehr schwer auszumachen. Die Einen reden von vier, Andere von sieben Millionen. Bedenkt man, daß in Rußland allein 2,200,000 Juden wohnen, in Marokko 300,000, in Tunis 150,000, in Ungarn 300,000, in Krakau 22,000, in Konstantinopel 80,000; daß in der kleinen arabischen Stadt Sana allein 18 Synagogen, in Brody 150 *rc.* sind, so ist man geneigt, eher auf sieben, als auf vier Millionen Juden in der ganzen Welt zu schließen. Für sie Alle kann und soll das hebräische Neue Testament ein Lebensfame werden, — ein Wegweiser zu Dem, der allein aller Welt Heiland ist.

2. Die syrische und die syrochaldäische Bibelübersetzung.

Wir nehmen diese beiden Muster von Bibelübersetzungen (die beiden letzten auf der voranstehenden Liste) zusammen, weil zwischen ihnen die allerengste Verwandtschaft besteht. Auch sie gehören zur zweiten oder semitischen Sprachenklasse.

Das Land, das man im frühesten Alterthum Syrien genannt hat und heute noch nennt, umfaßt das Gebirge Libanon und die östlich davon liegende Ebene, in welcher als Hauptstadt Damaskus liegt. Dort wohnten einst die ächten Syrer (auch Aramäer genannt), die Nachkommen des Semiten Aram (1 Mose 10, 22. 23). Heutzutage ist dort das altsyrische Volk ganz verschwunden, und an ihrer Stelle haben Türken, Araber u. d. L. das Land eingenommen, die auch eine ganz andere Sprache reden. Dagegen hat sich weiter im Osten, nemlich in der Ebene um den Urumia-See her (in Persien) und in den westlich davon sich erhebenden wilden Gebirgen, seit Jahrhunderten ein Völklein angesiedelt, das aus Nachkommen der alten Syrer besteht, auch die syrische Sprache (wiewohl vielfach verstümmelt und verdorben) redet, und unter dem kirchlichen Sektennamen der Nestorianer bekannt ist. Es mögen etwa 200,000 Seelen sein, aus denen diese syrisch=nestorianische Bevölkerung besteht. Sie bekennen sich zum Christenthum und haben daran trotz der blutigsten Verfolgungen und in Mitten ihrer muhamedanischen Umgebung in Treue festgehalten.

Ein anderes Völklein, bei welchem das Syrische wenigstens Kirchensprache ist, findet sich merkwürdiger Weise in Ostindien, nemlich auf der Malabarküste, wo sie, etwa 100,000 Seelen stark, mitten unter der götzendienerischen Umgebung ihren Christenglauben seit etwa 1400 Jahren bewahrt haben und noch heute 55 Kirchen besitzen. Sie sind unter dem Namen der Thomaschristen bekannt, wahrscheinlich nicht weil sie von dem Apostel Thomas, sondern weil sie von einem nestorianischen Bischof Thomas um die Mitte des fünften Jahrhunderts zum Christenthum bekehrt wurden. Unter sich spricht das Volk das im Land übliche Malealam.

Nun ist es bei den Nestorianern sowohl, als bei den Thomaschristen kirchliche Sitte, daß bei den Gottesdiensten alle biblischen Abschnitte, sowie die Gebete und sonstigen Formulare in der alt=

syrischen Sprache vorgelesen werden. Diese wird aber von dem gemeinen Volke entweder nur sehr wenig und unvollständig, oder gar nicht verstanden. Höchstens sind die Bischöfe und Priester im Stande, sie zu verstehen.

Aber wann ist denn die syrische Uebersetzung entstanden, und von wem rührt sie her? Wir können darauf keine sichere Antwort geben.

Das Alte Testament ist wahrscheinlich lange vor Christi Geburt ins Syrische übersetzt worden, das Neue Testament aber entstand wahrscheinlich gegen Ende des ersten oder im Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts, also sehr bald nach der Apostel Zeit. Jedenfalls war die syrische Bibel (Alten und Neuen Testaments) im vierten Jahrhundert bereits in allgemeinem Gebrauch. Somit ist diese Uebersetzung schon wegen ihres hohen Alters höchst wichtig und ehrwürdig. Aber außerdem ist sie auch durch ihre Treue und Reinheit von hoher Bedeutung. Um des letzteren Grundes willen wird sie seit uralter Zeit „Peschito“ d. h. die reine, die genaue, die wort- und sinnetreue, genannt. Diese Treue der Uebersetzung ist auch leicht erklärlich, da das Syrische mit dem Hebräischen so nahe verwandt ist, und da die Uebersetzer ihr Werk zu einer Zeit und in einem Lande vollbrachten, wo man die Sprache, die Sitten, die Gebräuche und Gewohnheiten von Palästina noch so wohl kannte. Wenn deshalb noch heutiges Tages die Ausleger der heiligen Schrift über die Bedeutung eines hebräischen Wortes nicht im Klaren sind, so wenden sie sich gerne an die Peschito und finden da viel Licht über sonst dunkle Stellen der heiligen Schrift.

Wie verhält sich aber die syrische Uebersetzung zur syrochaldäischen, wovon wir oben ein Muster beifügten? — Die beiden unterscheiden sich nicht eigentlich der Sprache nach von einander — höchstens in einigen wenigen grammatischen Formen und in der Aussprache der Vokale, sondern mehr nur der Schrift nach. Die altsyrische Buchstabenschrift ist jetzt bei den Nestorianern nicht mehr gebräuchlich, und es fällt ihnen schwer, dieselbe zu lesen, gerade wie es bei uns einem Bauersmann schwer würde, ein deutsches, aber mit lateinischen Buchstaben gedrucktes Buch zu lesen. Dagegen die gröbere syrochaldäische Schrift ist ihnen ganz geläufig.

Aber man könnte fragen: was nützt denn in unsern Tagen die syrische und die syrochaldäische Bibelübersetzung, wenn sie fast Nie-

mand aus dem Volk mehr versteht? warum druckt man gar noch solche Bibeln?

Nun, der Nutzen davon ist allwege größer, als man meinen könnte. Abgesehen von ihrem Werth und ihrer Bedeutung für die Gelehrten, wird sie auch je länger je mehr dem nestorianischen Volk wieder zugänglich und verständlich; denn die amerikanischen Missionare, die seit vielen Jahren unter den Nestorianern im Segen arbeiten, haben viele und gute Volksschulen und Seminare gegründet, in welchen die Schüler mit dem Alttyrischen wieder bekannt gemacht werden, so daß die Peshito dem ganzen Volke wieder verständlich und zugänglich zu werden anfängt. Ob eine Uebertragung der heiligen Schrift in den gemeinen Volksdialekt räthlich sei, ist jedenfalls zweifelhaft. Denkt man doch auch in der Schweiz nicht daran, die Bibel ins Berner- oder Zürcherdeutsch zu übertragen, weil man dafür hält, daß die Leute in den Schulen schon mit dem Hochdeutschen bekannt und vertraut werden.

Schon früher wurde die Peshito für den Gebrauch der Gelehrten da und dort einmal gedruckt. Aber an die Nestorianer in Persien und an die Thomaschriften in Ostindien dachte Niemand, bis der berühmte Dr. Buchanan, Kaplan der Ostindischen Compagnie, auf seinen Reisen in Südindien (1806) mit den letzteren bekannt wurde. Er sammelte eine Anzahl trefflicher Handschriften der Peshito und suchte bei seiner Rückkehr nach England die Freunde der Bibel und der Mission für den Plan zu gewinnen, daß eine passende Ausgabe der alttyrischen Bibel zu Gunsten der ostindischen Thomaschriften gedruckt werde. Die brittische Bibelgesellschaft fand sich dazu auch gerne bereit und beauftragte den Dr. Buchanan mit der Leitung des Drucks. Mit einer Freude, die ihm oft Thränen des Dankes auspreßte, machte er sich ans Werk. Schon waren die vier Evangelien mit der Apostelgeschichte gedruckt; da rief ihn der Herr 1815 mitten aus der Arbeit hinweg in die ewige Ruhe. Aber schon stand ein neues tüchtiges Werkzeug, der gelehrte Professor Lee, bereit, das Werk aufzunehmen und fortzuführen. Im Jahr 1816 verließ das Neue Testament, 1823 auch das Alte Testament die Presse. Drei Jahre später (1826) erschien eine neue schöne Ausgabe der ganzen Bibel, und 1829 auch eine niedliche Taschenausgabe des Neuen Testaments. Seitdem nun aber die amerikanische Mission unter den Nestorianern in Persien ihren Anfang genommen, ist eine

Reihe neuer Auflagen gemacht worden. Der Herr hat auf diese Aussaat einen reichen Segen gelegt.

3. Die arabische Bibelübersetzung.*)

Schon in allerfrühester Zeit war Arabien und die angrenzende Wüste von einer großen Zahl wandernder Hirtenstämme und handeltreibender Völker besetzt, welche sämmtlich von Heber (dem Enkel von Sem) und von Jismael, dem Sohne Abrahams (von Hagar) abstammten. Sie redeten verschiedene Dialekte einer und derselben uralten Sprache; aber diese Dialekte schmolzen allmählich in die eine schöne, überaus reiche Sprache zusammen, die heute noch unter dem Namen der arabischen bekannt und über eine weite Strecke von Asien, Europa und Afrika verbreitet ist. Sie wird, wie das Hebräische und Syrische, von der Rechten zur Linken geschrieben; die Vokale werden, wie dort, durch Punkte und Zeichen über und unter den Buchstaben bezeichnet, und die ganze Sprache hat mit der hebräischen und syrischen eine Menge von Wurzelworten und grammatischen Formen gemein. Geredet wird sie heutzutage nicht bloß von den 10 bis 14 Millionen Einwohnern Arabiens, sondern auch von der jetzigen Bevölkerung von Palästina, Syrien, Egypten, Nubien und durch den größten Theil von Nordafrika. Ja, mittelst des Korans, dieses muhamedanischen Religionsbuchs, das im schönsten Arabisch geschrieben ist, wurde diese Sprache zu einer der verbreitetsten in der Welt. Der berühmte Missionar Henry Martyn sagt einmal: „Will man das Evangelium in Arabien, Syrien, Persien, der Tatarei, einem Theil von Indien und China, halb Afrika, der Türkei und allen Küstenländern des Mittelmeers predigen, so genügt für sie Alle Eine Sprache, das Arabische.“ Freilich existiren mancherlei Dialekte, welche oft stark von einander abweichen, auch ist die modern arabische Volkssprache etwas verschieden von der reinen Schriftsprache; aber die letztere wird doch fast überall leicht verstanden, wo nur überhaupt arabisch gesprochen wird.

Was nun die Uebersetzung der heiligen Schrift in diese Sprache betrifft, so muß es schon sehr frühe — jedenfalls schon zur Zeit des falschen Propheten Muhamed im sechsten Jahrhundert — eine solche

*) Unter den oben gegebenen Sprachmustern das fünfte.

gegeben haben. Denn Muhamed selbst kannte die Geschichte und Lehre des Alten und Neuen Testaments ziemlich genau und hat in seinem Religionsbuch (dem Koran) eine wunderliche Mischung von jüdischen, christlichen und heidnischen Elementen dem Glauben seiner Nachfolger vorgelegt.

Wir wissen ferner, daß in Spanien, wo nach der Eroberung des Landes durch die Saracenen die arabische Sprache fast zur herrschenden wurde, der Bischof Johann von Sevilla eine neue arabische Bibelübersetzung entweder selbst machte oder unter seiner Leitung machen ließ. Auch in Egypten und andern Ländern, selbst im päpstlichen Rom, wurden ähnliche Versuche gemacht. In Rom erschien auch 1546 das erste gedruckte arabische Neue Testament, später auch die ganze Bibel. Von da an wurde die arabische Bibel an verschiedenen Orten und in verschiedenen Uebersetzungen gedruckt. Im Jahr 1727 ließ die brittische „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß“ das arabische Neue Testament in 10,000 Exemplaren drucken und verbreiten. Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft aber ließ ihre erste Ausgabe im Jahr 1811 im Druck erscheinen.

Allein nach und nach stellte es sich heraus, daß die beiden bedeutendsten Uebersetzungen, welche eigentlich fast allein in der arabisch redenden Welt bekannt waren (die sogenannte Polyglott- und die römische Uebersetzung), von den Muhamedanern mit einem tief eingewurzelten Haß betrachtet und von sich gewiesen wurden, — und zwar die eine „wegen ihrer gottlosen Anmaßung, mit welcher sie die Sprache des Koran nachzuahmen sucht“, und wegen ihrer „Ungleichartigkeit im Styl“, die andere aber „wegen der Gemeinheit und Unschönheit der Sprache“. So kam es, daß man auf eine neue Uebersetzung, oder wenigstens auf eine gründliche Verbesserung der beiden vorhandenen zu denken anfieng. Dazu schien Niemand besser geeignet, als der damals auf Malta arbeitende Missionar Schlienz (ein Würtemberger, seit 1846 Lehrer auf der Chrishona bei Basel), welcher selbst ein gründlicher Kenner der arabischen Sprache war und tüchtige Gehülfen zur Seite hatte.*) Von ihm wurde das Werk mit Hülfe des gelehrten Fares auf Malta freu-

*) Er gieng unerwartet schnell am Sonntag den 26. April dieses Jahres zur ewigen Ruhe ein.

dig unternommen. Wenn ein Buch der heiligen Schrift übersezt war, wurde eine Abschrift davon nach England an andere gelehrte Kenner der Sprache zur Prüfung gesandt, und nachdem so das Ganze mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit vollendet war, gieng es unter die Presse. Diese wohlgelungene Uebersetzung ist es nun, welche jetzt von der brittischen Bibelgesellschaft immer wieder neu aufgelegt und in der arabisch redenden Welt verbreitet wird.

4. Die armenische Bibelübersetzung.*)

Die bisher behandelten Uebersetzungen sind in Sprachen ausgeführt, welche der zweiten (semitischen) Klasse angehören. Das Armenische fällt der dritten Klasse (den indo-europäischen Sprachen), und zwar der ersten Unterabtheilung derselben (der medo-persischen Sprachfamilie) zu. Vergleiche voriges Bibelblatt S. 8 f.

Das einstige große und blühende Königreich Armenien ist jetzt, gleich Polen, in drei Stücke zertheilt, wovon sich Rußland, die Türkei und Persien je eins zugeeignet haben. Den geographischen Mittelpunkt des Reiches bildete der majestätische Ararat, um welchen her die Provinzen des Landes wie um ein Panier sich lagerten. Jetzt rechnet man die Zahl der Armenier zu etwa drei Millionen, von denen aber die wenigsten in ihrem Stammland selbst wohnen, sondern fast über ganz Asien bis nach China hin zerstreut sind. In Konstantinopel allein wohnen etwa 200,000 Armenier. Das Christenthum, zu dem sie sich seit uralter Zeit bekennen, ist das sogenannte monophysitische, d. h. sie nehmen in der Person Christi nicht zwei Naturen (göttliche und menschliche), sondern nur Eine Natur — die göttliche, von welcher die menschliche gleichsam ganz verschlungen wurde, — an. Ihre Kirchenverfassung ist ähnlich der römisch-katholischen, indem die Laien scharf von der Priesterschaft geschieden sind, diese aber wieder in Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen abgestuft ist. Ueber Allen steht der Katholikos, gleichsam als Pabst.

Was nun die Sprache betrifft, so sind drei Dialekte wesentlich zu unterscheiden:

*) Unter den S. 22 gegebenen Sprachmustern das dritte; nur sollte es „Alt-Armenisch“ heißen.

1. Das Alt-Armenische, das nicht mehr vom Volke gesprochen wird, wohl aber noch Kirchensprache ist und von den Gelehrten und Gebildeten gerne studirt wird. Die Schrift, welche von der Linken zur Rechten geschrieben wird, soll im Anfang des fünften Jahrhunderts von einem gewissen Gelehrten, Namens Miesrob, erfunden und dann vom König als gesetzliche Schrift allgemein eingeführt worden sein. Derselbe Miesrob unternahm in Verbindung mit dem damaligen Patriarchen Izaak auch eine Bibelübersetzung, und diese soll nach dem Zeugniß Aller in Beziehung auf Treue des Inhalts und Schönheit der Sprache so vortrefflich gelungen sein, daß man sie die „Königin der Uebersetzungen“ nannte.

Freilich erst im Jahr 1666 wurde dieselbe zu Amsterdam dem Druck übergeben. Es folgten aber dann bald andere Ausgaben zu Konstantinopel, Venedig und Paris, bis endlich im gegenwärtigen Jahrhundert die neuentstandenen Bibelgesellschaften die Sache in die Hand nahmen. Die erste, welche Hand ans Werk legte, war die zu Kalkutta, welche 1817 die alt-armenische Bibel in dem nahen Serampur drucken ließ. Ihr folgte im gleichen Jahr die Petersburger Bibelgesellschaft. Endlich trat auch die große brittische und ausländische Bibelgesellschaft auf und ließ 1823 eine alt-armenische Bibel auf ihre Kosten in Konstantinopel drucken und verbreiten.

Aber so erfreulich das Alles war, so kamen doch diese Bibelbrücke nur den Gelehrten und Gebildeten zu gut. Das Volk, das ja das Alt-Armenische nicht verstand, hatte nichts davon und gieng leer aus. So kam es, daß die suchende und rettende Liebe der Bibelfreunde darauf bedacht war, auch dem Volke, welches nur Neu-Armenisch versteht, die Bibel zugänglich zu machen. Dieß führt uns:

2. auf das Ararat- oder Ost-Armenische. Dieser Dialekt hat, obwohl er reichlich mit persischen Sprachelementen vermischt ist, doch mit dem Alt-Armenischen am meisten Ähnlichkeit, ist am weitesten verbreitet und wird vom schwarzen Meer an bis an den Euphrat, bis Persien und Mesopotamien, und vom Ararat an bis an den persischen Golf gesprochen. Im Centrum dieser armenischen Bevölkerung nun, im russischen Armenien, und zwar zunächst in der Stadt Schuscha, begann die Basler Missionsgesellschaft in den zwanziger Jahren eine evangelische Mission, in der Hoffnung, zunächst die armenische Kirche geistlich zu erneuern und dann durch

sie auch der umliegenden muhamedanischen Welt mit dem Evangelium nahe zu kommen. Das erste Augenmerk der Basler Missionare mußte deshalb die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Volkssprache sein. So machte sich der treffliche Dittrich, noch besonders ermuntert durch die englische Bibelgesellschaft, im Jahr 1829 ans Werk, und 1835 konnte das Neue Testament in wohlgelungenem Ararat-Armenisch zu Moskau in 1000 Exemplaren gedruckt werden. Kurz darauf erschien eine zweite Auflage in 3000 Exemplaren. Später (1844) kam auch der Psalter hinzu. Allein mittlerweile war die Basler Mission in Armenien mit Einem Schlag durch einen Befehl des russischen Kaisers Nikolaus vernichtet worden, wodurch natürlich auch die Bibelverbreitung wesentlich gehemmt ward. Seit einigen Jahren aber ist neuerdings in und um Schuscha einiges von dem früher ausgestreuten Samen aufgegangen und eine merkwürdige Erweckung entstanden. Es bildete sich eine evangelisch-armenische Gemeinde, und die Folge davon ist, daß auch die Nachfrage nach der heiligen Schrift wieder viel stärker ist, so daß wohl bald eine neue Auflage dieser Uebersetzung nothwendig werden wird.

Bedeutend verschieden von diesem Dialekt ist:

3. das West- oder Konstantinopel-Armenische. Es wird, wie der Name schon sagt, hauptsächlich von den im türkischen Reich und in dessen Hauptstadt wohnenden Armeniern gesprochen, ist auch sehr viel mit türkischen Worten und Sprachformen vermischt. Was für ein großes umfassendes Werk die amerikanischen Missionare unter diesem Theil des armenischen Volkes haben, welche gewaltige geistige Bewegung und Erweckung durch sie hervorgerufen wurde, was für schwere Verfolgungen aber auch eintraten, bis endlich in der türkischen Hauptstadt und in den Provinzen unter dem Schutze der christlichen Mächte sich zahlreiche, wohlorganisirte evangelisch-armenische Gemeinden bildeten, ist bekannt. Ehe jedoch dieß Alles geschah, hatte Gott schon dafür gesorgt, daß das Wort des Lebens in west-armenischer Uebersetzung bereit sei.

In Paris nemlich lebte ein armenischer Gelehrter aus Konstantinopel, Dr. Bohrab, dem der Wunsch, die Bibel in den west-armenischen Dialekt zu übersetzen, keine Ruhe ließ. Er machte sich 1824 zunächst ans Neue Testament, vollendete es in einem Jahr, und schon 1825 wurde es auf Kosten der englischen Bibelgesellschaft gedruckt. Der glückliche Gedanke aber, die alt-armenische Ueber-

setzung mit der neuen, beide in zwei Kolonnen neben einander, zu drucken, bereitete diesem Neuen Testament eine so freudige und dankbare Aufnahme beim Volke, daß bald neue Auflagen nöthig wurden. Die Uebersetzung wurde später von den gelehrten Missionaren in Smyrna gründlich revidirt, auch die Bearbeitung des Alten Testaments begonnen (die fünf Bücher Mose erschienen 1847 im Druck); jetzt ist die ganze heilige Schrift in west-armenischem Dialekt übersetzt und gedruckt.

Von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft sind im Ganzen bis zum 30. März 1867 gedruckt worden:

Alt- und Neu-westarmenische N. Testamente .	3000	Exempl.
Altarmenische N. Testamente	8000	"
Westarmenische Bibeln	3000	"
" " " " " " N. Testamente	37970	"
" " " " " " einzelne Theile des N. Test. .	8050	"
" " " " " " " " " " " " N. Test. .	2000	"
Ostarmenische N. Testamente mit Psalmen .	5000	"
" " " " " " ohne " .	3000	"
Alt- und ostarmenische N. Test. nebeneinander	6000	"

Summa 76,020 Exempl.

5. Die samogitische Bibelübersetzung.*)

Gleichfalls zur dritten Klasse (indo-europäische Sprachen), aber zur siebenten Familie (slavische Sprachen) gehört das Samogitische. Samogitien ist eine verhältnißmäßig kleine Landschaft im europäischen Rußland, zwischen Kurland, der Ostsee, Preußen und dem eigentlichen Litthauen gelegen, von welchem letzteren es einst einen Theil bildete. Es gehört jetzt zur Statthalterschaft Wilna und zählt etwa 112,000 Einwohner, die mit wenigen Ausnahmen zur römisch-katholischen Kirche sich bekennen. Die Bevölkerung ist arm, unwissend, gedrückt und verkommen. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Alt-Litthauischen, von dem wir später ein Sprachmuster geben und ausführlicher reden werden.

*) Das erste Sprachmuster S. 22, wo es übrigens nicht „Samo jedisch“ heißen soll, was eine ganz andere Sprache eines ganz andern Volkes ist, sondern „Samogitisch“.

Es war im Jahr 1814, daß zum ersten Mal das Neue Testament in die samogitische Sprache übersezt wurde, und zwar von dem Fürstbischof Gedroiz von Samogitten selbst. Er beabsichtigte, 1000 Exemplare davon auf seine eigene Kosten zu Wilna drucken zu lassen; die russische Bibelgesellschaft aber übernahm den Druck von weiteren 4000 Exemplaren, und die englische Bibelgesellschaft trug die Kosten für das Einbinden. Das Buch fand unter dem Volke eine so freudige und dankbare Aufnahme, daß schon 1816 ein zweite Auflage von 5000 Exemplaren nöthig wurde. Eine dritte von gleichem Umfang erschien 1831. Das Alte Testament ist noch nicht übersezt, mit Ausnahme, wenn wir nicht irren, der Psalmen.

6. Die türkisch-tatarische Uebersetzung.*)

Das Türkisch-Tatarische gehört zur fünften (türkischen) Familie der vierten Klasse (dem finnisch-tatarischen Sprachstamm, vergl. vor. Bibelbl. S. 13 ff.) und wird, wenn auch mit kleinen Dialektverschiedenheiten, von allen den zahlreichen tatarischen Horden, welche den Süden des russischen Reichs bevölkern, gesprochen oder verstanden. Es ist nicht das rein Tatarische, sondern eine Mischung desselben mit türkischen Sprachelementen, die sehr zahlreich darin vertreten sind; wie denn auch die Schrift die türkisch-arabische ist.

Schon ums Jahr 1666 erschien die erste Uebersetzung der heiligen Schrift in diese Sprache. Sie war auf Anregung und Kosten des englischen Philosophen Boyle und der brittisch-levantischen Handelscompagnie verfertigt, und zwar durch den englischen Gesandtschaftsprediger Seaman zu Konstantinopel. Es war dieß eine schöne und werthvolle Arbeit; nur waren in die Uebersetzung so viele türkische Worte zc. eingeflochten, daß Vieles den tatarischen Lesern unverständlich blieb. Da gründeten die Schotten im Anfang dieses Jahrhunderts eine Mission in Karaß auf der Nordseite des Kaukasus, hart bei den Niederlassungen der Tataren. Einer der Missionare, Brunton, unternahm mit Zugrundelegung von Seaman's Arbeit eine neue Uebersetzung und druckte selbst zu Karaß auf einer eigenen kleinen Druckerpresse 500 Exemplare des Evangeliums Matthäi

*) Das zweite unter den S. 22 gegebenen Sprachmustern.

in Folio auf blauem Papier. Aber der weitere Fortgang der Arbeit wurde durch immer neue Trübsale und Schwierigkeiten unterbrochen. Bald fehlte es an Typen (Druckbuchstaben), bald verdarb die Bitterung das Papier, bald brach etwas an der Presse; dann fielen die wilden Escherkessen von den Bergen über Karas her, zu rauben und zu verheeren, und mehr als einmal mußte der ganze Druck-Apparat vor ihnen in die Erde vergraben werden. So wurde der Druck des Neuen Testaments erst im Jahr 1813 vollendet. In demselben Jahr gieng auch Brunton in die ewige Ruhe ein. Seine Uebersetzung aber ist so rein und volksthümlich, daß die Tataren nicht glauben wollten, er sei ein Schotte, sondern sie hielten ihn für einen ihrer Landsleute, der nur zum Christenthum abgefallen sei.

Die ersten 5000 Exemplare waren bald vergriffen, und bald folgte eine zweite ebenso große Auflage. Inzwischen machte sich Miss. Dixon an die Uebersetzung des Alten Testaments; so viel mir aber bekannt ist, wurden nur die Psalmen (zu Astrachan) durch den Druck veröffentlicht.

Als Karas in den zwanziger Jahren durch die Basler Missionare besetzt wurde (namentlich durch Lang, jetzt Pfarrer in Beggingen, Kanton Schaffhausen), kam ihnen diese tatarische Uebersetzung bei ihrem Verkehr mit den wilden Eingebornen sehr wohl zu statten, und manche erfreuliche Erscheinung erweckte die Hoffnung, daß der Same des Wortes nicht überall verloren sei.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

Druck von C. Schülke.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Gtz. oder 12 fr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.




Ottacmand auf den Nilagiris im Jahr 1859.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

Karl T. J. Rhenius.*)

 Als in Halle die Lust zur Mission mehr und mehr auf die Neige gieng, fand Gott eine andere Bildungsstätte für Lehrer des Tamilvolkes. Ein böhmischer Weber, Jeník, um des Glaubens willen nach Berlin vertrieben, sollte durch seine zwei Söhne, die aus Webern erst Schulmeister, dann Prediger wurden, ein großer Segen auch für fremde Länder werden. Der eine, Joh. Jänicke (1748—1827), hatte während der Zeit des dürftigen Unglaubens das Panier des Gekreuzigten in der Hauptstadt der deutschen Zeitbildung hoch einherzutragen, während sein jüngerer Bruder, Jos. Daniel Jänicke, über Halle den Weg in die Tamil-Mission fand und dort (1788—1800) in kurzer Arbeitszeit schöne Früchte ernten durfte. Der redliche John (in Indien 1771—1813) hatte damals durch Schulanstalten sich dem Zeitgeist etwas anbequemt; Jänicke dagegen suchte energischer einzugreifen und zunächst den Gemeinden in Tinneweli aufzuhelfen, die sonst dem Landprediger überlassen waren. Er durfte dort dreimal (1790, 1794, 1800) nachhaltig wirken; mit Behmuth sah er, wie ganze Volksmassen sich hie und da um ihn drängten und ihn begleiteten, wenn er weiter gieng. „Es ist große Hoffnung,“ berichtete er, „daß das Christenthum einst im Tinneweli-Distrikt blühen wird.“ Das Dschangalfieber, das er sich daselbst geholt, raffte ihn vor der Zeit hinweg;

*) Memoir of C. T. E. Rhenius. By his son. London 1841. Histoire de la Mission de Tinneveli par P. P. Schaffter. Bâle 1844. The Tinn. Mission, by G. Pettitt, 1851. Dazu eigene Erinnerungen, Briefe &c.

aber Gericke, der ihn auf der letzten Reise begleitet hatte, durfte noch eine Menge Christen in jener Provinz sammeln und in mehr als einem Dorf etliche Hunderte zumal taufen (1802), ehe auch er seinen Lauf vollendete (1803), der letzte der bedeutenden Missionare des 18. Jahrhunderts.

Während der jüngere Bruder in der Gluth des südlichsten Indiens seinen Rest von Kraft verzehrte, fand Johann Jänicke bei sieben gottesfürchtigen Jünglingen, die in seiner böhmischen Kirche erweckt worden waren, eine Bereitwilligkeit zum Dienst am Reiche, die ihn ermutigte, sie für die Mission zu erziehen. Es war im Jahr 1800. Einfachen, zum Theil aber reich begabten Handwerkern wurde die Hand zu weiterer Ausbildung geboten; der Vater nahm sie, wo er sie fand, aus verschiedenen Kirchenparteien und trat sie auch, wie sich Gelegenheit bot, an verschiedene Kirchen und Gesellschaften ab, zum Dienste in Afrika und Asien, wie unter Israel. Dem Tamilvolke hat er die Männer Schreyvogel, Schnarre, Rhenius und Bärenbrück zuzuschicken die Freude gehabt. Der Westen Afrika's hat durch ihn Renner, Butscher und Nylander, der Süden die beiden Albrecht, Schmelen, Pacalt u., die Insel Celebes ihren Riedel, China endlich seinen Gütlaff erhalten. Wie hat doch Gott den bescheidenen Mann mit seinen dürftigen Mitteln so reichlich gesegnet! Der Glaube ist's allein, der das bewirkte.*)

Rhenius (geboren 1790) war der Sohn eines preussischen Offiziers, der frühe starb und ihn einer zärtlichen Mutter und einem frommen Onkel zur Erziehung hinterließ. Während Karl dem Onkel in Bestellung seines Guts Bachmann an die Hand gieng, trat durch die christliche Umgebung, in welche er versetzt wurde, die Verwahrlosung seines Herzens ihm in ein helles Licht; der nüchterne, fleißige, aufgeweckte Jüngling fand, daß er siebenzehn Jahre ohne Gott in der Welt gewesen sei, und warf sich — erst unter Zweifeln an der Gottheit Christi, bald aber rücksichtslos — in die Arme des Heilandes, der ihm nach herrnhuterischer Weise in aller Einfalt verkündigt wurde. Das Lesen von Missionsnachrichten weckte 1810 in ihm den Gedanken, den Heiden das Evangelium zu bringen; allein lange fand er sich gar zu elend für ein solches Amt. In fortgesetztem Gebet wurde ihm sein Ruf zur Gewißheit. Niemand als seinem

*) Johann Jänicke von R. F. Lebberhose und G. Knaf. Berlin 1863.

Onkel vertraute er sich völlig an, um nicht zurückgehalten zu werden; da Jänike willig war, ihn aufzunehmen, besuchte er auf dem Wege nach Berlin (1811) noch einmal seine Mutter. Er rebete nur von theologischen Studien, die er machen wolle; sie aber beschwor ihn unter Thränen: „Karl, geh nur nicht übers Meer!“ und er konnte blos antworten: „Aber, liebe Mutter, was soll ich machen, wenn Ers verlangt?“ Er hat sie nicht mehr gesehen, so innig er sie liebte.*) Nach fünfzehnmonatlichem Studium wurde er in Berlin ordinirt (7. August 1812), setzte dann sein Studium bei dem

*) Als ein Beitrag zur Charakteristik jener Zeit möge hier ein Brief des seligen Jung Stilling stehen, der sich unter Rhениus Papieren fand. „Karlsruhe, 28. August 1811. Mein theuerster und innigst geliebter Bruder Ihr Brief hat mich sehr gefreut; der Herr lasse Sie in Ihrem wichtigen Beruf zu Seiner Ehre und zum Heil vieler armer Heiden gedeihen. Er segne Sie überschwenglich in jeder Hinsicht. — Was aber nun den Hauptpunkt Ihres Briefes, die Wiederbringung aller Dinge, betrifft, so bebiene ich mich ihrer nicht als eines Lehrpunktes, sondern nur da, wo es die Ehre Gottes und die Vertheidigung der Wahrheit erfordert; übrigens läßt man die Sache ruhen. Soviel ist aber gewiß, daß in der ganzen Bibel keine Stelle gefunden wird, die der Wiederbringung widerspricht. Denn alle hebräischen und griechischen Wörter, die man durch Ewigkeit übersezt, zeigen nirgends eine unendliche Zeit an, sondern eine sehr lange von unbestimmter Währung; nichts ist unendlich als Gott und seine Seligkeit; wer daran Theil nimmt, der hat auch unendlichen Genuß; Engel und Geister leben unendlich, weil ihr Lebensprincip aus Gott ist. Alle Sprüche, die Sie anführen, beweisen nichts gegen mich. Was die Sünde gegen den heiligen Geist betrifft, so soll ein solcher Sünder keinen Theil haben am Reich Christi auf Erden; eben dieser Spruch beweist, daß in jener Welt doch noch Vergebung möglich ist. Die Worte Christi: 'Da ihr Wurm nicht stirbt', wollen nur soviel sagen, daß die Qual ohne Zwischenruhe, ohne Erleichterung fortbauern werde bis zum Ziel (1 Kor. 15, 28), wo auch der letzte Feind, der zeitliche und ewige Tod aufgehoben und Gott Alles in Alles in Allem sein wird — —. Disputiren Sie ja nicht über diesen Punkt, lieber Bruder, er ist kein Glaubensartikel, jeder kann davon glauben, was er will. Nur vernurtheile keiner den andern. Laß uns im einzig Nöthigen nur treu und eines Sinnes sein, so bleiben wir in der Einigkeit des Geistes, die so unaussprechlich wichtig ist. Der Geist des Vaters und des Sohnes sei das Element Ihres Lebens und Wirkens! Ewig Ihr treuer Bruder Jung Stilling.“ Gegen alles Reden über Rettungsaussichten für Gestorbene verhielt sich Rhениus (wie Vater Jänike) sein Leben lang streng ablehnend. Er wollte in Nichts über das geoffenbarte Wort hinausgehen und ließ auch leise theosophische Andeutungen, wie sie von süddeutschen Brüdern gewagt wurden, nie an sich kommen.

frommen T. Scott in England fort, wo er mit vielen tausend Christen sich zum Gebete vereinigte, daß das Parlament endlich Indien für die Mission öffnen möge, und freute sich der gnädigen Erhörung. Am 4. Februar 1814 verließ er London, um mit seinem Bruder Schnarre die erste indische Mission der kirchlichen Missionsgesellschaft zu gründen. Er trat jedoch nicht in die englische Kirche (wie das lutherische Missionsblatt 1857, S. 50 behauptet), sondern wollte als Prediger „der evangelisch-lutherischen Kirche“ jener Gesellschaft dienen. Dieselbe hatte bis dahin (seit 1804) nur in Westafrika mit zwölf Jänickeschen Zöglingen, in Australien mit drei Engländern ihr Werk betrieben. Jetzt sollte nach dem Wunsche von Miss. John in Trankebar, mit der Schularbeit im Tamillande ein neuer Anlauf genommen werden.

Als die beiden (Juli 1814) in Madras landeten, war die erste Nachricht, der alte John sei bereits gestorben, und Freund Jacobi, der ihnen vorangeeilt war, Landschaur zu verstärken, habe sich durch übertriebenes Studium der Sprache, da er in der heißen Zeit durch nasse Lächer sich kühl erhielt, einen frühen Tod zugezogen. In Trankebar, wohin die Schulen sie riefen, fanden sie die beiden Missionare Kämmerer und Schreyvogel, von denen jener bereits 25 Jahre im Amte stand. Er war ein Mann der Aufklärung, der die Moral der heidnischen Dichter auf der Kanzel nett auszulegen und nach verschiedenen Seiten hin zu vervollkommen sich angelegen sein ließ, übrigens „den Weisen von Nazareth“ auch hochachtete; er konnte es nicht lassen, schon nach wenigen Tagen die begeisterten Neulinge mit ihren Reden vom Heiland und von der Versöhnung, mit ihrem lobenden Strohfeuer, ihrem Gebets- und Bekehrungseifer gutmüthig aufzuziehen. Derselbe Mann hat dann (1820) die Landgemeinden um Trankebar an die christliche Erkenntnißgesellschaft abgetreten und 1824 selbst mit darauf angetragen, daß die Mission als Bekehrungsanstalt aufhören solle. Auf seinem Todtenbette (1837) soll er noch den Herrn gefunden und sein verlorenes Leben (48 Jahre in Indien!) bitter beklagt haben. Athenius hat ihm wenigstens ein unumwundenes Zeugniß abgelegt, ehe er mit schwerem Herzen, doch unerschütterlichem Entschlusse, dem „todten“ Trankebar den Rücken kehrte. Der geduldige Schnarre suchte sich längere Zeit dort nützlich zu machen, ohne viel ausrichten zu können; er starb schon 1820.

Das große Madras fieng nun an, Missionare anzuziehen, da die wenigen deutschen Arbeiter der älteren Gesellschaft, Kottler und Pätzold, sich kaum zutrauen konnten, den Ansprüchen dieses Feldes zu genügen. Der alte Kottler (er starb 1836 nach 60jährigem stillem Wirken) war froh an energischen Mitarbeitern, die ihm gern unter die Arme griffen. Er stand eigentlich in keinem officiellen Verhältniß zu irgend einer Missionsgesellschaft mehr, sondern bezog einen Regierungsgehalt für seine Aufsicht über das militärische Waisenhaus. Als dann Pätzold 1817 starb, übergaben die zwei überlebenden Missionare der christlichen Erkenntnißgesellschaft, Pohle in Tirutschinapalli (gest. 1818) und Koshhoff in Tandschaur, die ganze Mission mit den Geldern, welche Gercke und Schwarz derselben hinterlassen hatten (jedenfalls an 300,000 Rupien), dem englischen Komitee, d. h. den Kaplanen der Regierung, welche seit der Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie einen Erzbischof in Madras und einen Bischof in Kalkutta über sich hatten; und die christliche Erkenntnißgesellschaft trat diese Mission nach einigen weiteren Wechselln (1826) an die „Ausbreitungsgesellschaft“ ab, unter deren Auspicien das gesammte Erbe der holländischen Pietisten auf indischem Boden allmählich in die Hände eifrig hochkirchlicher Engländer übergieng, nachdem erst die wenigen fügsamen Deutschen vollends abgestorben waren.

Es braucht demnach keine Erklärung, warum wohl Rhenius nicht dazu kam, an die 100jährige Tradition der dahinsiechenden deutschen Mission anzuknüpfen; ihre Früchte trugen nichts Lockendes an sich. Ihre Tamilchristen schienen zäh und träg, durch Almosen und Kastenbrauch verwöhnt, auf den Außenstationen nach langer Vernachlässigung geradezu Todtengebeinen vergleichbar. Gieng man ihnen mit Gottes Wort zu Leibe, so sagten sie bald: „Ja, das muß man thun;“ aber nach Erfahrungen von der Gnade der Sündenvergebung suchte Rhenius vergebens. Ihm lag es an, einen neuen Grund zu legen; so unterrichtete er wohl auch die Christen, die in der Nähe seines Hauses wohnten, warf sich aber mit aller Energie auf die Heidenmassen, die ihn umringten, und beschloß früh, den Hindu's ein Hindu zu werden. Wie hat er da so treulich Schule um Schule errichtet, von Anfang an den Kastenunterschied darin beseitigt, und durch regelmäßigen Besuch und Nachhilfe bei den Lehrern Leben eingeführt und gepflegt; wie unermüdllich reiste er zugleich ins Innere, wo

immer sich eine Thüre aufthat, namentlich unter die Oschaina's in Tschittambur, bei denen er freundliche Aufnahme fand. Er verband bald das Studium des Telugu mit dem des Tamil, und so finden wir ihn denn frühe im regsten Verkehr mit Leuten aller Klassen, mit Brahmanen, Sektenhäuptern und Großen, wie mit den Geringsten und Aermsten, immer heiter und offen, lauter durch und durch, stets voller Hoffnung und durch Enttäuschungen nicht verbittert. Ueberall knüpft er mit Leichtigkeit an das Gute an, das er vorfindet, und hält doch nie mit dem Zeugniß der vollen Wahrheit zurück. Was ihn stärkt, wenn in der Nähe sich noch wenig Frucht zeigen will, das ist der Aufschwung, den die Reichsache in Südafrika, in der Südsee und da und dort in Europa gewinnt; er schließt sich darum an alle Brüder an, welche Farbe sie auch tragen mögen, an fromme Kaplane, an die Londoner Loveles und Knill, wie an die weiter nachrückenden Missionare verschiedener Kirchenparteien, und er darf es erfahren, es regt sich ein neues Leben.

Ueber die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, konnte keine Täuschung aufkommen. Gouverneur Elliot, der ihm gewogen war, äußerte einmal gegen ihn: „Freilich, die Europäer sind die größten Feinde, die Sie haben!“ Was mußte auch Rhenius noch alles mit ansehen von dem Vorschub, der dem Heidenthum durch die ängstliche Regierung geleistet wurde, wie z. B. in Kantshipuram dem Göken vom christlichen Beamten Geschenke überreicht, die Volksmassen zum Ziehen des Gökenwagens von Amtswegen gezwungen wurden; wie man sich vor der freien und doch sehr unzubringlichen Predigt fürchtete, die der Missionar an diesem Orte unternahm; wie man sich wunderte, daß sie zu keinem Aufstand geführt habe u. Rhenius muß immer einen Paß holen, um ins Innere zu reisen; derselbe wird ihm auch zuweilen verweigert.*) Auch der freundlichgesinnte Gouverneur war doch von dieser Kompagniepolitik so eingenommen, daß er die Zustimmung zum Bau einer Kirche in der schwarzen Stadt zurücknahm, weil die Heiden dagegen eine Bittschrift einreichten; Rhenius mußte zwei Jahre harren, ehe er den Grundstein legen durfte!

*) Immerhin gieng die Furcht vor dem Christenthum bei den englischen Behörden nie so weit wie bei den niederländischen in Java, welche sogar Missionaren, wenn sie Batavia verließen, um ins Innere zu bringen, die Taschen durchsuchen ließen, um ihnen etwa mitgeführte Traktate abzunehmen.

Zur Lebensgefährtin wählte er (1816) eine Holländerin; einen Mitarbeiter bekam er (August 1817) an dem Jenenser Theologen Bernh. Schmid. Dieser war seinem jüngeren, im Glauben fester gegründeten Bruder Gottlieb (Deocar), der sich der kirchlichen Mission für den Dienst in Bengalen angeboten hatte, in der Absicht gefolgt, wenn nicht durch Predigt, doch durch Jugendunterricht sich in der Mission nützlich zu machen. Als die beiden Brüder auf der Durchreise in Madras landeten, wußte Rhenius wenigstens den einen bei sich fest zu halten, durch brüderliche Zusprache aus seinem noch anlebenden Rationalismus einigermaßen herauszureißen, und — wenn sein häufiges Kopfsweh ihn nicht hinderte — in den Schulen zweckmäßig zu verwenden. Wo er nur konnte, zog er Verstärkung an sich, und so brachte er (November 1817) eine Bibelgesellschaft zu Stande, an deren Stiftung außer Europäern auch Brahmanen, Sudras und Pareier sich theiligten. Ihm schwebte das Beispiel der Sirampurer vor; wie sie, sah er nicht ein, warum nicht irgend welche Kräfte herbeigezogen werden sollten, dem Fortschritt in der stagnirenden indischen Gesellschaft aufzuhelfen. Im Verein mit allerhand Europäern und Farbigen stiftete er sodann (September 1818) eine Traktatgesellschaft, welche die unsektirerischen Grundsätze der englischen Mutter völlig theilte.

Darüber erhob sich nun eine neue Schwierigkeit. Die holländischen Missionare waren allmählich von ihren englischen Gönnern daran gewöhnt worden, vor dem Geist der Hierarchie, wie er in der Partei der Hochkirche lebt, sich zu ducken. Ein Missionar, der Dissenter-Gottesdienste besuchte, wäre dort unbedingt entlassen worden. Die neuernannten Kirchenfürsten waren aber bereits darauf aus, ihre Macht zu befestigen und zu erweitern. Schon 1819 erbot sich Bischof Middleton sehr freundlich gegen Kottler, ihn zu ordiniren, worauf aber der Greis trocken antwortete: „ich bin schon ordinirt.“ Es wurde immer klarer, daß mit der Einsetzung eines Bischofs die Stellung der deutschen Arbeiter in Indien wesentlich verändert worden war. Sie konnten kaum mehr hoffen, Landprediger zu ordiniren, wie Pohle sammt Kohlhoff und Satyanaden noch 1811 vier Eingebornen die Hände aufgelegt hatte; ob sie Engländern die Sakramente spenden durften, sollte bald genug fraglich werden. So lang sie freilich dem Bischof und Erzdiakon kanonischen Gehorsam leisteten, konnten sie in dieser Uebergangszeit wichtige Dienste thun; sie moch-

ten die Heerden aus den Heiden sammeln und mit der Zeit dieselben an anglikanische Hirten überlassen. Daher war man geneigt, sie zu schonen. Aber Eines durfte nicht zugegeben werden, daß sie nämlich nach Art der Bibel- und Traktatgesellschaft oder der großen Londoner Mission mit verschiedenen Kirchenparteien sich auf gleichen Fuß stellten und das Werk als ein allen Protestanten gemeinsames betrieben. Das aber war eben Rhenius Sinn; und er genoß bereits ein solches Ansehen bei den Brüdern, daß von seinem außerordentlichen Organisirungstalent noch weitere Schritte in dieser Richtung erwartet werden mußten. Sein Landsmann Bärenbrück war 1818 zu ihm gestoßen. Der Däne Haubroe (in Indien 1819—30), welcher zunächst die Weperi-Mission zu erneuern sich bestrebte, schloß sich mit großer Entschiedenheit an Rhenius an, nachdem dieser erst ihn zum Lamm Gottes gewiesen hatte. Die Basler Winkler und Kindlinger aber landeten 1820 in den nahen holländischen Orten Pulikat und Sabras, um dort im Dienste der niederländischen Gesellschaft zu missioniren. So drohte sich ein neuer Komplex von deutschen Arbeitern in und um Madras zusammenzuthun, der verbündet mit den englischen Dissentern der aufstrebenden Kirchenmacht noch zu schaffen machen konnte. Darüber kam es denn (seit Mai 1819) zu unangenehmen Verhandlungen mit dem Komitee. Dieses fürchtete sich besonders vor der freien Thätigkeit seiner Missionare in Bezug auf Traktate und andere Kundgebungen durch die Presse, welche für die allianzliche Denkweise ihrer Arbeiter werben könnten; daher den Missionaren vorgeschrieben wurde, nichts zu veröffentlichen, was nicht die Censur des Lokalkomitees in Madras passirt hätte. Dagegen protestirten die Missionare aufs entschiedenste. Rhenius hielt es für rein unmöglich, im Segen zu missioniren, wenn nicht die Jünger Christi dem Feinde als ein engverbundenes Häuflein gegenüberständen. Er war schon daran, nach Europa zurückzukehren, als sich ihm noch der Ausweg öffnete, seine Gaben in Tinnewel zu verwenden. Fast gebrochenen Herzens schied er (2. Juni 1820) von Madras und begab sich auf das neue Feld, wiederholt getröstet durch das Wort: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren.“

Von deutschen Kritikern eines spätern Geschlechts hat Rhenius manche ungerechte Beurtheilung erfahren, natürlich schon wegen seines kirchlichen Standpunkts. Dieser war der unkonfessionelle, allianzliche,

wie er den Frommen jener Zeit überhaupt eignete; seine innerste Herzenstheologie kann im Allgemeinen als die der Brüdergemeinde bezeichnet werden. Mit wahrer Freude begrüßte er das Werk der Union in seinem Vaterlande; sie schien ihm ein Schritt weiter zur Vereinigung aller Christen in herzlichster Liebe. Er hat darüber später (1823) auch seinem Könige einige Gedanken mitzutheilen gewagt, in denen er einerseits vor dem Dringen auf Gleichförmigkeit warnt, andererseits die Nothwendigkeit einer mäßigen Kirchenzucht betont. Daß sein „guter alter König“ zuletzt noch die treuen Lutheraner verfolgen konnte, hat ihn mit tiefem Schmerz erfüllt, obgleich er selbst der lutherischen Sakramentslehre, als welche bei Gemeinden aus den Heiden so leicht auf ein magisches Extrem gesteigert werde, sich mehr und mehr entfremdete und zu reformirten Anschauungen hinneigte. Als Theolog muß er daher bei den Konfessionellen flach heißen, und zwei der besonderen Ziele, die er schon in Madras verfolgte, sind der Art, daß sie bei den wissenschaftlichen Missionaren unserer Tage keine Gnade finden. Einmal, daß er die Kaste aus der Tamil-Kirche verbannen wollte, weil er ihren tödtenden Einfluß überall vor Augen hatte; sodann, daß er sich an die Verbesserung der Fabricius'schen Bibel wagte. Hierüber ein paar Worte.

Dem Ursprung des Kastenunterschieds hat Rhenius nach seiner Art und mit den ihm zu Gebot stehenden Mitteln fleißig nachgespürt und doch wenig Haltbares zu Tage gefördert. Daß er aber die Läßigkeit, mit der die Hallenser zuletzt diese Sache behandelten, scharf tadelte, daß ihn der doppelte Abendmahlskelch in Trankebar empörte, daß er sich vor den Autoritäten Schwarz u. s. w. nicht unbedingt beugte, das loben wir an ihm.*) Ebenso lobenswerth ist die Art und Weise, wie er der Kaste entgegenarbeitete. Er redete, schrieb, zeugte mit allen seinen Handlungen gegen das

*) So hat er herzlich lachen können, wenn die alten Brüder von Tandschaur sogar für das Leben ihrer Befehrten fürchteten, falls solche veranlaßt würden, die Kaste zu brechen; und das weil einmal ein bekehrter Sudra sich erbrach, nachdem er das erste Fleisch gekostet. Wenn Heiden Muhammedaner werden, höre man ja nichts von so gefährlichen Folgen. Und daraus, daß die Brüder einen sonst guten Pareia-Katechisten entließen, weil er einmal von Asa genossen, zog er sich die Lehre, allen Angebereien dieser Art sein Ohr möglichst zu verschließen, da der Missionar augenscheinlich anderes zu thun habe, als über die Küche seiner Untergebenen zu wachen.

tief eingewurzelte Uebel; aber er hat nie zum starren Gesetz, zu scharfem Befehl seine Zuflucht genommen. Daß er der Kaste schon 1815 in seinen neueröffneten Schulen keinen Zutritt gestattete, mag von altklugen Leuten als ein verfrühter „Anfang des Streits“) bezeichnet werden. Es handelte sich aber dabei nur um Heidenkinder. Erst im November 1818 wagte er sich endlich daran, dem Kastenunwesen unter Christen entgegenzutreten; er machte sich, durch sehr praktische Gründe getrieben, „sogleich ans Werk“. Denn schon war ihm klar geworden, daß todte Christen fester an der Kaste hielten als manche Heiden. Aber ein Stürmer war Rhenius nie; alten Christen mit Machtsprüchen zu Leibe zu gehen, hielt er für eine Sünde, wie für eine Thörichteit: „Wir können leicht einen Mann bereden, die Kaste aufzugeben, ohne ihn zu überzeugen; und wenn er dann durch die Macht der Umstände zurücksinkt, haben wir an ihm einen viel hartnäckigeren Kastenmann als er war.“ Bei der Jugend machte er mit freundlicher Ueberredung den Anfang; und bis zum Ende glaubte er nie genug oder auch nur viel erreicht zu haben. Das aber hielt er für geboten, gegen diesen Feind beständig auf der Hut zu sein und jede Gelegenheit zu einem glücklichen Schlag besonnen zu ergreifen. Er erkannte, daß gehandelt werden müsse; denn gezeugt gegen die Kaste hatten auch die alten Missionare und doch war die Unart nur immer fester gewachsen. Aber alles mit Vorsicht! Wie ein junger Missionar einmal in aufgeregter Zeit etliche schwarze Freunde zum Thee einladen wollte, rieth er entschieden ab, damit der Feind die daraus entstehenden Gerüchte nicht zu einem gefährlichen Anlauf benütze. Er liebte überhaupt keine Sprünge, sondern einen methodischen, immer wachen und frischen Fortschritt.

Mit mehr Recht ist Rhenius getadelt worden, daß er schon im November 1815 sich an die Revision der Tamil-Bibel machte, weil Heiden über ihre Unverständlichkeit vielfach klagten. Die älteren deutschen Brüder haben sich einstimmig gegen seine Vorschläge ausgesprochen, was ihn jedoch nicht hinderte, die Sache immer aufs Neue vorzunehmen, bis nach zwölf Jahren sein Neues Testament endlich gedruckt wurde. Daß sein Tamil gegen das des Fabricius

*) Taylor läßt ihn damals »commence the conflict«.

nicht zurücksteht, vielmehr in den meisten Stellen sich leichter und fließender liest, ist unbezweifel; dagegen war seine Kenntniß der alten Sprachen keine gründliche, obwohl er dieselbe mit allen zugänglichen Mitteln beständig erweiterte, wie er denn auch später eine hebräische Grammatik für Tamil-Seminaristen schrieb. Er faßte das Wesen der Sprache nicht in seiner Tiefe auf; wörtlich zu übersetzen, schien ihm weniger nöthig, als den Sinn des Satzes zu treffen, und da er durchaus keine dichterische, sondern mehr eine nüchterne, streng logische Denkweise hatte, kann er von Willkürlichkeiten nicht freigesprochen werden. Man mochte z. B. über den Ausdruck reden „die in Christo Jesu sind“; Athenius fragte nur: „was bedeutet das?“ und übersezte: „die zu Christo Jesu gehören“. Da wars dann vergeblich, ihm den Unterschied zwischen Erklärung und Uebersetzung vorstellen zu wollen; er konnte sogar behaupten, das Tamil erlaube vermöge seiner logischen Anlage keine wörtliche Uebertragung des bildlichen Ausdrucks. Gute Hilfsmittel für die Erkenntniß der neuteamentlichen Sprache waren damals kaum zu haben; so hielt er sich an Vorgänger wie Castellio und Van Es und ließ sich von ihnen, namentlich in den Episteln, zu allzugroßer Freiheit hinreißen. Dennoch wird behauptet werden dürfen, daß die neuübersetzten Evangelien bei den Heiden eine viel günstigere Aufnahme und weitere Verbreitung fanden, als ihnen in der älteren Version zu Theil wurde.

Athenius fühlte seine Verpflanzung in einen gar neuen Boden überaus tief; er hat es später seinen Oberen vorgerückt, welch einen Unsegen sie damit über Madras gebracht haben. Doch läßt sich sehr bezweifeln, ob er je in Madras ähnliche Erfolge erzielt haben würde, wie in Tinneweli, wo er den Reibungen mit der Kirchengewalt ferner gerückt war. Nach seiner glücklichen Natur schüttelte er die bitteren Gefühle rüstig ab und warf sich (Juli 1820) mit ganzer Seele in das neue Werk; ein Trost ward ihm auch dadurch zu Theil, daß sein theurer Bruder B. Schmid ihm (6. Oktober) nachfolgen durfte. Der englische Kaplan Hough, der neben seinem Amte auch eine gewisse Oberaufsicht über die kleinen Tamilgemeinden geführt hatte, die auf etwa 4000 Seelen herabgeschmolzen waren, übergab nun diese sammt ihrem Landprediger an Athenius. Wiederholt hatte letzterer auch die englische Gemeinde mit dem Wort zu

bedienen, und Gott schenkte ihm auf diesem Wege herzliche Freunde und Mitkämpfer.*)

Aus den alten Gemeinden ließen sich nun, wie man trotz ihres kümmerlichen Standes hoffen durfte, Jünglinge sammeln, welche zum Dienst unter Heiden und Christen tüchtig gemacht würden; Br. Schmid's Gelehrsamkeit konnte ja in einem solchen Seminar am besten verwendet werden. Auch fanden sich genug begabtere Knaben, die sich gern auf Kosten der Mission erziehen ließen. Daß sie die Kaste aufgeben müssen, war ihnen im Voraus angekündigt; die Forderung wurde zugestanden, weil man sie wie bei den früheren Missionaren für einen wohlgemeinten Rath hielt. Obgleich der Koch, schonungshalber, ein Sudra war, wollten doch die christlichen Sudraknaben nicht mit den Schanar und Pareiern in einem Zimmer essen; als man ihnen sogar gestattete, sich durch aufgehängte Matten den andern Kastengenossen unsichtbar zu machen, verweigerten sie noch beharrlich den Gehorsam (1821). Lieber als diesen Kastengeist zu befestigen, entschloß sich Rhenius, das Seminar vorerst aufzugeben. Im nächsten Jahre konnte er es unter besseren Auspicien — größtentheils mit denselben Subjekten — wieder eröffnen; da hat er denn selbst viele Lektionen übernommen, wenn er sich auf der Station befand, und seine Meisterschaft im Katechisiren ausgebildet, worin ihn nicht leicht irgend ein Missionar übertroffen hat.

Katechisirend hat er auch im Lande herum gepredigt, meist so, daß sich ein überaus lebendiges Gespräch entspann, das er doch völlig in seiner Hand behielt und nach Belieben leitete, wohin er eben zielte. Seine regelmäßigen Besuche in der Schule der Heidenstadt Tinneweli (von der er eine Stunde weiter östlich bei der Festung Palayanlotta wohnte) zogen immer mehr Heiden an. Erst standen sie umher an Fenstern und Thüren, bald setzten sie sich auch innen, wo Raum war, nieder und hörten aufmerksam, während seines Gebets fast ehrerbietig zu. Oft, wenn er am gewaltigen Thurm der dortigen Pagode vorbeiritt (für deren Feste und Götzendienst die Regierung jährlich über 20,000 fl. beisteuerte), fragte er sich, ob solche Predigt auch je hinreichen werde, diese Tempel zu stürzen; und er hat nie die Hoffnung aufgegeben, das Evangelium werde das noch bewirken.

*) J. B. den wackern Richter J. Walfer, der später Rhenius' Sohn in England studiren ließ.

Natürlich wurde der energische ganzherzige Mann, der sich mit unverwundlicher Frische und Offenheit einem Jeden näherte, bald allgemein geliebt, geschätzt und gefürchtet; Besuche traten bei ihm ein, die sich nie in ein europäisches Haus gewagt hatten; vornehme Heiden erkannten sein wohlthätiges Wirken und unterstützten es mit Beiträgen, und auch in Brahmanenhäusern war er ein willkommener Gast. Er stiftete einen Traktatverein (1822) in engem Verband mit den Londoner Brüdern im südlichen Travankor, welche ihm ihre Nagarkoil-Presse zur Verfügung stellten. Auch Katholiken und Heiden waren bei der feierlichen Stiftung, wie bei den Jahresfesten zugegen, wie denn jeder Schritt in voller Oeffentlichkeit gethan wurde. Ein Büchlein ums andere wurde nun geschrieben, das die Fragen des Tags beleuchtete (Cholera, Sonnenfinsternisse, Ueberschwemmung, Dürre, heidnische Weissagungen zc.); und durch beständiges Reisen im Lande, durch Schulen, da und dort errichtet und regelmäßig besucht, durch zweckmäßige Vertheilung der wenigen Befehrten, bald auch durch Missionstouren der Seminaristen ließ sich weithin ein neues Element verbreiten, das die schlummernde Masse von 700,000 Heiden (mit 50,000 Muhammedanern und 18,000 Katholiken) in einige Gährung versetzte. Schon im zweiten Jahre nahm der Traktatverein seine 730 fl. ein.

Nachdem erst nur wenige Seelen die Taufe empfangen hatten, ereignete sich (1824), daß eine Anzahl von Familien in Dörfern südlich von Palayanfotta den Entschluß faßte, Christen zu werden. Es waren hauptsächlich Schanar, Palmbauern, bisher Dämonen-anbeter und von dem Dienst der großen Götter Indiens verhältnißmäßig unberührt. Unter diesen einfachen Leuten, die in ihrem einförmigen, arbeitsvollen Leben nur wenige Gedanken entwickelt hatten, schlug die Lehre von einem Heiland, der sich zu ihnen herabgelassen habe, mächtig ein; zugleich aber freuten sie sich der Aussicht, gegenüber der rücksichtslosen Landesaristokratie an einem willenskräftigen, besonnenen Europäer einen Patron zu finden. Rhenius war nun weit entfernt, von seinen Taufkandidaten alsbald nur die reinsten Motive zu verlangen; aber er wollte auch nicht taufen, wie Jänicke und Gericke gethan hatten, ohne genugsame Unterscheidung. Also schien es das Gerathenste, willigen Leuten Gelegenheit zu weiterem Lernen zu geben, indem ein Lehrer (Katechist) über sie gestellt wurde. Aus Peikulam, acht Stunden südlich von der Station, kamen die

ersten Familienhäupter, entschlossen, statt ihrer groben Seelennahrung „endlich einmal Reis zu essen“. Rhenius unterrichtete sie erst selbst, dann sandte er ihnen einen Seminaristen zum Lehrer. Die Taufe erhielten nur bewährtere Jünger, natürlich mit ihren jüngeren Kindern, und die Zustimmung der Gemeinde wurde stets dazu eingeholt. Die Bewegung breitete sich rasch aus; im Südosten entstand eine Gemeinde um die andere.

Wo nun der Gutsherr die neuen Christen bedrängte, wurde Land angekauft, auf welchem die Leute sich im Frieden ansiedeln konnten. Das erste Christendorf war Arulur; ein anderes, Dohna-
mur, entstand 1827 aus der Gabe des frommen Grafen Dohna. Zugleich aber wurde ein Kirchenfond eingerichtet, zu welchem jeder Hausvater beizusteuern hatte, damit die Gemeinde ihre Bedürfnisse selbst bestreiten lerne. Außerdem entstand eine Lokal- und eine Armenkasse, und die Seligkeit des Lebens wurde den Neubekehrten auf jede Weise empfohlen.

Im Jahr 1824 hat Rhenius Johann Madras besucht und den Druck der neuen Evangelien durchgesehen. Auch das nördliche Ceylon durchstreifte er und schloß eine innige Freundschaft mit den dort stationirten kirchlichen und amerikanischen Missionaren, unter denen Knight und Poor ihm besonders theuer wurden. In ihre höhere Schule in Jaffna schickte er einige seiner besten Jünglinge, wie Sarkunan, den späteren Lehrer am Seminar. So treu auch Schmid an dieser Anstalt arbeitete, war er doch den Anforderungen der Zeit weniger gewachsen, als einige der Amerikaner, deren mathematische und astronomische Kenntnisse sich leichter verwerthen ließen als klares Wissen.

Von nun an finden wir Rhenius beständig im Kampfe mit den Drängern des Volks, die es natürlich ungern sahen, wie alle Geheimnisse des bisherigen Landesbrauchs von einem europäischen Auge untersucht und durchschaut wurden. Den meisten englischen Beamten aber zeigte sich nun erst das Christenthum als ein höchst unbequemes Element; denn wo bisher Ruhe und Friede geherrscht hatte, weil nämlich kein Niederer gegen die herrschenden Rasten zu mußthen wagte, reichte sich nun eine Streitsache an die andere. Bald wurden die zum Evangelium Uebertretenden am Ernten verhindert, bald mit neuen Abgaben belegt, oder geschlagen, gebunden und gefoltert, zu allerhand Unterschriften genöthigt; bald wurden die kleinen

Kapellen niedergerissen; bald mußten freundlichgesinnte Guts herrn durch Plünderung und falsche Anklagen für Vergünstigungen büßen, die sie den Christen erwiesen hatten; und jeder Fall wurde durch eine Menge falscher Zeugnisse in Dunst und Nebel gehüllt. Da und dort giengen die neuen Christen zurück, andere ließen sich zu unerlaubter Selbsthilfe verleiten, oder erschwerten sie sich ihre Lage durch Entzweiung und Spaltung. Wiederholt weigerten sich die Weiber, für ihre Männer zu kochen, wenn sie Christen würden. Rhenius lernte allmählich Alles kennen, was der Apostel in den Worten befaßt: ich werde täglich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden.

Vorerst erfreute er sich mit Dank gegen Gott, den er besonders darum angefleht hatte, eines mächtigen Beistandes an dem Kollektor Monro (seit 1823), der nicht nur den gerechten Ansprüchen der Christen nach Kräften nachkam, sondern auch an Rhenius sich immer fester anschloß, bis er sogar (1825) auf eigene Faust wagte, die Leute vom gezwungenen Ziehen des Götzenwagens freizusprechen, ein Schritt, der die reichen Heiden so sehr erbitterte, daß sie maßlose Klagen gegen Monro und seinen geistlichen Führer nach Diabras einsandten, ohne doch zunächst viel auszurichten. Der edle Beamte starb schon im Mai 1827 unter dem Jubel der Heiden, nachdem er noch sich angestrengt hatte, für die Christen Befreiung von einer Tempelsteuer auszuwirken, die nicht einmal in dem heidnischen Staate Trawankor von Christen eingetrieben wurde.

Rhenius hatte seine Freude daran, wenn er sagen durfte: „Da ist wieder einmal erfüllt worden 'die Erde half dem Weibe'“; er hat sich aber nie darauf verlassen. Als der christliche Vorsteher von Arulur von den Heiden ermordet wurde (1826), konnte Rhenius sich auch darein finden, daß der englische Richter in Mabura die Thäter freisprach. Der Anführer der Mörder lernte doch etwas aus dem Proceß, wie aus einer eindringlichen Anrede des Missionars, und enthielt sich fernerer Gewaltthat. Später hatte es Rhenius mit Beamten zu thun, welche mit einer Art Begeisterung das Heidenthum begünstigten. Als die Weber in der Stadt Tinneweli in größerer Anzahl sich zur Taufe meldeten, bekannten sie (1829), die Regierung früher durch falsche Angaben über die Zahl ihrer Webstühle betrogen und die eingebornen Beamten — nach altem Brauch — bestochen zu haben. Jetzt wollten sie den kostspieligeren Weg der

Wahrheit einschlagen, nur fürchteten sie allen Schein der Angeberei gegen heidnische Zunftgenossen und Beamten. Rhenius versuchte ein gutes Wort für sie einzulegen und den Oberbeamten durch den Beweis der guten Früchte des Evangeliums umzustimmen. Es gieng aber ganz gegen seine Erwartungen. Der Engländer wurde erbittert und theilte Alles den heidnischen Untergebenen mit, worauf die armen Weber so gedrückt wurden, daß sie in Masse zum Heidenthum zurückkehrten. Dann erst hatten sie — äußere Ruhe.

Trotz aller Verfolgung fand Rhenius im August 1825 die Zahl der neuen Christen auf 3000 Seelen in 90 Dörfern gestiegen. Im Juli 1826 kam es in einem Dorfe, Aneikulam, so weit, daß alle Familien sich für das Christenthum entschieden, worauf in Rhenius Gegenwart alle Götzen zerstört wurden. Natürlich wehrte sich der Feind gegen solchen Fortschritt mit aller Macht. Der Baron von Ettiapuram erlaubte keinem seiner Unterthanen, Christ zu werden. Wer es dennoch wagte, der wurde am Säen und Ernten verhindert; Schmid und Zimmermann u. d. durften nicht mehr für ihn arbeiten, die Kaufleute ihm nichts mehr verkaufen; alle Brunnen waren ihm verboten. Andere Gutsherren dagegen schenkten den Boden für Kirchen und Schulen, und wünschten wohl auch, daß ihre Sklaven Christen werden. Da sich nun die Zahl der zu Unterrichtenden im Jahr 1830 bereits auf 8000 belief, reichte das Seminar nicht mehr hin, sie mit Lehrern zu versehen, daher tüchtige Jünglinge und Männer zu einer Präparanden-Klasse vereinigt wurden, aus der sie nach kurzem biblischen Unterricht als Lehrer in ihre Dörfer zurückkehrten. Die besten Prediger der Mission sind nicht aus dem Seminar, sondern aus diesen Präparanden hervorgegangen. Allmonatlich kamen alle Katecheten und Lehrer auf etliche Tage im Missionshaus von Palayanokotta zusammen, um Bericht abzustatten, weitere geistliche Förderung sammt dem Abendmahl zu genießen und mit den Brüdern aus der Nähe und Ferne inniger zusammenzuwachsen. Am Neujahr aber strömten auch viele Gemeindeglieder dahin und füllten jeden Raum, bis nicht nur die Verandahs, sondern auch die Wege des Nachts mit Matten der Schläfer sich füllten. Alles das zu organisiren, kostete natürlich viele Mühe und Nachdenken; es gelang aber unter reichem Segen des HErrn und mit weniger Kosten als in irgend einer andern indischen Mission.

Und hier darf nun wohl gesagt werden, daß Rhenius nicht

wie andere bedeutende Missionare auf kräftige Mitarbeiter sich verlassen konnte. Die Missionen der Erkenntnißgesellschaft durfte er freilich (1829) — einigermaßen neubelebt — an den dänischen Miss. Rosen abgeben, der sie jedoch nur kurze Zeit besorgte. Der Basler Winkler, der ihm zugesendet wurde (1827—29), gerieth mehr und mehr auf apokalyptische Spekulationen, welche ihn von der Arbeit abzogen und später in einer schweren Geistesstörung endeten. Im Dezember 1830 verließ auch der nervenleidende Schmid mit seiner tüchtigen Gattin das schöne Arbeitsfeld, um auf den Nilagiris eine kühlere Stätte zu finden. Rhenius empfand diesen Verlust sehr tief; noch tiefer schnitt dann ein Schreiben des angegriffenen Mannes ein, das ihn benachrichtigte, von einer Rückkehr nach Tinneweli könne nicht mehr die Rede sein. Es hatte ihn, den etwas älteren, dazu an Universitätsbildung und Detailwissen überlegenen Mann bitter geschmerzt, daß Rhenius schon allgemein der *periya Ayer* (große Prediger) genannt wurde, und bei seiner arglosen Energie und Offenheit natürlich im Drang der Arbeit Vieles entschieden und ausgeführt hatte, ohne den stillen Empfindlichkeiten des innig geliebten Bruders gehörige Rechnung zu tragen. Schmid ist auch nicht mehr nach Tinneweli zurückgekehrt; getheilt zwischen wohlgemeinten, meist unpraktischen Missionsversuchen und botanischen Studien lebte er noch lange in Indien, bis er 1857 in Kalikut entschlief.*) Während Schmid gegen Rhenius Widersacher mit seinem warmen Zeugniß für ihn nie zurückhielt, konnte er doch im Verkehr mit Freunden sich fast nicht über Aeußerungen wie diese erheben: „Er hatte einen Willen wie ein Roß.“ Daß ihn aber Rhenius zum Glauben an den Sohn Gottes geführt, das dankte er ihm einfühlend bis an sein seliges Ende.

Statt seiner wurde nach Tinneweli der Berner P. Pacific Schaffter geschickt, der schon in Madras und Mayaweram einige Missionserfahrung gesammelt hatte (1827—61 in Indien). Man hatte ihm ordentlich Angst gemacht auf sein Zusammenleben mit dem energischen Rhenius. Wie fand er sich doch so glücklich enttäuscht! Er

*) Einmal noch sah ihn Rhenius, als er (1833) seine älteste Tochter der treuen Freundin nach Ottakamand brachte, zur Vollenbung ihrer Erziehung. Es war das einzige Mal, daß ihm die Erholung zu Theil wurde, wieder eine kühle europäische Luft zu athmen (s. Abbildung).

durfte bald in Sattankulam eine neue Station gründen. Im nächsten Jahre rückten zwei frische Kräfte nach: J. Müller, später Rhenius Schwiegersohn, und der gelehrte Fjellstedt. Von letzterem hatte man in England großes Aufsehen gemacht, und sich mit der Hoffnung getragen, er werde schon vermöge seiner bischöflichen (schwedischen) Ordination die Tamil-Mission wieder in kirchlichere Bahnen einlenken; aber Krankheiten und Reisen ließen ihn zu keiner stetigen Thätigkeit am Seminare kommen; bald (1835) kehrte er nach Europa zurück. Rhenius hat manchmal bemerkt, wie ungeschickt es doch meistens ausfalle, wenn man von einem Missionar schon beim Eintritt sich so viel verspreche. Er dachte dabei besonders an seinen Freund Jacobi (S. 260).

Indessen war der Konflikt der Tamil-Mission mit den kirchlichen Behörden schon weit gediehen. Nur ein Vorpiel davon war, daß Rhenius 1829 sein Amt als Kaplan der englischen Gemeinde dem Erzdiakon zurückgab. Er wollte das unehliche Kind eines englischen Offiziers nicht taufen, so lange der Vater für sein Konkubinat keine Reue bezeuge; das schuldete er der eingebornen Gemeinde, die natürlich jeden Schritt ihres Hirten aufmerksam verfolgte. Der Erzdiakon hielt sich an die Ordnung seiner Kirche und bestand auf deren laxer Vorschrift; so war keinerlei Vereinbarung möglich. Bereits fürchtete man Rhenius in Madras dermaßen, daß ihm bei seinem Besuche daselbst nur Dissenterkanzeln eingeräumt wurden. Nun handelte es sich aber um eine wichtigere Frage. Rhenius war überzeugt, daß das Werk der Bekehrung nur durch eine eingeborne Geistlichkeit im rechten Segen betrieben werden könne. Am liebsten hätte er die besten Katechisten ordinirt, ihnen die vorgeschrittensten Gemeinden übertragen, und sich fortan bei diesen mit einer allgemeinen Oberaufsicht begnügt, um mehr Zeit und Kraft den Heiden widmen zu können. Wie konnten auch etliche 70 Gemeinden mit den Sakramenten gehörig versehen werden, so lange sie dafür auf die Dienste der herumreisenden Missionare angewiesen blieben! Der Erzdiakon Harper aber verlangte, daß die vorgeschlagenen Kandidaten die bischöfliche Ordination empfangen sollten. Nun meinte Rhenius (Oktober 1830), da dieselben Gewissenshalber den vorgeschriebenen Eid nicht leisten können, solle man ihnen diesen durch die Einschränkung: „soweit die Artikel, Liturgie u. mit der h. Schrift übereinstimmen“ erleichtern. Oder aber möge man den Missionaren er-

lauben, wie noch zuletzt 1820 in Bengalen geschehen war, ihre Landprediger nach deutschem Ritus zu ordiniren.

Das Komitee der kirchlichen Gesellschaft war nun durchaus nicht geneigt, diese Sache zu überstürzen; allein soviel konnte es nicht gestatten, daß die Gemeinden, welche gegründet worden waren, sich nun „nach lutherischer Form“ konstituiren dürften. Da aber der fortwährende Zuwachs neuer Gemeinden zu einer Entscheidung drängte, schlug Rhenius vor: 1) nach Europa zurückzukehren; 2) sich nach Madras zurückzuziehen und mit literarischer Thätigkeit der Mission zu dienen; 3) sich einer andern Missions-Gesellschaft anzuschließen (1832). Der Erzdiakon hatte mittlerweile ein Büchlein zur Verherrlichung seiner Kirche herausgegeben und Rhenius um eine Recension gebeten, die er in seine kirchliche Zeitschrift einzurücken versprach. Die Recension gieng ab (in einer Abschrift auch an das Londoner Komitee), wurde aber nicht gedruckt. Indessen hatte das englische Komitee dem ersten Plan Rhenius' seine Zustimmung gegeben, zugleich aber einen Sekretär für Madras angestellt, den seinen J. Tucker, der Rhenius vom Gedanken an die Rückkehr nach Europa abzubringen bemüht war. Da nun um diese Zeit A. N. Groves, bisher Freimissionar in Bagdad, auf den Wunsch einiger Missionsfreunde in Bombay, Tinneweli besuchte und 'gleichfalls Rhenius beschwor, an Ort und Stelle zu bleiben, auch für den Fall einer Trennung von der Gesellschaft die eifrige Hilfe unspektirerischer Freunde in Großbritannien in Aussicht stellte, so entschloß sich Rhenius im Verein mit den Brüdern Schaffter und Müller, irgendwie in Tinneweli auszuharren. Nun, aber sah Groves auch die ungedruckte Recension des Kirchenpamphlets und ein anderes englisches Manuscript über „Vereinigung aller Christen“, und beide Schriften fanden bei dem begeisterten Gaste so großen Anklang, daß er sogleich die Kosten des Drucks zu tragen sich erbot. Sofort ließ Rhenius beide in die Nagarkoil-Presse wandern, und die Erscheinung der zwei grünen Büchlein (August 1834) entschied den Bruch. Erzdiakon Harper und Bischof Wilson erhoben laut den Nothruf: „Die Kirche ist in Gefahr!“ beschuldigten Rhenius des Mangels an gewöhnlicher Ehrlichkeit u. und das Komitee der kirchlichen Missionsgesellschaft sah sich veranlaßt, Rhenius zu entlassen (Februar 1835).

Sehen wir noch einmal auf das schöne Arbeitsfeld. Es erstreckte sich über die ganze Provinz Tinneweli, doch lag die eigentliche Kraft der Mission in der Schanarbevölkerung des Südens. Es waren nun (1834) 11,186 Leute in 261 Dörfern, die sich zum Christenthum bekannten, von denen doch kaum 1000 getauft waren. Zehn Dörfer waren christliche Stiftungen; eine „philanthropische Gesellschaft“ (gegründet 1830) verwaltete dieselben, indem sie von jedem Hausbewohner seinen jährlichen Zins bezog, von dessen Ertrag bald weitere Ländereien gekauft, bald Schulen und Kirchen gebaut wurden.*) Seit 1831 war es nothwendig geworden, die Pflege der Gemeinden durch die Ernennung von Hauptkatecheten zu erleichtern. Dazu wurden Männer gewählt, welche nicht bloß Katechisten und Schullehrer beaufsichtigen und anspornen, auch die jeden Monat bereissten Gemeinden in christlicher Erkenntniß fördern konnten, sondern die zugleich das Geschick besaßen, Streitigkeiten mit heidnischen Gutsherren und Behörden zu schlichten oder zu verfechten, und über alle Vorkommenheiten geschäftsmäßig zu berichten. In den so entstandenen zehn Distrikten tauchten nun auch Distriktsfonds für die Pflege der Armen, für Evangelisirung der Heiden 2c. auf. In ähnlicher Weise wurden Oberlehrer über die 60 Schulmeister gestellt, um Schaffter die Aufsicht über das Schulwesen zu erleichtern. Die 112 Katechisten waren freilich zum Theil noch schwach gegründet in christlichem Leben; doch gab es sehr tüchtige Leute unter ihnen, wirkliche Charaktere, wie der bekehrte Rauberer Thomas, der die evangelische Geschichte in Verse brachte, der Pallan (Reisflave) Arulappan, später ein gesegneter Freimissionar 2c.

Eine bedeutende Stellung nahm — noch über den Hauptkatecheten — der vielbesprochene David Pillei ein, oft Rhenius' Mantri (Minister) titulirt, ein Mann, der mit einem wirklich warmen Herzen die größte Detailkenntniß von Menschen und Plätzen verband und meistens auf der bei Tamilern so beliebten Zickzacklinie seine Ziele zu erreichen wußte. Ein Missionskritiker hat Rhenius des völligen Mangels an Menschenkenntniß beschuldigt, weil er einem so

*) Dr. Graul's Kritik dieser Einrichtung (V, 254) beruht auf einem Mißverständnis. Wo die Bekehrten irgend in ihrer Heimat bleiben konnten, wurde „der Sauerteig nicht von dem Mehl genommen“. Etliche Dörfer zu haben, in welchen die wiünschenswerthesten Einrichtungen ohne Kollision mit dem Althergebrachten eingeführt werden konnten, war gewiß ein großer Vortheil fürs Ganze.

windungsreichen Mann zu viel getraut habe. Ob nun Rhenius diesen David ganz durchschaut hat, mag zweifelhaft bleiben; jedenfalls hat er ihn nützlich zu verwenden und, wo es nöthig schien, scharf zu strafen und zu demüthigen gewußt; daß er sich von ihm blindlings habe leiten lassen, kann nur der Unverstand behaupten, denn David hatte beständig mit einer wachsam und starken Opposition zu kämpfen, und jeder Anstoß und Vorfall, auch anonym zugesandte Nachrichten, Beschuldigungen u. wurden in den monatlichen Versammlungen der Katecheten tagelang öffentlich verhandelt. Schließlich ist auch an dem „viel verschrienen Mann“ den lutherischen Missionaren, denen er sich 1855 angeschlossen hat, „eine recht ernst christliche Gesinnung“ offenbar geworden.*)

Die Opposition gegen David Pillei führte ein ganz eigenthümlicher jüngerer Mann an, der Katechist Jakob. Dieser war ein stolzer Kschatriasohn, der von Rhenius solbatischer Haltung und hellem Zeugenmuth angezogen, ihm nach Palahankotta folgte und sich bereit erklärte, um der Wahrheit willen alles zu verlassen. Rhenius nahm ihn in das Seminar auf und gewann ihn lieb wie nur wenige andere; war aber seiner ganzen Art nach nur um so

*) In Dr. Grauls Reise (V, S. 297) heißt David Pillei ein „ausgemachter Schurke“. Und zwar im Zusammenhang mit folgendem Urtheil: „Niemand ist wohl grausamer von seinen Katecheten betrogen worden, als der eifrige, aber nur mit geringer Menschenkenntniß begabte Rhenius. Der Privatkatechet desselben, Rhenius rechte Hand, nahm selbst von den Heiden Bestechungen an, um den Bau christlicher Kirchen zu hindern, und erwarb sich auf diese Weise ein bedeutendes Vermögen.“ Es wäre interessant, einer jenseitigen Unterredung von Rhenius und Graul über diese und andere maßlose Urtheile des Missionskritikers etwas zuhören zu dürfen! Indessen sei hier gestanden, daß auch andere Missionare dachten, Rhenius traue seinen Leuten zu viel Gutes zu; daher drückte es ihn so tief darnieder, wenn Schleichigkeiten an ihnen offenbar werden; und doch suche er diese immer wieder zu vergessen und wirklich gut von ihnen zu denken. Möglicherweise dürfte sich aber hierin auch eine Art Menschenkenntniß verrathen, die sich durch viele Beispiele, über alles Erwarten der kleiner Denkenden, bewährt hat. Wirklich empört rief einmal Rhenius einem Bruder zu: „Ja, erwarte von dem Menschen nur gar nichts Gutes mehr — so machst du ihn erst recht zum Schurken!“ Rhenius hatte eben auch etwas von jenem Optimismus, den wir an Schwarz und all den Männern loben, die in ihrem Werke unermüdet beharrten bis ans Ende. Er meinte: „Ach wenn wir uns selbst ansehen, wie Gott uns ansieht, — wir könnten doch von keinem Menschen so schlecht denken, als von uns selbst.“

mehr auf der Hut, ihm sein Gefühl nicht zu verrathen. Keiner verachtete und verfolgte die Kastenschwächen, die halben Unwahrheiten, den Mangel an Offenheit und Geradheit und andere Tamilerfünden und -Halbheiten so schonungslos wie dieser Ubelige; keiner erforderte aber auch eine geschicktere, taktvollere Leitung als ein so edel angelegter, schroffer Charakter. Zum Katechisten ernannt, brachte er mit unermüdlcher Energie sein vielbedrängtes Dorf Kuruwenkotei in den besten Stand; tröstete, kräftigte und organisirte die eingeschüchterten, schon halb zerstreuten und wankenden Christen, und machte geneigten Heiden Muth zum Uebertritt, so daß in wenigen Monaten 80 Familien das Evangelium annahmen. Der Krieger aber klebte ihm noch immer an: er organisirte auch eine Polizei mit Nachtpatrouillen, die er selbst, manchmal mit zwei Pistolen im Gürtel, anführen konnte. Brahmanen mußten vor dem Dorf halten und um Erlaubniß zum stillen, demüthigen Durchwandern desselben einkommen; wer aufbegehrte, wurde außen um das Dorf herumgeführt. Die nahen Guts-herren fürchteten und haßten seinen Einfluß, denn alle ihre Ränke, Schliche und Gewaltthaten wurden unbarmherzig ans Licht gezogen. Man versuchte es mit Bestechungen und Versprechungen; Alles umsonst! Im Oktober 1831 überfiel ein Haufe Marawer im Dienste benachbarter Brahmanen den Katechisten, als er eben mit acht Gemeindegliedern fischte. Er wurde schwer verwundet, so daß man ihn nach Palahankotta tragen mußte. Dann aber klagten ihn die Brahmanen einer Mordthat an, und alle Hebel wurden aufgeboten, dieselbe zu beweisen. Die Sache war so pfiffig angelegt, daß Rhenius selbst nicht ohne Sorge den starkmüthigen Jünger in seinem Gefängniß besuchte. Der schien nämlich so wohlgenuth, so gewiß, daß seine Hinrichtung dem Heidenthum erst einen rechten Stoß versetzen werde, daß Rhenius ihn scharf zur Nüchternheit, zu Selbstprüfung und Buße anhalten zu müssen glaubte. Möglich wäre es denn doch gewesen, daß so ein Pistol auch einmal losgieng in ungeschicktester Richtung zc. Doch die Wittve des Verstorbenen gestand zuletzt selbst, daß sie zu ihrer falschen Anklage bestochen worden sei, und auch die englischen Beamten fanden endlich etwas an eingebornen Christen zu bewundern, in dem ungetrübten Frohsinn und der einfältigen Feindesliebe des Gefangenen. Bei den monatlichen Versammlungen der Katechisten war dieser Jakob ein salziges, fast äzendes Element; jede Sünde von ihnen, die sie ihm unter vier Augen abgeläugnet

hatten, wurde nun offen durchgesprochen. Zum Schluß der Verhandlungen konnte er aber auch eine Liste von Sünden überreichen, welche alle einem einzigen zur Last fielen, der sich eben damit des Lehramts unwürdig gemacht habe, und nachdem sie verlesen war, auf die Frage: wer der Schulbige sei? demüthig antworten: nanō (Ich)!

Mit welchem Ernst und Takt Rhenius alle diese Gegensätze zu mildern und zu vereinigen wußte, wie er zugleich das Herz und den Verstand walten ließ, und Jedem sich herzlich näherte, ohne sich irgend einem anzuvertrauen oder die leiseste Parteilichkeit aufkommen zu lassen; wie er auch die Stärksten niederhielt, ohne doch die freie Entwicklung des Charakters zu hemmen; wie sicher er das Ganze überschaute und jede einzelne Kraft zu verwenden, zu leiten und zu beschränken verstand, ohne sich je im Detail zu verlieren, das kann nicht leicht geschildert werden. In Tinneweli selbst soll sein Name nicht mehr viel ausgesprochen werden, es ist das die natürliche Folge der nun eintretenden Ereignisse; daß aber das Beste, das dort geschehen ist, der Wirksamkeit dieses Mannes verdankt wird, bleibt den Nachdenklichsten der Tinneweli-Christen tief ins Herz geschrieben. Wohl kein Mann hat so wie Rhenius die Sorge für die einzelnen Seelen mit der Behandlung von Massen zu vereinigen gewußt. Die Keime aller Organisationen, welche in jenem Distrikt so tiefe Wurzeln geschlagen, so gesunde Zweige getrieben haben, sind in seinem gesegneten Thun zu suchen. Er hat wirklich in eine todte Provinz ein neues Geistesleben eingeführt.

Daß dieses Leben auch durch den Bruch zwischen der Gesellschaft und ihrem Missionar nicht erschüttert, sondern nur gestiftet und im Grunde, trotz einzelner bedauernswerthen Ausschreitungen und Abfälle, wesentlich gefördert wurde, das scheint als die Hauptfrucht der drei Kampfsjahre anzusehen, in welchen nun der Rest von Rhenius Kraft sich verzehren sollte. Dieser Kampf ist schon dargestellt worden als eine zweite Auflage des Sirampur-Zwistes (der Miss. Mag. 1865, S. 501 ff. nachgesehen werden mag). Er unterscheidet sich aber wesentlich dadurch, daß er sich nicht „um das Missions-Eigenthum“, sondern um die Frage, wer den meisten Anspruch auf die Heerde habe, drehte. Beide Fälle ähneln sich nur darin, daß sie den Uebergang vom naiven Stadium des gegenseitig-

gen Vertrauens, wie es zwischen Missionsleitern und Missionaren einst herrschend war, zu einer mehr juridischen Fixirung dieses Verhältnisses bezeichnen.

Als im Mai 1835 Rhenius Entlassung aus dem Gesellschaftsverband in Tinneweli bekannt wurde, fragte er die versammelten Katechisten: ob er gehen oder bleiben solle? stellte ihnen den Kampf mit Nahrungsforgen vor, dem sie sich möglicherweise preisgeben, und erhielt — natürlich — die einstimmige Zusage, sie wollten bei ihm verharren und dem Herrn für Alles trauen. Die Brüder Schaffter und Müller sammt dem kürzlich nachgerückten Lechler waren gleicher Ansicht. John Devasayayam, der bischöflich ordinirte Diakon (früher in Mayaweram) schien allein zu schwanken. Nun aber erschien J. Tucker in Palayanfotta. Wenn auch Rhenius sein Bedauern über die Veröffentlichung der beiden Büchlein aussprach, von Zurücknahme des Entlassungsbeschlusses konnte, wie Tucker erklärte, nicht mehr die Rede sein. Bliebe aber Rhenius in Tinneweli, so würde doch die Gesellschaft bischöfliche Missionare senden und die Gemeinden festzuhalten suchen. Um dem Uebel nicht zu widerstehen, entschied sich Rhenius am Ende für den Abgang; er kannte seine Tamilchristen hinlänglich, um von einem fortgesetzten Kirchenkrieg Alles für die Schwachen zu fürchten. So erklärte er der Gesellschaft: er erkenne ihr Recht auf das Eigenthum in Tinneweli an, seine Ansprüche auf die Gemeinden aber halte er für so stark, als die ihrigen; er weiche jedoch um des Friedens willen. Noch hatte er sich nicht eingeschifft, als auch die drei deutschen Brüder ihm nach Tuttukudi (Tutikotin) folgten, da sie meinten, sich unter das jetzt einzuführende Kirchenregiment nicht beugen zu können.

Ende Juni landeten sie alle in Madras und siebelten nach langen Berathungen sich in Arkadu (Arkot) an, wohin nun Liebesgaben von allen Seiten zusammenfloßen. Aber schon im September kamen Briefe von 77 Katechisten aus Tinneweli, welche Rhenius tief bewegten: am Ende hatte er vielleicht doch unrecht gehandelt, als er sein Schlachtfeld so leichtsinnig verließ, denn zum Frieden schien es sich dort noch nicht anzulassen. Die drei Brüder riethen zum Bleiben in Arkadu. Nach heißen innern Kämpfen entschloß sich aber Rhenius, nach Palayanfotta zu reisen, um sich selbst vom Stand der Dinge zu unterrichten.

Am 22. Oktober langte er daselbst an, von den heidnischen

Palankinträgern die letzte Strecke im Triumph getragen, ohne daß sie Bezahlung annahmen; sie waren stolz darauf, ihren Rhenius wieder zu haben, und der nun entbrennende Streit versprach ihnen eine besonders reiche Ernte, — denn wie viel wurde jetzt in der stillen Provinz hin- und hergereist! Die ganze europäische Gesellschaft in Indien interessirte sich in jenen friedlichen Zeiten des edlen Lord Bentinck für diese Frage aufs lebhafteste. Die *new lights*, wie man die Christen in der Armee und im Civildienst hieß, nahmen alle Partei für oder wider Rhenius; denn auch Tucker und die Madras-Komiteeherren waren evangelicals, und von hochkirchlichen Sympathien mit Harper war damals noch nicht die Rede. Eben dieser Umstand trug zur Erbitterung des Kampfes ungemein viel bei, insofern die Anhänger der Gesellschaft dadurch veranlaßt waren, die Frage von dem kirchlichen Gebiet aufs sittliche überzuspielen, und Rhenius als leichtsinnig, unwahr, unredlich, ungeistlich, vielleicht gar rationalistisch, sein ganzes System als ein weltliches, auf die Massen berechnetes darzustellen. Und es war wahrlich leicht, alle Schwächen einer noch so jungen Christenheit in ein grelles Licht zu stellen, und gewissenhaften Seelen, die in Furcht und Zittern ihr eigenes Seelenheil schafften, die Frage aufzudrängen, wer denn jetzt eigentlich die ächten Kreuzträger Jesu Christi in Tinneweli seien, die berben Deutschen, oder die kopfschüttelnden, tiefleidenden Engländer? Zu Zeiten ließ es sich dazu an, daß die freigebigsten Unterstützer der deutschen Mission Rhenius abtrünnig wurden.

Was nun alles in Zeitungen und Pamphleten verhandelt wurde, ließe sich in der Kürze nicht darstellen. Rhenius entschied fürs Bleiben und richtete sich im Weiler Sindupunturei (am Fluß zwischen Tinneweli und Palayanakotta) häuslich ein. Er wünschte aufrichtig, daß den Gemeinden freigestellt werde, zu ihm oder zu der Gesellschaft zu halten; so könnte ja von beiden Theilen das Evangelium im Frieden weiter verkündigt werden. Die Gegner aber verlangten, vor allen weiteren Verhandlungen, daß er Tinneweli räume, und sprachen für die Gesellschaft alle Kirchen und Katechistenhäuser auch in den 67 Dörfern an, welche sich an Rhenius angeschlossen, woraus natürlich viele Prozesse vor den Gerichten entstanden, indem die armen Leute nicht ohne Widerstreben die Gebäulichkeiten aufgaben, die sie selbst errichtet hatten. Sie mußten dieselben endlich den Termiten überlassen, die jedem leerstehenden Hause dort bald ein Ende

machen, und neue Bauten unternehmen, was auch rasch genug ausgeführt war. In 35 Dörfern bestanden getheilte Gemeinden, während 176 bei der Gesellschaft verharren. Der Streit zog sich allmählich auf wenige Punkte zusammen, da besonders Schaffter, der mit Müller und Lechler nachgerückt war, das Mögliche that, die hochgehenden Wogen zu beschwichtigen und dem Frieden ein Opfer um's andere zu bringen. Mit ihm standen die englischen Missionare, die nun in größerer Anzahl eintrafen, auf zusehends freundlicherem Fuße, während zwischen den Häuptern, dem reizbaren Pettitt und Rhenius, keine Versöhnung zu Stande kam. Die Arbeiter der Ausbreitungsgesellschaft, Rosen und Irion, blieben mit beiden Parteien in gleicher Freundschaft verbunden.*) Einige Spötter freuten sich nun behaupten zu können, die Seifenblase der Tinnewell-Mission sei geborsten, als bliebe kein guter Faden an den einst so hochgepriesenen Katechisten und Christen. Da kam aber der theure Schmid den armen Leuten zu Hilfe, indem er die Thatsache veröffentlichte, daß diese Männer zur Zeit seines Austritts aus der Gesellschaft ihm durch eine Gabe von 250 fl. unter die Arme gegriffen haben. Da er dieselbe zurücksandte, weil mittlerweile ihm andere Hilfe zu Theil geworden war, wollten sie doch die Summe nicht wieder annehmen, sondern legten sie in den philanthropischen Fond. Wie vieles auch Rhenius schwer zusehte, davon war er bis ans Ende überzeugt, daß eine schöne Anzahl neuer Christen gerade in dieser Nothzeit ihm vom HErrn näher gerückt wurde, zum tröstlichen Beweis, daß Er mit ihm sei. Und die besten der Christen erfreuten sein Herz durch Stiftung einer Pilgermission, welche ihre einfachen Friedensboten besonders durch das dürre Nordland hinsandte.

*) Dr. Burdhardt (in der Missionsbibliothek III. 199 f.) verwirrt hier Namen und Stand der Parteien. Mißverständlich ist auch, wenn (Evang. luther. Missionsblatt 1858, S. 186) gesagt wird, Rhenius wünschte die alten Gemeinden an sich zu knüpfen, daher er mit dem Landprediger in Kollision gerieth. Er wünschte sie zu beleben, so lange ihm ihre Oberaufsicht anvertraut war; um Ausdehnung seiner Jurisdiction war es ihm aber nicht zu thun, wie er sie auch den Missionaren der anderen Gesellschaft, sobald welche erschienen, gerne wieder abtrat. Es war noch nicht die Zeit, da sich Missionen auf Kosten ihrer Nachbarn auszubreiten gesucht hätten; vielmehr freute man sich noch, Nachbarn zu bekommen, zu welcher Abtheilung der evangelischen Kirche sie auch gehören mochten.

Was aber schwer auf Rhenius drückte, das war die vereinsamte Lage der neuen „unabhängigen“ Mission. Zwar fehlte es nicht an Beiträgen von den verschiedensten Seiten her; die meisten kamen aus der Präsidentschaft, welche ihn am besten kannte; aber viele kamen in Rathschläge gewickelt, welche den frühern Komiteebriefen aufs Haar hin glichen, nur daß ihr Inhalt ungemein differirte. Rhenius sollte viel friedfertiger schreiben, viel nachgiebiger handeln. Wenn er strenger lutherisch wäre, könnte ihm von Deutschland mehr Hilfe geschickt werden; wenn reformirter, von Amerika; wenn hinfort weniger ganze Familien, mehr nur einzelne auserwählte Seelen gesammelt würden, stünden ihm gewisse englische Mittel reichlicher zu Gebot. Ist nicht vielleicht das ganze Katechistensystem irdischer Art? nicht von Aemtern, sondern von Geistesgaben hänge die Erbauung des Leibes Christi ab; warum nicht den Gottesdienst in Darbyistischer Weise führen? etc.

Nun der heitere Mann verlor seinen guten Muth nicht, nur daß er gelegentlich bemerkte, es wäre ein schlechter Tausch, statt eines Komitee's hinfort deren ein Duzend zu haben; auch hat es ihm nie an den nöthigen Mitteln (etwa 30,000 fl. des Jahrs) gefehlt. Aber eines machte ihm doch zu schaffen: woher auch Nachfolger bekommen für sein Werk? Noch immer dehnte es sich gewaltig aus; immer neue Familien und Dörfer der Heiden verlangten christlichen Unterricht. Sattankulam und Graf Dohna's Stiftung waren an die englischen Missionare übergegangen; nun mußte Müller in den Süden ziehen, um von Sumwischapuram aus die nächsten Distrikte zu bedienen. Allein das Seminar gehörig zu versehen, ließ sich nur zeitweise ein tauglicher Mann finden; Rhenius' Erstgeborner, Josiah, kehrte wohl von London mit der nöthigen Gelehrsamkeit zurück (1837), aber ohne viel Freude an der Arbeit des Vaters. Auch die Mädchenanstalt war nur dürftig besorgt. Und im November 1837 veranlaßte Krankheit die Lechler, das Feld zu räumen, für einige Zeit, wie sie meinten; sie sollten aber nicht mehr nach Tinneweli zurückkehren. Zu Rhenius' Vorschlag, ein halb Duzend Katechisten zu ordiniren, damit die Sakramente regelmäßiger verwaltet werden könnten, schüttelten die verzagten Mitarbeiter vollends den Kopf. Sie sahen nur im Anschluß an eine Gesellschaft Sicherheit für die Mission; so blieb sie in einem Interimszustande.

Ungern versagen wirs uns, einen Brief, den Rhenius in dieser

Zeit (Oktober 1837) an einen seiner ältesten Mitarbeiter, den greisen Schreyvogel schrieb, ganz mitzutheilen. Dieser Nestor der Tamilmissionare fragte in einem Rundschreiben, warum doch die Mission im Ganzen derzeit so wenig Fortschritte mache? und Rhenius ließ sich weitläufig darauf ein. Eine Hauptsache durfte er nicht unterdrücken: daß es fürs Gelingen der Arbeit weit weniger auf die Mittel und Wege ankomme, als auf den geistlichen Stand der Missionare. „Wir sollten eben viel mehr in unserem HErrn Jesu leben von Morgen bis in die Nacht, Ihn glaubiger angehen um Seinen Segen und Seine Führung, uns ernstlicher Ihm nachbilden und Seinem Worte mehr gehorchen. Und da du ernstlich verlangst, ein helles, scheinendes Licht zu werden, erlaube, daß ich mich gegen dich offen ausspreche. Ich habe oft gehört, du seiest reich, habest Häuser in Tritschinapalli, und bedeutende Summen beim Banquier. Ich zweifle nicht, du hast das Alles aus Vorsicht zusammengespart. Aber dergleichen schickt sich wohl für Weltleute, die Christo nicht dienen, doch nimmermehr für uns, die einen allgenugsamen Gott und Heiland kennen. Wenn wir Ihm im Geringen so wenig zutrauen, wie wird es um unsern Glauben in bedeutenderen Dingen stehen? Es muß damit schwach bestellt sein, und das wirft dann einen dunkeln Schatten auf unsere Arbeit in Seinem Weinberg. Darum möchte ich rathen, lieber Bruder, wenn die Gerüchte wahr sind, 'verkaufe was du hast', opfere es den armen Heiden, verbrauche es für den HErrn Jesum und glaube, daß Er für dich und die Deinigen sorgen, und den ehren wird, der ihn ehrt. Meine nicht, ich halte mich für den Charakter, den ich dir beschrieben habe; was ich dir sagte, sage ich mir selbst. Möge der heilige Geist uns mächtig vorwärts treiben und uns rein machen, wie Er rein ist.“ Wie arm Rhenius blieb, ist bekannt; die Sorge für seine zahlreiche Familie überließ er dem HErrn und dieser hat seinen Glauben nicht zu Schanden werden lassen.

Rhenius fährt dann fort: „Ich wollte schon schließen, aber noch ein Hinderniß sei erwähnt! Es ist der Parteigeist, in welchem und aus welchem derzeit in Indien so viel missionirt wird. Was für ein Schauspiel bieten christliche Prediger den Heiden dar! Der eine ist paulisch, der andere apollisch, wieder einer kephisch zc. und nicht nur macht man diese Unterschiede, sondern führt sie so durch, daß die Leute glauben müssen, wir seien einer des andern Gegner!

Woher anders rührt das, als daß man noch weitere Meister denn Christum über sich setzt. Lassen wir denn ab von Menschen!" Aehnlich schreibt er nach Bombay: „Es freut mich, daß Indien sich mit Missionaren füllt, und daß die Westküste so reichlich versorgt wird. Der Herr gebe Gedeihen! Aber daß sie doch nur in Seinem Namen kommen, so wird Sein Segen nicht ausbleiben. Ich fürchte, zu viele kommen in andern Namen; doch darf ich nicht richten, der Herr kennt die Herzen!“

Als es sich endlich dazu anließ, aus Amerika Hilfsarbeiter für Tinneweli zu erhalten, wie Rhenius sie früher wiederholt von Deutschland erbeten und erwartet hatte,*) war sein Stündlein gekommen. Er hatte sich nie geschont, und schonte sich auch nicht in dem heißen Mai, der ihn doch zuletzt aufs Lager warf. Einen raschen Tod hatte er sich immer gewünscht, weil er nicht ab sah, wie er leben sollte, ohne zu arbeiten. Immer entschiedener drängte nun das Blut nach dem Kopf; keine Mittel wollten anschlagen. Er sagte sich wiederholt das Wort vor: Geduld, Geduld! und zuletzt auf Deutsch: „Wirds euch dann oft heiß, Denkt an Jesu Schweiß!“ Ueberaus schnell, und doch sanft, daß mans kaum bemerkte, entschlief er am Abend des 5. Juni 1838.

Der Jammer unter den Gemeinden war groß. Weinend folgte mit den andern Missionaren auch Pettitt dem Sarge des vielgeschmähten Mannes; Zucker bot alsbald der Wittwe eine Pension an, welche

*) Hier mag erwähnt werden, daß als Indien 1833 den Missionaren aller Länder geöffnet wurde, die Basler Gesellschaft ihre ersten Arbeiter in die Nähe der Tinneweli-Brüder zu senden gedachte. Der selige Hebig und seine zwei Mitarbeiter reisten nach London mit dem Auftrag, sich im nordwestlichen Distrikte der Provinz niederzulassen, und dann sollten deutsche Handwerker, wie Rhenius sie für seine christlichen Dörfer ersahnte, nach und nach ins Feld eingeführt werden. Die kirchliche Gesellschaft war aber schon 1834 durchaus nicht dafür, daß deutsche Arbeiter die Hände der Tinneweli-Brüder stärken sollten, und rieth lieber ein ganz neues Feld, wie Kanara, zu besetzen. Der feurige Hebig dachte: „Daß sie rathen nach Belieben, sind wir einmal in Indien gelandet, so werden wir schon unsern Weg in Rhenius' Nähe zu finden wissen!“ Dafür tabelte ihn aber der vorsichtige Inspektor Blumhardt unverhohlen und erklärte, der Rath der englischen Freunde müsse maßgebend sein. So kam es, daß die Basler-Arbeiter ein neues Sprachgebiet besetzten und die sonst unausbleibliche Verwicklung in die Wechselfälle der Tinneweli-Mission ihnen erspart blieb.

sie dankbar annahm. Die Wiedervereinigung der getrennten Theile der Mission war damit schon angebahnt, und sie folgte rascher als man erwarten konnte. Die 12—13,000 Christen der beiden Missionen fanden sich leicht in die neue Lage, während nur einzelne Häupter der Secession sich an die Nachbarmissionen der Londoner und Amerikaner angeschlossen. Der ganze Plan des Gründers wurde durch das Einrücken neuer Missionare und die Theilung des Feldes in kleinere Distrikte nur weiter ausgeführt und vervollständigt; er hat sich auch fortwährend — unter allerhand Befehdung Seitens der Heiden — reichen Segens zu erfreuen gehabt.

Nachdem seit Rhenius' Tode 30 Jahre verflossen sind, kann behauptet werden, daß der redliche Mann, so ganz auf eigene Faust, da sowohl seine Familie, als seine Mitarbeiter nur mitgezogen ihm folgten, sich in den aufreibenden ungleichen Kampf verwickeln ließ. Für die Tamilchristen aber war es denn doch ein sehr fruchtbarer Versuch; sie wurden in die tiefsten Gemüthsbewegungen ihrer Lehrer mit hineingezogen und auf etliche Jahre in eine Herzens- und Gewissensfrage getrieben, welche sie aus dem Schlenbrian indischer Gewohnheit herausriß und zu selbständigen Urtheilen und Entschlüssen drängte. Da schadete es verhältnißmäßig nur wenig, wenn die Gemeinen unter den Missionsdienern sich des Vortheils freuten, der in der Eröffnung von „zwei Märkten“ sich vor ihnen aufthat, oder die Fleischlichgesinnten sich, wie einst in Kastenzwiste, so nun in Parteikämpfe warfen. Eben solchen Nutzen hatten die Heiden von dem Schauspiel, das sich vor ihnen entwickelte: die religiöse Frage wurde allenthalben das Tagesgespräch; es war ja klar, daß bei all dem Rennen und Laufen zeitliche Absichten eine sehr untergeordnete Stelle einnahmen; — was bedeutete nur dieses Gehen und Wiederkehren des großen Lehrers? Was diese Einschränkung seines Haushalts, das Kampfiren in schnell aufgeführten Erdwohnungen, der Uebergang der schönen (1826 aufgeführten) Kirche und des Seminars u. in andere Hände? Die Kirchlichen rühmten sich, mit dem König und den Machthabern gleichen Glauben zu haben; also hatte Rhenius mit diesen keinerlei Zusammenhang, und doch blieb er so fröhlich und getrost in seinem Sindupunturei, wenn auch von Europäern unbesucht und fast in die Nacht erklärt! Gar vieles ereignete sich, was sie zwang, die Motive zu erforschen und zu ehren, aus welchen diese Wechsel entsprangen; und die Thatsache, daß nie mehr Heiden sich

zu christlichem Unterrichte meldeten als eben in den drei Jahren des Schismas, beweist zur Genüge, daß dasselbe nur für die Gedankenlosen unter ihnen ein Grund zum Triumphiren wurde.

Darnach dürfte Rhenius auch mit diesen viel angefochtenen Schritten, deren keiner doch ihm selbst zur Unehre gereicht, der Tinneweli-Mission einen wesentlichen Dienst gethan haben. Wenn auch seine nächste Absicht, eine freiere Kirche als die anglikanische zu gründen, nicht erreicht wurde, so hat doch Gott sein brünstiges tägliches Gebet, daß nur die Kirche Christi gefördert und die Ehre Gottes gemehrt werde, in Gnaden erhört. Was er so oft sagte: an mir liegt ja nichts! das würde er auch zu den vielen einseitigen Beurtheilungen sagen, denen er noch nach seinem Tode unterlag. Er war ein so selbstloser klarer Charakter, daß der Gedanke an eine Sectenstiftung nie bei ihm auftauchte; seine Lehre war auch so einfältig, daß von etwas wie eigenthümlichen Ansichten nie unter den Gemeinden die Rede wurde. Ein Handbuch der Glaubenslehre, das er für die Missionsdiener schrieb, mag farblos genannt werden, weil es nur einfachen Schriftinhalt in leicht faßlicher Form geben wollte; im Gedanken aber an dessen Bestimmung für eine erst entstehende Gemeinde scheint uns der Vorwurf eine wahre Empfehlung zu sein. Damit soll nicht gesagt sein, daß Rhenius ein bedeutender Theolog oder sonstiger Gelehrter war. Practisch in Allem, was er angriff, hat er für manches Detail ein viel zu kurzes Auge gehabt; er hat die Bibel nicht wie Fabricius durchkrochen, sondern eher durchmarschirt; sein Gesangbüchlein enthält nur correcte, aller dichterischen Tiefe entbehrende Verse*); seine Tamil-Grammatik (Madras 1835), faßlich und förderlich für den Anfänger, läßt den logischen Gesichtspunkt viel zu sehr vorherrschen, als daß die schwierigeren Seiten des syntaktischen Sprachstoffs zu ihrem vollen Rechte kämen. Daher bedauern wir es nicht, daß er den zu wiederholten Malen ihm vor-schwebenden Gedanken, in literarischer Wirksamkeit den Rest seiner Tage zu vollenden, nicht ausgeführt hat.

Rhenius war ein Offizier, dem es wohl anstand, im Kampfe

*) Mit Recht klagt Graul über die Verwässerung, die Rhenius über Lieber des sel. Fabricius verhängte. Es ist wirklich naiv, wie Rhenius kurz berichtet, daß er solche „verbessert habe“. Dabei kommt ihm kein Gedanke, daß über dem Glättigmachen der Sprache auch wesentlichere Dinge geopfert sein konnten.

zu sterben; ein geborener Herrscher, der immer den Blick auf's Ganze festhielt und die Empfänglichen zu großartigen Gedanken und Zielen aufweckte und begeisterte. Seine Gegenwart wirkte wie ein Zauber; wer schon erfahren hatte, was ein schlechtes Regiment besagen will, stellte sich mit wahrer Lust unter die Leitung seiner Augen. Noch steht er vor uns, ein kernengerader Mann mittlerer Größe, stark gebaut, den mächtigen Kopf fest auf den starken Schultern tragend, mit der kecken Nase und den großen dunkeln, blühenden Augen unter der hohen Stirne, die straffen schwarzen Haare schon ziemlich gebleicht. So tritt er jeden Morgen heraus aus seiner Kammer, gestärkt für die Last des Tages durch kindliches Gebet, um mit dem langen schwarzen Stab eine kurze Strecke durch den Garten zu schreiten, umjubelt von seinen Kindern. Briefe und Boten, die herzukommen, verweist er an ihre Plätze, um erst die englische Hausandacht mit hellem Gesang, mit Lesen und Katechistren, mit Danken und Flehen zu halten, ehe er sich in die Geschäfte des Tages wirft. Alle Fenster und Thüren stehen offen um seinen Schreibtisch, von da und dorthier kommen die Leute an ihn heran; irgendwie weiß er sie zu befriedigen und hat doch, so weit es immer möglich war, die strenge Tagesordnung eingehalten. Der Schreiber hat das zuletzt übersehte Kapitel der Propheten abgeschrieben, der Secretär die befohlenen Briefe ausgefertigt; schnell werden sie vorgelesen und Rheinius unterzeichnet das Palmblatt mit dem Griffel. Um 1 Uhr wird gespeist; da sagen die Kinder auf, was sie gelernt haben, und von allen Sorgen des Tages merkt man dem Familienvater nichts an. Nach dem Essen werden die Thüren geschlossen; eine halbe Stunde lang ist alles still. Dann öffnen sie sich wieder und das Gesumme, das Erzählen und Fragen, auch Jammern und sich Erheben geht wieder an, immer unterbrochen von der klaren, ruhigen Stimme des Führers, bis die Sonne sich neigt, und der gesattelte Pony vorgeführt wird, — etwa zum Ritt nach der Hauptstadt, um dort noch den Heiden eine Predigt zu thun; wo möglich aber ist er zurück, um den Abendgottesdienst für alle in Tamil zu halten, da denn dieser oder jener gerade anwesende Katechist eifrig nachfragt, um auch seiner Gemeinde was Neues aus Gottes Wort mit heim zu bringen. Und nach dem Thee sitzt der unermüdete Mann wohl bis Mitternacht am Schreibtisch und überseht weiter an seiner geliebten Bibel. Anders freilich war der Sonntag, da alles weltliche

Treiben völlig verstummt; noch anders der Monatsanfang mit den versammelten Katechisten und Schullehrern, oder gar die Neujaarsfeier, zu deren Anfang eingeborne Dichter neue Lieder absangen in ungewohnten Weisen mit regelmäßig einfallendem Chor.

Unbeschreiblich war der Eindruck, als nun durch die ganze Provinz und durch Indien die Nachricht drang: Rhenius ist todt. Auch Feinde waren erschüttert und bekannten: wir werden seines Gleichen sobald nicht wieder sehen. Er steht keinem der früher erwähnten Missionare an Bedeutung nach; doch hat er bis jetzt bei Engländern gerechtere Würdigung gefunden als in seinem Vaterlande. *) Zwar in der Hitze des Kampfes haben die anglikanischen Gegner die Arbeit von Hough, Schmid, Winkler, Schaffter u. über alles Maas zu erheben getrachtet; aber sobald das Schisma geheilt war, konnte man über die Bedeutung des Einen Rhenius an Ort und Stelle nicht mehr zwei Ansichten haben. Der hochkirchliche Caldwell, anerkannt als der erfahrenste und scharfblickendste der jetzigen Tamilmissionare, sagt geradezu: „Einen tüchtigeren, einsichtsvolleren, practischeren und eifrigeren Missionar als Rhenius hat Indien kaum je gesehen;“ und der sel. Bischof Cotton hat das des Weiteren ausgeführt (s. Miss. Mag. 1866, S. 198), indem er Rhenius durch all die lebenskräftigen und lebenweckenden Einrichtungen, die er in Tinneweli getroffen, den größten Sieg des Evangeliums in Indien herbeiführen läßt. Vielleicht steht zu hoffen, daß, nachdem die Gegner von Rhenius' kirchlichem System dem Todten solche Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, auch die Landsleute seinen Werth allmählich etwas besser erkennen lernen. Dazu möchten diese Blätter von der Hand eines dankbaren Schülers das Ihrige beitragen.

*) In diesem hat besonders der sel. Dr. Graul sein Möglichstes gethan, den großen Mann, der ihm einmal antipathisch war, zu verkleinern. Weiß er doch (Grauls Reise V. S. 246) von ihm keine guten Eigenschaften anzuführen, als die in den Worten enthalten sind: „Große Schaaren von Heiden drängten sich zur Kirche, in Folge nicht bloß seiner tüchtigen Rednergabe, sondern auch seiner großen Freigebigkeit.“ Vergleichen mag mit demselben oder mehr Recht von Fabricius oder irgend einem andern redefertigen, geldverachtenden Missionar ausgesagt werden; Freigebigmachung wäre jedenfalls für Rhenius bezeichnender als Freigebigkeit. Als Rhenius eine Reformationsgeschichte geschrieben hatte, für deren Druck die Mittel fehlten, gaben die Katecheten ihre Ohrenringe dazu her u. s. w. Doch die besondere Willigkeit der Tinneweli-Gemeinden zu dankbarem Geben erkennt ja auch Graul an (Ev. luth. Miss. 1852, 371).

Die Fidſchi-Inſeln.*)

1. Land und Leute.

Etwa in der Mitte des Weges von der franzöſiſchen Kolonie Neu-Caledonien nach der Tonga-Gruppe ſtößt der Schiffer auf den ſo oft ſchon mit Graufen genannten Archipel der Fidſchi-Inſeln. Beim Anblick ihrer bald in wunderbarer Lieblichkeit, bald in wildromantiſcher Schönheit prangenden Geſtade hinter dem Silbergürtel der nimmer raſtenden Brandung um die weiten Korallenriffe her, hat er Mühe es zu glauben, daß hier wirklich die Heimat eines wilden, verrätheriſchen Geſchlechtes von Kannibalen ſei, daß menſchliche Grausamkeit in einen Vorhof der Hölle verwandelt haben ſoll, was Gott zu einem Paradiſe ſchuf. Auf einer Karte der Südſee betrachtet, ſcheint uns der ganze Archipel ein ſo unbedeutender Fleck, daß wir uns leicht denken könnten, ein Boot müſſe ſchnell und mit geringer Mühe von einer Inſel zur andern gelangen. Wie anders aber geſtaltet ſich die Sache an Ort und Stelle! Die beiden Hauptinſeln erweitern ſich zu kleinen Feſtländern mit 4—5000 Fuß hoch anſteigenden Bergen, und Flüssen, deren Lauf man vier Tage lang folgen kann, ohne ihre Quelle zu erreichen; die engen Kanäle werden zu Meeren, in denen bei rechter Leitung die größten Schiffe Spielraum genug haben; durch die tobende Brandung kann oft nur mit Lebensgefahr die Einfahrt in das ruhige, ſtille Waſſerbecken innerhalb der Riffe erkämpft werden. Die Zahl der Inſeln mag ſich im Ganzen auf etwa 230 belaufen, ihr Flächenraum nach Petermanns neuſten Berechnungen achtmal ſo groß ſein als der der jonischen Inſeln; 80 derſelben ſind bewohnt. Ihre Geſamtbevölkerung wird auf 200,000 Seelen geſchätzt, könnte aber bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens wohl zwanzigmal ſo groß ſein.

Witi Lewu ober Groß-Fidſchi mißt von Oſten nach Weſten 40, von Norden nach Süden 24 Stunden, und übertrifft ſomit für ſich allein

*) Dr. B. Seemann, Viti, Cambridge 1862. P. Williams, Fiji and the Fijians, London 1858. J. Waterhouse, the king and people of Fiji. London 1866. Wesleyan. Miſs. Notices etc.

sämmtliche Inseln der Samoa-Gruppe an Flächenraum. In seinem Innern erheben sich, kahl und schwarz, die höchsten Bergspitzen des Archipels. An diese öden Höhen aber schließt sich in der mannigfachen Abwechslung mit üppigem Grün belleidetes Hügel- und Tiefland an. Der Kewa, der Hauptstrom der Insel, ergießt sich ostwärts ins Meer und bildet mit seinen vier Mündungsarmen ein ungemein fruchtbares Delta. Ein kleines Inselchen an der Nordseite desselben trägt Mbaui, die jetzige Hauptstadt des ganzen Archipels.

Wanua Lewu oder Großland, die etwas nördlichere zweite Hauptinsel, erstreckt sich von Osten nach Westen an 45 Stunden in die Länge, dagegen aber durchschnittlich nur 15 Stunden in die Breite. Ihre Hauptstadt Mbua liegt an dem durch seinen Reichtum an Sandelholz ausgezeichneten Westende. Im Uebrigen hat Wanua Lewu in Bodengestalt und Erzeugnissen große Aehnlichkeit mit Witi Lewu.

Als Inseln zweiten Ranges sind im Süden Witi Lewu's Randawu mit seinen zerissenen Küsten und herrlichen Wäldungen, und im Osten Wanua Lewu's das reizende Tawiuni zu nennen, das alle Naturschönheiten der ganzen Gruppe in sich vereinigt, wie in seiner Hauptstadt Somosomo einst alle Greuel des entsetzlichsten Heidenthums sich häuften. Die zwischen ihnen liegenden und Mittel-Fidschi bildenden Inseln dritten Ranges, Totoya, Moala, Nairai, Koro, Ngau, Mbengha, Owalau und etliche andere, haben je eine Ausdehnung von 7—13 Stunden. Es ist in der That eine Art Zauberwelt, die sich da dem Auge erschließt. Obgleich keine der Inseln einen noch jetzt thätigen Vulkan hat, verrathen doch nicht nur mehrere bedeutende erloschene Krater, verschiedene heiße Quellen und die noch immer hin und wieder spürbaren Erdstöße, sondern vor Allem ihre seltsam gestalteten Bergformen ihren größtentheils vulkanischen Ursprung. Hohe Kuppeln, schöne kegelförmige Hügel, und dann wieder schauerliche Abgründe, gleich den Trümmern alter Burgen phantastisch umhergeworfene Felsblöcke und Säulen wechseln in unendlicher Mannigfaltigkeit mit himmelanstrebenden Bergspitzen und Facken ab. Auf lustiger, scheinbar unersteigbarer Felskante hängt da und dort ein Dorf der Eingebornen; in tiefer Schlucht rauscht auf seinem steinigten Bette ein Gebirgsstrom, um sich bald als ein Silberfaden schäumend über einen schwarzen Basaltblock zu stürzen, bald keinen Ausweg findend zwischen den ihn umgebenden

Felsen einen ruhigen, glatten Wasserspiegel zu bilden. In den schönen, fruchtbaren Thälern ruht der Blick hier auf einer Gruppe schlanker Kokospalmen, dort auf dem Schatten dunkler Kastanien- und stattlicher Brodfruchtbäume aus, während zwischen den wohlbestellten Tarosfeldern auch die anmuthige Banane in üppiger Fülle prangt, und vor dem felsigen Ufer und den von der Brandung umschäumten Rissen der endlose Ocean sich ausdehnt.

Die Inseln der östlichen Gruppe sind meist kleine, von einer fruchtbaren Erbschichte bedeckte Korallengebilde. Flach, von fast kreisrunder Form, mit dem gewöhnlichen Gürtel weißen Sandes und dem immergrünen Kranze der Kokospalmen umgeben, haben viele von ihnen nur ein einziges Dorf mit 50—100 Bewohnern. Die größte von allen ist Lakemba mit einer Bevölkerung von 4000 Seelen.

Das tropische Klima sämmtlicher Inseln wird durch die Passatwinde etwas gemäßigt und ist im Ganzen nicht ungesund. An wenigen sumpfigen, mit Wurzelbäumen bewachsenen Niederungen nur sind auch hier Fieber, die Plage der Samoa-Gruppe, einheimisch. Die von Europäern und Eingebornen am meisten gefürchtete Krankheit ist die Ruhr, die früher unbekannt gewesen sein soll, und von den Insulanern daher oft als „des weißen Mannes Krankheit“ bezeichnet wird. Die feuchtere und zugleich heißere Jahreszeit umfaßt unsere Winter-, die trockenere und kühlere unsere Sommermonate; übrigens sind die Temperaturwechsel sehr unbedeutend.

Seit im Jahr 1643 der holländische Seefahrer Tasman diesen Archipel zuerst erblickte, verstrichen nahezu noch zwei Jahrhunderte, bis er sich der europäischen Forschung wirklich erschloß, obgleich die Vermuthung nahe liegt, er sei den spanischen Seefahrern bekannt gewesen, und das Schwein sei ein Geschenk, das die Eingebornen ihnen verdanken. Gegen das Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts begannen ostindische Handelsschiffe Fidschi wegen seines zu den chinesischen Todtenopfern hoch geschätzten Sandelholzes und seinen bei den dortigen Feinschmeckern beliebten Seeschneden zu besuchen. Da die Eingebornen bereits im Rufe eines überaus wilden Menschenstammes standen, wurde im Verkehr mit ihnen die größte Vorsicht beobachtet. Die Schiffe waren wohlbewaffnet, und von der Mannschaft wagte sich keiner ans Ufer, bis einflußreiche Häuptlinge als Geiseln an Bord geschickt worden waren, um erst

nach Beendigung der Geschäfte, wenn bereits die hohe See gewonnen und kein plötzlicher Ueberfall vom Ufer her mehr zu fürchten war, wieder frei gegeben zu werden. Einige dieser Schiffe jedoch scheiterten; auf andern brachen Meutereien aus, und die Mannschaft ließ sich auf einer der Inseln nieder; auch das kam vor, daß zwischen verschiedenen Handelsschiffen Streitigkeiten stattfanden, was die Wilden zu einem Angriff verlockte, in dem die ganze, oder doch ein Theil der Mannschaft fiel. Dieß waren vermuthlich die Elemente der ersten weißen Ansiedlung in Fidjschi.

Unter ihnen befand sich auch Charles Savage, ein Schwede von Geburt, in dessen Charakter, verglichen mit dem seiner Genossen und einer Anzahl im Jahr 1804 aus der Verbrecherkolonie in Neu-Süd-Wales auf die Inseln entronnener Sträflinge noch einige verfühnende Züge gelegen zu sein scheinen. Ein Matrose der im Jahr 1808 verunglückten amerikanischen Brigg „Elisa“, wurde er halb von allen bereits ansässigen Weißen als ihr Obmann anerkannt und gewann großes Ansehen in Mbau. Vor der Ankunft der Weißen scheinen die Eingebornen in ihren Kriegen nur Streitkolben, Speere und Schlingen gebraucht zu haben; erst durch jene Einwanderer wurden sie mit dem Gebrauch der Feuerwaffen bekannt, — ein unheilvolles, den beiden nach Oberherrschaft strebenden Staaten Mbau und Rewa aber hoch willkommenes Geschenk. Beide nahmen die Fremdlinge mit offenen Armen als ihre Verbündeten auf und kamen bereitwillig jeder ihrer Launen, jedem ihrer Wünsche entgegen. Unter diesen Umständen hätte es dem Häuflein Weißer ein Leichtes sein müssen, ganz Groß-Fidjschi unter seine Botmäßigkeit zu bringen, aber so weit reichte der Ehrgeiz der Meisten nicht; ein müßiges, sinnliches Leben war alles, was sie begehrt. Nur Savage strebte höher. Nachdem er in Mbau festen Fuß gefaßt und angefangen hatte, sich dort als großer Häuptling zu geben, suchte er nach polynesischer Sitte auch dadurch noch seinen Einfluß zu erweitern und zu befestigen, daß er die Töchter verschiedener einheimischer Könige zu Frauen beehrte. Sie wurden ihm gewährt; aber in aller Stille hatte die fidjschianische Staatsweisheit seine Pläne durchschaut und zum Voraus seine Kinder dem Tode geweiht, damit nicht ihnen einst die Alleinherrschaft zufalle. Er selbst endete im Jahr 1814 mit einem Theil der Mannschaft des englischen Handesschiffes Hunter, der er zu einer Ladung Sandelholz behilflich sein wollte, sein Leben

im Kampfe mit feindlichen Eingebornen. Seine Leiche wurde verzehrt; aus seinen Gebeinen verfertigte man Segelnadeln und vertheilte sie als Siegeszeichen unter das Volk. Die noch übrigen Weißen fanden theils in Kriegen mit den Eingebornen, theils in verzweifelten Kämpfen unter einander, theils in Folge alles Maß überschreitender Ausschweifungen der Mehrzahl nach ein frühes Ende. Im Jahr 1824 waren nur noch zwei von ihnen übrig; im Jahr 1840 ein Einziger, der Irländer Connor, der bei dem König von Rewa im gleichen Ansehen stand, das Savage in Mbau genossen hatte, ohne sich jedoch mit so kühnen Zukunftsgeanken zu tragen, wie jener. Ein sittliches Ungeheuer, wie nur je ein Fidschianer es war, wurde er nach dem Tode seines Gönners von der inzwischen neu angekommenen, etwas achtbareren Klasse weißer Händler verjagt, und verdiente fortan durch Schweine- und Geflügelzucht, wie in der bei den Eingebornen sehr beliebten Eigenschaft eines Erzählers und Possentreifers seinen und seiner zahlreichen Weiber und Kinder Unterhalt.

Von irgend einer früheren Einwanderung weiß die in Fidschi sorgfältig gepflegte mündliche Ueberlieferung nichts. Daß aber auf diesem, auf der Grenze Melanesiens und Polynesiens liegenden Archipel eine Verschmelzung des schwarzen und braunen Geschlechts der Südpsee-Inulaner stattgefunden haben muß, ist unverkennbar. Der Hautfarbe nach dem ersteren ähnelnd, stehen die Fidschianer an Ebenmaß des Körperbaus den letzteren wenig nach. Ihre ungemein wohlklingende Sprache gehört dem großen, von Neuzeeland bis Hawaii reichenden Stamme an, enthält aber merkwürdiger Weise auch einzelne Wörter, die auf das ursprüngliche Vorhandensein einer zweiten Sprache hindeuten scheinen und, nebst etlichen Sitten, an einen möglichen Zusammenhang mit den Indianern Mittel- und Südamerika's mahnen. Die große Verschiedenheit der fünfzehn Dialekte, die sich in Fidschi ausgebildet haben, und die geringe Bekanntschaft mancher der jetzt bestehenden Königreiche mit einander, legen die Annahme nahe, daß bis vor etwa 100 Jahren entweder eine Art patriarchalischer Verfassung bestanden haben mag, oder aber verschiedene kleine Staaten, durch gegenseitiges Mißtrauen entfremdet, getrennt neben einander hinlebten.

Kämpfe um die Oberherrschaft scheinen hauptsächlich die Geschichte der letzten 60 Jahre zu füllen. Ums Jahr 1800 stand ein beträcht-

licher Theil Groß-Fidschi's nebst einigen Nachbarinseln unter dem Scepter des Häuptlings von Werata. Mit Hilfe der ins Land gekommenen Weißen und ihrer Feuerwaffen gelang es dem von Mbau, jenen zu besiegen und ihm von allen seinen Besitzungen außer seiner Residenzstadt nur wenig übrig zu lassen. Als der Sieger im Jahre 1829 starb, folgte ihm sein Bruder Tanoa, der Vater des jetzt regierenden Königs. Seine 23jährige Regierung war weder glücklich noch friedlich. Aufstände der Unterthanen und seiner eigenen Söhne ließen ihn zu keiner Ruhe kommen. Einmal hatte er aus seiner Hauptstadt zu fliehen; eine Reihe von Jahren hielt ihn die Furcht vor einem seiner Söhne in enger Gefangenschaft. Er selbst war ebenso grausam als unveröhnlich. Einmal hatte einer seiner Vettern das Unglück, ihn zu beleidigen. Er suchte mit Thränen Vergebung nach; umsonst! Der Unbarmherzige hatte seinen Tod beschlossen. Er küßte sein Schlachtopfer, hieb ihm den Arm am Ellbogen ab und trank gierig das aus den Adern hervorströmende Blut. Dann wurde der noch von Leben zuckende Arm über dem Feuer geröstet und vor den Augen des Verstümmelten verspeist, ehe man diesen selbst, Glied um Glied, vollends abschlachtete. — Etwas später vernichtete Tanoa seinen eigenen jüngsten Sohn zum Tode. Der Bruder sollte ihn erschlagen. Als der erste Streich ihn nicht tödtlich traf, wollte der junge Scharfrichter inne halten. Der unmenschliche Vater aber schrie zornig: „Schlag zu! Schlag zu!“ und die schauerliche That wurde vollendet. Fast die letzten Worte dieses Blutmenschen waren: „Wie viele werden mir folgen?“ Auf die Zusage, daß bei seinem Tode fünf seiner Frauen erdrosselt werden sollen, starb er zufrieden — ein Heide und ein Menschenfresser, obgleich schon seit vierzehn Jahren Missionare ins Land gekommen waren und sein Gewissen aufzurütteln gesucht hatten. — Von seinem Sohne Thakombau wird ausführlicher die Rede sein.

Die Missionare sind wiederholt beschuldigt worden, sie haben ein zu schwarzes Gemälde von dem Charakter der Fidschianer entworfen; die einfache Thatsache schon, daß dieselben als lebenskräftiges Volk fortbestehen, spreche laut genug gegen die Annahme, daß die sittliche Fäulniß, daß die Mord- und Blutgier unter ihnen je so grauerregend gewesen sei, wie sie geschildert worden. Viele Generationen hindurch hätte allerdings eine so muthwillige Zerstörung des Menschenlebens in der Ausdehnung, in der die ersten Missionare

sie vorfinden, nicht fortbauern können; ist es aber nicht eine alte Erfahrung, daß gerade vor dem Sieg des Lichts die Macht der Finsterniß noch alle ihre Kräfte ins Feld zu führen pflegt?

Gott sei Dank, viele herrliche Siege sind schon erfochten, aber doch bekennt sich nur erst ein Drittel sämmtlicher Eingebornen zum Christenthum und auch die bereits gegründete Kirche ist, wie die Kirche Christi hienieden überhaupt, eine noch immer von vielen innern und äußern Feinden bedrohte. Um uns zum rechten Dank zu ermuntern für das, was der Herr bereits gethan hat, wie zur Fürbitte für die noch nach väterlicher Weise in der Irre gehenden Seelen und für die auf dem Kampfplatz stehenden Streiter, dürfen wir daher wohl uns nach deren Berichten den Zustand des Volks zu vergegenwärtigen suchen, wie er in religiöser, bürgerlicher und geselliger Beziehung vor 20—30 Jahren war und es heute noch an den Orten ist, wohin bis jetzt kein Strahl des Evangeliums drang.

Die Zahl der Götter Jibski's auch nur annähernd anzugeben, ist unmöglich; denn jeder abgeschiedene Geist kann in dieselbe aufgenommen werden. Die Eingebornen machen jedoch einen Unterschied zwischen den eigentlichen Göttern (Kalou-wu) und vergötterten Menschenggeistern (Kalou-yalo); eine dritte Klasse umfaßt irgendwelche vergötterte Gegenstände. Unter den Kalou-wu gibt es verschiedene Rangstufen je nach der Zahl ihrer Verehrer, dem Bereich ihrer Herrschaft und der Größe ihrer Macht im Ketten und Verderben. In den vielen, größtentheils sinnlosen oder anstößigen Geschichten, die von ihnen erzählt werden, treten uns merkwürdiger Weise, wenn auch noch so entstellt, einige auffallende, ja ergreifende Anklänge an die Wahrheit entgegen.

Der auf dem ganzen Archipel als Schöpfer und Erhalter verehrte oberste Gott ist Ndengei. Selbst unsichtbar, beherrscht er alles Sichtbare. Um das ungehorsame Menschengeschlecht zu bestrafen, sandte er eine große Fluth. Seine Söhne schickt er auf die Erde, um ihm über die Frömmigkeit ihrer Bewohner zu berichten, und sie haben bei diesen Besuchen schon allerlei Wunder verrichtet. Erzählen sie ihm, daß die Tempel verlassen stehen und die Opfer versäumt werden, so läßt er einen Sturmwind kommen. Wie aber

die untergeordneten Götter in allerhand Thieren ihren Sitz aufschlagen, der Eine im Falken, der Andere im Haifisch, ein Dritter im Krebse, so hat sich auch Ndengei ein Lieblingsthier erwählt, und zwar — die Schlange. In dieser Verkörperung bewohnt er eine düstere Felshöhle im Nord-Osten Witilewus, und ertheilt dem Priester, der ihn befragt, Antwort. Dreht er sich um, so bebt die Erde; richtet er sich auf, so donnert es.

Einen Zusammenhang der Schlange mit dem Menschengeschlechte nach der fidschianischen Vorstellung deutet ihr und Ndengei's Beiname an. Er heißt „wu-i-mami“ (unser, des Menschengeschlechtes Urheber); sie „luwe-ni-wu“ (Kind des Urhebers). Als Ndengei's Lieblingsthier wurde sie von alten Zeiten her in ganz Fidschi verehrt. In einigen Städten gieng dieser Kultus so weit, daß wenn man eine Schlange fand, sie sorgfältig mit Del gesalbt, in weiße Zeuge gehüllt und in den Tempel getragen wurde. Fand man eine todte im Schlangentempel zu Mbau, so starb unfehlbar kurz darauf ein Priester.

Und wahrlich, wenn irgendwo, hat die alte Schlange auf den Fidschi-Inseln ihren Thron aufgeschlagen und ihre Herrschaft ungehindert ausgeübt; wenn irgendwo, hat der Mörder und Lügner von Anfang das Menschengeschlecht hier zu Greueln verführt, auf die in der heiligen Schrift kaum angespielt wird. Welches auch immer die Gründe sein mögen, die später die Fidschianer zu so eingestrichelten Kannibalen machten, es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Menschenopfer, die gleich andern den Göttern dargebrachten Gaben nachher bei den Opfermahlzeiten verspeist wurden, die erste Veranlassung dazu waren. Volle Klarheit herrscht zwar darüber noch nicht, aber die gewichtigsten Gründe sprechen für diese Annahme. Noch jetzt wird jeder Leichnam, ehe er zerlegt und aufs Feuer gesetzt wird, vorher den Göttern dargebracht. Die Kessel, in denen Menschenfleisch gesotten oder gebraten wird, werden zu keinem andern Gebrauche benützt. Während der Fidschianer jede andere Speise mit den Fingern zum Munde führt, bedient er sich zum Essen des Menschenfleisches harthölzener Gabeln, die sich als Familienheiligthümer forterben. Einige Gebeine der verspeisten Leiber werden immer an den Bäumen vor dem Tempel aufgehängt. Endlich ist das gemeine Volk und das weibliche Geschlecht von der Theilnahme an dem grausen Mahle ausgeschlossen, das sich somit auf die höheren, durch das Tapu bevorzugten Klassen der Gesellschaft beschränkt. Menschenopfer bezeich-

nen sodarn jedes neue Stadium bei der Erbauung eines Tempels. Bei der Errichtung der Pfosten werden drei, vier, ja bis zu zehn Unglückliche, wenn man so vieler habhaft werden kann, geschlachtet und gefressen. Wenn an der Firste des Hauses die zur Verzierung dienenden schwarzen Stäbe mit weißen Muscheln besetzt werden, theilen wieder ebenso viele das gleiche Loos. Bei der Errichtung des Feuerplatzes, an dem die Priester sich wärmen sollen, wird abermals ein Fest mit Menschenfleisch veranstaltet. Ist endlich die Zimmermannsarbeit beendet, und das Dach mit Rasen bedeckt, so kann zu jeder beliebigen Zeit der Häuptling die Grasbede wieder herabnehmen lassen und sie einigen seiner Getreuen übergeben mit dem Befehl, in irgend einem Dorfe, gegen dessen Bewohner er Verdacht geschöpft hat, Männer, Weiber und Kinder zu überfallen, zu erschlagen und in die Defen zu liefern. Ein Tempel Mbau's, bei dessen Erbauung die Zahl der Opfer bis auf 350 stieg, wurde kurz vor Miss. Calverts Ankunft von Tanoa seinem abscheulichen Kriegsgott erbaut, dessen Verehrung erst neueren Ursprungs ist. Mit Grauen schrieb Calvert darüber: „Wohl darf ein solches Götzehaus eine Burg des Satans genannt werden, in der gefallene Engel beim Anblick des leiblichen und geistlichen Elends der Menschen triumphiren. Die Stimme der Wahrheit wird da nicht gehört; die sittliche Atmosphäre, die es umgibt, ist durch und durch verpestet.“

Genug von dieser höllischen Ausgeburt des fidschianischen Götzendienstes. Wenden wir uns lieber zu einer Seite ihres religiösen Gefühls, die auch mitten in der Christenheit noch ihre Vertreter hat, — der Furcht vor übelwollenden abgeschiedenen Geistern und dem Glauben an einen auch nach dem Tode fortbestehenden Zusammenhang mit geliebten Angehörigen. Der größte Mörder gilt freilich auch da noch als der größte Held und Gott, und abergläubische Angst läßt einen heidnischen Fidschianer sich nicht leicht in der Dunkelheit in den Wald hinauswagen; andererseits treten in dieser Beziehung auch Gefühle hervor, die man bei einem Volke nicht suchen würde, das die Alten und Gebrechlichen zu erdroffeln oder lebendig zu begraben pflegt. Die ausgesuchtesten Speisen werden wieder und wieder in eigens errichteten Tempeln den Geistern der Ahnen vorgesetzt, oder auch bei gewöhnlichen Mahlzeiten mit einem kurzen Gebet um ihren Schutz auf die Erde geschüttet. „Wie!“ sagte einmal entrüstet ein heidnischer Fidschianer zu Miss. Watehouse, der vielleicht

etwas unweise diesen Glauben angriff, „willst du mir meine Angehörigen rauben? Willst du mich ohne Gott lassen? Ist das deine Religion der Liebe? Ihr Missionare seid grausam; ihr nehmt uns alle unsere Götter, auch die besten, die Geister, und macht uns zu Wanderern, die auf der Erde ohne Tröster umherirren.“ — Dem Miss. Hunt dagegen erklärte einmal der König von Somosomo: „Wenn du vor mir stirbst, will ich dich zu meinem Gott machen.“ Manchen Häuptlingen und Priestern, denen es zu spät sein will, durch den Tod erst zu Göttern zu werden, gelingt es auch, sich selbst und Andere zu überreden, daß sie es hier schon seien. Wohl ebenso menschlich als sidschianisch!

Die dritte Klasse der Götter, welche die heidnischen Sidschianer verehren, sind alle erdenklichen, wie sie glauben, von einem Geiste besetzten Gegenstände: Felber, Haine, einzelne Bäume, Passagen durch die Risse, Thiere, Früchte, Steine. Es ist dieß die Seite ihres Götzendienstes, die dem neu ankommenden Missionar am stärksten entgegentritt. Fährt sein Kahn durch die Risse, so entblößen die Bootsleute das Haupt, versenken Geschenke in die Tiefe, und stoßen einen Laut der Ehrfurcht aus. Fliegt ein Vogel über seinem Haupte hin, oder zeigt sich ein Haifisch in der Ferne, so wird auch ihnen eine Hulbigung dargebracht. Durchwandert er den heiligen Hain, so ertönt das gleiche Zeichen demüthiger Ergebenheit. Er sieht einen ungestalten Stein am Wege liegen. Sein Begleiter grüßt ihn und theilt ihm in ehrerbietigster Weise den Zweck und das Ziel seiner Reise mit. Eine Schlange kriecht über den Pfad; sie wird gefangen, mit Del übergossen und wieder frei gelassen.

Die religiösen Ceremonien bestehen in einem Akt der Versöhnung, einem Gelübde, einem Buß= (sora) und einem Dankopfer.

Einigen Göttern sind besondere Monate geheiligt. Der Kawatrank wird nie genossen, ohne daß vorher ein langes Gebet gesprochen und die ganze Reihe der Götter angerufen ist; die Erstlingsfrüchte werden immer ihnen dargebracht; bei allen Staatsangelegenheiten und Verhandlungen mit andern Stämmen wendet man sich zuerst an sie.

Alle Opfer beziehen sich nur auf das diesseitige Leben; man sucht die Götter bloß zu versöhnen und günstig zu stimmen, um Nachkommenschaft, Sieg, fruchtbare Zeiten, günstige Winde u dgl. zu erlangen; des Zustandes der Seele nach dem Tode wird dabei nicht gedacht. Die Absingung von Liedern (moko) in den Tempeln findet

namentlich in Kriegszeiten und bei ungünstigen Winden zur Befänstigung der Götter statt.

Das Mittelglied zwischen Göttern und Menschen sind die Priester. Sie allein können deren Willen verkünden und nehmen die ihnen bestimmten Opfer in Empfang. Ihr Einfluß auf das gemeine Volk ist ungeheuer, obgleich sie meist nur die dienstwilligen Werkzeuge der Häuptlinge sind. Wenn der Priester den Willen eines Gottes verkündet, glaubt man, derselbe sei in ihn herabgestiegen. Beim ersten Anzeichen der Krämpfe, welche diese Beseffenheit begleiten, entblößen die Anwesenden das Haupt und stoßen jenen eigenthümlichen Laut aus, der für das Zeichen von Ehrfurcht gilt. Schickt sich der Gott wieder zum Ausbruch an, so wird gewöhnlich Kawa bereitet, das der Priester gierig trinkt, ehe er die Heimkehr des Gottes verkündet.

Die Zauberer bilden eine von den Priestern zu unterscheidende, aber noch ungleich gefürchtete Klasse als jene. Wünscht ein Fidschianer einen andern aus dem Wege zu räumen, so übergibt er die Sache einem Zauberer und trägt zugleich Sorge, daß dieß möglichst weit bekannt wird. Dann sucht Letzterer irgend einen der zu beherrschenden Person gehörigen Gegenstand in die Hand zu bekommen. Dieser wird mit den Blättern gewisser Pflanzen verbrannt, und in neun Fällen unter zehn bringt die bloße Angst dem Betreffenden schwere Krankheit, wenn nicht gar den Tod. Ein ähnlicher Proceß wird zur Entdeckung von Dieben angewendet, die gewöhnlich den Ausgang desselben nicht erwarten, sondern sobald sie hören, daß der Zauberer ihre Sache in die Hand genommen hat, sich freiwillig stellen. Die völlige Hilflosigkeit gegenüber solchen ihm imponirenden Personen, die der Fidschianer mit allen Polynesiern gemein hat, zeigte sich einst in recht augenfälliger Weise, als ein weißer Ansiedler, um einen ihm lästigen Eingebornen endlich einmal los zu werden, in pomphafter Sprache erklärte, er wünsche dessen Tod und habe keinen Zweifel, daß derselbe im Laufe des nächsten Jahres erfolgen werde. Der Mann that, als verlache er diese Drohung; als aber ein Jahr darauf der Ansiedler sich wieder nach ihm erkundigte, hörte er, mit Ueberraschung und großem Bedauern, derselbe sei wirklich hingefiecht und gestorben. — Von Seiten Fidschianischer Zauberer kommen indeß auch wirkliche Vergiftungen vor.

Der Wohnort der Götter und abgeschiedenen Geister heißt bei

den Fidschianern Bulu. Manchmal sollen die Götter in ihrem Aerger schon einen Lebenden dorthin versetzt, durch die Opfer seiner Freunde versöhnt, ihn aber wieder zurückgeschickt haben. Diesem Hades steht indeß auch ein Elysium, Burotu, entgegen. Jede Stadt hat ihren eigenen, meistens durch irgend etwas Eigenthümliches ausgezeichneten Platz, an dem angenommen wird, daß die Seelen ins Geisterreich hinabsteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Abeokuta.

Eine tröstliche Kunde kommt uns über die seit dem letzten October schwer heimgesuchten Gemeinden in Abeokuta zu, denen so unerwartet die Stunde der Verfolgung geschlagen hat. Einige Nationalgehilfen sind auf ihre Posten dorthin zurückgekehrt; und auf der Außenstation Oschelle fährt der eingeborne Prediger nicht nur fort, seine eigene Gemeinde geistlich zu bedienen, sondern durfte auch neun Taufbewerber aus Abeokuta gerade in der Zeit der heißesten Anfechtung in die Kirche Christi aufnehmen. Die Glieder seiner Gemeinde sind übereingekommen, die erste halbe Stunde jedes Tags der Fürbitte für ihre um des Namens Jesu willen leidenden Brüder zu widmen, und die Worte des afrikanischen Dieners des Evangeliums können auch europäischen Christen zur Aufrichtung gereichen. Er sagt: „So traurig auch die Ereignisse in Abeokuta sind, betrachte ich sie doch mit der Hoffnung, daß das jezige scheinbare Erlöschen des herrlichen Lichts der

Wahrheit nur kurze Zeit dauert, weil der Herr in einer Ecke des Landes noch einen Streifen davon übrig läßt wie zum Zeichen, daß er Abeokuta nicht aufgegeben hat.“ Ibadan, obgleich dringend aufgefordert, dem Beispiel Abeokuta's zu folgen, hat den Missionaren Schutz und Frieden gewährt. Unter den 200 eingebornen Christen dort sind 100 Kommunikanten, und die Gemeinde hat ihre Dankbarkeit für die durch die Missionare empfangenen Segnungen schon durch die That bewiesen. Als sie im vorigen Sommer von den Geldverlegenheiten der Missionsgesellschaft hörte, begann sie sogleich eine Liebessteuer für dieselbe, die bis zum Dezember den Betrag von 180 fl. lieferte. In diesem Jahr, hieß es, solle dieselbe der Missionsgesellschaft zur Verfügung gestellt werden, im nächsten solle sie in eine Kasse zur Befoldung eingeborner Geistlichen fließen.

Auch in Otta, zwischen Abeokuta und Lagos, führt der eingeborne Prediger sein seelsorgerliches Amt fort.

Die kirchliche Gesellschaft zieht sich aus den traurigen Vorfällen, wie aus den helleren Umständen, welche sie begleiten, die Lehre, nicht so lange, wie wohl bisher geschah, zu warten, ehe eingeborene Prediger über die gesammelten Gemeinden gesetzt werden. Es wird für mehr als ein Land ein wahres Glück sein, wenn die Ausbreitung des Christenthums mit dem Steigen des englischen Einflusses nicht identificirt oder verwechselt werden kann. (Record.)

Der Baschorun von Abeokuta gibt sich einige Mühe, die Häuptlinge zur Zurückberufung der Missionare aufzufordern. Die meisten lassen sich dazu willig finden, aber der Stadttheil Igbein erklärt sich entschieden dagegen. In diesem letzteren wurde die Zerstörung der Missionsgebäude vollendet; und ein Christ, Isak, der ein ihm aufgedrungenes Amt nicht annehmen wollte, sondern vorzog, sich auf sein Landgut zu begeben, ist dafür vergiftet worden. Man konnte sein offenes Zeugniß gegen die letzten Gewaltthaten nicht verschmerzen. (Intellig.)

Von Mauritius

schreibt Miss. Ansjorge, daß die Insel nach dem verheerenden Fie-

ber nun auch durch einen fürchterlichen Orkan heimgesucht worden sei, wie sie seit 50 Jahren keinen erlebt habe. Die Kirchen wurden größtentheils zerstört; der Fall einer Kirchenmauer zertrümmerte auch das Haus eines indischen Diakonus und tödtete drei darin wohnende Christen, darunter einen Katechisten und einen für des HErrn Werk sehr eifrigen Schmid. Der bengalische Prediger Kuschali wurde wunderbarer Weise am Leben erhalten; er hatte, von seinem Nachbar gewarnt, das Haus verlassen und rief eben den andern Druer, ihm zu folgen, als die Mauer umstürzte und sie zerschmetterte.

(Intellig.)

Ganze Dörfer giengen in dem Orkan des 11. und 12. März unter. Der Hafen ist voll zertrümmerter Fahrzeuge. Die eiserne Kirche der Tamil-Christen wurde geradezu fortgeblasen und so in einander gerollt, daß das Material kaum verkäuflich ist. Ein Missionar rettete sein Haus nur dadurch, daß er selbst die es bedrohenden Bäume und Zweige nacheinander niederhieb. Die Krankheit und Armut der Einwohner macht jetzt die Vertheilung von Lebensmitteln und Arzneien zu seiner fast ununterbrochenen Aufgabe.

(Spirit of Miss.)

Samuel Hebich.

Am Morgen des Himmelfahrtsfestes, 21. Mai 1868, entschlief in Stuttgart der erste indische Missionar der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel, Samuel Hebich. Wie viele seiner lieben „Kinder“ in allen Welttheilen werden diese Nachricht mit tiefer Bewegung empfangen! Und wie groß ist die Schaar derer, die ihm vorausgegangen sind, nachdem sie durch sein Wort den Ewigkeitsamen ins Herz bekommen haben! Vor 37 Jahren hat er sich ins Missionshaus gemeldet als „ein wirklich armer Sünder“, der aber Gottlob gelernt hatte, „daß auf die bedeutungsvolle Frage: 'wie kann ein Sünder selig werden vor Gott?' die bestimmteste Antwort gegeben werden kann“, der auch schon manche Trübsal um der Wahrheit willen erfahren hatte und die sichere Hoffnung hegte, daß Gott noch jetzt Seine Boten mit der nöthigen Kraft ausrüsten werde. „Denn Er ist ein lebendiger Gott und steht zu Seiner Sache; das ist mein Glaube und mein Gebet.“ Es ist alles an ihm wahr geworden, was er geglaubt und gehofft hat. Vom Herbst 1834 bis zum Herbst 1859 durfte er, von Krankheit fast nie unterbrochen, den weißen, schwarzen und braunen Bewohnern Indiens, am längsten in Kannanur und seiner Umgebung, Den verkündigen, den seine Seele so herzlich liebte, „den Schönsten unter den Menschenkindern“. Dann nöthigte ihn, als er eben eine Predigtreise von Ottakamand aus antreten wollte, eine Leberkrankheit zur Rückkehr nach Europa. Aber auch hier gönnte er sich selten Ruhe. In der Schweiz und in Deutschland, einmal (während der Londoner Ausstellung 1862) auch in England, hat er fortwährend dasselbe Werk getrieben, die thörichte Predigt von dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Seit dem September 1864, der ihm durch den Ausbruch bitterer Feindschaft in Schaffhausen merkwürdig geworden ist, lebte er meist in Stuttgart. Da hat er noch gepredigt bis in den Anfang des Mai, fühlte aber, daß er eine Luftveränderung bedürfe, und rüstete sich eben zum Abgang in die Schweiz, als die plötzliche Steigerung seines Leidens ihn und

seine Freunde erkennen ließ, daß das Ende nahe. Er litt schwer, aber nur im Leibe; der Geist blieb fröhlich und getrost, und bewegte sich auch während des Irrelebens nur in dem Element, das ihm sein Leben geworden war. Nun ist er in seine Ruhe eingegangen nach wohl vollbrachter Arbeit. Trotz aller Mühe und Anstrengung, der er sich unterzogen, hat er seinen Pilgerlauf auf 65 Jahre und 23 Tage gebracht. Ein alter Freund schreibt von ihm: „Wie gut hat er sein Pfund umgesezt! Wie wenig hat ihn das angefochten, was ihm fehlte! Wie fleißig und treulich hat er das ausgerufen, was er mußte; es war ja das Eine Nothwendige. Ein nobler Commis voyageur in der Welt des großen Handels Herrn, der die beste Waare Allen abgibt, die umsonst bei Ihm kaufen wollen! Daß wir nicht Alles an ihm bewundern können, thut wahrlich unserer Liebe zu ihm keinen Eintrag. Hätte er selbst nicht Alles, was er mußte und hatte, als unmittelbar von dem HErrn empfangen betrachtet, hätte er Kritik geübt und sein Eigenes schärfer geschieden von dem Wirken der Gnade und der Offenbarung des Geistes, so hätte er auch nicht so positiv und direkt aufs Ziel losgehend arbeiten können, und wäre nicht dieser Samuel Hebig gewesen, hätte den abstoßenden und anziehenden Effect nicht gemacht, den zu machen ihm von Alters her Bedürfnis gewesen ist.“ Er ist lächelnd gestorben, indem er selbst noch die Augen schloß. Am 24. Mai wurde seine Hülle in Kornthal beerdigt. Der HErr aber führe das Werk, das Er durch Seinen Knecht in Tausenden von Seelen angefangen hat, zum vollen Segen hinaus bis auf den Tag Seiner Erscheinung!

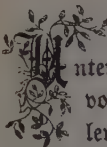


John Anderson.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

John Anderson.*)

nter den Missionaren, welche einen neuen Grund im Tamil-volle legten, verdient ein Mann, der kaum je dessen Sprache lernte, eine ehrenhafte Erwähnung. Es ist der Schotte Anderson, der für die Einführung höherer christlicher Bildung in der Hauptstadt Madras und ihrer Umgebung Außerordentliches geleistet hat.

Alexander Duff hatte im J. 1830 eine höhere Schule in Calcutta eröffnet, welche bald alle ähnlichen Anstalten weit hinter sich zurückließ. Er nahm sich der gebildeten Jugend der höheren Stände mit solchem Eifer und solcher Hingebung an, daß er bald nicht nur die strebsamsten Jünglinge um sich sammelte und in weiten Kreisen die bereits eindringende Aufklärung des Unglaubens mit Erfolg bekämpfte, sondern auch tüchtige Bekehrte aus ihnen gewann, deren Predigt von reichem Erfolg begleitet war. Erschöpft von Arbeit und Krankheit besuchte er Schottland im J. 1835, um sich zu neuen Anstrengungen zu stärken, und belebte da durch seine Missionsreden die Liebe zu den Heiden, besonders unter den Studenten und Predigern, in bisher nie gesehener Weise. Ein kränklicher Hauslehrer las seine Rede und beschloß, wenn Gott seine Lunge wiederherstelle, sie mit allen übrigen Gliedern und Kräften dem Dienst seines Heilandes unter den Hindu's zur Verfügung zu stellen.

Sohn eines frommen blinden Bauern in Galloway (geb. 23. Mai 1805) hatte der feurige John frühe mit allen möglichen Hindernissen

*) True Yoke fellows in the Mission field, the life and labours of J. Anderson and R. Johnston. By J. Braidwood. London 1862.

gekämpft, um sich eine nothdürftige Bildung anzueignen, ehe er im 22. Jahre die Universität Edinburgh bezog. Unter Lehrern wie Chalmers, Welsh und Gordon wurde er ein ganzer Theolog; den lebendigen Glauben aber verdankte er bereits dem Einflusse der einfachen Sonntagschule. Eine innige Freundschaft verknüpfte ihn mit dem etwas jüngeren Robert Johnston, einem milderem, liebenswürdigen Jüngling, der oft ausrufen konnte: wann werden auch die Christen ihre Händel aufstecken und sich an die Bekehrung der Heiden machen!

Nun beschloß die schottische Kirche, in Madras und Bombay ähnliche Anstalten zu errichten, wie die, zu welcher Duff zurückkehrte. Von den beiden Freunden, die sich zu diesem Dienste willig erklärt hatten, wurde Anderson, der sich nun verjüngt fühlte, (Juni 1836) zum Missionar der Tamilstadt ernannt; Johnston blieb vorerst aufs Warten verwiesen.

Anderson landete in Calcutta, um sich erst die dortige Schule zu ansehen; da verliebte er sich ordentlich in die funkelnden Augen der 600 Jungen, die so aufmerksam zuhörten, so selbständig denken, so frei reden lernten. In Madras angekommen, eröffnete er (Apr. 1837) seine Schule, indem er alsbald den ganzen Plan veröffentlichte, den er zu verfolgen gedachte, um aus ihr im Lauf der Zeit „ein Predigerseminar zu machen, worin eingeborne Lehrer und Prediger gebildet würden, die ihren unmachteten Landsleuten gesunde Unterweisung und die Segnungen des Evangeliums Christi mitzutheilen vermöchten“. Mit unbeschreiblichem Enthusiasmus warf sich Anderson in die neue Arbeit; bald hatte er über 100 Zöglinge, denen er sich sieben Stunden des Tags widmete, mit denen er betete und die Bibel las. Er glaubte zu finden, daß die Hindujünglinge doch erst recht denken lernen, wenn sie übersetzen müssen, und im Vergleich mit heidnischen Zungen schien ihm das Englische der Bibel eine reine Sprache.

Jeden Mittwoch wurde der Abend mit freier Unterhaltung über eingegangene Aufsätze hingebraucht; da kam es zu eifrigen Debatten über die wichtigsten Gegenstände unter den Hilfslehrern und den vorgerückteren Schülern. Auch eine andere Einrichtung erwies sich als überaus anregend: die Schüler wurden veranlaßt, sich über alles gegenseitig auszufragen und zu examiniren. Die Anstalt hob sich zusehends; ob auch manche Missionare dem neuen Plan abhold waren, weil sie meinten, der Predigt des Wortes werde durch das

Schulehalten Abbruch gethan, man verliere sich da leicht in Vielerlei, oder gar im Köder des Englischlernens einen gewissen Jesuitismus witterten, Anderson ließ sich nicht irre machen. Er hielt im tiefsten Grunde fest an dem Einen Ziel, das er sich schon im Anfang vorgesteckt hatte, nichts wissen zu wollen als Christum den Gekreuzigten, und vertraute der Kraft des Worts, das so reichlich in die empfänglichsten Herzen ausgesäet wurde.*) Am Sonntag kamen (1838) schon 30 Eingeborne zu Anderson, dort Pieder und Bibelstellen einzuüben, die Bibel zu lesen und den Katechismus herzusagen. Einige wenige und zwar die besten lernten in der Stille bei ihm — beten.

Bis jetzt waren nur die Söhne höherer Kasten in die Schule gekommen; das Schulgeld hielt die Aermern fern, und Anderson nahm nicht einmal die Kinder von Pareia-Bedienten auf, welche europäische Herren ihm zuzusenden wünschten. Nun aber sollte die Anstalt ihren ersten Sturm bestehen. So sehr es Anderson darauf abgesehen hatte, die höheren Kasten mit dem Evangelium bekannt zu machen, wollte er doch dem Kastenstreit nicht ausweichen, sobald er sich ihm aufdringen würde. Nun traten im October 1838 drei Pareiaknaben, durch Kastenabzeichen unkenntlich gemacht, in die Schule ein. Sie wurden bald von den Mitschülern ausgefunden und ihr Austritt verlangt. Anderson gab nicht nach; von 277 Knaben blieb etwa ein Drittheil weg, und eine konkurrirende Schule nahm die Flüchtlinge auf, ohne Anderson's Vorstellungen zu berücksichtigen. Am Ende aber kehrten die besten Schüler doch zu Anderson zurück, und sein festes Hinstehen hatte mit zur Folge, daß später alle, auch die Regierungsschulen der Hauptstadt, die Kastenordnung bei Seite setzten.

Im Januar 1839 erquickte den beladenen Missionar die Ankunft seines Freundes Johnston. Nun konnte die Errichtung von Zweigschulen unternommen werden. Die erste erstand in der Tempelstadt Kantschipuram, wo Anderson selbst zwei Monate lang sich

*) Wenn Dr. Graul behauptet (V. 275), das Christenthum werde in den schottischen Missionschulen „meist nur historischer Weise vorgetragen“, so trifft dieser Tadel wenigstens nicht Anderson's eigene Klasse; er trifft auch nicht die andern höheren Klassen um die Zeit, da er geschrieben wurde, indem damals schon christliche Lehrer Anderson nachahmten in seiner unvergleichlichen Gabe, im Lehren sich an die Gewissen zu wenden.

aufhielt, um die ersten Schüler das ABC und Anderes zu lehren. Er brachte sie so weit, daß sie ihm den 23. Psalm in Tamil und Telugu übersetzen konnten. Nachdem er einen Anfall von Cholera überstanden hatte, in welchem ein befreundeter Heide ihm wohl das Leben rettete, kehrte er nach Madras zurück. Auch im Süden und Norden der Hauptstadt, in Tschengelpetta und Kellur kamen (1840) ähnliche Zweiganstalten zu Stande, für welche nun schon geeignete Lehrer herangebildet waren; und 1841 wurde auch im Muhammedaner-Viertel Triplikane eine solche Nebenschule eröffnet. Wohl wünschte Anderson nur Christen mit solchen Stellen zu betrauen, aber bis sich solche fanden, sah er nichts Verhängliches in der Verwendung von Hindu's, die sich ihm als tauglich und ehrlich erwiesen hatten, und in deren Herzen die Schriftwahrheit wenn nicht den Sieg davongetragen, doch tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Auf Befehrungen harrete er mit großer Geduld; er wollte sie nicht herbeiziehen, sondern wartete getrost das Reifen der Ueberzeugung ab. Im April 1840 begann sich diese bei einigen Jünglingen so unverkennbar auszuspochen, daß ihre Verwandten einschritten und sie mit List oder Gewalt aus der Schule entfernten. Monate giengen hin, ehe die nöthigsten Unterlehrer wieder beigebracht oder ersetzt waren. Doch dieser „Aprilsturm“ war nur ein Vorbote dessen, was nun kommen sollte.

J. Braidwood war (Jan. 1841) als dritter Missionar Schottlands nachgerückt; er fand bereits 615 Schüler vor (420 in Madras allein), zu deren Lehrfächern er nun Physik und Chemie hinzufügen durfte. Aber er sowohl als seine Vorgänger trieben doch am liebsten die Bibel, besonders am Samstag und Sonntag. Da drang mancher Lichtstrahl in gleichgiltige, verfinsterte Seelen; aus dem und jenem gefesselten Herzen rangen sich Seufzer zum Heiland der Sünder empor. An einem Samstag war's, daß der vornehme Wenkataramaia, der um Algebra zu lernen, bisher die Bibellehre mit in den Kauf genommen hatte, das Wort hörte: Merket doch das, die ihr Gottes vergeßet, daß ich nicht einmal hinreiße 2c. (Ps. 50), und bis in's innerste Mark erschütteret wurde. Und sein Freund Radschagopal fühlte, daß er auch die Liebe zu einer guten edlen Mutter opfern müsse, wenn es gelte, Jesum zu gewinnen. Monatelang kämpften und rangen sie sich durch. Einmal fragte Anderson seinen Radscha: bist du bereit, Mutter, Schwester und Alles für Christum

hinzugeben? und auf sein entschiedenes Ja fuhr er fort: so bin ich auch bereit, für dich meine Schule hinzugeben. An einem Sonntag Abend (20. Juni 1841) taufte Anderson die beiden Jünglinge, anerkannt als die ersten ihrer Klasse, in Gegenwart von etwa zwanzig Mitschülern. Dann aßen sie mit den Missionaren zu Nacht, womit die Kaste abgethan war, und ehe sie sich schlafen legten, deutete Radscha in seliger Freude auf Ps. 4, 8 f.: „Du erfreuest mein Herz, ob Jene gleich viel Wein und Korn haben; ich liege und schlafe ganz mit Frieden.“

Am Montag begann der heiße Streit. Beide Brüder hatten gefürchtet, ihre Mütter werden nach ihnen sehen; zum Glück kamen nur die Onkel, die nach gewaltigen Anläufen wie versteinert dastanden, als Anderson ihnen erklärte: die Jünglinge sind getauft und haben die Kaste gebrochen. Was diese dann ausstanden, als ihnen zugesetzt wurde mit dem tödtlichen Erkranken der einen Mutter, dem beschlossenen Selbstmord der andern 2c., läßt sich nicht erzählen. Es ward ihnen überaus schwer, sich durchzuglauben; man ließ sie endlich allein, zusammen zu weinen und zu beten.

Nur kurze Zeit war ihnen dazu vergönnt; sie wurden auf die Polizei gerufen, sich über ihre freie Wahl auszusprechen. Da sie über 18 Jahre alt waren, konnte gegen ihre feste und bescheidene Erklärung, bei Anderson wohnen zu wollen, nichts eingewendet werden; und auf die bittern Klagen der Pfleger antwortete der heidnische Beisitzer Raghawatschari: „Herr Anderson ist ein ehrlicher Mann. Er hat euch von Anfang an erklärt, er arbeite auf Besehrung hin, und ich warnte euch deshalb; aber ihr wolltet nicht auf mich hören und schicket eure Kinder zu ihm.“ Die abziehenden Christen wurden von dem wüthenden Volke überfallen, aber Anderson hielt Wentata fest und Johnston den Radscha; zwei englische Freunde halfen die Schläge abwenden, da die Polizeidiener wie gelähmt unbeweglich dastanden, und das Missionshaus wurde glücklich erreicht. Sechs lange Wochen strichen hin, ehe einer der Missionare es zu verlassen wagte; die Anstalt war plötzlich von 400 auf 70 Schüler herabgesunken.

Aber ein wirksamer Same des Forschens und Suchens war unter die Besten der Jünglinge geworfen; viele, welche alsbald die Schule verlassen mußten, unterhielten noch einen geheimen Briefwechsel mit den Besehrten oder den Missionaren. Ettirabschulu,

den sein Schwiegervater weggenommen hatte, schrieb, man solle doch für ihn beten, man habe ihm seine Bibel verbrannt. Obgleich bewacht, kam er doch einmal zu Anderson und bat um die Taufe; sein Horoscop bewies, daß er das 17. Jahr angetreten habe. Anderson verwies ihn zum Warten; er hoffte, es werden noch andere nachkommen. Der Jüngling wurde nun geschlagen und strenger bewacht; doch in einer Neumondsnacht, da sein Schwiegervater Göhengeld einsammelte, entrannte er in's Missionshaus, wo er am nächsten Morgen (3. Aug.) getauft wurde. Die Verwandten rührten sich nicht, ihn zurückzubringen; aber Krieg gegen die Missionare und ihre Schulen wurde nun das Feldgeschrei in Madras, und unglaubliche Europäer und Katholiken schürten das Feuer nach Kräften.

Viele der Angeregten fielen nun ab und wurden wohlbezahlte Lehrer an 30 neueröffneten englischen Schulen der Heiden oder traten in Regierungsdienste; andere entfernte man aus Madras, von denen doch noch dieser und jener in ferneren Missionen den Heiland fand. Die Anstalt wurde wie ein Pestspital gemieden; die Zweigschulen sanken gleichfalls, doch in minderem Grade. Frau Braidwood suchte nun mit Mädchenschulen einen Anfang zu machen; Anderson gab einen „Herold“ zum Besten der englisch lesenden Jugend heraus, dem ein europäischer Ungläubiger sogleich ein anderes Blatt, zur Vertheidigung des Hinduismus, entgegenstellte. Am 22. August wurde das erste Abendmahl mit den drei Erstlingen gefeiert, die fortführen, durch Briefe unter ihren Freunden im Stillen zu wirken, bis ihnen möglich würde, offen als Boten Christi unter ihren Landsleuten aufzutreten. Ihre Verhandlungen mit brahmanischen und anderen Schülern an den Mittwochsabenden wurden nun sehr interessant, und der „Herold“ schickte sie regelmäßig in die Welt hinaus.

Ettiradschulu hatte einen Freund Subbaraya, der eben verheirathet werden sollte, damit seine Schwermuth gehoben werde. Dieser sah mit Schauern, wie sein älterer Bruder durch dasselbe Mittel zum Göhendienst zurückgebracht worden war, und kam (Mai 1842) sich taufen zu lassen. Er blieb fest unter den ersten Kämpfen und wurde getauft. Doch nach 14 Tagen verschwand er; das Heidenthum hatte ihn wieder. Nach viel schwereren Kämpfen hatte der Hauptlehrer von Kantschipuram sich aus der Verzauberung des Hinduismus losgerungen; auch er wurde (im Juli) getauft. Aber den Bitten der Mutter, deren einziger Sohn er war, konnte er zuletzt

nicht widerstehen; er wünschte, nach Hause zu gehen, bis sie beruhigt wäre, an Christo aber halte er fest bis an's Ende. Wie einen Sterbenden verabschiedeten ihn die Missionare, und zwei Jahre lang wurde er nun als ein Narr, der sich zu spät besonnen habe, durch allen Roth des Heidenthums gezogen, um ihm die verlorene Keuschheit wieder zu verschaffen. In ähnlicher Weise gieng einer der Erweckten noch vor der Taufe zurück (August). Ein anderer, ein 17jähriger Brahmane, starb in einem Gemüthszustand, der Gutes für ihn hoffen ließ. Die Missionare lernten unter den angreifendsten Erfahrungen, was eine ganze Bekehrung besagen will; ohne das Kreuz Christi hätten sie in diesen Jahren Hunderte von Jüngern einsammeln können.

Als die sechste Prüfung der Schule (Jan. 1843) unter dem Vorsitz des Gouverneurs Marquis Tweeddale gehalten wurde, hatte die Anstalt wieder 156 Schüler; in allen Schulen zusammen lernten an 600 Knaben. Man wagte nun, die drei Bekehrten als Lehrer in Bibelklassen anzustellen, und auf Reisen nach Mellur verkündigten sie das Evangelium in Städten und Dörfern. Dieses Jahr brachte die Mission in eine neue Stellung, da der lange Kampf der Parteien in der schottischen Kirche (Mai 1843) mit der Bildung einer freien Kirche endigte. Im Juli traten die drei Missionare, wie ihre Brüder in Calcutta und Bombay, aus der Nationalkirche aus; ihren Gehalt bezogen sie hinfort von der Freikirche, während die übrigen Ausgaben wie bisher von Beiträgen der angloindischen Freunde bestritten wurden. Zugleich begann jetzt ein regelmäßiger Sonntagsgottesdienst, und die Missionare erhielten die Vollmacht, sich als ein Presbyterium der Freikirche zu konstituiren. Die Wirksamkeit der schottischen Sendboten gewann durch diesen Schritt und durch manche dadurch auferlegte Selbstverläugnung augenscheinlich an Entschlossenheit in beharrlichem Vorwärtsbringen; die bisherigen Freunde schlossen sich nur um so inniger und hingebender an die Fahmenträger an, und Bekehrungen von Europäern wurden häufiger.

Die Schulen hatten sich allmählig wieder gehoben, als die Bekehrung und Taufe eines Dschaina-Brahmanen (März 1844) allen Haß der Heiden neu belebte. Hindu's und Muhammedaner in der Stadt und auf dem Lande schlossen ihre Kinder ein, daß sie ihnen nicht weggezaubert und getauft werden; überall wurden die Bibeln und andere englische Bücher aufgesucht und verbrannt. Erst nach

fünf Monaten füllten sich die Schulen wieder, aber fast blos mit Anfängern; eine heidnische Anstalt nahm die hoffnungsvolleren auf. Der abgefallene Lehrer Ramanudja lehrte aber nun mit seiner Gattin zurück (Zuli) und bekannte vor der Gemeinde, wie er, durch die Mutterliebe bezwungen, sich vor den Götzen niedergeworfen habe u., ohne auch nur einen Augenblick Frieden zu finden. Seine Gattin wurde später (Dec.) getauft, die erste Frucht der Mission unter den Weibern. Diese Nachricht bewegte die übrigen Erweckten in neuer Weise; zwei Jünglinge forderten die Taufe, die ihnen aber nicht ertheilt wurde, bis sie den Kampf mit den Verwandten bestanden hätten. Darin unterlagen beide; der eine wurde in weite Ferne gebracht, der andere von den Seinen in Ketten gelegt. Letzterer lehrte einmal wieder, wurde getauft — und schlich doch wieder zu seiner Mutter zurück. Er erschien noch einmal im Missionshaus nach drei Jahren und — verschwand wiederum.

Indeß waren die drei Erstlinge mit ihren Studien so weit gediehen, daß sie (März 1846) mit der Predigt des Wortes betraut werden konnten. Sie hatten bisher immer an der Tafel der Missionare gespeist; ihre übrigen Ausgaben bestritten diese aus ihrem Gehalt. Nun handelte es sich darum, ihre künftige Stellung zu bestimmen, da sie alle heiratheten und ihren eigenen Haushalt einrichteten. Das Beste schien, es den Missionsfreunden in Schottland zu überlassen, welche drei Gemeinden wohl sich veranlaßt finden möchten, einen der Erstlinge zu ihrem Missionar zu wählen und dann seinen Unterhalt zu bestreiten. Ein Jünglings- und ein Frauenverein übernahmen mit der Zeit diese Aufgabe.

Nachdem im Frühsommer 1846 wieder vier Jünglinge die Taufe erhalten hatten, brachte die Bekehrung eines jungen Brahmanen, Raghawulu, (22. Aug.) die ganze Stadt in Aufruhr. Der Jüngling bewies, daß er 17 Jahre alt sei, während sein Vater und ein anderer Brahmane schwuren, er stehe im zwölften Jahre; seine kleine Gestalt ließ die Richter im Zweifel, aber Sir W. Burton stellte nun eine Reihe Fragen in Englisch an ihn und erklärte sich mit ihrer Beantwortung so befriedigt, daß er ihm die Wahl seines Wohnorts freistellte. Was man auch sagen möge, die Wahrheit sei blos Eine, und Raghawulu habe die Wahrheit erwählt. Nicht das Alter, sondern Verstandesreife war damit für das Merkmal der Mündigkeit erklärt. Und mit ihm wurden (Sept.) noch drei andere Schüler

getauft. Die Hindu's hielten daher (7. Oct.) ein Mahanādu (Versammlung von Vertretern aller Kasten), bei welcher Gelegenheit eine bittere Bittschrift an den Direktorenhof aufgesetzt wurde, um Befreiung von den Seelenfängern zu erlangen. Daß die Schulen sich wieder einmal ziemlich leerten, war eine natürliche Folge dieser Ereignisse.

Indessen war die Erziehung von Mädchen aus den höheren Kasten, welche sich vom Zauber des Englischlernens zu den Missionaren leiten ließen, allmählich so weit gediehen, daß im November ihrer 250 in Madras und Triplicane zur Schule kamen. Ihre Fortschritte waren sehr befriedigend; auch ließ sich ein Werk Gottes in einzelnen dieser jungen Seelen bereits erkennen; die Hindu's schienen hier weniger Gefahr zu fürchten als bei den Knaben, und während diese monatlich eine halbe Rupie Schulgeld entrichten mußten, außer in der höchsten Klasse, die aus begreiflichen Gründen umsonst unterrichtet wurde, erhielten die Mädchen täglich beim Abschied 1 Pais (= 1 Kreuzer), mit dem sie sich einen Reisluchen kaufen oder den sie der Mutter bringen konnten. Immerhin war auch hier die Zahl von 405, welche sich beim vorjährigen Examen eingestellt hatten, bedeutend herabgeschmolzen. Die Braidwoods widmeten sich ihnen und beaufsichtigten die in großer Zahl angestellten schwarzen Lehrer. Eine Fräulein Locher, die 1845 von der Mission der Rationalkirche nach Madras geschickt worden war, um eine ähnliche Anstalt zu errichten, fand sich bewogen, die Gottesdienste der freien Kirche denen der Kaplane vorzuziehen, was zu ihrer Entlassung führte. Darauf schloß sie sich der Freikirche an und fieng mit den Braidwoods an in den Mädchenschulen zu lehren (Oct. 1846). Anderson heirathete sie (Jan. 1847) und bekam dadurch Gelegenheit, auf die Mädchenseelen selbst auch energischer einzuwirken. Bald baten ihrer fünf um die Taufe, einige gerade um die Zeit, da sie heidnische Männer heirathen sollten.

Hier war große Weisheit und Gottes besonderer Beistand nöthig; denn diese Kleinen standen erst im 12. oder 13. Jahre. Am 7. April 1847 erschien Annam's Großmutter, suchte umsonst die weinende Enkelin zur Rückkehr zu bewegen, und legte endlich unter Thränen die Hände derselben in die der beiden Anderson, indem sie Annam ihnen als hinfort ihr eigenes Kind übergab. Ein Jahr später hat diese Alte den Glauben der Enkelin angenommen. Anders Ega's

Tante, die endlich im Zorn davonging. Muniatta's Mutter zog durch ihren Jammer einen Volkshaufen nach dem Missionshause, gegen dessen Gewaltthätigkeit die Polizei einschreiten mußte. Die Mädchenschule hörte geradezu auf, nachdem acht ihrer Zöglinge sich entschlossen hatten, bei den Anderson's zu bleiben.

Am 20. April wurde Muniatta vor Gericht gebracht. Ihre Mutter und der Astrolog beschworen, sie sei 7 Jahre 8 Monate und 27 Tage alt; die Aerzte erklärten sie für 12jährig. Sir W. Burton prüfte ihren Verstand durch eine lange Reihe von Fragen. Sie blieb aber dabei: wenn sie heimgehe, werde man sie nöthigen, Götzen anzubeten; sie wünsche an einen Ort zu gehen, wo sie selig werden könne. Als sie eben auseinandersetzen mußte, worin der Gottesdienst der Christen bestehe, lispelte ihr der ältere Bruder zu: Sag' das nicht, komm mit! und zog sie mit solcher Gewalt zu sich, daß sie fast erstickte. Der ganze Gerichtshof gerieth in Aufregung; man mußte dem jungen Manne das zitternde Mädchen entreißen und mit Annam, welche ihre Freundin ununterbrochen bei einer Hand gehalten hatte, in ein Nebenzimmer bringen. Anderson durfte bei diesem Verhöre nicht zugegen sein.

Erst am 3. Mai wurde die Gerichtsverhandlung zu Ende geführt. Geschickte Advokaten verfochten alle möglichen Für und Wider, worauf beide Richter, Burton sowohl als sein Senior Sir Edward Gambier, dem Mädchen die Freiheit zuerkannten, zu gehen, wohin es sie ziehe. Gambier hatte dafür noch den besonderen Grund angeführt, daß nach den bekannten Vorgängen die Kleine allerdings fürchten müsse, man werde sie mit Gewalt zu heidnischen Religionsübungen zwingen; und die Mutter habe durch die Erlaubniß, die sie der Tochter gegeben, eine Schule zu besuchen, worin offen auf Bekehrung hingewirkt werde, einen Theil ihrer elterlichen Rechte eingebüßt. Doch bedauerte er die in diesem Fall nothwendig gewordene Schmälerung der elterlichen Gewalt. Weiter gieng Burton, der meinte, man habe (besonders in Bombay) Vorurtheilen nur allzulang nachgegeben, und es sei an der Zeit, auch die jüngeren Glieder der Gesellschaft in ihren von Gott gegebenen Rechten zu schützen, ob es nun Sklaverei oder eine erzwungene Ehe oder Götzendienst sei, wogegen sich ein zum Verstand gekommenes Kind auflehne. Ein englischer Gerichtshof würde seine Pflicht nicht thun, wenn er für

solche Rechte der Jungen nicht einstünde. Muniatta kehrte ins Missionshaus zurück.

Die Fragen, welche sich an diese wichtigen Vorgänge knüpften, beschäftigten natürlich die Christen der Präsidentschaft in mannigfacher Weise. Es schien Manchen denn doch ein sehr gewaltsames Verfahren, in dieser Weise die Familienbände zu lösen. Anderson aber war seiner Sache gewiß. Wurde doch erwachsenen Jünglingen, wenn sie in ihren Häusern blieben, auch kein Schatten von Religionsfreiheit gestattet; was würden erst bekehrte Mädchen zu erwarten gehabt haben!

Die schwersten Erfahrungen, Abfälle der Bekehrten, wurden den Missionaren nicht erspart. Am 7. August stand der getaufte Raghawulu vor dem Gerichtshof, weil sein Vater eine neue Klage eingereicht hatte. Während der Verhandlungen näherte sich dieser dem Sohne, und auf das Drängen des Anwalts wurde eine Unterredung beider gestattet. Unter Klüssen, Umarmungen und Flüstern zog sie sich so lange fort, bis der Jüngling endlich erklärte, er wolle zu seinem Oheim in die Vorstadt ziehen. Es geschah. Der Oheim wollte ihn aber nicht aufnehmen ohne einen Beschluß der Kastenhäupter (Smartas). Diese entzweiten sich über die Frage; Raghawulu wurde nach langem Hin- und Herzerren doch nicht in die Kaste aufgenommen, und schwer gepeinigt lief er wie ein Schatten herum. Nach vier Jahren unbeschreiblichen Elends kehrte er (1852) ins Missionshaus zurück, „um in dessen Schatten zu sterben“. Der treue Hirte hat ihn aber wieder zurecht gebracht.

Was der Fall des armen Jünglings unserem Anderson aus- trug, ist nicht zu sagen. Seit jener Zeit legte er oft seine Hand auf die linke Seite und klagte über Schmerzen, die nicht weichen wollten. Wie unermüdlich hatte er auch nun volle zehn Jahre in aufreibendem Dienste gewirkt!

Schon am 11. August taufte er wieder drei Jünglinge, darunter einen Brahmanen R. (der nach einem Jahre wieder abfiel) und den ersten Waisen, dem sein aufgeklärter Pfleger, der Hindu-Richter Tandavaraya von Tschengalpetta, der bis zu seinem Tode die Mission eifrig unterstützte, keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legte.*) Die

*) Der Sohn dieses Richters, Paramasivan, der ein Prediger Christi geworden ist, glaubt fest, daß sein Vater in Jesu entschlafen durfte.

Taufe der fünf Mädchen folgte am 20. October. Die Aufregung der Stadt wich wieder dem alten Fatalismus der Heiden, und die Schulen füllten sich allmählich, so daß bis zum Neujahr wieder 276 Mädchen beisammen waren, natürlich lauter jüngere, während 699 Jünglinge und Knaben sich von den Missionaren unterrichten ließen. Auch eine jüdische Familie suchte nun christliche Unterweisung nach. Unter diesem beständigen Zuwachs wurde das Missionshaus, das Anderson mit Gaben der indischen Freunde gekauft und im Dec. 1846 bezogen hatte, bald gedrängt voll; denn daran hielt er noch immer fest, daß die Bekehrten möglichst von den Heiden getrennt, in christlicher Umgebung gehalten werden müssen.

Erst das Jahr 1849 brachte wieder Taufen von zwei Mädchen und einer Tante. Es brachte aber auch den Abfall des Dschaina-brahmanen, der nach fast fünfjähriger Wirksamkeit (als Lehrer) sich an den katholischen Priester in Mahapuram anschloß, nachdem er umsonst zwei der Bekehrten zu verführen gesucht hatte.*) Dafür war die Wirksamkeit der ältesten Getauften eine sehr erfreuliche geworden; nicht nur predigten sie an Sonntagen in Tamil und Telugu vor Versammlungen von 200 Eingebornen, sie fanden auch großen Eingang bei der englischen Gemeinde, welche gerade durch etliche 50 Soldaten und deren Weiber und Kinder, durch Hebiß in Cannanur gewonnen und an den schottischen Bruder empfohlen, einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte.

Anderson's Kraft war nun erschöpft, — er fühlte besonders tief die ungemeine Schwächung seines Gedächtnisses, — daher die Aerzte ihn rasch nach Europa schickten. Seine begeisterten Schüler gaben ihm 100 Pfd. Sterl. mit, daß er für den Lehrsaal sein Portrait malen lasse. Freunde steuerten zusammen, daß auch Kadschagopal seinen Vater begleiten könne; die Gattinnen beider blieben bei ihrer Arbeit. Der Arzt meinte übrigens, die zurückgebliebenen Missionare hätten ebenfalls heimgeschickt werden dürfen; denn beide

*) Derselbe starb bald nach diesem Schritt, ohne zu finden, was er gesucht hatte. Dr. Graul (V. 276) schreibt: „Mit den Brahminen hatten die schottischen Missionare bis zum J. 1852 entschieden Unglück. Die drei, die sie gehabt, waren alle wieder gegangen, und der, den man zu noch höherer Ausbildung nach Schottland geschickt hatte, war heirathshalber gar Katholik geworden.“ Der Dschaina-brahmana war nie nach Schottland geschickt worden, noch irgend ein anderer Brahmane.

rieben sich in der harten Tagesarbeit auf, und Johnston schlief noch immer mit seinen zehn Jünglingen in Einem Zimmer. Beide Zurückgebliebene litten schwer unter der nun gehäuften Last; die Befehrten konnten sie an manchem Morgen nicht ohne Thränen an die Tagesarbeit gehen sehen. Allein es wollten sich keine Missionskandidaten in Schottland finden lassen, und keinen Gehilfen, der sich nur für drei Jahre anbot, hatten sie keine Lust einzuladen. Doch Anderson, der sich unter der Pflege einer Mutter in Israel, Lady Foulis, allmählich erholte, belebte nun das Missionsinteresse in der Heimat, und sein Sohn in Christo war ihm überall ein Empfehlungsbrief, der keinen Commentar zu seinem Verständniß erforderte. Anderson hat damals berechnet, daß die freie Kirche (seit 1843) für ihre Madras-Mission 6000 Pfd. Sterl. aufgewendet habe, die indischen Freunde aber gerade das doppelte. Bis ein Arbeiter in Schottland gefunden war, trat einstweilen Miss. Hislop von Nagpur in die Lücke der Madras-Mission ein.

Wiederum verursachte die Tausche von S. M. (Juni 1850), einem Jüngling, der von den Seinen gefesselt worden war, den Austritt von 80 der vorgerücktesten Schüler. Lord Dalhousie's Gesetz zur Aufrichtung von Gewissensfreiheit (11. Apr. 1850) trat nun zur rechten Zeit ein, um auch christliche Befehrte gegen Enterbung zu schützen.

Am 1. December endlich langte Anderson, nur halb genesen, mit Radschagopal und der Hilfslehrerin Locher (seiner Schwägerin, die frühe von der Cholera weggerafft wurde) wieder vor Madras an und fand seinen Weg durch die sturmerregte Brandung ins Missionshaus, wo Johnston von Blutspeien aufs Lager geworfen war. Die Freude belebte alle mit neuer Lust. Anderson brachte auch die in der Heimat gesammelte Summe von 3000 Pfd. Sterl. mit, durch welche endlich die Räumlichkeiten der Missionsfamilie erweitert werden konnten. Er fand überall entschiedenen Fortschritt (1361 Schüler und 439 Schülerinnen). Aber derselbe war theuer erkauft mit Johnston's völliger Entkräftung; der treue Knecht wurde nun ausgespannt und kehrte nach Schottland zurück, um für sein liebes Madras und die einzelnen Seelen dort zu beten, sich zu wundern, wie nun nach allerhand absonderlichen Ruhestätten christliche Liebe ihm (bei Lady Foulis) ein so liebliches Ruheplätzchen bereitete, und im Frieden seines Herrn (22. Mai 1853) zu entschlafen. Statt

seiner trat Miss. Drummond ein (Mai 1851), der nach wenigen Monaten, um sein Leben zu retten, nach Hause gehen mußte.

Nacheinander wurden nun sechs Seelen gewonnen, die 13-jährige Alimalu, die schon aus der Schule entfernt worden war, der Rayer Tatschu Menon sammt seiner Gattin und Andere, wobei sich doch der Fortschritt zeigte, daß der Verlust der Schulen durch solche Befehrungen zusehends geringer und schneller wieder ersetzt wurde. Die drei ersten Befehrten erhielten (26. Nov. 1851) endlich die Ordination durch Auflegung der Hände, und Radscha erteilte darauf den letztgekommenen Mädchen die Taufe. Ein Schritt weiter zur Ausführung des Programms der Schule war gethan. Die Heranbildung eingeborner Lehrer und Prediger hatte, 14 Jahre nach dem Beginn der Mission, einen befriedigenden Abschluß erhalten. Als Anderson sie mit anderen Befehrten, zwölf an der Zahl, auf eine Predigtreise nach Kantshipuram sandte, ohne Begleitung eines Europäers, schrieb er ihnen: „Mir ist, als werde ich nicht mehr lange bei euch sein; es wird mir aber wohl thun zu glauben, daß, wenn ich verstumme, ich an euch nicht blos redende, sondern wahrhaft lebendige Briefe Christi zurücklasse.“ Das ist so geworden und bis heute geblieben, nur daß der Dritte der Ordinirten durch einen ärgerlichen Rückschritt — er gerieth später auf seinem einsamen Posten ins Trinken — das alte Geschick auch des innersten Kirchleins auf Erden erfüllen mußte, daß man sich hier unten nur mit Bittern freuen darf.

Daß die einheimischen Brüder sich nun daran zu machen hatten, die Stelle der europäischen einzunehmen, wurde immer klarer. Bei Anderson schritt die Herzkrankheit sichtlich vorwärts, und Braidwood mußte (Febr. 1852) mit gebrochener Kraft nach Schottland zurückkehren. Die Gründer der Mission hatten ihr Werk so ziemlich gethan; ängstlich harrete ihr letzter Mann der versprochenen Verstärkung, während er durch die zwei älteren Söhne sonntäglich 800 Eingebornen in Madras das Wort verkündigen und die Zweigschulen besuchen ließ, und den Jüngsten, Ettiradschulu, als Evangelisten für seine Landsleute, die Telugu's, und zur Leitung der Schule nach Nellur versetzte. Tiefbewegt, mit Thränen in den Augen schied derselbe (4. Mai) aus dem Kreise, der nun 11 Jahre lang seine Heimat gewesen war. Anderson's Herz folgte ihnen allen nach mit einer Liebe, die sich in den Worten aussprach: „Am großen Tag

der Rechenschaft werdet ihr hoffentlich Alle sehen, daß ihr einen Vater hattet, der eure Seelen mehr liebte als sonst Alles in dieser Welt, und der euer höchstes Beste suchte in dieser und in jener Welt."

Der November brachte endlich die zwei neuen Missionare Blyth und Campbell, gerade ein Jahr nach der Ordination. Wie Vieles war doch schon geschehen, wie hoffnungsvoll standen die Schulen! und bei der jährlichen Prüfung (Jan. 1853) hörten sie auch aus des Gouverneurs (Sir H. Pottinger) Munde das Lob der Bibel, die schon so große Wirkungen gethan. „Schäket sie," rief er den 740 Jünglingen zu, „hoch über alle Bücher; sie ist das beste Buch, euch den Weg des Lebens zu zeigen." Anderson bemerkt dazu: „der Gouverneur war so hingenommen von Allem, was er bei der Prüfung sah, daß er den Staatsmann in sich vergaß; er hat auch unter Freunden wenigstens ebenso stark zu unsern Gunsten geredet, wie bei der öffentlichen Veranlassung. Ist das nicht eine neue Thatsache, auch eine Frucht der überschwenglich großen alten? Gott wird Sein Wort noch zu Ehren bringen; Er kann dafür, wenn sie nöthig werden, auch noch Gouverneure aufbringen; die Einführung der Bibel in Regierungsschulen scheint mir nicht mehr so fern zu sein." (Sie ist übrigens heute noch nicht errungen.)

Man meine nicht, daß Anderson sich mit zu hohen Hoffnungen wiegte. Er glaubte fest, daß Gottes Wort noch ganz Indien siegreich durchziehen werde, aber freilich erst, wenn er dahin gefahren sei. Mittlerweile müsse man das Heidenthum nicht massenweise, sondern Stück für Stück angreifen. Also keinen geistlichen Kreuzzug, daß etwa die drei Söhne das Land durchzögen bis zum Kap Kumari und überall predigten und Lärm schlugen! Das gäbe wohl prächtig aus für romantische Berichte, geeignet, Personen zu begeistern, die noch nie über die verlorenen Seelen der Götzendiener eine Thräne geweint oder ein Gebet für sie hinaufgeschickt haben; sondern in aller Stille und Geduld an Einzelnen gearbeitet, ob es gelänge, Ertliche selig zu machen und mit dem Wort solche Massen zu durchsäuern, denen man Aussicht habe wieder und wieder beizukommen. „Pflicht war das Motto des Eisenherzogs; ein herrliches Wort für den Missionar, viel besser als Ehre, Romantik und die Großsprecherei des Redenmachens; Pflicht — gegen den Herrn, der uns geliebt hat, Pflicht — gegenüber den Millionen von Seelen, die Ihn noch nicht kennen. Ach daß Jeder von uns recht willig wäre, Nichts zu sein

und doch Allen Alles zu werden!“ Anderson wenigstens wurde täglich den Knaben ein Knabe, und verjüngte sich im Geist unter den Jungen.

Wie tief aber schnitt die Nachricht ein, daß der Busenfreund der letzten 25 Jahre, daß sein Robert endlich vollendet sei (Mai 1853). „Es ist gut so! Er sieht nun und betet den an, den wir ungesehen lieb haben. Bald wirds Morgen, und Schatten und Kummer fliehen für immer. Wie treu hat er den Herrn geliebt, wie viel gebetet und geweint über die Seelen, denen er den Gekreuzigten verkündigte! Und wir haben die Beweise, daß dieses Gebet des Gerechten viel vermochte, nicht blos Seelen herbeizubringen, sondern sie auch festzuhalten. Ein ganzer Theolog und Philolog, hat er doch einfältiger als irgend einer unserer Missionare auf den Einen Grund gebaut, der einmal gelegt ist; hat nur auf den Anfänger und Vollender unseres Glaubens geschaut und sich nicht auf Fleisch verlassen.“ Und Ettirabschulu erinnert seine Brüder daran, wie besonders gesalbt Johnston in der letzten Zeit, da er sie gepflegt, gewesen sei; wie er über Sünde an irgend einem von ihnen und an sich selbst getrauert, wie scharf er sie gestraft, wie dringend auf Jesum gewiesen habe. Die älteren Schüler sammelten 700 Pfd. Sterl. zu einer Stiftung für ärmere Zöglinge, die Johnston's Andenken in der Schule und Gemeinde lebendig erhalten sollte. Johnston aber hatte seine Bibliothek den eingebornen Predigern vermacht.

Für Anderson mehrten sich nun die Zeichen, daß auch seine Bahn bald hinterlegt sein werde. Einmal noch (März 1853) taufte er fünf Hindu's auf einmal, darunter Tennarangam, der später ein Evangelist wurde. Dann räth man ihm, doch Ruhe und Stille zu suchen; aber er kann sich von Madras nicht losreißen, so sehr zuweilen das Herz schmerzt. „So oft er eine Gelegenheit findet, muß er suchen, Seelen zu Christo zu bringen. So hat er mit dem Muselman Abdul Rhader im Namen Christi gebetet; er findet ihn nahe am Reich Gottes, aber schwach im Glauben. Täglich sieht er mehr von des Teufels Macht und List, besonders an den jungen Christen, und preist Johnston glücklich, den herzdurchbohrenden Sorgen einer Mission, wie diese nun einmal geworden war, entrückt zu sein. Wird Abdul wirklich der erste Muhammedaner sein, der sich zu Christo bekehrt? wird er das Evangelium zieren und etwa in Hindustani den Heiland verkündigen?“ Zwölf Jahre hatte dieser Araber

in der Schule zugebracht, als Schüler und Lehrer, da starben seine Leute weg, er selbst erkrankte. Nun drang ihm Anderson's Frage: Sind Sie bereit zu sterben? so gewaltig an's Herz, daß er sich entschloß, Jesum endlich offen zu bekennen. Am 18. Sept. taufte ihn Anderson, die Erstlingsfrucht der Triplikane-Schule, mit sechs Hindu's; am 13. Nov. wieder drei Hindu-Jünglinge, darunter Babu, der gleich jenem bereits zum Lehrer herangezogen worden war. Die Schulen litten wie natürlich unter diesen Kämpfen, doch mehrten sich nun die Zuhörer in den Predigten; Radscha und Wenka hatten deren an einem Sonntag (Dec. 1853) zusammen 1200 und in Triplikane 450 Erwachsene, ohne die Schuljugend.

Miss. Macintosh kam dem ermatteten Missionar (Jan. 1854) rechtzeitig zu Hilfe. Von Tschengelpetta waren eben zwei Schülerinnen, von Nellur der muhammedanische Lehrer Abdul Ali, um ihren Glauben zu bekennen, nach Madras geflüchtet, und hier selbst auch regte sich neues Leben. Drei Studenten der medizinischen Hochschule empfangen im Februar, zwei weitere im Sommer die Taufe, in Gegenwart ganz neuer Zuhörer; ein brahmanischer Jüngling, dem Anderson zur Entscheidung half, wurde von Plymouth-Brüdern untergetaucht; elf Seelen wurden (am 14. Mai) durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen, darunter die erste Muhammedanerin, Abdul Rhaders Gattin, die reichen Jünglinge Nagalingam und Murugasa u., bald auch eine Katholikin. Anderson hielt den Papst für den Antichrist, und es schien ihm „für Indien zuträglich, die römische Kirche nicht als Kirche anzuerkennen“.

Die Befehrung Nagalingams erregte besonderes Aufsehen. Voraussichtlicher Erbe eines Vermögens von 7000 Pfd. Sterl. (wozu auch ein Tempel gehört), hatte er viele Kämpfe bestanden, ehe er — 14jährig — sich dem Herrn in die Arme warf. Er wurde, auch im Missionshaus noch, beständig von den Seinen bewacht und einmal von 40 Mann überfallen, um heimgeführt zu werden. Sodann warteten die Brahmanen vier Monate lang, bis Burton anders beschäftigt war, und der neue, minder fromme Richter, Sir C. Rawlinson, den Richtstuhl einnahm, um nämlich von diesem eine neue Entscheidung über die Rechte und Pflichten Minderjähriger herauszulocken. Am 22. August wurde Nagalingam verhört und gab so befriedigende Antworten in englischer Sprache, daß der Richter, ob auch der Großvater schwur, der Junge sei noch unter 14 Jahren,

nicht umhin konnte, dessen Befähigung und Berechtigung zur Wahl eines Pflegers unumwunden anzuerkennen. Es war von hohem Werth, aus dem Munde von drei Richtern dieselbe Entscheidung über diese so schwierigen Befehrungsfälle zu erhalten.

Bereits wurde nun auch von den zwei Befehrten aus dem Islam das Evangelium in Hindustani verkündigt. Das verursachte keine kleine Aufregung unter den Muhammedanern. Einer warf einen Ziegelstein, ein anderer seinen Schuh nach dem letzten Menschen, der das Heil in Jesu allein verkündigte. Anderson hob die Geschosse auf, hielt sie in beiden Händen empor und sagte: „Dieß sind also die muhammedanischen Beweisgründe! Eine Sache, die keine besseren vorbringt als diese, muß auf schwachen Füßen ruhen. Wäre Muhammed hier, er würde sich euer schämen; denn welche Eigenschaften er auch sonst haben mochte, war er doch tapfer und edelmüthig und hätte gegen Unbewehrte sich nie solcher Waffen bedient.“ Wenn nur Abdul Khader selbst zuverlässiger gewesen wäre! Aber seine alte Natur machte ihm viel zu schaffen, und im Revolutionsjahr 1857 hat er Christum verläugnet, nachdem ihm ein Jahr zuvor seine Gattin abtrünnig gemacht worden war.

Doch das sollte Anderson nicht mehr erleben. Unter seiner väterlichen Leitung konsolidirte sich die Gemeinde je mehr und mehr; sie zählte am Anfang des Jahres 1855 über 60 Kommunikanten, und bei der Prüfung belief sich die Zahl der Schüler auf 2381, darunter 700 Mädchen. Lord Harris sprach seine vollkommene Zufriedenheit aus mit dem System des Unterrichts, das hier eingeführt sei, und ermahnte die Jugend, dem Beispiel ihrer Lehrer auch im Wandel zu folgen. Es wurden vier weitere Jünger zur Predigt des Wortes bevollmächtigt (Frost, Ramanudscha, Sundaram, Appaswami), und drei Layen-Älteste, darunter Tatschu Menon, gewählt, um die Gemeinde nach presbyterianischer Ordnung vollständig zu organisiren.

Noch einmal erfrischte sich Anderson durch einen Besuch in Mellur; dann zwang er sich, schon von Fieber geplagt (4. März), bei der letzten Taufe gegenwärtig zu sein, die Radscha an einem Muhammedaner, einem Brahmanen und fünf andern Hindus vollzog; er bewillkommte auch noch einen andern Brahmanen, der schon vor vier Jahren sich sehr genähert hatte, zuletzt aber vor der Taufe zurückgetreten war. Dann brach die lange zurückgehaltene Krank-

heit mit unwiderstehlicher Gewalt aus. Der Augenblick, vor dem der überarbeitete Mann sich lange gefürchtet hatte, war gekommen.

Er hatte schon zu Nadscha gesagt: ich wünsche in Indien zu sterben, und du drückst mir die Augen zu. Dann erklärte er seiner Gattin, er fühle es, seine Geisteskräfte werden zusammenbrechen; sie solle Männer herbeirufen, die ihn, wenn die Tobsucht ausbreche, halten könnten; sie selbst dürfe sich ihm dann nicht nähern. Sofort fiel er auf die Kniee und empfahl sie und sich, die Betehrten und das ganze Werk in brünstigem Gebet dem Herrn der Gemeinde. Dann wüthete die schreckliche Krankheit drei bis vier Tage lang, ohne Schlaf, ohne Unterbrechung, bis die Kraft des milden Körpers erschöpft war. Am 9. war er wieder bei sich selbst, aber schwach wie ein Kind; er schien sich einigermaßen zu erholen, bis am 14. ein plötzlicher Bluterguß eintrat, der erst spät gestillt werden konnte. Am 22. Abends hörte er, daß sein Ende nahe. Er flüsterte noch: „Wie der Herr will! Ich wäre bereit, noch länger zu arbeiten, aber Sein heiliger Wille geschehe!“ Dem Arzt, dann auch seinem Nadscha versprach er eine Krone des Lebens, wenn sie treu seien bis in den Tod. Man hörte ihn noch sagen: „O Tod, wo ist dein Stachel? der Tod ist verschlungen in den Sieg — die Versöhnung in Christo Jesu — von Natur bin ich stolz, aber du hast mich erlöst!“ Dazwischen ließ er sich von seiner Gattin Lieder singen und rief einmal aus: „Ach seid freundlich gegen die arme Wittwe!“ Von allen Betehrten nahm er noch zärtlichen Abschied; er ahnte wohl, welche Versuchungen noch über sie kommen werden, und hielt besonders Abdul Khaders Hand fest; dann entschlief er in der Frühe des Sonntags (25. März 1855). Wankata hielt ihm die Leichenrede über Offenb. 14, 13: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!“ Seine Gattin aber blieb in Madras, um alle ihre Kräfte auch fernerhin dem Werke zu widmen, in welchem ihr John sich verzehrt hatte.

Eine seltene Energie, ungemeine Concentration und fast ungestüme Arbeitslust und Arbeitskraft waren in diesem Manne vereint mit einem kindlichen Glauben an seinen Heiland und glühender Liebe zu den Brüdern. Ardet opus (das Werk brennt), war einer seiner Lieblingsausdrücke. Wenn er sich geschont hätte, meinten die Aerzte, hätte er wohl zwanzig Jahre länger leben können. Er hatte ein unerschütterliches Zutrauen in das Gelingen seines Werks und konnte darum in der Betreibung desselben leicht einseitig werden, indem er

kaum hörte oder sah, was andere Knechte Gottes auf andern Wegen für dieselbe Sache thaten; so begegnete es ihm da und dort, die Brüder zu verletzen durch eckiges Auftreten und Urtheile, die ihnen geringschätzig schienen, weil er sich nur schwer auf die Standpunkte Anderer versetzte. Er hat aber solche unwissend geschlagene Wunden durch herzliche und männliche Zugeständnisse immer wieder zu heilen gesucht. Seiner Sonderkirche war er mit treuester Anhänglichkeit ergeben; „unser freies Zion“, wie er sie hieß, stand ihm ungemein hoch; ihre Organisation vollständig in Indien einzuführen, war eines seiner ersehntesten Ziele. Dabei aber konnte er sich darüber nicht täuschen, daß er und die Mission einer noch höheren Kirche angehörten; war doch von den 20—23000 Pfd. Sterl., die er in Indien allein für sein Werk einnehmen durfte, weit der größere Theil von den Angehörigen anderer Kirchen beigetragen. Und lieber als ihr Geld war ihm die herzliche Sympathie, mit welcher allerlei lebendige Christen ihm entgegen kamen. „Die Stärke unserer Sache,“ schreibt er einmal, „liegt in Gottes verborgenen Batern; diese sind die wahre Freikirche, die wahre General-Assembly.“ So hat er auch an der monatlichen Gebetsversammlung der evangelischen Missionare in Madras sich angelegentlich betheiligt und sich über alle Anläufe zu herzlicher Vereinigung evangelischer Christen von mancherlei Namen innig gefreut.

Die Bedeutung Anderson's für die Tamil-Mission liegt einmal in seiner gewaltigen Schularbeit, deren Wirksamkeit von andern Missionen in Madras erst angezweifelt, bald aber übereifrig nachgeahmt wurde, natürlich ohne zu denselben Resultaten zu führen. Er starb gerade um die Zeit, da die Regierung mit dem neuen Unterrichtssystem ihre Bestrebungen für das Volkswohl zu vervollständigen trachtete, so daß die bisher gelassene Lücke, in welche die Missionen so kräftig eingetreten waren, nun allmählich durch Staatsanstalten ausgefüllt wird. Neben ihren Geldmitteln kann natürlich das Schulwesen der Mission die vorragende Bedeutung, die ihm durch Anderson gegeben worden war, nicht behaupten. Einmal mußte man das hohe Schulgeld fahren lassen, dann stiegen selbstverständlich die Gehalte der Unterlehrer um ein Bedeutendes, und die Ausschließung der Bibel von den Regierungsschulen trug sammt ihrer übrigen Tüchtigkeit bei, sie dem Volke zu empfehlen. Der übertriebene Nachdruck, den Anderson auf das Englische als Schulsprache gelegt hatte,

weicht durch Einfluß der Regierungsanstalten einem gesunderen Unterrichtsplan; bei den Mädchen, die ohnehin wegen der leidigen Sitte früher Heirathen nur kurze Zeit in den Schulen verweilen, wird auch von den Schotten der Unterricht in den Landessprachen jetzt vorgezogen. Den Hauptnachdruck aber legen wir in der Schätzung Anderson's auf die ebenso ausgedehnte, als intensive Weckung des Gewissens in seinen Schülern, auf die unbegrenzte Hingabe, mit der er sich den Erweckten und Befehrten widmete, und auf das, was er in ihnen und durch sie mit seiner „großen Liebe und eisernen Beharrlichkeit“ *) erreicht hat. Er hat unter Gottes sichtbarem Segen ausgeführt, was er im J. 1837 als seine Bestimmung erkannt und ausgesprochen hatte, und es wäre jetzt eine müßige Frage, ob mit derselben Kraft und denselben Mitteln sich nicht durch andere Methoden ebenso viel Frucht hätte erzielen lassen. Er hat ein hohes Spiel gewagt, hat Alles an Alles gesetzt, um Jesu willen; so danken wir Gott, daß er auch diesen Mann der jungen Tamilkirche geschenkt hat!

*) Dr. Graul vermeidet es, Anderson's Person zu erwähnen, wie es scheint in Folge einer unangenehmen Begegnung, von der später die Rede sein mag. Den schottischen Missionaren aber ertheilt er nach 15 Jahren ihres Wirkens das oben angeführte Lob, das jedoch durch eine eingehende, theilweise richtige Kritik ihres einseitigen Schulsystems bedeutend modificirt wird. Er erkennt an, daß „die jungen Hindu-Pastoren der Freikirche sich verhältnißmäßig der umfassendsten europäischen Bildung erfreuen“, bedauert aber ihre Europäisirung, das starke Selbstgefühl, das sich in den freischottischen Berichten ausdrückt, und das Ueberwiegen der Lehrkräfte im Verhältniß zu der „ganz kleinen“ Gemeinde. „Worin es bei andern (Missionen) mangelt, da fließt es bei ihnen über, und worin es anderwärts überfließt, da mangelt es hier.“ Das letztere Mißverhältniß kommt aber bei einem Plane, der jedenfalls über eine Generation hinausgreift, noch kaum in Betracht.

Die Fidjschi-Inseln.

(Fortsetzung.)

Im bürgerlichen Leben der Fidjschianer machen sich sechserlei Stände geltend, die vielfach an das Kastenwesen erinnern. Es sind dieß 1) Könige (tui); 2) Häuptlinge größerer Inseln oder Bezirke; 3) Häuptlinge von Städten und Priester; 4) ausgezeichnete Krieger von niederer Geburt; Häuptlinge der Zimmerleute und Schildkrötenfischer; 5) gemeines Volk; 6) Kriegsgefangene Sklaven.

Das Regierungssystem ist durchaus despotisch. In den meisten Fällen ist der Wille des Königs Gesetz, und das Loos seiner Unterthanen daher durch seinen persönlichen Charakter bestimmt. Doch ist der Regent auch oft von einem Rath von Häuptlingen umgeben, welche die willkürliche Ausübung seiner Macht beschränken. Seine Person gilt für so heilig, daß ein gemeiner Mann Dinge, die er berührt hat, nicht anzutasten wagt. Jetzt ist Thakombau beinahe von allen kleineren Königen als Oberkönig anerkannt; ob auch früher schon einmal eine Vereinigung des ganzen Fidjschi unter einem gemeinsamen Oberhaupt stattfand, ist zweifelhaft.

Nicht nur die Könige, auch die Häuptlinge fordern von Seiten des Volks unzählige Hulbigungen in Wort und That. Naht sich ein gemeiner Mann einem Häuptling, so stößt er denselben laut der Ehrfurcht aus wie bei der Begegnung seiner vermeintlichen Götter. Hat er ihm ein Geschenk überreicht, so klatscht er in die Hände; begegnet ihm ein Häuptling, so muß er, um sich in dessen Augen recht klein zu machen, niedersitzen, bis jener vorbeigeschritten ist. Ueberhaupt ist es nicht erlaubt, in Gegenwart eines Häuptlings zu stehen; in seinem Hause kriecht Alles herum, oder geht wenigstens nur in gebeugter Haltung; denn die Größe der Gestalt bestimmt in den Augen des Fidjschianers, wie in denen aller Polynesier, die Größe des Mannes. Obgleich selbst kleiner als der Tonganer, blickt daher der Fidjschianer mit einem gewissen Selbstgefühl auf den noch kleineren Europäer herab. In ganz Polynesien sind die Häuptlinge, wie einst König Saul, meist eines Hauptes höher als alles Volk. In

Fidschi zeichnen sie sich vor demselben übrigens auch noch in anderer Weise aus. sie schwimmen, rudern, segeln, schießen, fechten besser und thun sich nicht minder im Haus- und Röhnebau hervor. Sie kennen jede Pflanze, jedes Thier, jeden Felsen, Fluß und Berg, sind vertraut mit der Geschichte und den alten Sagen des Landes und verstoßen nicht leicht gegen irgend einen Punkt der umständlichen Etikette. Fällt ein Häuptling, so ist es die Pflicht seines Dieners, ihm den Fall nachzuahmen, um ihm ein demüthigendes Gefühl zu ersparen; dafür hat er dann aber auch eine angemessene Belohnung zu erwarten. „Heute werde ich eine Flinte erhalten!“ rief einmal voll Jubel Miss. Williams heidnischer Begleiter aus, als dieser sich anschickte, auf einer aus einem schlüpfrigen Balken bestehenden Brücke über einen Waldstrom zu schreiten. Glücklicherweise am jenseitigen Ufer angekommen, fragte ihn Williams, was er damit habe sagen wollen. „Ich erwartete, Sie werden hinabstürzen,“ hieß die Antwort, „dann wäre ich Ihnen nachgefallen, und da die Brücke hoch und das Wasser reizend ist, hätten Sie als ein großer und edler Mann mir gewiß kein geringeres Geschenk dafür gemacht als eine Flinte.“ —

Daß ein solches Uebermaß von Ehrfurchtsbezeugungen nicht ohne strenge Strafen gegen die Zuwiderhandelnden erreicht werden kann, bezeugen übrigens die vielen fehlenden Finger an den Händen von Männern und Weibern, die zur Sühne derartiger Vergehen dienen mußten. Nach dem Tode des Königs haben die Häuptlinge seinen Nachfolger zu wählen, der ebensowohl der Bruder oder auch noch ein entfernterer Verwandter des Verstorbenen sein darf, als dessen Sohn. Entspricht seine Regierung ihren Wünschen nicht, so können sie ihn durch Verweigerung der üblichen Abgaben an seine Abhängigkeit von ihnen mahnen. An seiner Person sich zu vergreifen, wäre tapu und würde von den Göttern gerächt; denn ein König oder Häuptling darf nur durch Seinesgleichen fallen. Es sind wirklich seltsame Widersprüche, denen wir in Fidschi begegnen: auf der einen Seite die entsetzlichste Willkür und Rohheit, auf der andern ohne jedes geschriebene Gesetz eine so unverbrüchliche Beobachtung der durch das Tapu gebotenen Gebräuche und der althergebrachten Sitten, als wären sie in Stein gegraben.

Das Volk hat für seine Ländereien keinen Pacht, sondern eine Art Steuer von allen Erzeugnissen derselben zu entrichten; überdieß

ist es seinem Häuptling oder dem König im Kriege und zuweilen auch im Frieden seine Dienste schuldig. Und merkwürdig! Die Abgaben werden hier nicht, wie in andern Ländern, mit stillem Murren, sondern unter allen erdenklichen Freudenbezeugungen bezahlt. Der Tag der Ablieferung ist eine Art Volksfest; der seit Monaten schon in Angriff genommene Kopfschmuck zeigt sich da in höchster Vollendung; der sorgfältig gepflegte Bart erhält den letzten künstlerischen Strich; der Körper wird mit den duftendsten Oelen gesalbt und mit den buntesten Kränzen geschmückt. Der zierlichst gefaltete Turban, Puder vom glänzendsten Schwarz und vom grellsten Roth, die blanksten Waffen, Halsbänder von Narwalzähnen und kleinen Muscheln — Alles, was der Fidschianer nur von Herrlichkeiten weiß, wird für diesen Tag aufgeboten. Singend und tanzend werden die Steuern übergeben und vom König und seinem Gefolge lächelnd und mit lautem Beifall in Empfang genommen. Kähne, gedruckte Zeuge, Muskito-Vorhänge, künstlich geflochtene Seile und Matten, Körbe, Waffen, kurz jeder Zweig fidschianischen Gewerbsfleißes ist dabei neben den Produkten des Landes und Meeres vertreten. Besonders geschätzte Artikel sind Kähne und Narwalzähne. Wie bei so manchen heidnischen Völkern zur Sache entwürdigt, zählen auch Weiber unter den dargebrachten Gaben. Zum Schluß vergnügen sich die Steuerzahler bei dem ihnen vom König oder Häuptling bereiteten Gastmahl.

Jedes öffentliche Geschäft wird mit ins Endlose gehenden kleinen Formalitäten abgemacht, wobei Händeklatschen eine große Rolle spielt. Wer immer mit einem Anliegen zu einem Häuptling kommt, hat ihm ein Geschenk darzubringen. Auch in der Rechtspflege werden gewisse Formen beobachtet; wirklich Recht aber findet das arme Volk nie, denn die Strafbarkeit einer That wird nach dem Rang des Thäters bemessen. Ein von einem Häuptling begangener Mord wiegt weniger als ein von einem gemeinen Manne verübter kleiner Diebstahl. Oft kann ein Vergehen durch Darbringung einer Gabe (soro) geföhnt werden; im Allgemeinen jedoch sind die Strafen barbarischer Art: Zerstörung des Hauses, Finger-, Ohren-, Nasenabschneiden, oder auch der Tod. Nimmt der Beleidigte die Justiz in seine eigene Hand, was die Machthaber gerne erlauben, so kommt dazu noch die ganze Wuth der Leidenschaft. Kann man des Verbrechers nicht sogleich habhaft werden, so wird statt des Sohnes der

Vater, oder umgekehrt, statt des Mannes das Weib ergriffen, gleichviel! — Nur einige Beispiele, wie Könige oder Häuptlinge wirkliche oder auch bloß eingebildete Kränkungen ihrer Person rächten oder ihren Launen Geltung verschafften:

Ein Kewa-Häuptling trug Verlangen nach der Art eines seiner Unterthanen. Auf dessen abschlägige Antwort nahm er ihm sein Weib. — Der König von Somosomo wünschte alle seine Unterthanen in die Stadt zu versammeln, damit sie beständig unter seinen Augen seien. Der Diener, der dieß bewerkstelligen sollte, erhielt Befehl, jeden Widerstrebenden zu braten. — Im Jahr 1849 traf einmal Miss. Williams den jungen Häuptling von Mbau, Thakombau, in großer Verstimmung. Einige Landleute hatten ihm weniger Schilfrohre geschnitten als er erwartet, darum hatte er soeben einen Haufen Soldaten ausgesandt, ihr Dorf zu verbrennen, wobei ein Kind in den Flammen umkam.

Wirkliche Tapferkeit mag wohl früher unter den Fidschianern gefunden worden sein; wenigstens erinnert das Buch der Richter alte Männer an die Thaten, die sie von ihren Großvätern aus vergangenen Zeiten erzählen hörten; aber seit der Einführung der Feuerwaffen ist jeder Krieger nur auf die Erhaltung seines Lebens bedacht und sucht Andern den Ehrenplatz im Vordertreffen zu lassen. Prahlereien die Fülle und große Feigheit gehen in wahrhaft komischer Weise Hand in Hand. Stellen sich vor dem Ausmarsch die Kämpfer ihrem Kriegsherrn vor, so ruft ihm Einer, sein Schlachttheil schwingend, zu: „Kennen Sie mich? Ihre Feinde werden mich bald kennen!“ — Ein Anderer: „Sehen Sie diese Streitart, wie rein! Morgen wird sie in Blut gebadet sein!“ — Ein Dritter: „Morgen ziehen wir aus; dann werden Sie Menschenfleisch essen bis zum Eckel!“ — Ein feuriger Jüngling meint: „Mich verlangt zu gehen; ich bin voll Ungebuld!“ — Ein Fünfter dagegen: „Jene alle sind Prahler; nur ich bin ein Mann. In der Schlacht werden Sie mich als solchen finden.“ — Aehnliche Prahlereien und Herausforderungen des Gegners durch verächtliche Reden gehen auch dem wirklichen Kampfe voran. Doch sind vor demselben die Mittel zur Flucht viel sorgfältiger vorbereitet worden, als die zum Angriff. Viele Tage werden damit zugebracht, Wege zum Rückzug zu bahnen, während der Sturmversuch auf eine Stadt vielleicht nur etliche Stunden dauert. Manchmal kommt es gar nicht zum Streit, und man be-

gnügt sich mit Verwüstung der Felder und Gärten; doch kommen auch wochenlange Belagerungen vor. Hinterlistige Ueberfälle gelten für größere Thaten als offener, ehrlicher Kampf, der, seit man die gefürchtete Flinte kennt, kaum mehr stattfindet. Ein Weib oder ein Kind zu erschlagen, macht einen Mann so gut zum Helden, wie seinen Gegner zu erlegen. An den Gefangenen werden, ehe der letzte Racheakt — ihre Verspeisung — vollzogen wird, Grausamkeiten verübt, die zu wiederholen die Feder sich sträubt. Höhnisch ladet man den jämmerlich Verstümmelten sogar manchmal ein, von seinem eigenen gebratenen Fleisch zu essen.

Es ist hier vielleicht der Platz, wie oben die religiöse, so nun auch die politische Seite der fidschianischen Menschenfresserei zu berühren. Nicht alle heidnischen Fidschianer sind Menschenfresser. Einzelne Städte und Häuptlinge stellten sich von jeher standhaft gegen diese entsetzliche Sitte, indem sie sagten, sie sei ihnen von ihren Göttern verboten, sie sei tapu. Einige schreiben dem Genuß von Menschenfleisch auch die furchtbaren Hautkrankheiten zu, an denen viele Kinder leiden. Die landläufige Ansicht ist aber dennoch, daß ein besiegter Feind, um seine Schuld ganz zu büßen, gefressen werden müsse, und die Häuptlinge betrachten die Verspeisung der Erschlagenen als eine Pflicht, die sie der Ruhe des Landes und der Sicherung des eigenen Ansehens schuldig seien. Der größte Schimpf, den ein Fidschianer dem andern anthun kann, ist die Drohung, die zuweilen schon Kinder einander zurufen: „Ich werde dich schon noch einmal fressen“. Im Nadroga-Distrikt werden die Hände und die Leber erschlagener Feinde geräuchert und aufbewahrt, und so oft die Erinnerung an die durch ihren Tod gerächte Person erwacht, hervorgeholt und stückweise gekocht und verzehrt. Ein bis zwei Jahre lang ist auf diese Weise schon die Süßigkeit der Rache gekostet worden.

Obgleich aber das bokola oder Menschenfleisch in den Augen des Fidschianers durchaus nicht die Bedeutung einer gewöhnlichen Speise hat, ist es für manche Häuptlinge eine Leidenschaft geworden, der sie ganz in derselben Weise fröhnten, wie ein Säufer dem Trunk, obgleich sie mit derselben Sicherheit wie jener ihrem dadurch herbeigeführten Tode entgegensehen. Ein Unmensch brachte die Zahl der verspeisten Menschenleiber auf 900; ein anderer fraß sein eigenes Weib.

Das Menschenfleisch scheint sehr schwer verdaulich zu sein,

und wird daher auch immer nur mit gewissen Kräutern genossen. Eine grause, fast unglaublich klingende Geschichte, die aber der Botaniker Seemann an Ort und Stelle in einer Weise erzählen hörte, die ihm jeden Zweifel an der Wahrheit derselben benahm, knüpft sich an diese Thatsache. Ein Nachbarstamm hatte den Häuptling von Namosi schwer getränkt, und wurde von diesem dafür bis auf die letzte Seele dem Tode geweiht. Jedes Jahr wurde eine Familie geschlachtet und gefressen, ihr Haus niedergebrannt und mit einem jener Gewächse bepflanzt. Sein Reisen wurde im folgenden Jahre das Zeichen zur Vernichtung des zweiten Hauses und der Anlage einer neuen kleinen Pflanzung. So verschwand eine Familie nach der andern, ein Haus nach dem andern, bis der Vater des jetzt regierenden Häuptlings den letzten der Unglücklichen verzieh, von denen im Jahr 1860 nur noch ein altes Weiblein übrig war. Man denke sich aber die Gefühle, mit denen die Armen Jahr für Jahr dem Wachsthum der Todesboten folgten! Auf fremdes Gebiet zu flüchten, wäre in jenen Tagen nur eine Beschleunigung des sie in der Heimat erwartenden Nothes gewesen.

Denn Mitleid mit Unglücklichen kannten die Fidschianer nicht. Jeder Flüchtling, jeder Schiffbrüchige war ihnen ein von den Göttern verstoßenes Geschöpf, das zu beschützen sie sich gefürchtet hätten. Sie glaubten nur die Willensvollstrecker der Götter zu sein, wenn sie ihn erschlugen.

Wenden wir uns vom öffentlichen zum Privatleben des Fidschianers, so umfängt uns auch da düstere Nacht. Nicht als wären die armen Inselaner nicht Menschen wie wir, als schlummerte nicht auch in ihren Herzen manch edleres Gefühl, an das der Geist Gottes seine Wirksamkeit anknüpfen könnte, oder als ließen sich nicht allerlei demüthigende Vergleichungspunkte finden zwischen den hochcivilisirten Europäern und den naiveren Wilden: aber das ist wahr, die Religion des Fidschianers ist eine Giftquelle, die selbst das zum Zerbild macht, was ihm noch von seiner ursprünglichen Menschenwürde geblieben ist, und in dem Grade wie er, ist wohl kaum irgend ein anderes Volk geblendet und geknechtet von dem Fürsten der Finsterniß.

Wir nehmen die Familie, als die Pflanzstätte des Volkes zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung. Da tritt uns plötzlich

der Fluch der Vielweiberei mit allen seinen schon so oft geschilderten traurigen Folgen entgegen. Wohl mögen einzelne Frauen, gleich ihren afrikanischen Schwestern, die Größe eines Mannes nach der Zahl seiner Sklavinnen bemessen; die Mehrzahl seufzt dennoch schwer unter all dem Unfrieden, den diese Einrichtung mit sich bringt. Jüngere, nachgeheirathete Frauen werden oft von ihren eifersüchtigen Vorgängerinnen in empörender Weise mißhandelt, und unter gegenseitigem Neid wachsen die Kinder auf, wenn nicht gewaltsam ihr junges Leben schon geknickt wird, ehe sie das Licht erblicken. Denn Kindermord ist auch hier, wie er es einst auf allen Inseln der Südsee war, ein in den verschiedensten Formen im Schwange gehender Greuel. Miss. Williams schätzte die Zahl der armen kleinen Opfer in den ihm bekannten Theilen Banua Venu's, auf mehr als die Hälfte der Geborenen. Indeß herrschen auch in dieser Beziehung feste Gebräuche, und nach dem ersten oder zweiten Tage wird kein Kind mehr getödtet; es ist vielmehr fortan der große Liebling der Eltern, die es oft mit rührender Zärtlichkeit überschütten. (Unbegreiflich klingt es, daß Leute, die ihre eigenen Kinder mordeten, verlassene Waisen oft mit vieler Liebe aufnehmen; aber die Missionare wissen davon merkwürdige Beispiele zu erzählen.) Der Knabe wird freilich gelehrt, schon frühe an der Mutter seinen Muth zu fühlen, und sie selbst sucht ihm nicht Gefühle der Liebe, sondern des Hasses und der Rache ins Herz zu pflanzen. Aber Zeit zu seiner Pflege wird ihr gelassen, so sehr sie in allen andern Beziehungen die Sklavin des Mannes ist; ihre ganze Verwandtschaft würde es als einen öffentlichen Schimpf betrachten, wenn vor drei oder vier Jahren ein jüngeres Geschwister ihre Sorgfalt mit ihm zu theilen hätte. Sichtbar in ihrem Gefühl verletzt, riefen einst einige Fidschianer aus, als sie von elf Kindern derselben Mutter in Europa hörten: „Nun, dann ist es nicht zu verwundern, daß sie bloß Zwerge sind.“

In äußerlicher Hinsicht weiß der Fidschianer sich eine angenehme Häuslichkeit zu bereiten. Man sieht in seiner Wohnung einen guten Feuerplatz, einen schönen Vorrath von Kochgeschirren, Trinkgefäßen und hölzernen Schüsseln, und die Frauen auf ihrem Posten, um für die Familie zu kochen. Die Mahlzeiten werden zu bestimmter Stunde reinlich und zierlich aufgetragen. Die Würze des Familienlebens aber fehlt dabei. Das Weib darf nicht mit dem Manne essen, son-

bern muß sich mit den übriggelassenen Brocken begnügen, und eine seltsame Sitte heißt ihn am Abend sein Haus verlassen, um mit den übrigen Männern des Dorfes die Nacht in der allgemeinen Herberge zuzubringen. — So nieder übrigens der Fidschianer von dem Weibe denkt, gilt sie in vielen Fällen ihm doch als ein kostbarer Preis, weil die Menge der Frauen, welche die Häuptlinge an sich reißen, es vielen andern Männern unmöglich macht, welche zu bekommen. Manchmal wird um solcher Beute willen sogar ein Krieg unternommen; auch Beispiele von wahrer Liebe sind nichts Unerhörtes, obgleich in Fidschi die tiefen sittlichen Schäden unserer großen Städte sich mit denen heidnischer Einrichtungen paaren, und es für ganz natürlich gilt, daß das Weib ihren Gebieter hasse.

Stirbt der Mann, so muß ihm mindestens eine seiner Frauen im Tode folgen, großen Häuptlingen mehrere, wenn nicht alle. Man heißt ihre Leiber das Gras für sein Ruhebett. Sie werden erdrosselt und sein Leichnam auf ihnen gebettet. Die Wittwe, die sich nicht mit ihrem Manne begraben läßt, wird mehr oder weniger ein Gegenstand der Schande und des Elends. So keusch auch ihr Lebenswandel sein mag, man spricht von ihr nur mit Verachtung. Kein Wunder daher, daß manche den Gatten gar nicht überleben will; denn ihr selbsterwählter Tod macht sie, wie sie glaubt, in der andern Welt zu dessen Lieblingsweib und in den Augen aller ihrer Angehörigen zu einer Hölbin.

Erbarmungslos ist das Benehmen des Fidschianers gegen Kranke und Gebrechliche. Sind sie nicht hohen Ranges oder besonders verdiente Leute, so ist er in wenigen Tagen ihrer Pflege müde. An einigen Orten werden sie in eine Höhle gebracht und dort noch einige Zeit mit Lebensmitteln versehen; an andern macht man mit oder ohne ihren Willen ihrem Leben ein Ende. Als Entschuldigungsgrund dafür hört man manchmal anführen, daß die Kranken, durch ihr Leiden erbittert, fast unerträglich seien und auf allerlei Weise die Gesunden mit ihren Plagen anzustecken suchen.

Fast ebenso schauerlich klingt die Behandlung der Greise, die selten eines natürlichen Todes sterben. Doch hier leitet auch mißverständene Liebe oft zum Verbrechen. Wie ein Mensch stirbt, so glaubt er in der andern Welt fortzuleben. Um daher nicht zu ewigem Alter verurtheilt zu sein, erbittet sich mancher Vater selbst den Tod vom Sohne. „Ich sah einst mit Staunen,“ erzählt

Miss. Williams, „die breite Brust eines grimmig aussehenden Wilden sich von innerer Bewegung heben und senken, als er für kurze Zeit von seinem bejahrten Vater Abschied nahm. Und doch hat er ihn später lebendig begraben!“

In solchen Fällen sieht der dem Tode Geweihte seinem Ende und den Vorbereitungen zu seinem Begräbniß mit stoischer Ruhe entgegen, und aus dem geschlossenen Grabe tönt manchmal noch der Ruf hervor: „Lebt wohl! Lebt wohl!“

Gestehen wirs uns indeß nur: in den meisten Fällen ist es dennoch herzlose und oft kaum verhüllte Grausamkeit, die den Sohn zum Mörder des Vaters macht. Statt des Schlachtbeils ein Seil zu gebrauchen, gilt schon für solche Milde, daß der Fidschianer kaum begreift, was man noch mehr von ihm will.

Um so mehr Gefühl sucht er beim Begräbniß an den Tag zu legen. Irgendwelche Gegenstände, die der Lebende liebte, werden dem Todten mit ins Grab gegeben. Seine Freunde sparen nichts bei den Leichenfeierlichkeiten. Ein armer Mann, der im Leben vielleicht kaum eine Matte hatte, um drauf zu liegen, wird im Grabe in mehrere gehüllt. Die Todtenklage findet in orientalischer Weise statt, und oft sollen auch schwere körperliche Verletzungen, die sich die Hinterbliebenen beibringen, noch von ihrer Liebe zeugen. Die Stelle, an der ein Mensch verschoben ist, wird ein Gegenstand abergläubischer Furcht; über den Gräbern der Häuptlinge werden häufig tempelartige Denkmäler errichtet.

Stirbt ein geachtetes Familienhaupt eines natürlichen Todes, so versammelt es alle seine Angehörigen um sich, um von ihnen Abschied zu nehmen und ihnen seine letzten Wünsche mitzutheilen. Schauerlich ist, wie es dabei keines Feindes vergift, sondern seinen Kindern als Erbe seinen Haß hinterläßt, und mit allen Zeichen eines unveröhnlichen, rächegierigen Herzens dem Tag der Rache schaft entgegengeht.

Ueber den Charakter und die natürliche Begabung des Fidschianers sagt Miss. Williams: „Stumpfe Gedankenlosigkeit ist nicht seine Sache. Seine Gefühle sind lebhaft, aber nicht nachhaltig; seine Empfindungen schnell erregbar, aber eben deshalb wechselnd; er ist des aufrichtigsten Mitgefühls, wie der vollendetsten Verstellung, warmer Liebe, wie des glühendsten Hasses fähig. Als Unterthan zeigt er sich treu, als Feind unveröhnlich. Jahre lang kann er in der

Stille die günstige Gelegenheit erwarten, durch den schwärzesten Berrath seine Rache zu befriedigen. Bedeutend höher als in sittlicher Beziehung steht er in 'geselliger Bildung. Seine Beobachtungsgabe ist scharf; an Geschicklichkeit übertrifft er vielfach den Europäer. Wo dieser sich nicht zu helfen weiß, findet er leicht Mittel, sich seine Bedürfnisse zu verschaffen; die ganze Natur ist ihm eine Vorrathskammer, die immer in seinen Bereich stellt, was er nöthig hat."

Der Fidschianer ist ungemein stolz auf sein Land, seine Sitten, seine Sprache. Geographische Wahrheiten sind daher seinen Augen und Ohren gleich unwillkommen. Er betrachtet mit Vergnügen einen Globus, bis er auf den Unterschied zwischen der Größe Fidschi's und der Asiens oder Amerika's aufmerksam gemacht, mit gezwungenem Lächeln gesteht: „Unser Land ist nicht größer als ein Mückenstoth," um nachher seinen Kameraden zu erzählen, der Globus sei eine Lügtenugel. Bei Erzählungen von Fremden über ihre Heimat tröstet er sich im Gefühl, daß er selbst in einem solchen Falle nicht die Wahrheit sprechen würde, mit dem Gedanken, auch sie seien Lügner. Ein gereister Fidschianer findet daher wenig Anerkennung bei seinen Landsleuten. Ein Kewa-Mann, der in den Vereinigten Staaten gewesen war, wurde einst von seinem Häuptling befragt, ob wirklich des weißen Mannes Land besser sei als Fidschi, und in welcher Beziehung. Er hat, ihn zu entschuldigen, aber umsonst. Kaum hatte er jedoch angefangen die Wahrheit zu sagen, so schrie einer der Anwesenden: „Er ist ein Schurke!" ein zweiter: „Der Unverschämte!" ein dritter: „Schlagt ihn todt; es ist begreiflich, wenn Fremde so sprechen, aber ein Fidschianer!" Nur sein eiliger Rückzug brachte die aufgeregte Versammlung wieder zur Ruhe.

Der Fidschianer ist aber auch eingebildet auf seine Person, und um derselben weitere Reize zu verleihen, läßt er sich keine Mühe verdrießen. Nichts gewährt einen seltsamern Anblick als die unendliche Abwechslung der Formen des künstlichen Kopfpuzes. Ein europäischer Haarträusler könnte in fidschianischer Schule seine Phantastie noch gewaltig bereichern. Fußweit stehen die mit unglaublicher Sorgfalt gesteiften Locken bei Manchen in die Höhe und Breite hinaus, und um die Arbeit so mancher darauf verwendeten Stunde im Schlafe nicht zu zerstören, bequemt sich der Fidschianer, sein Haupt, statt auf ein Kissen, nur auf eine auf vier Füße befestigte Stange niederzulegen, auf der ein Europäer keine fünf Minuten

Ruhe fände. Zu weiterem Schmuck soll den Männern das Bemalen des Gesichts, den Frauen das Tättowiren dienen. Auch die Art, die schmale Bedeckung um die Hüften zu tragen, hat verschiedene kunstgerechte Formen, und sichtbar stolzer schreitet ein Mann einher, wenn er um seinen wohl geöhlten Körper einen neuen reinen masi schlingen kann. Mit leuchtendem Auge leiht er jeder Schmeichelei sein Ohr; besonders gerne hört er seine hohe Gestalt rühmen. Ueberhaupt kennt er kein süßeres Thema als seine eigene Größe. Aber auch Andern weiß er aufs feinste abzulauschen, wovon sie gerne sprechen, was sie gerne hören. Und wie er selbst für jede Geringschätzung seiner Person ungemein empfindlich ist, sucht er ebenso Andern jede Beschämung zu ersparen. Als ein Missionar sich einst an einer Arbeit versuchte, zu der sein Arm nicht ganz reichte, meinte das Weib des eingebornen Lehrers, vielleicht könnte ihr Mann sie für ihn verrichten, da er etwas größer sei. „Susanna!“ rief dieser mit strafendem Blick, „der Häuptling nicht groß! Wie kannst du so etwas sagen?“ — „Sie sind reicher als ein König — Sie sprechen wie ein Eingeborner — Sie sind ein sehr schöner Mann“ — sind Redensarten, die der Fremde zu hören bekommen kann, so oft er will, namentlich wenn sein Gesellschafter gerade irgend eine sorgfältig verborgene Absicht zu erreichen sucht.

Mit wirklich wunderbarem Takt versteht der Fidschianer seine Leute zu studiren und ihre Schwächen zu benützen. Daß seinen Schmeicheleien daher nicht zu trauen ist, versteht sich von selbst. In Lüge und Betrug durch Wort und That hat er eine traurige Meisterschaft erreicht, die den Missionaren schon manch bittere Täuschung bereitete, und auch bei den zum Christenthum Bekehrten eines der am schwersten auszurottenden Ueberbleibsel des Heidenthums ist. Ein Fidschianer kann sich stellen, als arbeite er mit der größten Anstrengung, während er sich wohl hütet, eine Muskel anzuspannen; er kann sich das Ansehen geben, als suche er mit Eifer des Nachbarn Wohl, während er einzig und allein auf seinen eigenen Gewinn bedacht ist. In keinem Lande der Erde ist es vielleicht schwerer, über irgend eine Sache die genaue Wahrheit zu erfahren, denn auch ganz abgesehen von aller Berechnung gefällt sich der Fidschianer in Uebertreibungen und Entstellungen. „Es haben mir oft Leute aus bloßer Gewohnheit Lügen gesagt,“ erzählt Williams, „wo es weit mehr in ihrem Interesse gelegen wäre, die Wahrheit zu sprechen.“ Den

Fidschianer selbst scheint es kaum zu beschämen, wenn er einer Lüge überwiesen wird; für Fremde aber hat er ein anderes Maß. Ein durch seine Doppelzüngigkeit bekannter weißer Ansiedler wandte sich einmal an Williams um Fürsprache bei einem Häuptling. „Sage ihm,“ lautete des Letzteren Antwort, „einen Ausländer hasse niemand, aber jedermann hasse einen Lügner.“ Als einem andern Häuptling ein Brief eines gleichfalls unzuverlässigen Weißen vorgelesen wurde, erwiderte dieser: „Hätte ein anderer Fremder diesen Brief geschrieben, so würde ichs glauben, aber das ganze Besitzthum dieses Mannes ist Tinte, Feder und Papier.“ — Die Sicherheit des Fidschianers in der Beurtheilung Anderer macht, daß er sich nicht leicht einer abschlägigen Antwort aussetzt. „Dieser Mann ist nur Eines Sinnes,“ fühlt er bei Manchem heraus, und versucht gar keine Anfrage, zu der ihm nicht irgend eine kleine Ermuthigung geworden ist; bei Andern wagt er die Probe, denn er hat schon bemerkt, daß sie „nach einigen Weigerungen nachgeben“.

Erzählungsgabe und mimisches Talent besitzt der Fidschianer in hohem Grade, und unter allerlei witzigen Einfällen fließt die Unterhaltung ununterbrochen fort, wenn in der allgemeinen Herberge für die Männer die Abendstunden verplaudert werden. Alle Tagesneuigkeiten werden da abgehandelt; oft aber treten an deren Stelle auch alte Lieder und Sagen, die mit schwärmerischer Begeisterung wiederholt werden. Sinn für Poesie und Musik läßt sich in der That dem Fidschianer nicht absprechen; leider aber wird auch diese Gabe nur zu oft zum Anschüren von Rachegefühlen gebraucht; Triebe der Dankbarkeit scheinen ihm fremd.

Im Umgang beobachtet er große Höflichkeit, sowohl im eigenen Hause wie außer demselben; tiefere Freundschaften aber gehören zu den Seltenheiten. Zwischen Familienglieder tritt störend die Landessitte, die dem Bruder und der Schwester, dem Vater und Schwiegersohn, der Mutter und Schwiegertochter, den Schwägern und Schwägerinnen streng verbietet, mit einander zu sprechen oder aus derselben Schüssel zu essen. Besuche werden mit Händeklatschen und dem Gruße: „Komm im Frieden!“ empfangen. Reisen sie zu Wasser ab, so begleitet sie der Gastwirth immer zum Kahn, ja einige Freunde folgen ihnen oft eine Strecke ins Meer hinaus, obgleich sie dann schwimmend zurückkehren müssen; zu Land gibt man den Scheidenden das Geleite bis vor die Umzäunung der Stadt. Brautwerbungen

finden, wo das Mädchen nicht schon als Kind verlobt wurde, wie dieß in Häuptlingsfamilien meistens der Fall ist, gewöhnlich mit viel Ceremonien und Geschenken statt, dann und wann aber auch in allereinfachster Weise. „Du kennst meine Umstände; ich bin arm und geplagt; ich bin ferne von meinen Freunden und brauche Jemand, der für mich sorgt; liebe mich, und werde mein Weib,“ redete einst ein Mann mit von der Elephantiasis entstellten Füßen eine junge Wittve an, und sie willigte ohne weiteres ein. — Ein etwas spröderes Mädchen wurde von ihrem Bewerber mit folgenden Worten zur endlichen Entscheidung gebrängt: „Ich wünsche nicht, dich deines Aussehens wegen zu bekommen, denn schön bist du nicht. Aber ein Weib ist wie ein Halsband von Blumen, lieblich fürs Auge und angenehm von Geruch. Lange dauert der Reiz eines solchen Halsbandes nicht, denn so schön es am ersten Tag sein mag, am zweiten verwelkt es und verliert seinen Duft; doch wünscht man es zu besitzen. Wird es verweigert, so wiederholt man die Frage nicht oft. Wenn du mich liebst, so liebe ich dich; liebst du mich nicht, so liebe ich dich auch nicht; nur laß die Sache einmal entschieden sein.“

Mit weit höflicheren Redensarten werden gewöhnlich Geschenke begleitet. Williams erhielt von den Eingebornen oft ziemlich werthvolle Gaben, aber immer wurden sie als äußerst geringfügig bezeichnet, als etwas, was „seiner selbst nicht würdig“, aber „ein Ausdruck der Liebe für seine Kinder, ein kleines Geschenk für seine Diensthoten, ein Futter für seine Schweine“ sei. Wie unaufrichtig übrigens derlei Aeußerungen sind, geht am deutlichsten daraus hervor, daß jedes einem Fidschianer gemachte Geschenk immer neue Wünsche von seiner Seite hervorruft.

Allerlei Belustigungen zu Wasser und Land füllen seine freie Zeit aus. Festessen, zu denen jede Familie ihren Beitrag liefert, und wozu die ganze männliche Bevölkerung eines Stammes oder Distriktes geladen wird, werden mit verschwenderischer Freigebigkeit monatelang vorbereitet. Von der Mannigfaltigkeit der Zubereitung der Speisen wäre dabei für einen europäischen Koch wohl mancher Kunstgriff zu lernen, obgleich in Fidschi in den dem Feste vorhergehenden Tagen nicht Fachmänner das Scepter führen, sondern die ganze männliche Bevölkerung von den Häuptlingen herab sich emsig mit Backen und Kochen befaßt.

Staunenswerth ist die Ordnung, die bei dem Gastmahl selber herrscht. Mit wunderbarer Geschwindigkeit und Gleichheit werden die Speisen vertheilt, die selbst der Häuptling sich nicht zu kosten erlaubt, ehe sie ihm förmlich angeboten wurden. Die Männer essen im Freien und senden den Frauen ihren Antheil nach Hause. Kommt ein Wanderer des Weges, so wird er eingeladen, an der Bewirthung Theil zu nehmen, oder schieben ihm die Essenden wie im Fluge etwas von ihrem Vorrath zu. Beim Anblick einer solchen Scene will es dem Neuling in Fidschi unglaublich dünken, daß dieses scheinbar so frohe, wohlwollende Volk aller der Abscheulichkeiten fähig sein solle, deren man es zeugt. Aber auch hier lauert die alte Schlange, um ein Fünklein Zwietracht gleich zur verheerenden Flamme anzublasen. Furcht, nicht Liebe, treibt die Herzen zu so ängstlicher Beobachtung aller Höflichkeitsformen. Und nicht ohne Grund; denn das kleinste Versehen erzeugt den Grimm des Beleidigten. Ein Häuptling versäumte einst, einem seiner Vasallen ein Stückchen von einer alten Kokosnuß anzubieten, von der er selbst aß. Empört über diese Zurücksetzung, gieng jener zu den Feinden seines Herrn über. Kurz darauf kam es zur Schlacht. Der Häuptling wurde besiegt. Der Gefranzte sieht ihn fliehen und setzt ihm nach. „Verschone mich!“ ruft ihm sein einstiger Gebieter zu. „Ich möchte es,“ lautet die Antwort; „aber die Nuß! Erinnern Sie sich nicht der Nuß?“ Und diesen Worten folgt der Todesstreich.

Peinlich mahnt an das tiefe Mißtrauen, das den Fidschianer immer verfolgt, auch die Höflichkeitsform, nie hinter einer Person vorbeizugehen, oder ohne vorherige Ankündigung einen in ihrer Nähe hängenden Gegenstand herabzunehmen. Die Waffen, die er überall bei sich führt, trägt der Fidschianer gewöhnlich nur zur Vertheidigung. Fürchtet ein Neuling etwa von einem aus der Ferne herbeikommenden, kriegerisch aussehenden Wilden einen Angriff, — er irrt sich; mit allen Zeichen kriechender Demuth weicht ihm jener vielmehr aus.

Es sei genug. Nicht Alles, nicht das Schrecklichste, was sich von Fidschi sagen ließe, ist hier erzählt worden. Nur zwei Bemerkungen noch. Alte Fidschianer sprachen von vielen zur Zeit der ersten Missionare im Schwange gehenden Greueln als von ganz neuen Dingen, welche die vor Zeiten verübten Grausamkeiten weit übertreffen. Und Ein neues Laster hat erst durch die Berührung mit Europäern sich verbreitet, die Trunkenheit; denn dieß Zeugniß

gebührt den Fidschianern, daß sie von Hause aus geistige Getränke sehr mäßig genossen.

2. Die Mission.

1. Beginn des Werks in Lakemba, Kewa und Wiwa.

„Der Neid läßt uns Heiden keine Ruhe. Wir sehen unser Bild in dem Ocean vor uns; bald ist Ebbe, bald Fluth, aber kein Stillstand: wir sind wie er, wir kennen keinen Frieden,“ — antwortete einst ein fidschianischer Häuptling auf die Frage, wann sie denn endlich von ihren unaufhörlichen blutigen Händeln ablassen werden. Aber dieses unruhige Wogen der Herzen, dieses eifersüchtige Verlangen nach fremden Gütern sollte nicht ewig ungestillt bleiben, und schon hatte der Herr die Wege bereitet, auf denen Allen, die sie nur haben wollten, Schätze erschlossen werden sollten, die noch in keines Heiden Sinn gekommen sind — Schätze, deren Genuß auch den blutdürstigen Kannibalen zum milden Friedenskinde macht.

Von Alters her scheint ein reger Verkehr zwischen Tonga und der nur 2—4 Tagereisen davon entfernten östlichsten Gruppe der Fidschi-Inseln stattgefunden zu haben. Mündlichen Ueberlieferungen zufolge sollen, auch noch ehe ein eigentlicher Handelsverkehr bestand, schiffbrüchige Tonganer freundliche Aufnahme an den ungastlichen Ufern gefunden haben, an denen später, einem schrecklichen Gesetze zufolge, beim Anblick von Gestrandeten gleich die Zurüstungen getroffen wurden, sie zu verspeisen. Am häufigsten führten Wind und Strömung die Tonganer nach dem nachbarlichen Lakemba, wo sie oft monate- oder gar jahrelang verweilten. Obgleich diese kleineren Inseln der wenigst wilde Theil Fidschi's sind, fehlte es auch hier nicht an Kriegen, in denen die Fremdlinge sich eine einflußreiche Stellung erwerben konnten, wenn sie sich auf die Seite des Stärkeren stellten und bald für ihn kämpften, bald auf den zinspflichtigen Inselchen Tribut für ihn einzogen. Ein müheloses, träges Leben führend, blieben sie dann mitunter auch ganz dort oder zerstreuten sich auf die westlicheren Inseln des Archipels. Viele machten sich durch ihr anmaßendes Wesen höchst widerlich; aber die Aerte, Beile, Meißel und Messer, die Beuge, Narwalzähne, Muscheln und andere Reichtümer, die sie zum Tausche brachten, ließen sie dennoch überall als willkommenen Gäste betrachten. Als dann in Tonga das Evangelium

Wurzel gesaft hatte, kam dann und wann auch ein lebendiger Christ nach Fakemba, und suchte dort seinen Landsleuten wie den Eingebornen die Wunderbotschaft zu verkünden, die er selbst gehört und gläubig angenommen hatte.

Der Wunsch, dem umnachteten Fidschi das Evangelium zu bringen, erwachte nach der großen Erweckung im Jahr 1834 im Grunde in der ganzen tonganischen Christengemeinde, und freudig erklärten sich die Missionare Groß und Gargill bereit, von deren Gebeten begleitet, in das nur mit Grausen genannte Land hinauszuziehen. König Georg, der eifrigsten Missionsfreunde einer, gab ihnen einen seiner Diener mit, sie bei dem König von Fakemba einzuführen und ihm zu sagen, wie viel er selbst und sein Volk dem Unterricht der christlichen Lehrer verdanke. So landeten sie am 12. Oktober 1835. Mit betäubendem Geschrei wurden sie am Ufer von einem Haufen wild aussehender, schwarz bemalter und wohlbewaffneter Tonganer und Fidschianer empfangen. Doch waren diese in freundlicher Absicht zu ihrer Begrüßung gekommen, und meistens wohlbekannte Worte tönten ihnen im fremden Lande ins Ohr. An den von Kokospalmen beschatteten Hütten der Tonganer vorbei, wurden die Missionare in die eine Strecke landeinwärts gelegene Residenz des Königs geleitet. Auch er sprach fließend tonganisch, versprach ihnen sogleich ein Grundstück zur Errichtung von Missionsgebäuden, und wünschte ihre Familien und ihr Gepäck je eher je lieber ans Land geschafft zu sehen. Das war den seekranken Frauen und Kindern willkommenes Botenschaft. Am gleichen Tage noch wurde das Schiff verlassen und ein auf drei Seiten offener Schuppen am Strande bezogen, der zur Herberge dienen sollte, bis die zugesagten Häuser fertig wären. Was aber in der Heimat sich etwa von Romantik an den Gedanken an eine solche Lage hängen mag, das wurde in jener ersten Nacht den beiden Missionsfamilien gründlich vertrieben. Schlaf kam nicht in ihre Augen, denn Moskitoswärme ließen ihnen keine Ruhe, und auf das jämmerliche Geschrei der Kinder antwortete draußen das vielstimmige Gurren der, wie es scheint, beunruhigten Schweine. Dankbar wurde daher das Anerbieten des Kapitäns angenommen, für die folgenden Tage wieder aufs Schiff zurückzukehren.

Indessen machten sich die Eingebornen unverzüglich an die Zurüstungen zum Hausbau. Schon am 14. waren die Pfosten, Spar-

ren und Schilfrohre bereit, und am 17. standen die beiden Wohnungen so weit fertig da, daß sie bezogen und die mitgebrachten Thüren, Fenster, Geräthschaften, Bücher und Vorräthe aller Art gelandet werden konnten. Den folgenden Morgen — es war ein Sonntag — begannen die Missionare ihren Dienst an den Seelen mit zwei Predigten im Freien, wozu sich etwa 150 Tonganer und Fidschianer einfanden; auch der König wohnte aufmerksam bei.

Eifrig gieng es nun an die Erlernung der dem Tonga nahe verwandten Sprache, an die Berichtigung eines schon entworfenen Alphabets für dieselbe, an den Entwurf einer Grammatik und eines Wörterbuchs und an die Uebersetzung der Evangelien. Daneben wurden außer den Sonntagspredigten an den Wochentagen Vorträge in tonganischer Sprache gehalten. Und bald zeigte sich wenigstens an den Tonganern die Kraft des göttlichen Worts. Bisher hatten sie selbst in Fidschi einen schlimmen Ruf gehabt; jetzt lag ihnen nichts mehr an der zügellosen Freiheit, die sie dort genossen; der Wunsch, ein neues Leben zu beginnen, trieb vielmehr viele von ihnen in die alte Heimat zurück. Andere blieben als lebendige Zeugen der Gottesmacht, die kriegerische, verrätherische, argwöhnische Wilde in dienstbeflissene, selbstvergeßende Werkzeuge einer Liebe verwandeln kann, die nicht aus dieser Welt stammt. Noch andere dagegen, halberzige und nur dem Namen nach zum Christenthum übergetretene Leute, die gleichfalls in Fidschi blieben, machten später den Missionaren große Noth und hinderten vielfach ihr Werk durch Müßiggang, anmaßendes Wesen und Händelsucht.

Den Eingeborenen selbst war die Ankunft der Missionare zunächst nur in äußerlicher Beziehung der Anbruch einer neuen Zeit. Für ihre Dienste beim Hausbau und für die Herbeischaffung von Lebensmitteln reichlich in allerlei Artikeln bezahlt, die lange schon der Gegenstand ihrer Sehnsucht waren, wurden sie zu vermehrter Thätigkeit gespornt, mit neuen Bequemlichkeiten vertraut. Die Missionshäuser mit ihrer wohnlichen Einrichtung wurden fern und nah bald mit solcher Bewunderung besprochen, daß am Ende schaarenweise Gäste herbeiströmten, sie zu sehen. Natürlich benützten die Missionare solche Gelegenheiten, über den eigentlichen Zweck ihres Kommens zu sprechen, und manches Samen Korn wurde auf diese Weise ausgestreut; doch erwuchs ihnen und ihren Familien daraus auch eine drückende Last, denn die müßigen Besuche waren oft schwer wieder fortzubringen

und wußten mit unglaublicher Geschicklichkeit allerlei Kleinigkeiten in dem schmalen Stück Zeug um die Lenden zu verbergen, wenn sie nicht durch seine Bettelleien zu erlangen waren. Da überdies wiederholt Orkane die Häuser und Umzäunungen beschädigten oder einrissen, und jede Dienstleistung der Eingebornen von den mitgebrachten Vorräthen bezahlt werden mußte, waren diese letzteren bald erschöpft. Mit welcher Wonne daher die Briefe und weiteren Zuschüsse begrüßt wurden, die im Juni 1836 das englische Schiff „Active“ den einsamen Sendboten brachte, läßt sich denken. Das war aber für längere Zeit die einzige derartige Freude; denn als etwa achtzehn Stunden von Lakemba die „Active“ scheiterte und zugleich noch verschiedene andere Schiffbrüche an den Korallenriffen Fidischi's bekannt wurden, verloren Schiffseigenthümer und Kapitäne die Lust zu der gefährlichen Fahrt, so daß außer allen andern Entbehrungen die Missionare zuweilen mit wirklichem Mangel an den geeigneten Lebensmitteln zu kämpfen hatten, die sich auf den kleinern Inseln natürlich nicht in der Fülle finden, wie auf der größeren westlichen Gruppe.

Indessen erquickte sie der Herr durch einige Erstlinge, die er ihnen aus den Eingebornen schenkte, und die Wahrnehmung, daß die Predigt des Evangeliums bereits auch auf größere Massen als ein Sauerteig zu wirken begann. Wie überall, wo dieß der Fall ist, erwachte aber auch hier in eben dem Maße der entschiedenere Widerstand der Feinde. Unter allerlei nichtigen Vorwänden suchte namentlich der König es zu verhindern, daß die neue Religion eine herrschende Macht unter seinem Volke werde, obgleich er wieder und wieder seine Geneigtheit aussprach, selbst ein Christ zu werden. Daß er den entscheidenden Schritt noch verschiebe, sagte er, rühre nur von seiner Scheu her, als ein kleiner, zinspflichtiger Häuptling ihn zu thun, ehe die größeren Könige ihm darin vorangegangen seien. Drangen die Missionare in ihn, doch nicht länger zu zögern, so suchte dagegen er sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß einer von ihnen sich nach Mbau oder Somosomo wenden müsse, um dort in einer der Hauptstädte die große Neuerung zu beginnen.

So schwer ein solches Unternehmen bei dem Zusammenschmelzen aller äußeren Hilfsmittel war, machte sich doch Groß gegen das Ende des Jahrs 1837 nach Mbau auf. Dort war eben der durch einige seiner Söhne vertriebene König Tanoa siegreich wieder heim-

gekehrt und sein getreuer Sohn Thakombau noch mit der Verfolgung der Feinde beschäftigt. Ein ächter Fidschi-Krieger, voll Blutdurst und teuflischer Grausamkeit, hatte Thakombau bisher von den Europäern nur Waffen und geistige Getränke begehrt. Zum erstenmal trat jetzt ein Friedensbote vor ihn hin mit der Bitte, sich bei ihm niederlassen zu dürfen. „Es wird mir sehr angenehm sein, wenn Sie das für gerathen halten,“ erwiderte er; „ich will Ihnen aber nicht verbergen, daß ich in Krieg verwickelt bin und Ihrem Unterricht nicht zuhören, ja nicht einmal für Ihre Sicherheit stehen kann.“ Kein Wunder, daß diese Einladung Groß wenig ermutigend schien, da überdies während seines Besuchs gerade zwei menschliche Leiber im Ofen gebacken wurden. Und doch scheint es jetzt vor menschlichen Augen ein Mißgriff, der die Ausbreitung des Evangeliums auf Fidschi bedeutend verzögerte, daß er damals die in Mbau geöffnete Thüre nicht benützte. Was Groß eine mehr ausweichende Antwort schien, war von Seiten des schrecklichen Mannes ein wunderbares Zugeständniß, dessen Nichtannahme sein Stolz nie verzieh. Fünfzehn volle Jahre hat er dasselbe trotz aller Anfragen der nachgekommenen Missionare nicht erneuert, und den treuen Groß stets als seinen persönlichen Feind betrachtet, weil er sich von ihm weg nach dem nachbarlichen Kewa wandte.

Dort brachte die Missionsfamilie in enger, dumpfer Wohnung mit nur Einem Gemach zum Einstand sechs schwere Wochen zu. Groß lag zuerst am Wechselfieber, dann an der Cholera und zuletzt am Typhus todkrank darnieder. Seine arme Gattin sah schon das dunkle Loos vor sich, mit ihren Kleinen inmitten der Kannibalen einsam als Wittwe dazustehen. Doch gerade in der Zeit der größten Noth kam von Owalau herüber, wie von Gott gesandt, ein amerikanischer Ansiedler und nahm sich der Bedrängten hilfreich an. Groß genas und durfte nach der Leidenstaupe bald einige Früchte seiner Arbeit sehen. Ein Häuptling und sein Weib öffneten ihre Herzen dem göttlichen Worte und bald auch ihr geräumiges Haus der Verkündigung desselben. Wohl hundert Zuhörer fanden sich da oft zusammen, und daneben gelang es, eine hoffnungsvolle Schule zu beginnen. Verfolgung blieb indessen auch hier nicht aus. Einmal hätte Groß durch die Steine, die nach den Christen geworfen wurden, beinahe das Leben verloren; ein anderes Mal versuchten die Heiden das Haus, in dem die Versammlung war, in Brand zu stecken.

Doch der Herr wachte über die Seinen und erweckte ihnen auch in der Person des Königs einen Beschützer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bittschrift der Nestorianer,

welche im Maiheft (S. 214) erschienen ist, wurde von dem Sekretär des evangelischen Bundes dem Senior der amerikanischen Missionare unter den Nestorianern, Dr. Perkins, mitgetheilt, und von diesem in ruhigster Weise durch nachfolgende Bemerkungen beleuchtet:

„Als mein Auge auf die Namen 'Hr. Kassam und Rev. G. P. Badger' fiel, durchzuckte mein Gemüth unwillkürlich die Frage: 'Ist nicht die Hand Joabs in all dem?'

„Im Jahre 1833 brachte ich auf dem Wege nach Persien einige Tage in Malta zu und wurde dort durch die amerikanischen Missionare mit einem jungen Engländer bekannt gemacht, der als erster Arbeiter an ihrer Presse angestellt war. Einige Wochen darauf siedelten sie mit ihrer Presse nach Smyrna über, und der junge Badger begleitete sie. Er hatte in Malta durch Herr Temple, den ältesten der dortigen Missionare, starke religiöse Eindrücke erhalten und, wenn ich nicht irre, sich der Methodistenkirche angeschlossen. Nach einiger Zeit sprach er den Wunsch aus, das Evangelium zu verkünden, und begab sich zur Vorbereitung auf diesen Beruf nach England. Dort gerieth er unter den Einfluß des Puseyismus und ergab sich demselben in Oxford mit der ganzen Glut seines leicht erregbaren Wesens. Im Jahr 1842 wurde er durch den Bischof von London ordinirt und nach Mosul gesandt, wo er sogleich mit aller Macht auf die Zerstörung der amerikanischen Mission unter den Nestorianern hinzuwirken begann. Eben damals brachen in Kurdistan die nestorianischen Mezeleien aus, die den Patriarchen Mar Schimon aus seiner Bergfeste nach Mosul hinabtrieben, wo er durch das Versprechen bürgerlichen Schutzes und andere Lockungen sich leicht in Badgers Netz fangen ließ. Sobald der treffliche Bischof von London von Badgers feindseliger Haltung gegen die amerikanische Mission hörte, nahm er ihn schnell von Mosul weg und ernannte ihn zum Kaplan in Aken. Ein- oder zweimal hat seit jener Zeit Herr Badger

seine Versuche erneut, unserer Mission zu schaden, indem er, wenn er seine an Hrn. Nassam verheirathete Schwester in Mosul besuchte, den Patriarchen und seine Anhänger gegen uns und unser Werk einzunehmen suchte.

„Ueber den Vicekonsul Nassam genügen wenige Worte. Auf jenem Besuch in Malta im Jahr 1833 lernte ich auch einen jungen Chalbäer oder römisch-katholischen Nestorianer von Mosul kennen. Als der erste Angehörige des fernen Volkes, dessen Rettung ich mein Leben geweiht hatte, interessirte er mich natürlich sehr. Er war auf dem Wege nach Rom, wo er mit andern halbäisichen Jünglingen sich auf den Priesterstand vorbereiten wollte, in Alexandrien erkrankt und dort in die Hände deutscher Missionare im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft gefallen, die liebevoll für ihn sorgten und ihm das Evangelium verkündeten. Er wurde Protestant und war, als ich mit ihm zusammentraf, als Gehilfe des zu der gleichen Gesellschaft gehörigen Herr Schlenz mit arabischen Uebersetzungen und Korrekturen beschäftigt. Unter des letzteren gütiger Mitwirkung arbeitete er damals ein kleines altsyrisches ABC-Buch für mich aus, das er lithographiren ließ, und mit dem ich mich in angenehmer Weise bei den Nestorianern einzuführen hoffte. In Malta heirathete Herr Nassam eine Schwester Badgers. In der Folge begleitete er als Dolmetscher Oberst Chesney's Expedition an den Euphrat und wurde nach deren Mißlingen zum englischen Konsul in Mosul ernannt. Dort that er viel für die Erleichterung der Lage der Nestorianer Kurbistans und erwies unserer Mission und ihren nestorianischen Gehilfen manche Freundlichkeit. Nach dem gewichtigen Ausspruch eines andern, mit allen betreffenden Parteien bekannten englischen Konsuls war 'Nassam immer geneigt, gerecht zu handeln, außer wenn er gerade verbadgert war'.

„Ich will nicht versuchen, genau zu bestimmen, wie groß der Antheil dieser beiden Persönlichkeiten an dem Zustandekommen des fraglichen Schriftstücks ist; davon aber bin ich überzeugt, daß er, wenn auch versteckt, doch nicht gering war. Es trägt kein Datum; aber aus verschiedenen Umständen schließen wir, daß es schon vor mehr als zwei Jahren abgefaßt wurde. Die meisten der damit verknüpften Namen sind uns bekannt und bilden in der That ein buntes Gemisch. Alle gehören dem westlichen oder kurbischen Theil unseres Arbeitsfeldes an. Etliche der Unterzeichner sind jetzt todt; etliche

sind notorisch unsittliche und gerade derselben Dinge schuldige Leute, die sie in jenem Schriftstück verdammen. Einige sind oder waren römisch-katholisch; einige haben so wenig Charakterfestigkeit, als Sie sich nur immer denken können; viele von ihnen gehören, wie Sie bemerken werden, einem einzigen Distrikt der kurbischen Gebirge an, nämlich dem von Tehoma, dessen Bewohner für das gemeinste und abtrünnigste Geschlecht des ganzen Volkes gelten. Einige der Unterzeichner aber sind, wie ich mit Schmerz gestehen muß, an unsern Tischen gespeist, durch unsere Arbeit erzogen und von den Freunden unserer Gesellschaft mit Mitteln versehen worden, um unsere Arbeit zum Wohle dieses Volkes zu theilen. Vieles von der Schwachheit und Undankbarkeit dieser Letztgenannten können wir indeß durch den starken und versuchlichen Druck fremder Einflüsse entschuldigen, denen sie, entfernt von ihren alten Freunden, ausgesetzt waren. Was die Gründe betrifft, welche die Unterzeichner bewogen, ihre Siegel unter jenes Schriftstück zu setzen, so bin ich überzeugt, daß in den meisten Fällen es nur selbstsüchtige, unedle Wünsche nach zeitlichen Vortheilen waren. Es ist ja das sogar in der Bitte um Arbeiter aus einer Kirche zu lesen, die 'mit Reichthümern und Erkenntniß ausgestattet ist'."

Als einzige Vertheidigung gegen die groben Unwahrheiten, welche jene Bittschrift enthält, gibt Perkins nun einen kurzen Ueberblick über das reich gesegnete Werk der amerikanischen Mission unter den Nestorianern, das in seinen Hauptzügen unsern Lesern bekannt ist.*) — Mit Staunen und Entrüstung aber liest man die Nachschrift, die Perkins den Tag darauf seinem Schreiben beifügen konnte:

„Nachdem ich dieß aufgezeichnet hatte, trafen wir mit zwei der hervorragendsten Presbyter zusammen, deren Namen auf dem mir von Ihnen zugesandten Schriftstück stehen, und die gerade jezt nach Urümiah kamen. Von uns befragt, erklärten beide feierlich, daß sie ihre Siegel diesem Schriftstück nicht beigebrückt, daß sie niemand Befugniß gegeben haben, ihm ihre Namen beizusetzen, ja daß sie es weder gesehen, noch von seiner Existenz etwas gemußt haben, und daß sie bereit seien, dieß zu beurkunden. Diese beiden Männer sind unter unsern Agenten und gehören zu den verständigsten, achtungswerthesten und glaubwürdigsten, deren Namen auf dem Schriftstück

*) Miss. Mag. 1867, S. 49. 177 ff.

figuriren. Wir setzen keinerlei Zweifel in die Wahrheit ihrer Aussage. Daraus ergibt sich, daß ihre Namen in völlig unerlaubter Weise gebraucht wurden, und die Richtigkeit des Schriftstücks steht somit in Frage. Wir wissen nicht, wie viele andere Namen noch betrügerischer Weise darauf gesetzt wurden, da die Wohnorte der uns nächsten Unterzeichner 30—40 Stunden von uns in den Gebirgen liegen, und wir deshalb keine augenblickliche Untersuchung anstellen können.“

Missions-Beitung.

Dr. Livingstone,

der so lange Todtgeglaubte, war von seinem treuen Freunde, dem Präsidenten der geographischen Gesellschaft in London, Sir Roderich Murchison, auch dann noch zurückerwartet worden, als alle andern „afrikanischen Autoritäten“ jede Hoffnung aufgegeben hatten. Wir können nun nach der vorgängigen Nachricht des Maihefts (S. 224) den Brief mittheilen, durch welchen die lügenhaften Berichte von Livingstone's treulosen Begleitern widerlegt und die Herzen aller Freunde des unermüdlchen Reisenden mit Freude erfüllt wurden.

Bemba, den 2. Februar 1867.

„Dies ist die erste Gelegenheit, die mir wird, einen Brief an die Küste zu senden, und zwar durch eine Gesellschaft schwarzer arabischer Sklavenhändler von Bagamoyo bei Sansibar. Sie waren zum erstenmal bis hieher vorgebrungen und auf einem kürzeren Wege gekommen als wir. In meinem Bericht an Lord Clarendon gab ich bloß eine magere geographische Skizze,

weil die Händler nur einen halben Tag warten wollten; nachdem ich aber dieß die Nacht durch geschrieben hatte, konnte ich sie überreden, mir diesen Morgen noch eine oder zwei Stunden zu schenken; wenn also meine Mittheilungen an Sie vollständiger ausfallen als die an Seine Lordschaft, so wissen Sie es zu erklären. Ich konnte nicht den Weg um das nördliche Ende des Nyassa machen, weil beim ersten Schein von Gefahr die Johanna-Leute die Flucht ergriffen hätten; sie flohen auch wirklich auf die bloße Erzählung von den Thaten der schrecklichen Masitus hin, am Südenbe des See's. Hätte ich sie einmal glücklich jenseits des See's gehabt, so hätten sie fest zu mir gehalten, aber so lange arabische Sklavenhändler an uns vorbeikamen, war kein Verlaß auf sie; überdieß waren sie so eingelegte Diebe, daß es eine wahre Erleichterung war, ihrer los zu sein, obgleich mein Gefolge dadurch auf neun besreite, in der Schule von Nasit (hinter Bombay) erzog-

gene Jungen herabschmolz. Ich hatte die Absicht, in der Mitte des See's überzusetzen, aber so bald es hieß, die Engländer kommen, flohen alle Araber vom Einschiffsungsplatz, und die Besitzer von zwei gerade auf dem See befindlichen Fahrzeugen hielten dieselben außer Sicht, damit ich sie nicht als Sklavenschiffe verbrenne.

„Ich verweilte in der Stadt Matafa's, auf der Wasserscheide zwischen der Küste und dem See und etwa einundzwanzig Stunden von dem letzteren entfernt. Die Stadt hat mindestens 1000 Häuser, und Matafa ist der mächtigste Häuptling der Gegend. Von Mitte Juli bis Ende Dezember befand ich mich in seinem Bezirk. Er wünschte sehr, daß einer der befreiten Knaben bei ihm bleiben möchte, und ich that was ich konnte, sie dazu zu bewegen, aber umsonst. Er verlangte nach Anleitung, wie er sein Vieh beim Ackerbau benützen könne, und ich versprach ihm, wo möglich andere junge Leute zu schicken, die mit der indischen Landwirtschaft bekannt seien. Es ist dieß der beste Platz, den ich zur Gründung einer einflußreichen Station sah, und Matafa zeigte einigen Rechtsinn, indem er seinen Leuten, die ohne sein Wissen einen Plünderungszug an den See unternommen hatten, befohl, die Gefangenen und das Vieh zurückzuschicken. Er that das aus eigenem, freien Antriebe schon vor unserer Ankunft; zufällig aber sah ich die Fremdlinge. Es waren 54 Weiber und Kinder, etwa 12 Knaben und 30 Stücke Vieh. Ich gab ihm ein Kleinod zur

Erinnerung an sein wackeres Benehmen, was ihm große Freude machte, denn er hatte seine Befehle nicht ohne Widerstand durchgesetzt und zeigte jetzt im Triumph dieses Zeichen meiner Zufriedenheit mit ihm.

„Die Ufer des See's verlassend, versuchten wir die Kirslette zu ersteigen; aber die Leute unten fürchteten sich vor denen droben, und erst als ein alter Freund, Katosi oder Kiemaſura sich entschloß, mit seinen Weibern unser Extra-Gepäck zu tragen, kamen wir hinauf. Es ist nur der Rand eines von verschiedenen Mangandſcha-Stämmen bewohnten Hochlandes, die sich noch nie am Sklavenhandel betheiligt, vielmehr kurz vorher eine Bande arabischer Sklavenhändler zurückgetrieben hatten. Wir hielten sie alle für Marawi, aber Katosi ist der einzige uns bekannt gewordene Marawi-Häuptling. Die Kanthunda oder Kletterer leben in den sich auf dem Hochlande erhebenden Gebirgen, die Tſchipeta mehr auf den Ebenen, die Tſchewa noch nördlicher. Wir kamen westwärts zu einem sehr gastfreien Volke, bis wir dachten, wir haben den Meridian der Masitu überschritten; dann wandten wir uns nordwärts, wobei wir um ein Kleines einer Räuberbande dieses Volkes in die Hände gefallen wären. Nach allerlei Zickzack-Wanderungen nahmen wir wieder den Punkt auf, den wir 1863 verlassen hatten, 20' westlich von Tſchimanga's Dorf, gingen 12° 45' Südbreite über den Loangwa, der hier in das Bett eines alten See's fließt, und bestiegen beim

Heraustrreten aus diesem großen Becken unter dem 11. Grad südlicher Breite von Süden her die Hochebene von Lobisa. Die Berge erheben sich auf der einen Seite derselben 6,600' über den Meeresspiegel. Ich habe alle Aufgaben des Jägers selber übernommen, und dabei gute Gesundheit, ohne einen Anflug von Fieber genossen, aber wir sind um alle unsere Arzeneien gekommen, der empfindlichste Güterverlust, den ich je erlitt, obgleich ich hoffe, wenn das Fieber sich einstellt, es mit einheimischen Mitteln zu bekämpfen, und der wachsamsten Obhut einer höhern Macht vertraue.

„Seit wir die Küste verließen, habe ich keinerlei Nachricht von dort erhalten, aber ich hoffe in Ubschidschi Briefe und unsere zweite Sendung von Vorräthen (nur eine kleine) zu treffen. Es war mir unmöglich, etwas hinabzusenden; ich hatte einige Briefe geschrieben in der Hoffnung, einem arabischen Sklavenhändler zu begegnen: aber sie machten sich alle davon, sobald sie hörten, die Engländer kommen.

Bis wir auf der Hochebene von Lobisa waren, konnte ich keine Auskunft erlangen über den Weg, den die Portugiesen nach Casembe zu machen pflegten. Dort erfuhren wir, daß sie sich westwärts von dem hielten, was vom Loangwa-Thal aus ein Gebirgszug scheint. Die Kartenzeichner haben den Weg der Portugiesen viel zu weit östlich gesetzt. Wahrscheinlich führte sie die in dieser Gegend häufige Wiederholung von Flußnamen irre. In den Nyassa fließen nicht weniger als vier Loangwa.“

Dr. Kirk schreibt sodann von Sansibar, Livingstone sei im Oktober 1867 richtig in Ubschidschi angelangt, wo er die von Kirk ihm übersandte Karte von Bakers Entdeckungen vorgefunden haben müsse, mit der er zweifelsohne an den Nyanza-See vorgedrungen sein werde, um dieselbe zu vervollständigen. Der lügnerische Musa und seine Begleiter werden wahrscheinlich vom Sultan gestraft werden, weil sie durch ihre falsche Berichte so vielen Kummer und Geldaufwand verursacht haben. (Leis. Hour.)

Literatur.

Das Wachsthum eines Kindes Gottes in der Gnade, dargestellt in einer Reihe von Briefen von J. M. D. an ihren Gatten.

Aus dem Englischen. Basel, Missionshaus. 1868. Preis 18 Kr.

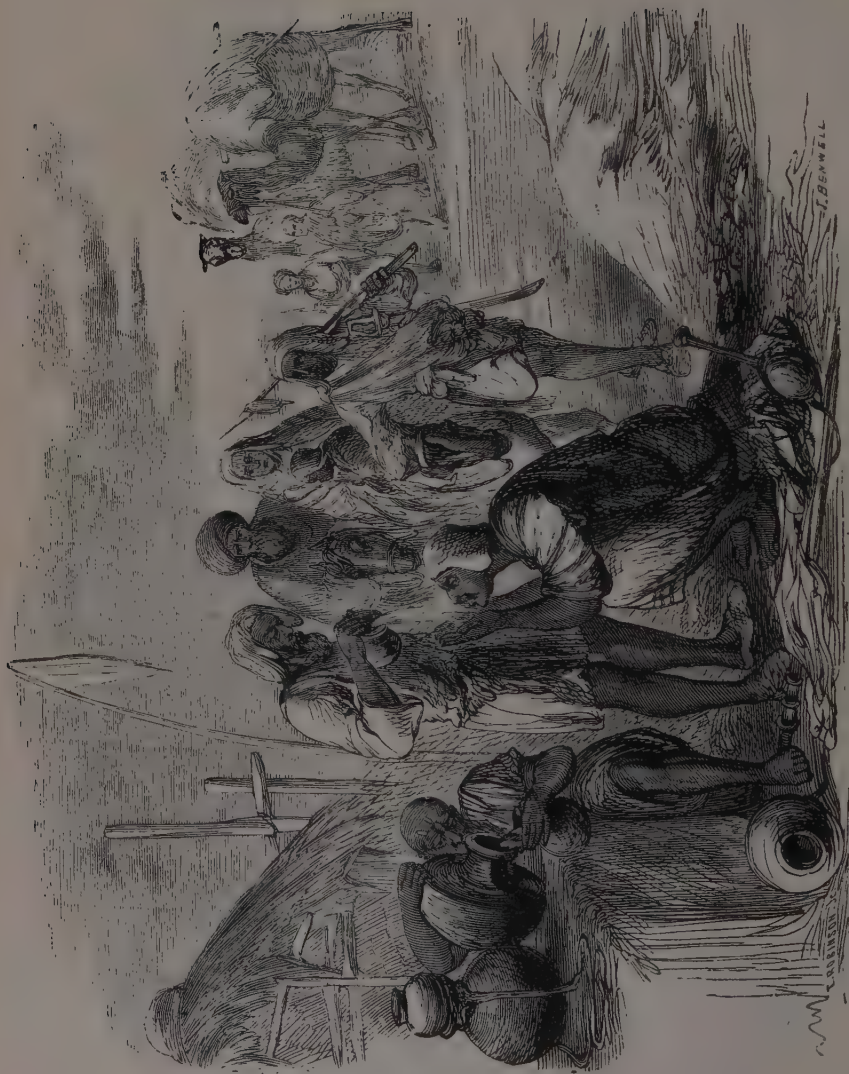
Die Briefe von Isabella Dobbie an ihren Gatten, Robert S. Dobbie, damals Hauptmann des 39. Regiments der Madras Infanterie, stammen aus den Jahren 1853—55, da durch den seligen Hebrich ein besonderes Gnadenwerk in jenem Regimente stattfand. So viele Offiziere und Angehörige desselben bekehrten sich, daß

man ihm den Spitznamen Hebich's own (Hebich's Leibregiment) schöpfte. Vor seiner Erweckung war Dobbie ein wilder, leidenschaftlicher Egoist, verwegener Jäger und hochstrebender Freimaurer gewesen, an dem seine Mitoffiziere manches zu tragen hatten. Wie er es nur zu Wege brachte, daß er von einem Ausflug nach England eine so vollendete Dame, wie Isabelle war, nach Indien führen konnte, blieb auch seinen Freunden ein Räthsel; aber darin kamen sie überein, daß das Regiment an ihr einen Edelstein gewonnen habe, und hofften, sie werde, wenn irgend etwas, den Mann zu schleifen vermögen. Es gieng aber anders. Wie die beiden Ehegatten in Kannanur zum Herrn gebracht wurden, ist in dem Schriftchen angedeutet; und in den vertraulichen Briefen an den Gatten kann man wenigstens Isabella's Wachsthum in der Gnade belauschen. Es war große Trauer bei Vielen, als ihr schneller Heimgang (5. September 1855) bekannt wurde. Eines ihrer letzten Worte (zu einem Unbefehrten) war: „Die Welt ist toll, kommt doch zu Jesus!“

Am 2. Mai 1868 ist ihr nun ihr Gatte als Oberstlieutenant des 39. Regiments im Tode nachgefolgt. Eine indische Zeitung (Madras Times) sagt von ihm: „Man darf Robert Dobbie wohl einen ausgezeichnet liebenswürdigen Mann nennen. Ein kühner Reiter, ein verwegener Schikari (Jäger), unerschütterlicher Freund und ganzer Soldat, fügte er zu den guten Eigenschaften des Geistes und Körpers, womit Mutter Natur ihn reichlich begabt hatte, den tapfern Sinn eines zweifel freien, begeisterten Christen. In den letzten zehn Jahren seines Lebens gab er sich mit seiner ganzen Energie der Förderung christlicher Interessen hin, indem er bald einen Indian Watchman redigirte, bald am Hafen Matrosen und Soldaten predigte (welche die unverkennbare Güte des Mannes achten mußten, wie wenig sie auch seinen Bitten sich fügen mochten), und immer fröhlich, freigebig und eifrig eine Masse von Freunden gewann, ohne, wie es scheint, sich jemand zu verfeinden. Sein Christenthum war ein hochgetriebenes; es schmeckte etwas zu sehr nach der Art von Cromwells 'Eisengarden', als daß die meisten seiner Bekannten sich ganz damit hätten befreunden können; denn Oberst Dobbie that nie etwas halb, vielmehr alles was ihm vor Händen kam zu thun, das that er frisch, mit aller seiner Kraft. Doch wie man auch über etliche auf die Spitze getriebene religiöse Ansichten, an

denen er mit fast verzweifelter Zähigkeit festhielt, denken mag, sprach er sie doch nie (?) in Anstoß gebender Weise aus, zur Unzeit oder am unrichtigen Ort; trotz seiner Frömmigkeit blieb er derselbe Mann von Bildung, der gleiche Soldat, der er gewesen war, ehe er sich der Religion zuwandte (?). Seine militärische Laufbahn war eine ehrenvolle, ohne — aus Mangel an Gelegenheit — eine ausgezeichnete zu sein; doch war er so wesentlich aus dem Stoff gebildet, dem Helden erwachsen, daß er sicherlich bei jedem Anlaß seine Pflicht nach Art der Dutram, Havelock und Neil gethan hätte. 'Ohne Furcht und ohne Tadel' ist er zu seinem Grabe gegangen und hat außer seiner zahlreichen Verwandtschaft viele hinterlassen, welche nie die herzliche, mannhafte, und sich überall gleichbleibende Güte Robert Dobbie's vergessen werden."

Die Schilderung dessen, was Dobbie durch Gottes Gnade geworden ist, hat ihre Richtigkeit; was er aber vor seiner Bekehrung war, davon dürfte der Schreiber des Artikels kaum die rechte Kunde besitzen. Dobbie selbst würde zum Lobe des treuen Herrn, der einen so wunderbaren Segen auf Hebich's Predigt unter dem indischen Militär gelegt hat, seine eigene Vergangenheit in ganz anderem Lichte darstellen. „Er ist ein widerlicher, ein unzuverlässiger, ja gemeiner Mensch,“ äußerten seine Mitoffiziere zu einer Zeit, da sie noch die gründliche Aenderung, die mit ihm vorgieng, anzweifeln konnten. Die Briefe seiner Gattin enthalten weder besonders tiefe innere Erfahrungen noch spannende Neuigkeiten; sie sind überhaupt nicht für die Lesewelt geschrieben; der Wittwer hat sie nur zum Privatgebrauch in Druck gegeben. Dem deutschen Leser vollends bleibt vermöge des fremden Lebenskreises, in dem sie sich bewegen, Manches unklar. Doch mögen sie immerhin ein Zeugniß von der Wirksamkeit ablegen, welche die Mission neben ihrer Hauptaufgabe auch unter den Europäern der Kolonien ausübt. Und wer den alten Hebich lieben gelernt hat, wird gern auch einmal die Bekanntschaft etlicher seiner überseeischen Kinder machen.




Ein durstiger Keisezug in Indien wird getränkt.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

9. Dr. Karl Graul und die Kaste in der Tamil-Mission.*)

s ließe sich noch von mehr als einem Tamil-Missionar, der seinen Lauf im Frieden vollendet hat, eine erbauliche Skizze entwerfen, wie von den Londonern W. H. Drew in Madras und Ch. Mault in Nagerkoil, den Amerikanern Poor und Scudder und Andern. Doch drängt sich uns bei der Betrachtung ihrer Wirksamkeit kein augenfällig charakteristischer Zug auf, der die Schilderung derselben besonders nutzbar machen würde; von dem Manne aber, der eine gewisse Art der Reisepredigt für seine specielle Aufgabe erkannte und bis zu seinem frühen Tode treu betrieb, von Ch. Nagland, ist in diesen Blättern bereits das Wichtigste erzählt worden (Miss. Mag. Juni 1859). Wir schließen daher diese Reihe von Arbeitern in der Tamilmission mit dem Leben eines Landsmanns, der zwar nicht selbst Missionar war, aber durch seine Wirksamkeit als Missionslehrer und -leiter, wie als Dolmetscher des tamilischen Volksgeistes einen sehr bedeutenden Einfluß auf diesen Theil des Missionsgebiets ausgeübt hat.

Sohn eines anhaltischen Webers (geb 6. Februar 1814) wurde Karl Graul um seiner ausgezeichneten Talente willen frühe von frommen Lehrern zu höheren Studien angeleitet und glänzte bald durch die blühende, kräftige Sprache seiner Aufsätze, seinen Wissensdurst und tiefes Naturgefühl bei eigenthümlicher Ungelenkheit seines

*) Dr. K. Graul und seine Bedeutung für die lutherische Mission, von G. Hermann. Halle 1867. Dazu Grauls Schriften, Hallische Missionsnachrichten und Evangelisch-lutherisches Missionsblatt, Pamphlete u. s. w.

Wesens. Die Universität Leipzig hatte er 1834 kaum bezogen, als er sich durch Lösung einer theologischen Preisaufgabe einen Namen machte; er verließ sie 1838, im Schriftglauben so fest gegründet, daß sein Examinator, obgleich er ihm das beste Zeugniß ausstellen mußte, ihm doch — um seiner Richtung willen — keine Aussicht auf Anstellung im Dessauischen übrig ließ. Er wurde daher Hauslehrer in einer englischen Familie, welche ihren Kindern in Italien französischen Unterricht verschaffen wollte; schnell lernte er alle drei für diese Stelle nöthigen Sprachen und machte sich sofort daran, den Dante zu übersetzen.

In Livorno war es dann, daß der Judenmissionar Graul (1840) ihn für den Dienst der Mission in Jerusalem anwarb. Er sagte zu und reiste nach Deutschland zurück, um mit seiner Braut vereint dem heiligen Lande zuzueilten. Doch zerßlug sich der Plan an konfessionellen und anderen Bedenken; Graul aber heirathete und lehrte, dichtete, übersehte weiter, bis der Ruf zum Vorstand der Dresdener Mission (1843) ihm einen willkommeneren Wirkungskreis eröffnete.

Die Dresdener Missionsgesellschaft, früher ein Hilfsverein der Basler Gesellschaft, hatte sich 1836 zu einer strenglutherischen Haltung zusammengeschlossen und außer einer kurzlebigen Unternehmung in Australien den Miss. Cordes (1840) ins Lamilland abgeordnet, an den sich bald zwei weitere Missionare, Ochs und Schwarz, angeschlossen. Alles war noch im Werden, als Graul (März 1844) das Missionshaus betrat. Er unterrichtete nun die Missionszöglinge, indem er sie besonders in den Geist der reinen Lehre einzuführen suchte, die er in seinem Büchlein, „die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse“, aufs schärfste bestimmte mit Angabe aller irgend ungesunden Richtungen. Sodann rief er die Kirchen des lutherischen Bekenntnisses zu eifriger Betreibung des Missionswerkes auf und erreichte in dieser Arbeit große Erfolge. Weil ihm ferner immer deutlicher wurde, daß die Mission sich auf Indien zu concentriren habe, wo wenige, aber möglichst tüchtig gebildete Missionare allein der Aufgabe genügen könnten, einen neuen Grund zu legen, weniger durch Einzelbefehlungen, als durch kirchliche Massenerziehung, verpflanzte er (1848) die Missionschule nach Leipzig, um im Anschluß an die Universität eine gründliche Bildung der Zöglinge zu erzielen und sie zugleich der „schädlichen“ Einwirkung eines pietisti-

schen Kreises in Dresden zu entziehen. Mit Halle und Kopenhagen wurden fruchtbare Verhandlungen angeknüpft, in Folge deren nun Leipzig in das Erbe der Trankebarischen Mission eintrat.

Draußen hatte nämlich Cordes in Verbindung mit dem letzten dänischen Pastor sich in die unerquicklichen Verhältnisse Trankebars eingelebt, welche ein Zwist des Gouverneurs mit dem Amtsgenossen noch verbitterte, bis dieser 1843 Indien verließ. Cordes war zunächst dort nur geduldet, daher die zwei nachgesandten Mitarbeiter vorerst anderswo offene Thüren suchten; nach Knudsens Abgang aber wurde er als dänischer Pastor von der Behörde angestellt. Als bald darauf Trankebar (1845) an die Engländer verkauft wurde, bat die Gemeinde, sie doch der lutherischen Mission zu übergeben, was durch einen Vertrag des dänischen Missionskollegiums mit dem Dresdener Missionskomite (1847) glücklich bereinigt wurde. Etwa 1600 Christen mit 5 Katecheten, 16 Schullehrern, allen Gründen und Gebäulichkeiten giengen in die Hände der deutschen Missionare über, zu welchen als vierter Appell stieß. Dazu kam (1845) die von der kirchlichen Mission aufgegebene Station Mayaweram (nur acht Stunden von Trankebar), die ein frommer Engländer für 3500 Rupies an sich brachte, um sie — mit etwa 80 Seelen — an Miss. Ohs zu übergeben. Ein schöner Boden für eine ausgebreitete Missionsthätigkeit im Kaveri Delta war damit gewonnen.

Derselbe sollte sich noch bedeutend vergrößern. Im Gebiet des Londiman Radscha (40 Stunden von Trankebar) hatte seit 1836 eine unabhängige indische Mission gewirkt, welche endlich sich an die Amerikaner in Madura angeschlossen. Diese konnten die Bedürfnisse des entlegenen Zweigs nicht befriedigen, namentlich nachdem sie 1847 die Kaste zu bekämpfen sich entschlossen hatten, und zeigten sich bereit, die Station Pubukotta mit allem Zubehör den Lutheranern zu übertragen. Dankbar nahmen diese die Gabe an (1849). Ein Ländchen von mehr als 200,000 Seelen, darunter etwa 190 evangelische Christen, war damit ihrer Wirksamkeit geöffnet. Der langsame Weg der Einzelbelehrungen, mit welchem andere Missionen den Grund legen, war dieser neueintretenden erspart: sie konnte gleich mit Organisirung und Fortbildung von Gemeinden ihr Werk beginnen. Andererseits mußte sie dabei dem schon Gewordenen, ja Erstarrten, dem zähen Brauch dieser Christen, in einem Grade Rechnung

tragen, wie das Missionaren, welche erst Gemeinden sammeln, sich nicht leicht aufbringt.

Bedenklicher war der nächste Schritt. Die alte Weperi Gemeinde in Madras, einst von Fabricius und Gerike gesammelt, hatte sich wegen eines Kastenstreits, der von den englischen Leitern streng abgeurtheilt wurde, von diesen losgesagt; einige wollten zu den Römern, andere zu den Unitariern übertreten, einige gar zu den Heiden zurückkehren. Es waren über 400 Leute, von einem Katechisten nothdürftig zusammengehalten. Cordes trat mit ihnen in Unterhandlung (1848) und die Gesammtkonferenz der lutherischen Missionare beschloß, auf die Zusage hin, den Kastenunterschied beim heiligen Abendmahl fallen zu lassen, sich ihrer anzunehmen. Miss. Krenmer zog nach Madras, traf die Gemeinde freilich in sehr traurigem Zustande, da alle Zucht verschwunden war, nahm aber bald, „fast jeden Sonntag“ neuzinkommende Glieder der englischen Kirche in dieselbe auf. Natürlich wurden damit alle anderen Missionare in der Hauptstadt vor den Kopf gestoßen; denn jedes Vorgehen gegen die Kaste, welche gerade damals von den Missionaren als der größte Makel des tamilischen Christenthums erkannt und lebhaft bekämpft wurde, namentlich nachdem Andersons bekehrte Jünglinge sich sehr entschieden darüber ausgesprochen hatten (November 1845 in öffentlicher Diskussion und im „Herold“), schien nun durch die Begünstigung derselben seitens der Lutheraner fast unmöglich gemacht.

Eine Zuschrift der Madras-Konferenz an die letzteren, sie zu brüderlichem Zusammenwirken einzuladen, wurde von ihnen in lateinischer Antwort abgelehnt. Sie rühmten sich, den Tamilchristen reines Wort und Sakrament wiederzubringen, richteten den Gottesdienst mit Lichtern und anderen Symbolen schmuckreicher ein, und legten besonderen Werth auf das Kreuzeszeichen, welches auch über ihrem Antwortschreiben prangte. Einige der neuen Priester giengen nun im weißen Talare herum, von dessen Gürtel ein Krucifix herabhäng, schlugen Kreuze, gebrauchten Weihrauch etc. Den Engländern, Schotten und Amerikanern konnten sie damit nur als verkappte Römer erscheinen, welche nun alle Welt aufforderten, der Einen wahren Kirche, der sakramentalen, sich anzuschließen. Wenn aber diese als der alte, eigentliche Tamil-Protestantismus angerühmt wurde, so lag etwas unheimlich Lockendes in der damit herkömmlich

verknüpften Duldung der Kaste. Es war damit doch eigentlich gesagt: 1) Komm herüber zu uns, so empfängst du mehr als sonst irgendwo, den wahren Leib Christi, die volle Sakramentsgnade. 2) Es soll dich aber weniger kosten als jedes sonstige Christenthum, denn du brauchst die Kaste in Haus und Hof nicht aufzugeben, wie die Reformirten ungereimter Weise verlangen. Hiemit konnte eine Gemeindefammlung angebahnt sein, wie man sie bisher noch nie unter Protestanten gesehen hatte. Schon seit 1847 wußte man von Tandschaur, daß die Gemeinde dort gern zu den Lutheranern zurückkehren würde, obwohl sie sich nicht an der reformirten Lehre, sondern nur an der starren Form der englischen Kirche stoße. In Budukotta aber war denen, die sich gegen die Amerikaner auflehnten, bemerkt worden, falsche Lehre könnte ein Grund zur Trennung sein, ein Wink, den sie alsbald schlaue benützten, ohne damit bei Miss. Ochs etwas zu gewinnen. Für andere unzufriedene Tamilschriften indessen war damit das Schlagwort gegeben, mit dem sie sich hinfort leicht ihren bisherigen Leitern entziehen konnten. Mehrere Gemeinden waren auch um ihrer Kastenzähigkeit willen von den Engländern bereits aufgegeben worden, und wurden nun eine leichte Beute der Leipziger.

Es war eine kritische Zeit für die Mission. Graul hatte schon vor 1848 erkannt, daß er der Leitung des Werks nur genügen könne, wenn er selbst an Ort und Stelle die schwierigen Fragen, die mit den Bedürfnissen des Tamilvolkes und dem „Ausbau und der Abrundung“ seiner Mission zusammenhiengen, gründlich untersuchte. Er hatte bisher keine indischen Studien gemacht, wie das Missionsblatt, das er redigirte, genugsam anzeigt; es behalf sich z. B. wie die andern deutschen Missionschriften in indischen Namen mit der absouderlichen Orthographie der Engländer. Nun aber warf sich Graul ernstlich auf Tamil und Sanskrit, bereitete sich tüchtig auf seine weite Reise vor und widmete ihr fast vier Jahre seines Lebens (1849—53).

Ihre Kosten wurden vom Grafen Einsiedel, Dr. Niemeyer in Halle und andern Freunden bestritten. Auch die ostindische Compagnie unterstützte dieselbe, als Graul ihr seine Bitte vortrug. Bei dieser Gelegenheit traf er mit dem von Madras frank zurückgekehrten Anderson in London zusammen (Mai 1849), der ihm das Wort entgegenwarf: „Ihre Missionare thun dort ein Teufelsgeschäft.“

Auf sein „fast weibliches Gemüth“ machte der Vorfall solchen Eindruck, daß er in seiner eingehenden Beschreibung von Madras Andersons Namen gar nicht erwähnt. *) Es scheint aber sehr erklärlich, wenn der schwerranke Vorseher der entschiedensten, fast gewaltthätigen Einzelbefehle in Madras gegen den Versuch von Massenanziehungen, bewirkt mittelst der täuschlichen Wiebergeburt und sakramentaler Heiligung, unter Beihilfe schonungsvoller Behandlung des Kastenbrauchs, so stark und herb protestirte.

Graul hat seine Reiseerfahrungen wiederholt beschrieben, zuletzt in seinem fleißig ausgearbeiteten Werke „Reise nach Ostindien über Palästina und Egypten. Leipzig 1854—55.“ Er ist kein Reisender, den es nur immer vorwärts treibt zu neuen Ländern und Gegenden; vielmehr mangelt ihm die eigentliche Wanderlust, die Leichtigkeit der Bewegung, die Gleichgiltigkeit gegen das Entbehren gewohnter Genüsse u. in hohem Grade. Aber wo er hinkommt, da hat er offene Augen und Ohren; wie eine Biene trägt er Alles zusammen, was er selbst gesehen, von Andern gehört, in Büchern gefunden hat. Er weiß seinen Stoff sowohl kritisch zu sondern, als auch gleichmäßig zu verarbeiten, so daß Selbsterlebtes und Entlehntes kaum zu unterscheiden ist. Und dazu der Zauber einer plastischen Darstellung, die alles Neue und Fremde möglichst anschaulich schildert, eine feine Gruppierung, die Lichter und Schatten fallen läßt, ohne daß eine Zuthat oder Absichtlichkeit des Beobachters sich verräth, eine geschmackvolle maßhaltende Prosa gewürzt durch sinnvolle, lieblich klingende Gedichte. Das Werk zeichnet sich aufs Vortheilhafteste vor den meisten Reisebeschreibungen frommer, wissenschaftlicher und ästhetischer Pilger aus, indem es die besten Seiten von allen vereinigt. Sein Egypten zu lesen, ist ein wahrer Genuß; seine Beschreibung der tamilischen Länder- und Volksverhältnisse greift weiter und tiefer als die Leistungen irgend eines Vorgängers.

*) Hermann S. 102 erzählt: „Ein englischer Missionar, dem er als Direktor der Lutherischen Mission vorgestellt wurde, rebete ihn an: 'Sie wollen also mit Ihrer Mission dem Teufel dienen,' — eine Anrede, welche Graul für die eines Wahnsinnigen halten mußte, bis er merkte, daß dieser ungeheure Eifer 'Kaste' und 'Teufel' zu identificiren pflegte.“ Die Darstellung, welche der Text gibt, stützt sich auf Grauls mündliche Mittheilung im März 1850.

Doch wird dem Kundigen ein Mißstand nicht entgehen. Für Graul ist die lutherische Kirche „die Braut des Allerhöchsten“; sie hat den Beruf, „den übrigen kirchlichen Gemeinschaften, die sich mehr oder minder vom Wind menschlicher Lehre von der Fährte des göttlichen Wortes haben verschlagen lassen, als Leuchthurm zu dienen, damit sie sich vom Mittelpunkt reiner Lehre nicht ganz hinweg verlieren. Wer am Abendmahl einer Konfession Theil nimmt, die nicht die seine ist, heuchelt“ 2c.*) Er theilt den Glauben, der an einem Jahresfest seiner Gesellschaft (1850) etwas plumper in den Worten ausgesprochen wurde: „Die Kirche Gottes hat keine Schwestern, es gibt neben ihr nur Menschenkirchen und Sekten, Kirchen des Zusatzes zu Gottes Wort und des Abschneidens. Die reformirten Kirchen verweigern dem Worte Gottes den vollen Glaubensgehorsam. Die lutherische Kirche aber ist nicht erst vor 300 Jahren ans Licht gekommen; sie ist die alte und daher auch die wahre, einige, heilige und ewige Kirche, für deren Sieg das Wort kämpft.“

Daß Graul auch durch seine Reise und ihre Beschreibung für den Sieg der lutherischen Kirche einen Beitrag liefern wollte, sieht man seinem Werke auf den ersten Blick nicht an; denn da er damit auf die gebildetsten Kreise zu wirken gesonnen ist, weiß er seine Feder sehr im Zaume zu halten und hütet sich vor jedem anmaßenden oder abgeschmackten Vordrängen seiner theologischen Ueberzeugung. Allein die Voraussetzung, daß Gott katholischen und reformirten Missionen nur einen zweiten Segen schenken könne, der erste aber der lutherischen aufbehalten sei, durchbringt doch seine ganze Anschauung und Darstellung. „Die mit konfessionellen Eigenthümlichkeiten zusammenhängenden Mängel“ werden also bei den einzelnen Missionen geschickt vorgerückt; abgesehen von ihnen, heißt dann diese und jene

*) Die Gesellschaft entließ 1854 zwei Missionare, die am englischen Abendmahl Theil genommen hatten. Ihr Blatt theilt einmal (1853) eine irenische Rede von Prof. Delitsch mit, worin ausgesprochen wird, wie tröstlich es sei, daß doch alle Kirchen und Sekten den Heiden die Gnadenmittel bringen, wenn gleich zweifelhaft bleibe, ob Christus sich auch da mittheile, wo das Abendmahl nicht stiftungsgemäß verwaltet werde (wie bei den Römischen). Dazu macht die Redaktion folgende wunderliche Bemerkung: „Welches Gericht aber müßte für Reformirte (und Unirte) mit jedem Abendmahlsgenusse verbunden sein, wenn auch im reformirt (und unirt) verwalteten 'Abendmahl' Leib und Blut Christi dargereicht und empfangen würde! 1 Kor. 11, 29.“

Mission eine „im Ganzen gesunde“ und nach solchem Maaß des Lobes fühlt er sich frei, über alles Unnüchterne, allen Subjektivismus, jedes taktlose Verfahren draußen und zu Hause zu klagen, und im Schönsehen und Schönschildern, in raschen, einseitigen, gefärbten Berichten einen „allgemeinen Fehler der gegenwärtigen Berichterstattung“ zu entdecken und scharf zu rügen. Seinerseits aber bestrebt er sich, Alles auf ein möglichst geringes Maaß zu reduciren. Schonungslos deckt er namentlich alle Schwächen unionistischer oder allianzlicher Unternehmungen auf, wie z. B. bei „der protestantischen Aftersvereinigung“ im Bisthum von Jerusalem. Mit dieser scharfen Kritik hat Graul ohne Frage der Sache im Ganzen wesentlich genützt, denn die alte, naive Art der Missionsberichte hatte sich nachgerade überlebt; im Einzelnen aber ließ er sich vielfache Willkürlichkeiten und Unrichtigkeiten zu Schulden kommen.*)

*) Als ein Beispiel diene die Basler Mission im Lululande. Nach Graul scheinen die Missionare ganz angestirt, indem ihnen die enge Verbindung mit englischen Freunden bedeutende Summen eintrage und ein gewisses Ansehen bei den Eingebornen verschaffe; sie besorgen daher den anglikanischen Gottesdienst, Butlers Analogy sei das theologische Hauptbuch an der Katechistenschule u. Die andere, unterdrückte, Seite dieser Zeichnung würde enthalten, daß die Deutschen den Engländern auf ihren Wunsch zwar predigten, jedoch gut deutsche Lehre, den enger Verbundenen aber das Abendmahl nur in der Missionskirche reichten; daß zwar Apologetik nach Butler gelehrt wurde, die Bibel aber, und dann Bengels Snomon, der in zwei Sprachen übersezte lutherische Katechismus u. als Hauptbücher figurirten. Graul läßt den Anfang der Gemeinde durch zwei in Kalikut getaufte Heiden gemacht werden, was nicht der Fall war; von der Holeyer Kaste sei noch nicht einer getauft (es war aber einer getauft). Die getauften Saraswatas seien keine rechten Brahmanen, ihre weiße Farbe deute auf arabische (!) Abstammung. Die getauften Sudras sollen an bürgerlicher Ehre durch die Taufe gewinnen, während doch jeder Palmbauer, wenn er getauft wird, aus der Kaste gestoßen und von ihr gemieden wird. Es sei dort eine Art Katechetenschule entstanden, ein erster Schritt von untergeordneter Bedeutung, nachdem die frühere Erziehungsanstalt habe aufgehoben werden müssen, weil die meisten Knaben sich verließen u. In Wahrheit hatte sich die alte Anstalt in drei Abtheilungen, eine Gemeindefschule, eine Industrieschule und eine Katechetenschule entfaltet und getheilt. Die bisherigen Katecheten und Diakonen verdienen, nach dem Urtheile der Missionare selbst, kaum so genannt zu werden; während gesagt worden war, die vier Katecheten seien mit Ausnahme eines Einzigen eifrige, erprobte und nützliche, wahrhaft bekehrte Männer, die jedoch die nöthige Vorbildung nicht erhalten haben; ähnlich die Diakonen. Und dergleichen mehr nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt, in welchem jeder Missionar sich bemüht hatte, dem Landmann zu guter Kenntniß

Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Graul ist ganz in seinem Element, wenn er die Eindrücke der umgebenden Natur, oder die Art der Völker und Stämme beschreibt, unter denen er sich bewegt; aus tiefer aber wird sein Geist angesprochen durch die besten Erzeugnisse einer fremden Literatur. Dem Individuum beizukommen, ist weniger seine Sache. Und einem Manne der That, einem Charakter gegenübergestellt, kommt er leicht aus der Fassung; er spürt, daß sich ein solcher nicht so leicht in die ihm geläufigen Kategorien rangiren läßt, und rächt sich an der Sprödigkeit des unbequemen Gegenstandes durch Entwerfen eines Zerrbilds oder durch Todtschweigen.

Es scheint ganz unverfänglich, wenn Graul einmal beginnt: „Der allgemeine Charakter jeder Mission ist hauptsächlich durch den konfessionellen Charakter der betreffenden Missionare bedingt,“ und dann nach diesem Vordersatz eine Mission abkapitelt. In Wahrheit aber wird vielmehr der Charakter jeder Mission, namentlich jeder jungen, durch den persönlichen Charakter der betreffenden Missionare hauptsächlich bedingt sein, wenigstens auf Missionsgebieten, in welchen die Arbeiter sich geübt haben, von der konfessionellen Spaltung, als einer vom Herrn nicht angeordneten, sondern nur in Langmuth getragenen zeitlichen Existenzform seiner Gemeinde möglichst abzusehen und mit einander brüderlich zu verkehren. Anders ist's freilich, wo der Missionar in der Konfession sein Leben findet; da fällt, wenigstens scheinbar, der Hauptnachdruck auf den Gemeingeist, von dem er sich getragen fühlt, und das nicht bloß in den katholischen Kirchen.

Im März 1850 hielt sich Graul zehn Tage in Tschirakal auf, wo er aus den Zusammenstellungen einheimischer Nachrichten und Excerpten von portugiesischen, italienischen u. Schriften, die der dortige Missionar für eine Geschichte Malajalams aufgehäuft hatte, mit großem Fleiß ausschrieb, was ihm immer zu einer Einsicht in Land und Volk verhelfen konnte. Am Palmsonntag aber besuchte er das nahe Kannanur, um auch einmal die Gemeinde zu sehen. Da begab es sich denn, daß Miss. Hebig ihm mit einem unwillkommenen Rath zu nahe rückte. Zurückgekehrt rief der Gast aus: „Nein, mit dem Manne könnte ich nicht zusammenarbeiten!“ Die

der ganzen Mission zu verhelfen. Kein Wunder, wenn die Missionare in der Unbefangenheit ihres Gastes sich getäuscht fanden.

Folge des Zusammenstoßes war, daß die Malayalam-Mission, namentlich aber die Kannanur-Station in Graul's Schilderung besonders schlecht wegkamen; jene, indem sie unter der bezeichnenden Aufschrift „Die Basler Missionsversuche in Malayalam“ geschildert wurde, während sie doch einen längeren Bestand hinter sich hatte, als das Leipziger Unternehmen im Tamilgebiet; diese, indem die Arbeit dasselbst in fast idyllischer Weise als eine „größtentheils pastorale“ dargestellt wurde.*) Von der Bedeutung, die ein Mann wie Hebiß für einen Missionsanfang hat, konnte der Kritiker sich so wenig einen Begriff machen, als von der Arbeit eines Rhenius oder Anderson; er umgeht die Person mit sichtlichem Widerwillen und kann nur ein Chaos von Subjektivitäten erblicken, weil ihm seine Kategorien mehr Wichtigkeit haben als das Gottesgeschenk ursprünglicher, wenn auch eifriger und einseitiger Persönlichkeiten. Hebiß durfte von seinem Standpunkte aus wohl sagen, er meine doch von Luther etwas mehr in sich zu haben als dieser Lutheraner.

Ueber Cines wunderten sich die Basler schon bei der ersten Begegnung mit dem Missionsdirektor. Man hatte erwartet, er werde sich über die schwierige, weitläufige Kastenfrage durch geduldige Untersuchung des Thatbestandes ein Urtheil zu bilden bestrebt sein. Dagegen zeigte sich schon in Mangalur, daß er ein fertiges Urtheil mitbrachte und dasselbe nicht ohne Gereiztheit eifrig verfocht. Graul hat (E. M. 1853, S. 180) die Aeußerung, die ihm in den Mund gelegt wurde, „die Kaste habe Indien gerettet“ mit Unwillen von sich abgelehnt; er hat sie aber auf jeder Malayalam-Station wiederholt, freilich nicht in dem Sinne, in welchem er sich gegen sie verwahrt. Es verhält sich damit folgendermaßen. Miss. Mögling machte den Gast darauf aufmerksam, wie Abbé Dubois in seiner Vorrede zu „den Sitten und Gebräuchen der Kanareesen“ sage, die Kaste habe in alter Zeit Indien vor Verwilderung und Entmenschung bewahrt; das nun, meinte Mögling, dürfe zugegeben werden, wenn auch jetzt

*) Auch hier mehrere Unrichtigkeiten und schiefe Lichter. In Kannanur soll der Provinzialgerichtshof sein, was nie der Fall war. Die Niedrigkeit der Gemeindeangehörigen wird in jeder Weise hervorgehoben, und in den angeführten Zahlenverhältnissen geradezu übertrieben, dagegen verschwiegen, daß damals schon vier Majer Katecheten geworden waren. Bei Erwähnung der Schulen wird der Rath ertheilt, „sie würden, nebenbei gesagt, vielleicht auch einfache Predigtplätze bieten;“ nachdem der Gast berichtet worden war, sie werden als solche benützt u.

unlängbar dieselbe das Hauptbollwerk des Heidenthums gegen das Christenthum geworden sei. Graul ergriff jenes Citat mit Freuden; er hielt aber die Kaste noch jetzt für ein Kleinod Indiens, welches „erhalten, geheiligt, verklärt, nicht abgeschafft werden müsse; denn die Nationalitäten sollen nicht vertilgt, sondern veredelt werden durch das Wort und die Sakramente.“ Dagegen wurde geltend gemacht, daß gerade das Kastenwesen es sei, was die Entstehung eines Nationalcharakters und Gemeingeistes, eines lebendigen Staatsorganismus und Vaterlandsfinnes den Indiern unmöglich gemacht habe. Kastenwesen und Nationalität seien zwei entgegengesetzte Pole. Graul dagegen beharrte darauf, die Kaste sei Nationalität und brauche blos geheiligt zu werden. Weitere Erfahrung hat ihn nur gelehrt, daß dieses Urtheil etwas modificirt und vorsichtiger gefaßt werden müsse. Am Ende aber hat ihm doch die Kastenfrage die größten Leiden seines Lebens bereitet.

Ueber die Entstehung der Kasten kann nach den neuesten Forschungen*) kein Zweifel obwalten. Als die Arier aus dem Fünfstromland nach Südosten vordrangen und nach und nach das Gangesthal besetzten, stand der alten dravidischen Bevölkerung, die sich entweder unterworfen, oder in die Gebirge zurückgezogen hatte, der arische Stamm im Vollgefühl der Ueberlegenheit gegenüber. Die dunkelfarbigen Besiegten, ob sie nun sich in ein dienendes Verhältniß fanden, wie das Volk der Sudras, oder in den Bergen ein rohes Jägerleben fortführten, schienen den Siegern eine schlechtere Art von Menschen, mit welchen keine Vermischung stattfinden durfte. Aber auch unter den Eroberern schied sich nun die Masse der Stammgenossen (Vaischyas), die hinfort weniger in den mitgebrachten Heerden als im Anbau der gewonnenen Länderstrecken ihren Hauptbesitz fand, mehr und mehr von den kriegslustigen Waffenträgern (den Kshatrias) und von den begeisterten Sängern und Vetern, welche vor Kampf und Opfer die Götter anriefen (Brahmanas). Ob die letzteren oder die Krieger der höhere Stand seien, war damit noch nicht entschieden; als der Thattendurst allmählich ausstarb und die Religion das wichtigste Geschäft wurde, entschied sich endlich, nicht ohne schwere

*) Geschichte der Arier von M. Dunker. Leipzig 1867.

Kämpfe in mehr als einem Lande, der Vorrang der Brahmanen, welche dann sich immer schroffer von den übrigen Ständen abzuschließen suchten, bis sie als Erdengötter sich zu geberden begannen. Die Lehre von den Wiedergeburt drückte endlich ein heiliges Siegel auf dieses System der Geburtsunterschiede (dschäti Geburt, d. h. Kaste); je nach den Verdiensten oder Sünden dieses Lebens wird der Mensch das nächstemal in höherem oder niederem Geschlechte geboren; er kann Wurm oder Gras, kann aber auch Löwe oder Barbar, kann Teufel oder Dämon, kann endlich König oder gar ein Engel werden. Das Höchste aber ist erreicht, wenn er als Brahmane geboren wird; dann hat er nicht mehr weit zum Gottwerden.

Ums Jahr 1000—800 vor Christo mochte dies System zu seiner Vollendung gelangen; über Essen, Trinken, Kleidung, Berührung und Waschen kam nun eine Masse von Vorschriften auf, welche möglichste Abgrenzung der Kasten bezweckten. Kuhurin und Kuhmist mit Milch und ihren Produkten gemischt mußten gegen Verunreinigungen innerlich angewendet werden. Doch galten noch lange Ehen der Brahmanen mit Sudraweibern, sie gelten sogar noch in etlichen Ländern (Malabar), nur daß die Kinder solcher Ehen nicht mehr wie in frühest Zeit den Vater beerben durften. Weitere Stämme der Urbbevölkerung, wie die Tschandalas, wurden nun in das Kastensystem hereingezogen, und theilweise durch Ueberweisung unreinlicher Arbeiten (wie der Hinrichtungen) noch weiter degradirt.

Die Lehre der Brahmanen beherrschte die Gemüther; die Edleren suchten durch qualvolle Bußübungen den Körper zu vernichten, und durch beständiges Denken des Absoluten auch die Seele zu erlöben. Der große Haufen fügte sich wenigstens willig den unabsehbaren Kaste- und Reinheitsgesetzen, und so herrschte die Sklaverei der Geburt, die man als göttliche Fügung geduldig hinnahm, mit einer Strenge, unter der „man sich den Zustand des Volks nicht leicht gedrückt genug wird vorstellen können“.

Da erwachte der Königssohn von Kapilawastu unter strengen Bußübungen zur Erkenntniß des Ursprung der Leiden; er heißt darum Buddha, der Erwachte. Als Bettler und Prediger zieht er (seit 588 vor Christo) herum, die Menschen aus diesem Jammerthal der Erde zu befreien. Alles ist eitel; soll nun der Schmerz aufhören, so muß das Verlangen, die Leidenschaft vernichtet werden; das geschieht, indem man sich von der Empfindung befreit, und durch

Nachdenken die ganze Individualität auslöscht, das eigene Dasein aufhebt. Diese höchste Stufe heißt Nirwana. Daraus ergibt sich nun aber eine einfache Moral: bring Ruhe in deine Sinne, lebe so einfach, still und enthaltsam als möglich, und betrübe dich mehr über das Unglück des Nächsten als über dein eigenes. Sei mitleidig, barmherzig und hilf allen Armen und Elenden; tödte nichts Lebendes. Deine guten Werke verbirg, deine Sünden bekenne vor den Glaubensgenossen. Wie ärgerten sich nun aber die Brahmanen, als Buddha auch den untersten Klassen den Eintritt in den Stand der Büßer gestattete, als er auf offenem Markte nicht nur die zweigebornen Arier, sondern auch Sudras und Tschandalen einlud, nicht in hoher Sprache, sondern in gemeinsaftlicher Weise! Erbarmend nahm er sich aller Mühseligen an und trat dem Hochmuth der Brahmanen mit unbeschreiblicher Demuth und Sanftmuth entgegen. Es war „ein Gesetz der Gnade für Alle“, das von ihm ausgieng. Sein Schüler Ananda traf ein Tschandalamädchen wasserschöpfend am Brunnen und verlangte zu trinken. Sie meinte, als Tschandala dürfe sie ihn nicht berühren. Er aber erwidert: „Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Kaste, noch nach deiner Familie; ich bitte dich um Wasser, wenn du es mir geben kannst;“ und Buddha nahm dieß Mädchen unter die Geweihten auf. Wer denkt dabei nicht an die Samariterin, welcher freilich zum Dank für ihr Wasser ein durstlöschenderer Trunk geboten wurde, als Buddha zu reichen vermochte!

„Die Tugenden fragen nicht nach den Kasten. Im schlechtesten Körper kann die beste Seele wohnen.“ Als äußere Rangordnung mag ja der Geschlechtsunterschied fortbauern, aber der Geist ist damit nicht gebunden; der Niedrigste kann zum gleichen Heil gelangen wie der Höchste. Das waren die Lehren, welche nun, auch nachdem Buddha gestorben war (543), eine unendliche Bewegung in ganz Indien hervorriefen. Seine eifrigsten Anhänger, die Bhikkhū (Bettelmönche, die aber nie um eine Gabe bitten, sondern nur schweigend sie empfangen durften), auch Sramana (Strebende) genannt, wohnten über die Regenzeit in Klöstern zusammen, und lernten sich aus den früheren Kastenregeln zu einem neuen Gemeinschaftsleben durchzuarbeiten; in den übrigen Monaten verbreiteten sie sich almosenempfangend und predigend durch alle Länder. Sie haben ungeheure Erfolge erzielt. Keine Religion zählt jetzt eine solche Masse von Bekennern wie der

Gott= und Wunder=lose Buddhismus, wenn er auch nach Jahrhunderte langen Kämpfen aus seinem Geburtslande fast ausgerottet wurde.

War es nicht eine sehr einfache Folgerung, wenn die Lehre der Brahmanen, daß „durch die Arbeit der innern Heiligung der Kastenunterschied für die drei oberen Geschlechter überwunden werden könne“, nun auch auf die niedersten ausgedehnt, wenn dem Stammgefühl gegenüber das Recht der Persönlichkeit überhaupt wieder hervor gehoben wurde? Die Aermsten gerade wurden von dieser Lehre am mächtigsten angezogen. „Auch der Tschandala erhielt die Weihe des Bhikshu“, und zwar mit der einfachen Formel: „Tritt herzu, gehe ein in das geistliche Leben!“ Hatten die Brahmanenschulen alle möglichen Haartrachten eingeführt, so gieng nun der Buddhist ganz geschoren. Statt der Altäre, an welchen bisher nur die Brahmanen geopfert hatten, kamen Versammlungshallen (vihara) auf, in denen freilich auch mit der Zeit Buddhabilder aufgestellt wurden, wo aber jeder Kastenunterschied aufhörte. Die fahrenden Mönche, die nirgends solche Verunreinigungen zu befahren hatten, wie sie den Brahmanen von den untern Kasten gänzlich zurückhielten, ließen nun ihr Wort des Rathes und der Ermahnung in allen Häusern hören; sie beteten bei allen Ceremonien und beherrschten bald die Gewissen umfassender als die Brahmanen.

Nachdem dann der große Tschandragupta, aus niederem Geschlecht entsprungen, die erste umfassende Monarchie Vorderindiens gestiftet, und durch die Sindhuvölker mit ihren freieren Kastenansichten die erstarrte Bevölkerung der Gangesebene neubelebt hatte (um 315), bekehrte sich sein Enkel Asoka (251) zum Buddhismus, durch welchen allein freiere Bewegung für Fürst und Volk, sowie der durch Alexanders Eroberung nothwendig gewordene fruchtbare Verkehr mit der griechischen Civilisation möglich geworden war. Unter ihm herrschte vollste Duldung. „Man solle,“ schrieb er auf Stein, „den eigenen Glauben ehren, aber dürfe den Anderer nicht schelten. Nur Eintritt frommt. Möchten die Befenner jedes Glaubens reich an Weisheit und glücklich durch Tugend sein!“ Er verwendete sich bei den griechischen Fürsten für die Ausbreitung des Buddhismus, wie er dafür unter den barbarischen Stämmen seines weiten Landes eifrig wirkte, und z. B. in Kaschmir die Schlangenverehrung durch den Buddhismus verdrängte. Baktrien im Norden und Simhala

(Ceylon) im Süden wurden durch seine Missionare Heimstätten eines eifrigen Buddhakultus.

Dennoch vermochte auch der Buddhismus nicht die Indier mit neuer Thatkraft zu beleben. Er zeigte sich nicht stark genug, das Kastenwesen zu brechen, und nach langen Kämpfen gelang es den Brahmanen, denselben vollständig niederzuwerfen und auszuschließen. Durch die volle Herstellung, ja Verschärfung des Kastenwesens kam es nun zur „Unterbindung des socialen Blutumschlaufs“; dasselbe machte, mehr als der Despotismus, jede nationale Erhebung, am Ende selbst die Behauptung der nationalen Selbständigkeit zur Unmöglichkeit. Tolerant in der Lehre, ist der Brahmanismus allein intolerant in der Frage der Reinheit, im Kastenwesen; und damit ist dem Indier nur der oft geprüfte zähe Heldemuth des Duldens geblieben.*)

Sobald aber die Religionen des Westens einbrangen, verrieth sich dem Indier ihre Verwandtschaft mit dem Systeme Buddha's in dem für sie bedeutendsten Punkte, in der Kastenfrage. Auf Malabar, wo nach einander Juden, Manichäer, Nestorianer und Jakobiten, zuletzt aber Muhammedaner als Seefahrer und Großhändler sich niederließen, wurden sie alle für Buddhisten besonderer Art gehalten. Ihre Bethäuser hießen darum vihara (oder palli, noch jetzt der Name für Synagoge, Kirche oder Moschee), und der geschorene Kopf unterschied sie als Baubuddha's von den Anbetern der indischen Götter. Sie durften unbehindert die niedern Kasten oder die wegen Uebertretung der Kastengesetze verstoßenen Glieder der höheren Geschlechter in ihre Gemeinschaft aufnehmen; die Aufgenommenen erlangten damit alle Rechte, die den Fremden eingeräumt waren. So mächtig aber hat sich der Kastengeist auch bei den dortigen Christen (den Nasranis) gezeigt, daß sie einmal selbst die früher (in Mahodeverpatnam) eingewanderten als höhere Kaste von den später angesiedelten Christen des Südens (den Syrern von Kollam oder Quilon) unterschieden, und dann mit der Zeit sich gegen jede Aufnahme, namentlich der Sklaven wehrten. Es kommt noch jetzt auch bei protestantisch gewordenen Nasranis vor, daß sie die Kirche nicht betreten wollen, wenn etwa ein Pulaja vom Missionar hineingeführt worden ist.

So zeigt sich denn nach der einen Seite hin eine ungemeine Neigung im ganzen indischen Volke, auch die neuen Verhältnisse,

*) Soweit nach Dunkel.

durch welche die Weltgeschichte in sein Leben störend oder fördernd eingreift, wieder durch das Kastensystem einzudämmen oder unschädlich zu machen. Daher kommt es, daß da und dort Muhammedaner sich auch in Kasten eingetheilt haben, und unter den Mischklassen je und je Ansätze zu neuer Kastenbildung beobachtet werden. Danach läßt sich wohl behaupten: dem ächten Hindu scheint die Kaste gleichbedeutend mit dem Urgeetze des menschlichen Daseins.

Aber nach der andern Seite hin hat die Reaktion des ursprünglichen menschlichen Gefühls gegen diese aufgezwungene Schranke auch niemals gesehlt. Der Buddhismus in seinem Jahrhunderte langen Bestande legt davon genugsames Zeugniß ab. Und gerade in der Tamilliteratur hat derselbe, wie Graul wohl erkannte, tiefe Spuren zurückgelassen. Auch ist kein Reformator im Brahmanismus aufgestanden, der sich nicht zuerst gegen die Kastenordnung, oder wenigstens gegen ihre sinnlosen Uebertreibungen gerichtet hätte. Nanaka, der Stifter der Sikh Religion, beschränkte, sein Nachfolger Gwindar verwarf die Kaste aufs entschiedenste; sie hatten gefunden, daß die Stärke des Islam in der Gleichheit seiner Bekenner liege, und mit welcher andern Waffe konnte man denselben wirksamer bekämpfen, als mit seinen eigenen? So finden wir denn, daß Menschen aller Klassen unter die Sikhs (Schüler) aufgenommen wurden, daß sie dann unterschiedslos mit einander speisten und freiten, daher schon in einem Jahrhundert ein neues, überaus kräftiges Volksthum entstand, dessen Glieder sich durch auffallend gleiche Züge auszeichnen. Weiter aber ist freilich auch wahr, daß mit dem Verfall dieser Religion die Kastenunart wieder überhand nahm, daß sich Unterschiede unter den einst Gleichen einschlichen, und nicht mehr alle Sikhs zusammen zu essen geneigt sind. Ähnliches läßt sich bei Religionsstiftern wie Basawa, Ramanudscha, Kabir, Tschaitanja u. s. w. nachweisen: nämlich, sowohl der neue Impuls, der dem aufkommenden System durch Behauptung der Unterschiedslosigkeit menschlicher Geburt gegeben wird, als die Gefahr des Zurücksinkens ins Kastenumwesen, sobald der erste lebensvolle Anlauf erschläft.

Noch immer aber besteht in den geheimen Verbrüderungen der Hindu's verschiedener Kasten ein starker Protest gegen die Geburtsunterschiede. Die Sakti-Berehrer feiern ihre Einheit durch gemeinschaftliches Essen zur Nachtzeit, gelegentlich auch durch Orgien, wie sie einst dem entstehenden Christenthum nachgesagt wurden; bei Tage

freilich scheinen sie einander nicht einmal zu kennen und beobachten die gebräuchliche Distanz der verschieden Geborenen. Schon mehr als ein Missionar hat, wie Rhenius, mit solchen Leuten in der Stille gegessen und getrunken; die Ähnlichkeit des Protests hat auch bereits mehr als einen Sakteya zur Untersuchung der Ansprüche des Christenthums und zur Taufe geführt.

Es ist ferner bekannt, daß noch immer da und dort neue Religionen in beschränkten Lokalitäten Indiens auftauchen. Nun zeigt sich die merkwürdige Erscheinung bei ihnen allen, daß das Zusammenspeisen das Siegel der neuen Gemeinschaft wird, ohne daß die einen von den andern irgend Kunde haben. Im Südmahratta-Lande ist so aus einer Einführung gewisser christlicher Weissagungen die Nubi-Sekte entstanden; die Eingeweihten aber essen zusammen, ohne Rücksicht auf frühere Kastengemeinschaft. In Nagpur, erzählt Miss. J. Anderson*), mischte sich ein muhammedanischer Fakir unter Hindu's und brachte unter ihnen eine neue eklektische Religion in Aufnahme, die Lehre der Kalantis. Niedere Brahmanen schlossen sich der Lehre an, und alle Jünger aßen und tranken zusammen, indem sie Brod brachen und es einander weiter reichten, ihre Gleichheit zu bezeugen. Ebenso kastenfrei geberden sich die Kartabhadshas in Bengalen, die den Gott Krishna in ihrem Guru (Lehrer) anbeten.

Wie es nun mit der Kaste unter Hinduchristen sich verhält, kann für den Unbefangenen nicht mehr zweifelhaft sein. Jeder getaufte Hindu, der das Abendmahl genossen, ist damit seiner Kaste verlustig gegangen. Er kann freilich, solches erlaubt die elastische Natur des Kastengeistes, statt des eingerissenen Alten wieder ein ähnliches neues System aufbauen, und zwar mit um so größerer Aussicht auf Erfolg, je bedeutender die Masse ist, die sich dazu vereinigt. Den Tamilchristen nun — und ihnen allein in ganz Indien — ist es gelungen, nicht ihre Kaste zu bewahren, sondern ein analoges System von Abstammung abhängiger Unterschiede inmitten der Gemeinde Christi aufzurichten. Die verschiedenen Phasen, welche dieses widerliche Erzeugniß des Kastengeistes unter der Hegide des in Indien allmächtigen Herkommens durchlaufen hat, eingehend zu schildern,

*) Caste in its religious and civil character, opposed to Christianity. By J. Roberts. London 1847. p. 57.

scheint nicht der Mühe werth. Seine Vertheidiger haben Bände darüber geschrieben in Englisch und Tamil, als wäre es die wichtigste Frage in der Welt. Das Schlagwort, womit die Sache entschuldigt wird, heißt: „bürgerlicher Rangunterschied“. Wie sehr sie aber ins religiöse Gebiet übergreift, erhellt aus der Art ihrer Wirkungen. Es wird z. B. eine christliche Hochzeit gefeiert, und die Verwandten und Freunde setzen sich zum Essen nieder. Ihnen schließt sich ein eingeborner Missionar von derselben Kaste an, der aber auch schon mit Europäern gegessen hat, und sogleich stehen alle Kastenchristen auf und verlassen das Haus. Sie fürchten, durch Zusammenessen mit einem ihnen sonst in jeder Beziehung überlegenen Manne sich zu verunreinigen. Reicht ein Missionar dem durstigen Kastenchristen ein Glas Wasser, so weist er es ab oder trinkt es nur mit einem Schauer; lieber geht er zu einem heidnischen Brahmanen und trinkt, was der ihm reicht. Ebenso würde es mit Aposteln gehalten, wenn sie von Fischern stammten. — „Und wenn der Heiland selbst zu euch käme, der mit Sündern und Zöllnern gegessen hat?“ — „So würden wir nicht mit ihm Mahl halten,“ konnte ein Kastenchrist sagen. — Das ist der „bürgerliche Rangunterschied“.

Einsichtige Heiden verachten darum solche Christen und ihre Religion, weil diese keine Gemeinschaft zu bewirken im Stande sei, wie z. B. die der Muhammedaner. Mit Hohn weisen sie darauf hin, wie am höchsten Feste ihres Dschagannatha in Puri alle Kasten fröhlich mit einander speisen; die Gegenwart ihres Gottes reiche hin, sie alle gleich zu machen. Und auch bei ihnen gelte ja das Sprüchwort: Unter den Philosophen gibt es keinen Kastenunterschied; ob denn nicht das Christenthum höchste Philosophie sein wolle? Ein Brahmane sagte: „Ich halte die Kastenchristen für schlechter als Pareier und Tschandala's; denn sie sind weder Hindu's noch Christen: sie möchten gern beides, Heidenthum und Christenthum vereinigen.“

Ueber die Aussichten dieser christlichen Kaste kann wohl wenig Zweifel bestehen. Würde ihre Abschaffung allein von den Maßregeln abhängen, welche vorsichtige oder zufahrende Missionare und herrische Kirchenhäupter verfügen wollten, so könnte sie — nach Caldwells Ansicht — ihr Leben wohl noch tausend Jahre fristen. Es treten aber ganz andere Kräfte gegen sie auf: der Umschwung der Stimmungen in den unterrichteten Kreisen der Hauptstädte, die Einflüsse der Beamtenhierarchie und der Heeresordnung, die Opposition des jungen

Indiens, die Predigt des Brahmaismus, die neuen Verkehrsmittel zu Land und Meer u. s. w. Schon rufen eifrige Neuerer großen Volksversammlungen zu: schafft die Kaste ab und unterrichtet eure Mädchen! Und die Tonangebende in Kalkutta und Bombay verkehren frei mit Europäern, haben Köche, die auch roastbeef für ihre Tafeln zu bereiten wissen, besuchen England und lassen es nachgerade darauf ankommen, ob die Kastengesetze gegen sie in Kraft gesetzt werden. Die Umwandlung einer ganzen Nation hat angefangen und sie läßt sich nicht allzulange durch den Widerstand eines eingebildeten Böckleins aufhalten. Aber für die Ehre und Zukunft des Christenthums in Indien muß gewünscht werden, daß es sich vom Rad der Zeit nicht nur nachschleppen lasse, sondern dem Umschwung vorausgehe und ihn in richtige Bahnen leite. Und daß dazu die beliebte und belobte Nüchternheit tabelloser Orthodoxie nicht hinreicht, sondern auch ein begeisterndes, aufregendes, zusammenschmelzendes Element erforderlich ist, mit dem am Ende selbst etwelche Extravaganzen in Kauf genommen werden müßten, das scheint aus dem vorangeschickten Gang des Kastenwesens klar hervorzuleuchten. Wo immer in Indien schrofne Einzelbekehrungen und größere Erweckungen vorfielen, da war auch der Kastengeist wie im Nu weggeblasen; Liebesmahle und Mischheirathen folgten von selbst. Große Schuld trägt, wer den Kastengeist allgemach sich wieder festsetzen läßt.

(Schluß folgt.)

Die Fidjschi-Inseln.

(Fortsetzung.)

Kein volles Jahr noch hatte Croß in Rewa gearbeitet, als von dem Häuptling des eine Stunde nördlich von Mbau gelegenen Inselchens Wiwa die Bitte um einen christlichen Lehrer an ihn gelangte. Es war der erste derartige Wunsch, der an ihn herantrat, so trefflich sich auch in Beziehung auf andere Dinge die Fidjschianer aufs Betteln und Bitten verstanden. Und dennoch ein Wunsch, der auch seine bedenkliche Seite hatte. Na-mosi-malua, so hieß der

Hauptling, hatte auf Anstiften der Mba-Rebellen mit seinem Neffen Werani im J. 1834 eine französische Brigg weggenommen und deren Kapitän, Bureau, mit dem größten Theil ihrer Bemannung erschlagen. Jetzt war ein französisches Kriegsschiff gekommen und hatte diese That durch die Einäscherung Wiwas gerächt, da dem Kommandanten d'Urville erst später bekannt wurde, daß Bureau sein Schiff zu den Kriegen der Eingebornen geliehen, ja sogar einmal gebuldet hatte, daß an Bord desselben ein erschlagener Feind gebraten und gegessen wurde. Konnte da der Blutmensch Na-mosi-malua, dessen gewaltigem Arm schon Hunderte zum Opfer gefallen waren, nicht auch nur deshalb nach einem Lehrer verlangen, um Gelegenheit zu haben, sich an den Weißen zu rächen? Groß schwankte, durfte sich aber bald überzeugen, daß der alte Hauptling sich nicht mit Rachegeanken trug, sondern aus der Uebermacht der Weißen auf die Macht ihres Gottes schloß und daher ihre Religion, das lotu, annehmen wollte. So sandte er ihm denn einen Tongalehrer, dem sogleich eine geräumige Kapelle erbaut wurde, worin viele seiner Unterthanen sich mit Na-mosi-malua zu dem neuen Gottesdienst vereinigten. Da eben jetzt drei weitere Missionare mit ihren Gattinnen aus England gekommen waren, und der unter seiner Arbeitslast zusammenbrechende Groß an Miss. Hunt einen Mitarbeiter erhielt, konnte nun wenigstens alle 14 Tage einmal Wiwa auch von den Missionaren besucht und unterwegs bei den Mba-Häuptlingen eingespochen werden, von deren Leuten viele oft nach Rewa kamen und sich dort bei Gelegenheit ernstlich nach dem lotu erkundigten. Nach dreijährigem Bestehen hatte also die Mission nicht nur in dem fernen Lakemba, sondern auch an der Küste der Hauptinsel in einer Weise Wurzel geschlagen, daß sich bereits ein fröhliches Wachsthum hoffen ließ. Ehe wir indessen uns an dem dort dämmernden Morgen erlaben, müssen wir uns noch einmal zurückführen lassen in die finsterste Nacht des Heidenthums.

2. Missionsversuche in Somosomo.

Die eingetroffene Verstärkung erlaubte, noch einen weitem Ort in Angriff zu nehmen. Nach gemeinsamer Berathung wurde dazu die Schreckensstätte Somosomo gewählt. Der dortige König hatte mit seinen beiden Söhnen schon im Jahr 1837 einen Besuch in Lakemba gemacht und da die Missionare kennen gelernt. Mit lüster-

nen Augen hatte er die Messer, Hacken, eisernen Töpfe und andern Geräthschaften gesehen, welche die Eingebornen als Tauschmittel von diesen erhielten, und es sehr unpassend gefunden, daß so ein kleines Völklein Vortheile genieße, in deren Besitz er selbst noch nicht sei. Sein ältester Sohn hatte einmal zwei Stunden lang Miss. Gargill über das Wesen und den Zweck des Christenthums befragt und dann ausgerufen: „Wahr! Alles was aus des weißen Mannes Land kommt, ist wahr: Flinten und Pulver sind Wahrheit und eure Religion muß auch Wahrheit sein.“ Dringend hatten Vater und Söhne nach einem Missionar verlangt mit dem Versprechen, die Kinder in seinen Unterricht zu schicken und selbst auch seinen Lehren ihr Ohr zu leihen. — So leicht nun auch zu durchschauen war, daß es nicht das war, wonach ihr Sinn stand, sollte jetzt, da die Möglichkeit gegeben war, doch der Versuch gemacht werden, ihnen das Evangelium zu bringen. Hunt und Lyth wurden im Juli 1839 dazu ausgesandt.

Aber wie kühl war der Empfang! Wie schnell schlug die anfängliche Gleichgiltigkeit in offene Feindschaft um, als die Missionare ansienzen, gegen die herrschenden Greuel ihre Stimme zu erheben, als sie sich bemühten, Menschenleben zu retten in dieser Mörderhöhle! Denn neben Mbau war auf sämmtlichen Inseln Somosomo als der Hauptsitz der Menschenfresserei bekannt. Es ist nicht möglich, die Schauderscenen alle zu schildern, deren Zeugen die Missionare wieder und wieder sein mußten. Dort kommt die Flotte von einem Raubzug zurück; mit wilder Freude erwarten die Weiber die heimkehrenden Krieger. Ihre Gefänge sind unübersehbare. Jetzt landen die Rähne, mit den Leichnamen der Feinde wie mit Kränzen verziert, während die Sieger mit satanischem Gebrüll auf dem Verdeck tanzen. Mit wüthender Lust werden die Leichname abgelöst und zum Tempel geschleppt, damit der Gott sich mit ihnen freue. Dann heizt man die Defen: das scheußliche Mahl wird tief in die Nacht hinein verlängert, und mit den entsetzlichsten Ausbrüchen jeder bösen Lust verherrlicht. Denn an einem solchen Siegesfest weichen alle gesellschaftlichen Schranken, Alles ist erlaubt, und jeder Leidenschaft wird der Zügel gelassen.

Oder es läuft die Trauerkunde ein, ein Kahn sei verunglückt, und sogleich werden etliche Weiber erwürgt, um den Ertrunkenen in das Jenseits zu folgen; die Leichen verscharrt man nur wenige Schritte von der Thüre der Missionare. — Sechs Jahre schon ha-

ben diese gelehrt, gebeten, ermahnt, gewarnt, da naht das Ende des alten Königs. Die Kunde, er sei todt und die „Zurüstungen“ haben begonnen, dringt zu Miss. Williams. Er eilt in des Königs Haus, in der Hoffnung, noch ein oder das andere Leben zu retten. Er tritt ein; doch der erste Blick schon sagt ihm, daß es zu spät ist. Duzende kaltblütiger Mörder umgeben ihn, aber es herrscht nicht die geringste Verwirrung, nur schauerliche Grabesstille. Alles um ihn her ist regungslos; es ergreift ihn ein Gefühl, als wäre er selbst im Begriff, zu einer steinernen Bildsäule zu erstarren. Zwei verschiedene Gruppen sitzen in dem geräumigen, halbdunkeln Gemach auf dem Boden. In der Mitte einer jeden derselben befindet sich eine verschleierte Gestalt, von einigen Frauen gehalten und von 16—20 starken Männern umgeben, die ein weißes Seil um deren Hals geschlungen haben und von beiden Seiten dran ziehen, so daß in wenigen Minuten der Todeskampf vorüber ist. Er läßt die anwesenden Frauen die Opfer salben, roth bemalen und mit Blumen schmücken, und schreitet weiter, die Leiche des Königs zu sehen. Doch dieser ist noch am Leben; schwach zwar, aber bei vollem Bewußtsein. Das hindert indeß nicht, ihn schon jetzt fürs Paradebett in alle Zeichen seiner Würde zu hüllen. Wie vernichtet steht Williams da. Er ist gekommen, um auszuwirken, daß der alte König doch allein begraben werde, und noch ehe dieser todt ist, liegen schon zwei Opfer am Boden; ja es scheint, als habe er statt des Lebens der Frauen das des Vaters vom Sohne zu erbitten. Er nähert sich diesem, obgleich er ihn nur mit Abscheu betrachten kann. Der junge Häuptling stellt sich gerührt, schlingt seinen Arm um Williams Hals und sagt, noch ehe dieser sprechen kann: „Sehen Sie, unser Vater ist todt.“ „Todt!“ ruft der Missionar erstaunt. „Ja, todt,“ fährt jener fort; „Sie sehen wohl seinen Körper sich noch bewegen, aber der Geist ist entflohen.“ Jetzt beschränkt sich Williams auf die Bitte, er möchte es doch des Würgens genug sein lassen, und nicht noch mehr Frauen dem Tode weihen. Der junge Häuptling erwidert: „Es sind nur zwei, aber es sei genug. Wäret nicht ihr Missionare hier, so würden wir all den Weibern, die da umher sitzen, ein Ende machen.“

Wohl gelang es dann und wann den Missionaren, dem Blutvergießen Einhalt zu thun; aber eigentliche Früchte ihrer Arbeit durften sie nicht sehen, und gegen sie selbst wurden von Seiten der

Feinde immer bestimmtere Drohungen laut. So entschlossen sie sich denn im Jahr 1847, den harten, undankbaren Boden zu verlassen, und sich an Orte zu wenden, wo schon einige Bereitwilligkeit zur Annahme des Evangeliums vorhanden war. Nach ihrer Abreise landeten zwei französische Priester, die aber noch weniger Eingang fanden als sie, und froh waren, als sich ihnen eine Gelegenheit bot, wieder fort zu kommen. Der junge König, trotz manches besseren Scheins ein entschiedener Christenfeind, ermunterte seine Söhne zur Verfolgung der Gläubigen auf den ihm unterworfenen kleinen Inseln in der Nähe Lakemba, und wurde im Jahr 1854 auf Anstiften eines derselben im Schlafe ermordet. Ein Bruder rächte an dem Schulbigen den Tod des Vaters und wurde dann selbst auch erschlagen. Hierauf machte ein Bürgerkrieg die schuldbeladene Stadt fast zur Einöde; in neuerer Zeit aber ist unter den Uebriggebliebenen ein Verlangen nach dem einst verschmähten Worte der Wahrheit erwacht, das sich in der Erbauung von Kapellen und Wohnungen für die nun ersetzten Lehrer aussprach, noch ehe solche kamen.

3. Erstlingsfrüchte.

Während es in Somosomo schien, als brächten die Friedensboten ihre Zeit umsonst und unnütz hin, hatte der Herr seit Jahren schon fern von den Hauptinseln und Hauptstädten in seiner Weise dem Samen seines Wortes ein Ackerfeld zugerichtet, auf dem fast ohne menschliches Zuthun eine wunderbare Segensernte reifte. Etwa 70 Stunden von Lakemba und diesem zinsbar, liegt einsam ein Häuflein kleiner Inseln, der südlichste Ausläufer der ganzen Fidischi-Gruppe. Ono ist die größte derselben. Dort raffte kurz vor der Ankunft der ersten Missionare in Lakemba eine Seuche einen großen Theil der Bevölkerung weg. Man brachte den Göttern Opfer die Menge dar und suchte ihnen mit doppeltem Eifer zu dienen, aber die Krankheit wollte nicht weichen. Da traf der Häuptling Wai in Lakemba, wohin er gegangen war den üblichen Tribut zu entrichten, mit einem vielgereisten, zum Christenthum übergetretenen Fidischianer zusammen, und hörte von diesem zum erstenmal, daß nur Ein wahrer Gott sei, dem alle Menschen dienen sollten. Mit diesem Lichtfunken lehrten er und seine Begleiter heim. Die Ohnmacht ihrer eigenen Götter hat sich ja gezeigt; so beschließen sie also, zu Jehovah, dem neuen, unbekannten Gott zu beten. Einige der

zu Hause Gebliebenen stimmen diesem Entschlusse gleich freudig bei. Auch das hat Bai in Latemba gehört, daß je der siebente Tag diesem Gott besonders geheiligt sei. Um sein Wohlgefallen zu erwerben, wird also für den Sabbath zum Voraus Speise bereitet, man salbt den Körper reichlicher als sonst mit Del, schmückt sich nach Vermögen, und kommt zu seinem Dienste zusammen. Aber nun, wie weiter? Ohne Vermittlung eines Priesters hat sich noch keiner dieser Heiden je an die Götter gewendet. So wird denn der Höhenpriester gerufen. Sei es aus natürlicher Gutmüthigkeit oder aus Furcht vor den möglichen Folgen einer Weigerung, er hebt an: „Herr, Jehovah! Hier ist Dein Volk, es betet Dich an. Ich kehre Dir jetzt den Rücken und gehe einen andern Weg, denn ich diene einem andern Gott. Aber segne Du dieses Dein Volk; bewahre es vor Schaden und thue ihm Gutes.“ So suchen die Kentlein, ihren Priester an der Spitze, eine Zeitlang der neuen Religion nachzukommen; doch sie fühlen, daß das nicht genügt. Als daher einmal ein Walfischfahrer auf dem Wege nach Tonga bei ihnen anlegt, senden sie zwei der Ihren mit, um sich von dort Lehrer zu erbitten. Diese werden an die inzwischen nach Latemba abgegangenen Missionare gewiesen. Noch ehe sie aber mit ihrer Botschaft heimkehren, ist in Ono bereits ein vom Sturme auf die nahe Schildkröteninsel verschlagener Tongachrist gelandet, der dort von ihrem Verlangen nach einem Lehrer gehört und sich ihnen dazu erboten hat. An der Stelle des alten Priesters betet er nun mit ihnen, fordert sie zu eigenem Herzensgebet auf, und theilt ihnen, so viel er kann, von dem Heilsplane Gottes in Christo Jesu mit. Es bildet sich ein Gemeinlein von 40 Seelen, denen es ein ganzer Ernst ist, ihr Leben nach den Vorschriften des Evangeliums einzurichten, und eine Kapelle für etwa 100 Zuhörer wird erbaut. Inzwischen bereitet sich der Herr noch ein anderes Werkzeug zur Verkündigung Seines Namens unter ihnen zu. Ein wilder Ono-Junge war über Tonga nach Latemba gerathen und dort von der Wahrheit ergriffen worden. Ihn bildet Miss. Calvert nun zum Nationalgehilfen heran und sendet ihn im Jahr 1838 seinen Landsleuten zu. Sie heißen ihn jubelnd willkommen und sorgen gleich überreichlich für alle seine Bedürfnisse. Bereits haben auch 120 Erwachsene dem Götzendienste entsagt und sich als Anhänger Jehovahs erklärt. Als in den ersten Tagen des Jahres 1840 Calvert, sein heldenmüthiges Weib mit ihrem Kleinen

allein in Lakemba zurücklassend, zum Besuche in Ono anlangt, kann er 233 Personen taufen, darunter eine an den alten König von Lakemba verlobte Dame, die edle Boro, jetzt Jemima. Ihre feste Erklärung, sich nie in den Harem des Königs stecken zu lassen, führt zum Krieg, aber die Christen bleiben standhaft. Des Königs Boot strandet auf einem Felsenriff, und am Ende gelingt es dem Missionar, den alten Mann zur Annahme von Geschenken zu bewegen, die ihm die Braut ersetzen sollen. Jemima darf unangefochten in Ono bleiben, und trotz aller Verfolgungen der Nachbarinseln werden 1842 dort die letzten drei Heiden getauft.

Kurz darauf wird ein heidnischer Häuptling von Mbau vom Sturm nach Ono verschlagen und landet voll Angst. Wie groß ist sein Erstaunen, als er, statt nach Fidjisch-Sitte getödtet und aufgezehrt zu werden, mit der größten Gastfreundschaft und Liebe aufgenommen wird. Die ganze Insel steht ihm offen; überall sieht er, wie's die Christen treiben, und darf sich nach etlichen Wochen unangefochten auf den Rückweg begeben. In Lakemba angekommen, sagt er: „Jetzt weiß ich, daß das Christenthum wahr und gut ist. Ich habe Leute gesehen, denen es ein rechter Ernst ist. Die sind besser als eure hiesigen (Tonga-) Christen. Nun will ich auch selbst ein Christ werden und alle meine alten Wege aufgeben. Ja, wenn die Fidjischier einmal Jünger werden, so werden sie ganze Jünger sein.“

So schnell und gründlich wie auf Ono ist freilich der Umschwung auf keiner andern Insel gewesen; aber auch von den Uebrigen läßt sich viel zu Gottes Ruhm erzählen.

In Lakemba erhielt Miss. Eyth großen Einfluß durch seine medizinischen Kenntnisse; man nannte ihn nur „den Krankheits-schreiner“. Allerlei Seuche und Krankheit im Volke zu heilen, ist noch immer eine wichtige Empfehlung für den Glaubensboten. Wie ihn aber diese Kunst auch in manche Schwierigkeiten bringt, aus denen nur des Herrn Gnade den Ausweg bahnen kann, hatte schon vor Eyths Ankunft Miss. Calvert erfahren. Tangithi, des Königs Tochter, war krank und ließ sich von ihm behandeln, bis sie plötzlich das Zutrauen zu ihm verlor und einen heidnischen Priester aus der Ferne berief, die Krankheit durch Zauberei und Opfer zu vertreiben. Als es ihm nicht gelang, mußte der Missionar wieder seine Kunst versuchen. Das starke Mittel, das er ihr reichte, schien sie sehr anzugreifen. Schon rief der König wüthend aus: „Du hast meine

Tochter getödtet!" Calvert verabschiedete sich und gieng nach Hause. Doch am nächsten Morgen war Tangithi etwas besser, und der König entschuldigte sich wegen der hastigen Rede. Allein noch giengen vier Wochen hin, während deren die Priester ihre Leiden beschwören mußten. Erst als dieß nichts half, schickte sie der Vater Frau Calvert zur Pflege, unter der sie nicht nur ihre Gesundheit wieder erlangte, sondern auch zur Erkenntniß Gottes durchdrang. Umsonst wehrte sie sich jetzt gegen ihre Vermählung mit dem alten König von Mbau, dem sie verlobt war. Sie mußte schreckliche Verfolgungen erleiden, blieb aber fest im Glauben, bis es endlich dem edlen König Georg von Tonga gelang, ihr die Erlaubniß zur Rückkehr auf ihre Insel auszuwirken, wo sie im Frieden dem Herrn dienen durfte. Im Oktober 1849 trat dann auch ihr Vater zum Christenthum über, und mit ihm wurde der letzte heidnische Priester getauft. Zwei Jahre später hatten sich zwei Drittel der Erwachsenen der Kirche angeschlossen, und Latemba war im besten Zuge, Ono nachzueifern, während bereits auch auf vielen der kleineren Nachbarinseln, die trotz der gefährlichen Seefahrt fleißig von den Missionaren besucht wurden, das Evangelium feste Wurzeln geschlagen hatte.

In Rewa befanden sich die Missionare schon unter einem weit wilderen Volke als in Latemba. Greuelscenen, ähnlich denen Somo-somo's, fanden vielfach vor ihren Augen statt, obgleich der ihnen freundlich gesinnte König sich selbst nicht dabei betheiligte. Einen um so bitteren Feind aber hatten sie an dessen, dem alten Fidschis-Treiben durch und durch ergebenen Bruder Ratu Ngara. Oft waren die Missionsfamilien mit dem schauerlichsten Tode bedroht, aber in jeder Noth durften sie die starke, rettende Hand ihres Gottes erfahren. Eine große Erquickung war es dann, als im Sommer 1840 einer der heftigsten Gegner, von Krankheit und beängstigenden Träumen gequält, bei den Missionaren Heilung suchte und anfangs zu dem Christengott um Gnade zu schreien, als dessen Strafe er seine Leiden erkannte. Sie reichten ihm Arznei für Leib und Seele, und es kam zur Genesung und gründlichen Belehrung. Auch etliche Andere wurden ihnen geschenkt, die dem Christennamen Ehre machten. „Wie kommt es doch, daß diese lotu Leute uns nicht fürchten?“ fragte einmal ein Häuptling den König. „D,“ erwiderte dieser, „sie fürchten sich nicht vor dem Tode. Sie haben sich ihrem Gott übergeben, und Leben oder Tod ist ihnen gleich. Wir aber denken

nicht so. Wenn wir krank sind, fragen wir, wohin wir gehen sollen, damit wir am Leben bleiben; dann ziehen wir von einem Platz zum andern, um stark zu werden."

Bei dieser Erkenntniß aber ließ es der arme König bewenden. Er lebte nach wie vor in Vielweiberei, führte verheerende Kriege und ermuthigte, so weit seine Herrschaft reichte, eher die Menschenfresserei, als daß er ihr wehrte, obgleich er für seine eigene Person sich davon frei hielt. Jahrelange, blutige Fehden mit Mbau machten den Aufenthalt der Missionare in Kewa endlich so unsicher, daß diese sich 1844 zur zeitweiligen Uebersiedlung nach Wiwa entschlossen. Erst nach zehn Jahren erschien es räthlich, den verlassenen Posten, auf dem sich inzwischen römische Priester eingefunden hatten, wieder zu besetzen, was jetzt sogar von dem nun zur Regierung gelangten Ratu Ngara mit Freuden gesehen wurde. Die Priester aber bereiteten, wie selbstverständlich, den Missionaren neue Schwierigkeiten, obgleich sie selbst nur sehr geringen Eingang gefunden hatten.

In Wiwa hatte das Heidenthum seinen Hauptvertreter an Werani, dem Busenfreunde des jungen Häuptlings Thakombau von Mbau. Aber Werani's Lieblingsweib wurde bekehrt, und am Ende hatte Miss. Hunt die Freude, zu bemerken, daß auch ihr Mann von der Sündigkeit seines Lebens überzeugt wurde. Noch dauerte es einige Zeit, bis der Einfluß seines Freundes, des furchtbaren Thakombau gebrochen war. Aber endlich kam die Stunde. Am Charfreitag, den 21. März 1845, kniete er vor Gott im Gebet und weinte über die Unzahl seiner Greuelthaten wie ein Kind. Er wurde getauft und hieß hinfort Elias. Unbeschreiblich war der Eindruck, den die Nachricht hervorbrachte: „Werani hat gelotut; Werani ist ein Christ.“ Die Heiden zitterten vor Aerger; die Christen lobten Gott. Werani selbst aber, wie er in Satans Dienst seinen Mann gestellt hatte, wurde ein Kämpfe Jesu Christi, ein gewaltiger Beter, eine Säule der Kirche. Eines seiner Gebete hat einmal Miss. Williams aufgeschrieben; es begann:

„O Herr unser Gott, der Du im Himmel wohnst, wir sind versammelt, Dich anzubeten. Wir bringen nicht uns selbst oder unsere eigene Gerechtigkeit vor Dich, sondern unsern Heiland Jesus Christus. In Seinem Namen kommen wir zu Dir. Einst kannten wir Dich nicht und dienten Göttern, die keine Götter sind, und wurden müde in ihrem Dienst. O Herr, Du wahrer Gott, erbarme

Dich unser! Wir sind hier in Deinem Hause, aber es ist nicht Dein Haus, wenn Du nicht unter uns bist. Höre unser Schreien, o Herr, und sei mit uns und hilf uns. Wir eilen Dir zu, o neige Dich zu uns, und segne uns durch Dein Wort! Ja höre uns um Deines Sohnes willen, den Du dahingabst, daß wir durch Ihn Deine Kinder würden. Von Dir kamen wir, und zu Dir möchten wir zurückkehren. Wir möchten dahin gehen, wo Christus hingegangen ist, und bei Dir sein. O heiliger Geist, komm auf uns hernieder und bereite unsere Herzen für diese Stätte zu. Sage uns, daß unsere Namen im Buch des Lebens stehen. Wir bitten Dich darum nicht für irgend eine künftige Zeit; o sprich gleich jetzt zu uns, denn wir wissen nicht, wie lange wir noch hier leben. Ja, sage uns, daß wir durch Jesum versöhnt sind.“ Dann folgten inbrünstige Bitten für alle bereits gesammelten Gemeinden, für das noch heidnische Fidschi und besonders für die Missionare und ihre Familien.

Im gleichen Jahre noch, in dem Werani bekehrt wurde, kam eine Erweckung über Biwa, wodurch 200 Seelen zu der Gemeinde hinzugethan wurden, eine Gnadenheimsuchung, deren Wirkungen sich weit über die kleine Insel hinaus fühlbar machten. Ueber all der gehäuften Arbeit brach aber im August 1848 Miss. Hunts Kraft zusammen. Umsonst betete Werani in tiefster Betrübnis: „Herr, wenn Einer sterben muß, nimm mich! nimm zehn von uns! aber laß Deinen Knecht hier, dem armen Volke Christum zu predigen.“ Anders war's im Rathe Gottes beschlossen. Nach zehn gesegneten Arbeitsjahren gieng der treue Diener am 4. Oktober 1848 in seines Herrn Ruhe ein, nicht nur von den Christen, sondern auch von vielen Heiden aufrichtig betrauert. Es war ihm vergönnt, das Jahr zuvor eine treffliche Uebersetzung des Neuen Testaments zu vollenden, durch die er Fidschi ein unvergängliches Vermächtniß hinterlassen hat.

4. Chakombau.

Noch immer blieb das nahe Mbau dürr und unbethaut. Chakombau, der dort im Namen seines Vaters regierte, fuhr fort zu kriegen, Blut zu vergießen wie Wasser, und Feste mit Menschenfleisch zu feiern. Seine Korsaren waren immer bereit zu Raubzügen, und wurden für größere Beute durch entsprechende Mahlzzeiten belohnt. Einmal brachten sie einen reichen Fang, und vierzehn Weiber wurden auf einer andern Insel weggefangen, um sie würdig

zu speisen. Als die Nachricht davon nach Biwa drang, wo Galvert jetzt an Hunts Stelle getreten war, waren er und sein Mitarbeiter Pyth abwesend, aber ihre Frauen eilten im Boot hinüber, drängten sich durch die tollgewordenen Kannibalen und stürzten zu dem alten König Tanoa. Mit Geschenken von Narwalzähnen in jeder Hand beschwören sie ihn so lange, ihre Schwestern zu verschonen, bis der taube Greis sie endlich versteht und sagt: „die todt sind, sind todt; so viele noch am Leben sind, sollen leben,“ und fünf von den vierzehn wurden gerettet. — Kapitäne englischer Kriegsschiffe strengten sich vergeblich an, Thakombau von seinem kannibalischem Treiben abzubringen. Der Tod des alten Tanoa wurde noch 1852 durch viele Weiberopfer verherrlicht. Dann aber folgten Unglücksjahre; er verlor mehrere Schlachten und sein Freund Elias Werani fiel durch Mörderhand bei dem Versuch, die aufrührerischen Bergbewohner Dwalau's durch eine Friedensbotschaft zu ihm zurückzuführen. Das war ein harter Schlag für Thakombau, dessen Feinde sich nun alle vereinigten, ihn zu demüthigen. Er hatte an Werani nicht nur einen treuen Berather verloren, sondern, wie ihm dünkte, auch einen Fürsprecher bei dem Gott der Christen, dessen Stimme schon manchmal sein Gewissen getroffen hatte. Mit der Ausflucht, er habe ja den Freund ungehindert in dessen Dienst gelassen, hatte er bis jetzt sich zu beruhigen gesucht, wenn die Missionare wieder und wieder ihn an seine eigene Befehrung mahnten. Jetzt war ihm dieser Trost genommen in einer Zeit, in der ein schweres körperliches Uebel sich bei ihm anmeldete, und die Nachricht von der Ermordung seines letzten Gastes, des Königs von Somosomo, ihm den Gedanken nahe legte, dessen Loos könnte auch ihn erwarten.

Miss. Galvert wußte den günstigen Augenblick trefflich zu nützen, und drang dem König die Erlaubniß ab, daß künftig in Mbau selbst ein Missionar sich niederlassen dürfe. Bisher hatten sich diesem Wunsche mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen die weißen Ansiedler mindestens so entschieden widersezt als der König selbst, weil sie, falls die Regierung eine christliche würde, die Beschränkung ihrer eigenen Zügellosigkeit fürchteten. Noch im Jahr 1852 hatte der amerikanische Konsul Williams ihm sagen lassen, wenn er die Errichtung eines Missionshauses in Mbau gestatte, werde er bald sehen, daß er dadurch den Gewinn von Jahren verliere. Jetzt standen die Weißen, um früher erfahrene Beeinträchtigungen zu rächen, alle auf

der Seite seiner Feinde und konnten daher sein Ohr nicht mehr umgarnen. Am 30. Oktober 1853 traf Miss. Waterhouse in Mbau ein und gewann bald sein Vertrauen. Durch Gottes sichtbare Fügung mußte gerade um jene Zeit (April 1854)) auch ein Brief anlangen, in dem der König von Tonga Thakombau liebevoll und dringend einlud, doch wie er dem Heidenthum zu entsagen. Das entschied. Mehr aus weltlichen Rücksichten als aus wirklich bußfertigem und gläubigem Herzen beschloß Thakombau nun den Uebtritt zum Christenthum und besprach sich darüber mit seinen Großen. Einige derselben stimmten bei, Andere widersezten sich; er aber blieb fest. Am 30. April ertönte in den Straßen Mbau's zum erstenmal der schauerliche Ton der beiden großen hölzernen Trommeln, nicht um Krieg und Todtschlag zu verkünden, sondern um dessen Bewohner unter das Panier des Friedensfürsten zu versammeln. In der allgemeinen Herberge hinter dem Paradeplatz der Mbau-Krieger und in nächster Nähe der Defen, in denen deren grause Mahlzeiten bereitet wurden, sollte heute Seine Liebesbotschaft an die gefallene Menschheit erschallen. Der König und sein graubärtiger Hauspriester schritten voran. Ihnen folgten an 300 Häuptlinge, Diener, Frauen und Kinder und ließen sich in großer Ordnung zum Anhören des göttlichen Wortes nieder. Am folgenden Sonntag fanden sich bereits 300 weitere Zuhörer ein. Tags darauf zog man in die Gözentempel, betete zu dem lebendigen Gott, und nahm dann die heidnischen Zieraten herab. Manchen bebt die Hand bei der That; doch wurden gleich nachher ungestraft einige heilige Bäume in der Nachbarschaft gefällt. Darauf sandte Thakombau Boten auf verschiedene der ihm zinspflichtigen Inseln, um deren Bewohner volle Freiheit zum Verlassen der alten Götzen zu ertheilen. Schulen für Kinder und Erwachsene wurden nun eröffnet, Hausandachten eingeführt, und an Wochen- und Sonntagen immer größeren Schaaren die Heilswahrheiten verkündet. Am 1. Juni hatten sich schon 1000 Personen zum christlichen Unterricht gemeldet.

„Thakombau's neuer Gott ist ein Geist und kann daher seinen Leib nicht schützen; also wird er nur um so leichter unsere Beute werden,“ meinte Ratu Ngara, der König von Rewa. „Das ist nur eine neue List, Zeit zu gewinnen; wenn er wieder zu seiner früheren Macht gelangt ist, wird er schon die Maske abwerfen,“ sprachen Andere, und die entschiedensten Heiden: „Er hat die Götter

seiner Väter verlassen, also ist der Sieg unser.“ Mit Bestürzung hörte Thakombau's Feind Mara, der in der Hoffnung, dadurch alle Christen auf seine Seite zu bekommen, schon lange dem Namen nach ein solcher geworden war, was in Mbau vorgieng. „Thakombau ein Christ!“ rief er aus. „Dann müssen wir um etwas anderes kämpfen als um die Religion. So lange er oder einer seiner Nachkommen Macht besitzt, werde ich mit ihm streiten, denn ich will selbst König sein.“ — Mit ganz andern Gefühlen wurde die Nachricht in Rakemba aufgenommen. „Es gab einen Ofen, in dem alle Fidschianer gebraten wurden, um nachher gegessen zu werden. Dieser Ofen war Mbau, und jetzt ist er geschlossen. Also wird ein Rest unseres Volkes übrig bleiben und das Land besitzen, das uns Gott gegeben hat,“ hieß es dort in vielen dankerfüllten Herzen.

Noch zwar war von einer tieferen Geisteswirkung an Thakombau nichts zu spüren, aber der Herr sorgte für die Anfechtung, die auf das Wort merken lehrt. Näher und näher drängten sich die Feinde um das fast zwei Jahrzehnte hindurch nur mit Schrecken genannte Mbau. Friedensvorschläge, die Thakombau jetzt nach Rewa sandte, wurden höhnisch zurückgewiesen; sein Untergang schien unvermeidlich. Ratu Ngara ließ Waterhouse geradezu auffordern, mit seiner Familie die Stadt zu verlassen, da er sie zu zerstören denke. Dieser aber wollte in der Stunde der Gefahr nicht von Thakombau weichen. Das bewegte das stolze Herz des Königs tief. „Wenn ein Schiff am Untersinken ist,“ sagte er, „denkt Jeder nur an seine eigene Sicherheit, wie viele der Meinen es jetzt thun; aber Sie wollen mit mir verderben, wenn man mir den Untergang bereitet.“ Er wurde fühlbar milder; auch das Volk schloß sich mit wachsendem Vertrauen an die Missionsfamilie an. Und trotz des Drohens der Feinde von Außen, trotz des Verraths, der im Innern lauerte, war es, als ob eine unsichtbare Hand Mbau immer wieder schützte. „Wenn Thakombau wirklich ein Christ ist,“ sagte jetzt nachdenklich Ratu Ngara, „werden wir ihn nicht in unsere Gewalt bekommen; ist er aber ein Heuchler, so wird sein lotu nur das Feuer schüren.“

Im Januar 1851 fand dieser unveröhnliche Feind Thakombau's einen jähen Tod, ohne daß er Zeit hatte, seinen Haß den Seinen nach Fidschi-Sitte als bindendes Vermächtniß zu hinterlassen. Dadurch war die Beendigung des Kriegs bedeutend erleichtert. Rewa nahm Thakombau's Friedensvorschläge an; Mara dagegen suchte

neue Bündnisse gegen ihn zu schließen und alle Unzufriedenen um sich zu versammeln. Als er eben mit seinen Rüstungen fertig war, landete König Georg von Tonga zu einem freundschaftlichen Besuch bei Thakombau. Durch die Ermordung eines seiner Häuptlinge gegen seinen Willen mit in den Krieg verwickelt, brachte er denselben schnell zu Ende. 70 Dörfer kehrten unter die Botmäßigkeit Mbau's zurück; die Besiegten wurden mit christlicher Mäßigung behandelt. Ein feierlicher Friedensschluß an Bord des englischen Kriegsschiffes „Herald“ sollte, ehe Georg schied, das Ende der Feindseligkeiten besiegeln, die so lange Witi Lewu zerfleischt hatten; daß es jedoch nur für kurze Zeit war, werden wir in der Folge sehen.

Inzwischen aber wurde das Missionsnetz weiter und weiter ausgeworfen, es kam auch zu tieferer Begründung vieler der in Mbau gesammelten Seelen. In den ersten Tagen des Jahrs 1857 entschloß sich Thakombau endlich, seinen Harem zu entlassen, und mit Einer seiner vielen Frauen eine christliche Ehe einzugehen. Darauf wurde er mit der ihm angetrauten Gattin am 11. Januar getauft. Vor seinem ganzen Hof und Volk, vor Männern, deren Frauen er geraubt, vor Wittwen, deren Männer er erschlagen, vor Leuten, deren Angehörige er erwürgt und gefressen hatte, erhob er nach der heiligen Handlung seine Stimme zu dem Bekenntniß: „Ich bin ein böser Mensch gewesen; ich habe das Land verderbt. Die Lehrer haben mich zu Jesus eingeladen; ich aber sagte: nein, ich will fortfahren zu kämpfen. Gott hat mein Leben wunderbar erhalten. Ich meinte, ich selbst habe mich beschützt; jetzt weiß ich, daß Er allein es gethan hat. Ich erkenne Ihn an als den Einen wahren Gott. Aber ich bin eine Geißel des Landes gewesen.“ — Gewiß ein großer Tag für Fidshi.

(Schluß folgt.)

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3.

Inhalt: Die Bibel — das Buch der Menschheit.
Uebersetzung der Bibel 1. ins Chinesische; 2. ins Mandschu;
3. ins Kalmückische; 4. ins Japanesische; 5. ins Mahratbi;
6. ins Persische; 7. ins Sanscrit; 8. ins Hindostani oder Urdu;
9. ins Bengali; 10. ins Urinā; 11. ins Hindui oder Hindi. —
Ein Blatt aus der Bibel.

1868.

Die Bibel, das Buch der Menschheit.

Dritter Theil.

Indem wir fortfahren, eine kurze Geschichte der Uebersetzung der heiligen Schrift in verschiedene Sprachen — mit Zugrundelegung einzelner Sprachmuster*) — unsern Lesern vorzulegen, wenden wir uns diesmal zuerst in den fernsten Osten Asiens, wo sich dem Evangelium erst in neuerer Zeit die Thüren der Länder aufzuthun angefangen haben.

1. Die chinesische Bibelübersetzung.

Das Chinesische, welches zur ersten Klasse (der einsylbigen Sprachen, vergl. Bibelblätter 1868, Nr. 1, S. 7) gezählt wird, ist eine der wunderlichsten Sprachen der Welt. Die dreizehn Zeichen, welche unser Sprachmuster zeigt, werden von oben nach unten gelesen; wie dieselben nach verschiedenen Dialekten für das Ohr lauten, werden wir nachher zeigen.

*) Wir bemerken wiederholt, daß jedes dieser Sprachmuster die Stelle aus Apoc. 2, 8 wiedergibt: „Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darin wir geboren sind?“ — Zugleich sei hier vorläufig erwähnt, daß die früher gegebene Skizze von der Geschichte der arabischen Bibelübersetzung (Bibelblätter S. 29 ff.) einer wesentlichen Ergänzung bedarf, indem aus Versehen das, was darin neuestens die Amerikaner gethan haben, gar nicht erwähnt wurde. Wir werden es demnächst nachholen.

ACTS II. 8.

(Mahratia.)

MAHRATTA.

(Marathi.)

आण आमच्या ज्यां बोलींत आसी
जन्मलो तींत आसी प्रत्येक कसें ऐकतो?

(Chinois.)

(Mantchou.)

(Japonaise.)

CHINESE.

MANCHU.

JAPANESE.

CALMUC.

(Chinesisch.)

(Japanisch.)

我們各人如何所聽是本方之音

ハシマリニ カシコイモノニゴサリ コノカシコ
イモノニゴラクトモニゴサリ

ヘシマリニ カシコイモノニゴサル コノ
カシコイモノニゴラクトモニゴサル

ハシマリニ カシコイモノニゴサリ コノカシコ
イモノニゴラクトモニゴサリ

ヘシマリニ カシコイモノニゴサル コノ
カシコイモノニゴラクトモニゴサル

ハシマリニ カシコイモノニゴサリ コノカシコ
イモノニゴラクトモニゴサリ

ヘシマリニ カシコイモノニゴサル コノ
カシコイモノニゴラクトモニゴサル

ハシマリニ カシコイモノニゴサリ コノカシコ
イモノニゴラクトモニゴサリ

ヘシマリニ カシコイモノニゴサル コノ
カシコイモノニゴラクトモニゴサル

Die Eigenthümlichkeit der chinesischen Schrift besteht darin, daß sie kein Alphabet, d. h. keine einzelnen Buchstaben hat, aus denen ein Wort zusammengesetzt wäre, sondern daß jedes Wort sein

eigenes besonderes Zeichen hat. So viele Worte also die chinesische Sprache besitzt, so viele verschiedene Zeichen muß es auch geben. Man rechnet nun, daß die chinesische Sprache im Ganzen etwa 30,000 verschiedene Worte habe, freilich darunter viele veraltete, und jetzt wenig oder nicht mehr gebräuchliche; somit giebt es auch 30,000 verschiedene chinesische Schriftzeichen, die ein Gelehrter seinem Gedächtniß einprägen muß, wenn er Alles will lesen können. Doch sind glücklicherweise nicht so viele Worte im gewöhnlichen Gebrauch, sondern z. B. das chinesische Neue Testament hat nur etwa 3000 verschiedene Worte, also auch ebensoviele verschiedene Schriftzeichen. Aber so ist es eben doch, daß, während bei uns ein Kind nur 24 Buchstaben zu lernen hat, um das Neue Testament lesen zu können, ein Chinese zu dem gleichen Ende wenigstens 3000 verschiedene Schriftzeichen sich ins Gedächtniß prägen muß.

Merkwürdig ist dabei noch folgender Umstand. China ist von etwa 350 bis 400 Millionen Menschen bewohnt, und außerdem giebt es in allen um dieses Reich her liegenden Ländern unzählige Kolonien von Chinesen, so daß man mit Recht sagen kann, sie bilden etwa den dritten Theil der gesammten, auf Erden lebenden Menschheit. Diese Alle nun sprechen eine und dieselbe Sprache, — freilich so, daß es im Ganzen sechzehn verschiedene Dialekte giebt, die von einander ebenso stark, wo nicht noch mehr abweichen, als das Schweizerdeutsch oder Plattdeutsch sich vom Hochdeutschen unterscheidet. Das Hakka=chinesisch z. B. ist vom Hollö so verschieden, daß beide sich unter einander nicht leicht verstehen. Gleichwohl kann jeder Chinese, er mag einen Dialekt sprechen, welchen er will, (wenn er nur überhaupt die chinesischen Schriftzeichen kennt) jedes gedruckte chinesische Buch lesen. Wenn ein Hakka die obenstehenden Schriftzeichen sieht, so wird er sie ohne Schwierigkeit lesen, aber in seiner Sprache, in seinem Dialekt. Liest sie ein Mann aus Peking, so wird in seinem Munde Alles ganz anders lauten. Es ist damit etwa so, wie bei uns mit den Zahlenzeichen. Da versteht z. B. der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Italiener, der Spanier u. ohne Schwierigkeit die Zeichen: $2 \times 2 = 4$; und doch liest sie jeder in seinem Dialekt wieder anders. Aus folgenden Beispielen wird dieß noch deutlicher werden.

Wenn wir das vorne stehende chinesische Sprachmuster mit lateinischen Buchstaben schreiben wollen, so ist nur der Uebelstand, daß

wir den Ton in der Aussprache, auf den fast Alles ankommt, und der bald hoch oder nieder, bald scharf oder dumpf, bald abgestoßen oder gedehnt ist, nicht durch Schrift wiedergeben können. Im Uebrigen aber lautet der Vers nach dem Hakka-Dialekt folgendermaßen:

No mun kok nyin yi ho so thin ši (schi) pun soñ tsi (tschi) yim.

Nach dem Mandarin-Dialekt aber lautet er also:

Wo mun koh yin yü ho sho ting shi pun sang tschi yim.

Nun muß aber hier noch eines eigenthümlichen, nicht unerheblichen Umstandes erwähnt werden. Wenn nemlich ein Prediger oder sonst ein Bibelvorleser die obige Bibelstelle Wort für Wort vor einer gewöhnlichen Versammlung von Leuten aus dem Volk so vorlesen würde, wie wir es so eben mit lateinischer Schrift angegeben haben, so würden das die gemeinen Leute gar nicht verstehen; nur die eigentlichen Gelehrten würden den Sinn der Worte fassen. Es wäre gerade, wie wenn ein Rechenmeister einem gemeinen Mann die mathematische Formel vorlesen würde: $(\sqrt[m]{a})^m = \sqrt[m]{a^m} = a$. Deshalb muß der geschriebene Text erst in die allgemein verständliche Umgangssprache umgesetzt und gleichsam erst für das Verständniß der Leute erklärt werden. Wenn deshalb der Missionar den Text, worüber er predigen will, der Gemeinde vorliest, so wird er nicht (wie oben) lesen:

No mun kok nyin etc.

sondern er wird es gleich in die Umgangssprache umsetzen und (z. B. im Hakka-Dialekt) lesen:

Lyòñ pen nai teu tschak tschak than tau kya tshi ka kai schat wa?

Oder wie es in der Ningpo Umgangssprache lautet:

Næn-kæn ah-lah kôh-nying ting-meng zi-go keng-sang-tu-jiang shi-wô z dza-go?

Damit haben wir einige der eigenthümlichen Schwierigkeiten der Chinesischen Sprache angedeutet.

Die Uebersetzung der heiligen Schrift nun in eine so überaus schwierige Sprache ist ein wahrhaft riesenhaftes Unternehmen. Auch hat es vieler Jahre und der Vereinigung vieler Kräfte bedurft, um das Werk zu Stande zu bringen. Den Anfang machte Prediger David Brown, Kaplan der Ostindischen Compagnie in Kalkutta, der durch einen bekehrten Chinesen unter seiner Leitung das Evange-

lium Matthäi (1806) übersezen ließ. Im Jahr 1808 nahm Miss. Marshman mit seinem Sohn in Serampur die Sache in die Hand, arbeitete daran mit übermenschlichem Fleiß, besserte und feilte unablässig, und vollendete das Werk im Jahr 1822, wo die ganze chinesische Bibel fertig da lag. In der gleichen Zeit aber (1808—1823) brachte Miss. Dr. Morrison, der in China selbst sich aufhielt, in Verbindung mit seinem gelehrten Mitarbeiter, Miss. Milne, ebenfalls eine chinesische Bibelübersetzung zu Stande. Man sagt, beide Ausgaben (die von Marshman und die von Morrison) hätten ihre Vorzüge; die erstere sei mehr buchstäblich und textgetreu, aber der Styl sei nicht gut chinesisch; umgekehrt sei die von Morrison ächt chinesisch, aber die Uebersetzung sei freier gehalten. Seitdem hat man beide Bibelausgaben in Eine zu verschmelzen gesucht, aber es ist nicht gelungen, und so sind nun eben beide im Gebrauch. Außerdem ist das Neue Testament in der Mandarin und Ringpo Umgangssprache (das Ringpo in lateinischen Lettern), das Evangelium Matthäi und Lucä aber von dem Basler Miss. R. Lechler in dem Hakka-Dialekt (gleichfalls in lateinischer Schrift) übersezt und gedruckt. Eine ganze Reihe von Missionspressen sind in China unausgesezt und vollauf mit dem Druck der heiligen Schrift beschäftigt. Diejenige in Hongkong lieferte kürzlich eine ganze Bibel in prachtvoller großer chinesischer Schrift und bewunderungswürdiger Ausstattung, — das Schönste, was die chinesische Presse bisher geliefert hat.

Als vor mehreren Jahren durch die Siege der englischen Waffen ganz China dem Evangelium geöffnet wurde, beschloß die englische Bibelgesellschaft, eine Million chinesischer Neuer Testamente zu drucken und im Lande zu verbreiten. Dieß ist geschehen, oder vielmehr, man ist noch immer damit beschäftigt, den reichen Samen auszustreuen. Die Bibelgesellschaft hält zu dem Ende in China einen eigenen europäischen Agenten mit vielen Gehülfsen, und gestattet zugleich jedem bewährten Missionar (auch unsern Basler Brüdern), auf ihre (der englischen Bibelgesellschaft) Kosten eingeborne Bibelkolporteure anzustellen. Auf diese Weise wurden im Jahre 1866 allein nahezu 65,000 Exemplare heiliger Schriften verbreitet.

2. Die Mandſchu Bibelüberſetzung.

Die Mandſchuren mit ihren Wäldern, Gebirgen und Steppen gränzt im Norden an Sibirien, im Weſten an die Mongolei und an China, im Süden ans gelbe Meer und an Korea, im Oſten ans japaniſche Meer. Die Einwohner, etwa $4\frac{1}{2}$ Millionen an der Zahl, ſind zum größten Theil Wandervölker: Hirten, Jäger und Fiſcher, — ein wildes, kriegeriſches Geſchlecht, das in den Jahren 1610 bis 1644 das chineſiſche Reich eroberte und die jetzige Kaiſerdynaſtie gründete. Deſhalb iſt die Hoſſprache in China das Mandſchu; auch werden alle kaiſerlichen Erlaſſe in doppelter Sprache (Mandſchu und Chineſiſch) veröffentlicht. Die Religion der Mandſchuren iſt der Buddhismus.

Die Sprache gehört zur vierten (tatariſchen) Klaſſe und bildet darin mit dem eng damit verwandten Tunguſiſchen die dritte Familie. Sie iſt überaus ſteif und unbildſam, weiß von keinen Abwandlungen der Worte und iſt wohl noch ſchwieriger zu verſtehen als das Chineſiſche. Daß auch viele chineſiſche Worte darin ſich eingebürgert haben, iſt natürlich; doch haben dieſelben ihre einſylbige Form bei der Aufnahme ins Mandſchu verloren und erhielten durch allerlei Anhängſel die Geſtalt mehrſylbiger Worte. Das Mandſchu wird wie das Chineſiſche ſenkrecht von oben nach unten geſchrieben, doch laufen dieſe Reihen von der Linken zur Rechten, während ſie im Chineſiſchen von der Rechten zur Linken fortzücken.

Eine Ueberſetzung der heiligen Schrift in dieſe Sprache wurde unter Leitung des Dr. Pinkerton, damals Agenten der engliſchen Bibelgeſellſchaft in Petersburg, durch den gelehrten Ruſſen Lipofzoff unternommen, welcher vierzehn Jahre lang im Auftrag der ruſſiſchen Regierung in Peking gewohnt hatte, um Chineſiſch und Mandſchu zu lernen. Im Jahr 1822 erſchien das Evangelium Matthäi (550 Exemplare) im Druck. Man wollte dieſe Schriften in der Mandſchurei verbreiten; aber die große Ueberſchwemmung von Petersburg 1824 vernichtete den größten Theil dieſer Bücher. Doch gelang es etwas ſpäter, das ganze Neue Teſtament zu überſetzen und zu drucken. Die Arbeit wird als deutlich, treu und dem Geiſte der Sprache angemessen gerühmt. Im Jahr 1834 entdeckte man zu Petersburg eine handſchriftliche Ueberſetzung faſt der ganzen Bibel; woher ſie kam, wußte man nicht. Sofort ließ die engliſche Bibel-

gesellschaft eine Abschrift davon machen, unterwarf dieselbe einer gründlichen Durchsicht und ließ 1835 zu Petersburg das so berichtigte Neue Testament in 1000 Exemplaren drucken.

Ob seitdem auch vom Alten Testament etwas im Druck erschienen ist, weiß ich nicht.

3. Die kalmückische Bibelübersetzung.

Aus derselben vierten Klasse, aber aus der vierten (mongolischen) Sprachfamilie ist die Sprache der Kalmücken. Sie gehören dem großen mongolischen Stamm an, aus dessen Mitte (aus der Tsungarei) im Anfang des 17. Jahrhunderts eine große Zahl nach Westen zu wanderte und sich in der großen Steppe zwischen Sarepta und dem Kaukasus niederließ. Im Jahr 1701 zogen aber 15,000 Familien, im Jahr 1770 sogar 60,000 Familien wieder in ihr Stamm-land zurück, so daß nur etwa 60,000 Personen im russischen Reiche zurückblieben, wo sie sich nun als heidnische Nomaden in der Steppe herumtreiben. Etwa 10,000 von ihnen wurden durch allerlei Künste veranlaßt, in die Gemeinschaft der griechischen Kirche durch die Taufe einzutreten.

Die Sprache, die auch von oben nach unten geschrieben wird, ist nur ein Dialekt des Mongolischen, sehr weich, aber unbillig. Als die Brüdergemeinde im Jahr 1765 die Stadt Sarepta gründete, kamen sie natürlich sofort mit den umwohnenden Kalmücken in Berührung, und frühe schon übersezte der Brüdermiff. Konrad Reiz einige Stücke der heiligen Schrift in ihre Sprache. Doch erst seit 1808 wurde auf Anregung der englischen Bibelgesellschaft mehr Ernst damit gemacht, und Br. Schmidt vollendete 1812 den Matthäus, wovon 1815 zunächst 1000, dann 1817 wieder 2000 Exemplare gedruckt und mit Begierde vom Volk aufgenommen wurden. Wie gewaltig die Bücher zu wirken anfiengen, zeigt der Umstand, daß die Lama-Priester das Lesen derselben verboten. Im Jahr 1820 wurde auch das Evangelium Johannis, 1822 das ganze Neue Testament zu Petersburg gedruckt. Viele Kalmücken ließen sich taufen und in die Brüdergemeinde aufnehmen. Da erschien 1834 der Ukas des russischen Kaisers Nikolaus I, durch welchen aller Missionsarbeit im russischen Reich mit einem Schlag ein Ende gemacht wurde.

Damit hörte auch die Verbreitung der heiligen Schrift unter den Kalmücken fast ganz auf.

4. Die japanesische Bibelübersetzung.

Die merkwürdigste, gebildetste, aufgeklärteste Nation Asiens ist unzweifelhaft die japanesische. Sie bewohnt die lange Inselkette, welche, aus fünf großen und unzähligen kleinen Inseln bestehend, an der Ostseite Asiens wie eine Vormauer gegen den großen Ocean sich herabzieht. Volk und Sprache bildet so sehr etwas Eigenthümliches für sich, daß, ungeachtet beide eine Aehnlichkeit mit dem Mongolischen haben (weshalb wir sie in die vierte Klasse gesetzt), wir ihnen doch eine eigene Familie (die achte) anweisen mußten. Die Sprache ist, obwohl vielfach mit chinesischen Worten vermischt, durchaus verschieden von diesem, wird zwar auch wie dieses von oben nach unten geschrieben und rückt von der Rechten zur Linken vor, aber ist vielfylbig und in Ton, Bau und Wurzeln ganz und gar eine Sprache für sich.

Nach der Entdeckung Japans durch die Portugiesen (1543) fand längere Zeit (bis 1587) ein friedlicher Verkehr zwischen diesen und den Eingeborenen statt. Im Jahr 1552 kamen die Jesuiten ins Land, und durch ihre Klugheit und ihren Eifer fand das Christenthum eine rasche Ausbreitung im Lande. Da sich aber die Jesuiten bald in die Politik mischten, trat von 1587 bis 1590 eine erste blutige Verfolgung ein. Das Reich wurde von nun an für alle Ausländer verschlossen. Allen Japanesen wurde bei Todesstrafe verboten, das Reich zu verlassen (1616). Die zweite grausame Christenverfolgung wüthete von 1616 bis 1638. Es sollen dabei gegen zwei Millionen Menschen, meist Eingeborene, umgekommen sein. Seitdem liegt auf der Einführung des Christenthums und der Annahme desselben von Seiten der Eingeborenen die Todesstrafe.

Erst seit einem Jahrzehnt wird auch Japan, obschon langsam, doch unaufhaltsam, in den allgemeinen Weltverkehr hereingezogen. Handelsverträge haben das Land für die seefahrenden Nationen geöffnet; den Kaufleuten auf dem Fuße sind die Missionare gefolgt. Aber bis jetzt ist das blutige Verbot des Christenthums noch nicht aufgehoben. Dagegen benützen die Missionare die Zeit, um die

schwierige Sprache zu erlernen, Grammatiken und Wörterbücher anzulegen und die heilige Schrift zu übersetzen.

Vorarbeiten dazu lieferte schon der in China wirkende Missionar Dr. Medhurst. Güzlaß übersezte sogar (1835) mit Hülfe einiger schiffbrüchiger Japanesen zu Macao das Evangelium Johannis in ihre Sprache. Es wurde 1839 zu Singapur gedruckt, konnte aber — der Schwierigkeit der Umstände wegen — nicht verbreitet werden. Neuerdings kam das Evangelium Lucä in guter Uebersetzung und gelungenem Druck hinzu. Von 1863 an arbeitete Miss. Brown mit unermüdlicher Anstrengung an einer Uebersetzung des Neuen Testaments. Nach vier Jahren wurde er damit fertig, und das schöne Werk lag handschriftlich zum Druck bereit. Da bricht in der Nacht Feuer im Missionshaus aus und die kostbare Handschrift wird mit anderer Habe ein Raub der Flammen (April 1867). Nun, es geht auch hier langsam und durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten hindurch; aber das Reich Gottes muß doch am Ende siegen, und auch auf Japans Inselwelt wird das Banner des Kreuzes errichtet werden. Gegenwärtig arbeiten in Yokohama jeden Vormittag drei Missionare an einer neuen Uebersetzung.

5. Die Mahrathi Bibelübersetzung.

In der Liste von Sprachmustern, die wir S. 38 gegeben haben, steht obenan das Mahrathi. Dieß führt uns hinüber nach Ostindien. Nach unsrer früheren Darlegung (Bibelblätter 1868, Nr. 1, S. 8—11) gehört diese Sprache zur dritten Klasse (den indoeuropäischen Dialekten) und zählt darin zur zweiten, — der sogenannten Sanskritfamilie. In dieser Familie kann man, wie früher schon erwähnt, wieder drei Gruppen unterscheiden:

- a. die eigentlichen Sanskritsprachen;
- b. die dravidischen Sprachen; und
- c. die Dialekte der Ureinwohner Indiens.

Das Mahrathi nun bildet den Uebergang oder das Bindeglied zwischen Gruppe a und b, indem von beiden sich überaus zahlreiche Elemente in ihr finden. Dem entspricht auch die geographische Lage des Mahratha-Landes. Dasselbe zieht sich an der Westseite Indiens von Surät bis Goa (Bombay als Hauptstadt), und dehnt sich nach dem Innern bis gegen die Mitte der Halbinsel aus. Folglich liegt

es zwischen den Sanskritländern im Norden und Nordosten, und zwischen den dravidischen Ländern im Süden und Südwesten, gerade in der Mitte. Das Mahrathi wird von etwa zehn Millionen Eingeborenen gesprochen. Die gebräuchliche Schrift ist entweder die reine Sanskritschrift (Dewanāgarī), oder die ihm ähnliche sogenannte Modhschrift. Letztere ist dem Volk im Allgemeinen geläufiger und deshalb lieber.

Was nun die Uebersetzung der heiligen Schrift in diese Sprache betrifft, so haben zuerst die Baptisten-Missionare in Serampur (bei Kalkutta), welche von dem großartigen Gedanken befeelt waren, die Bibel in alle Sprachen Indiens zu übersetzen, 1804 einen Versuch auch mit dem Mahrathi gemacht, indem sie einen gelehrten Eingeborenen dafür anstellten. So erschien denn wirklich das Mahrathi Neue Testament im Jahr 1811, und das Alte Testament 1820 im Druck, je in 1000 Exemplaren. Als aber um diese Zeit die ersten Missionare in Bombay, also im eigentlichen Mahrathenlande, ihr Werk begannen, stellte sich doch heraus, daß die Serampur-Uebersetzung zwar eine schöne Vorarbeit, aber einer gänzlichen Umarbeitung doch höchst bedürftig sei. Letztere wurde von den amerikanischen Missionaren in Bombay mit Eifer in Angriff genommen, und 1826 erschien auf der Bombay-Missionspresse eine ganz neue Uebersetzung des Neuen Testaments in 5000 Exemplaren. Die Auflage war bald vergriffen und es folgten immer neue (jedesmal verbesserte) Ausgaben.

Mittlerweile machte sich der englische Missionar Dixon, ein trefflicher Sprachkenner, auch ans Alte Testament und ließ im Jahr 1835 zunächst die Psalmen (1000 Exemplare) im Druck erscheinen. Schritt für Schritt folgten andere Theile des Alten Testaments, bis etwa 1840 die ganze Bibel in Mahrathi vollendet dalag. Dixon war kurz vorher in die ewige Ruhe eingegangen. Seitdem hat die Bibelgesellschaft zu Bombay, unterstützt von der Muttergesellschaft in London, weder Mühe noch Kosten gescheut, um die Mahrathi heilige Schrift in immer vollkommenerer Gestalt herzustellen und den wachsenden Bedarf durch immer neue Auflagen zu befriedigen. Im Jahr 1866 allein wurden 7500 Exemplare, theils durch die Missionare, theils durch eingeborene Kolporteure verbreitet, und zwar nicht geschenkt, sondern verkauft. Der Herr aber hat schon manchen Segen aus dieser Saat hervorgehen lassen.

Ob wir nun mit den Dialecten Indiens fortfahren, haben wir, veranlaßt durch die Reihenfolge der hier eingefügten neuen Liste von Sprachmustern, zuerst noch eine andere Sprache ins Auge zu fassen, die zwar, als zur zweiten Klasse (der indo=europäischen) gehörig,

ACTS II. 8.

(Persan.) PERSIAN. (Persisch.)

پس چگونه است که ما هر یکی لغتی را که در
آن متولد شده ایم از ایشان می شنویم

SANSKRIT.

तर्हि वयं प्रत्येकशः स्वस्वजन्मदेशीयभाषाभिः कथा एतेषां
इदणुमः किमिदं

(Indostanais.) HINDUSTANEE. (Hindostan.)

پس کیونکر ہر ایک ہم ان میں سے اپنے وطن کی
بولی سنتا ہی

HINDUSTANEE, ROMAN.

Pas kyūnkar har ek ham men se apne apne watan kī
bolī suntā hai?

(Bengalais.) BENGALL. (Bengalisch.)

তবে আমরা প্রত্যেক জন আপনাদের জন্মদেশীয়
ভাষাতে ইহাদের কথা শুনিতেছি, অ কি?

URIYA.

ସମସ୍ତେ ଗାଲିଲୀୟ ନ ହୁଅନ୍ତି, ତେବେ ଆମ୍ଭେମାନେ
ଆପଣଙ୍କ ଜନ୍ମ-ଦେଶୀୟ ଭାଷାରେ ସେମାନଙ୍କର ପ୍ରତି
କର କଥା ଶୁଣୁ ଅଛି

(Indoui.) HINDUWEE, OR HINDOOEE. (Hindi.)

तौ हमारे अपने जन्म देशके वालोंसे उन्हांकी बातें
किसतरह सुनते हैं।

mit den Sanskritsprachen Indiens in naher Verwandtschaft steht, aber doch zu einer andern Familie gezählt wird, nemlich zur ersten oder medo-persischen Sprachfamilie. Wir meinen das Persische (vergl. S. 9 der diesjährigen Bibelblätter).

6. Die persische Bibelübersetzung.

In uralter Zeit wurde von den Volksstämmen, welche die ehemaligen Landschaften Medien, Persien u. bewohnten, das sogenannte Zend gesprochen, — die Sprache, in welcher der Religionsstifter der Perser, Zoroaster, seine heiligen Bücher (die Zendavesta) schrieb, und welche ohne Zweifel auch noch von den Magiern oder den „Weisen aus dem Morgenlande“ geredet wurde. Aber frühe schon bildeten sich verschiedene Dialekte, von denen das „Farsi“ oder Persische nach und nach der bedeutendste wurde und die andern verdrängte. Bei der Eroberung Persiens durch die Saracenen und nach der Bekehrung der Perser zum muhamedanischen Glauben erlitt auch ihre Sprache mancherlei Wandlung und Vermischung mit Arabischem, Türkischem u., woraus schließlich das Neupersische hervorging, welches heute noch dort gesprochen und mit arabischer Schrift von der Rechten zur Linken geschrieben wird.

Es ist eine der reichsten, biegsamsten und schönsten Sprachen der Welt, und an Fülle der Worte und Formen mit dem Deutschen (das überhaupt große Aehnlichkeit mit dem Persischen hat), an Wohlklang und Tauglichkeit zur Poesie aber mit dem Italienischen zu vergleichen.

Sie wird in Persien selbst von etwa sieben Millionen, außerdem in Turkestan und Afghanistan von 2—3 Millionen, in Indien von etwa 200,000 Parsi's und überdies von den eingeborenen Fürsten und ihren Beamten an allen indischen Höfen gesprochen. Sie ist eine der verbreitetsten und beliebtesten Sprachen Mittelasiens, so daß das Wort Gottes, ins Persische übertragen, ebendamit vielen Millionen Seelen zugänglich gemacht wird. Versuche zu einer solchen Uebersetzung wurden, wie es scheint, schon in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung gemacht; denn schon zu den Zeiten Konstantins des Großen (ums Jahr 325) gab es viele Christengemeinden in Persien. Aber es sind von diesen ersten Uebersetzungsversuchen nicht einmal einzelne Ueberreste bis auf uns gekommen. Dagegen übertrug etwa im 10. Jahrhundert ein Jude die fünf Bücher Mose

ins Persische, welche nachmals (1546) in Konstantinopel im Druck erschienen. Später entstanden der Reihe nach mehrere persische Uebersetzungen des Neuen Testaments, die aber zum größten Theil so ungenügend und fehlerhaft waren, daß kein persischer Gelehrter — und die Gelehrten allein konnten ja lesen, — daran Geschmac zu finden vermochte. Da gab es Gott dem unvergeßlichen Kaplan der ostindischen Compagnie, Henry Martyn, ins Herz, mit Hülfe zweier Perser (Sabat und Mirsa) eine neue Uebersetzung der heiligen Schrift ins Persische zu unternehmen. Im Jahr 1808 war das Neue Testament vollendet; aber es fand sich bald, daß darin so viele arabische Worte und gelehrte Ausdrücke gebraucht waren, daß ein gewöhnlicher Leser sie nicht verstehen konnte. Was that Martyn? Er reiste selbst nach Persien, ließ (1811) sich in der Hauptstadt Schiras nieder und studierte mit höchstem Eifer die Landessprache. Dabei genoß er so sehr die Liebe und Verehrung aller Klassen und Stände der Hauptstadt, daß man ihn allgemein nur den „Knecht Gottes“ nannte. Als aber die Hitze in der Stadt für seine geschwächte Gesundheit fast unerträglich wurde, ließ ihm einer der Großen des Reichs in seinem eigenen Garten außerhalb der dumpfen Stadtmauern ein lustiges bequemes Zelt errichten, und hier war es, wo Martyn das Neue Testament nochmals (und dazu den Psalter) übersezte. Und so trefflich gelang dieses Werk, sowohl was die Treue der Uebertragung, als die Schönheit und Reinheit der Sprache betrifft, daß die Perser selbst es ein „Meisterstück der Vollkommenheit“ nannten. Erschöpft von der Arbeit und vom Klima brach Martyn von Schiras auf, um in England Erholung zu suchen. Allein in dem Städtchen Tokat (Kleinasien) erreichte ihn der Tod (1812). Sein persisches Neues Testament und der Psalter aber wurde glücklich gerettet, und beide wurden zuerst in Petersburg, dann in Kalkutta, zuletzt (1827) in London gedruckt.

Nach vieler Mühe und Anstrengung kam später auch eine Uebersetzung des Alten Testaments zu Stande und zwar durch verschiedene englische Gelehrte. Allein die Schönheit des Neuen Testaments, das bisher unübertroffen dasteht, erreicht dieselbe nicht. In tausenden von Exemplaren aber wird jetzt die persische Bibel alljährlich verbreitet, und wir beten mit dem Liederdichter:

Streu' dein Wort mit Segen ein,
Laß es hundertfrüchtig sein!

Und nun kehren wir zurück zu Indien, oder zu der zweiten Familie der indo-europäischen Sprachen, — den sogenannten Sanskritsprachen, und hier steht billig voran:

7. Die Sanskrit Bibelübersetzung.*)

Das Sanskrit ist, wie das Lateinische oder Hebräische, eine ausgestorbene Sprache. Aber in ihr sind die uralten heiligen Bücher der indischen Brahmanen geschrieben, in ihr überhaupt ist die alte indische Literatur (auf Palmblätter geschrieben) abgefaßt. Bis vor etwa 70 oder 80 Jahren war diese Sprache, die von den Brahmanen als Heiligthum bewahrt wird, in unfrem Abendland fast noch gänzlich unbekannt, bis es am Schluß des vorigen Jahrhunderts einigen englischen Gelehrten in Indien gelang, mit ihr näher vertraut zu werden. Am bedeutendsten sind in dieser Beziehung die Leistungen der Baptistenmissionare in Serampur, eines Carey und Marshman, dann die Arbeiten eines Dr. Nates u. Sie gründeten in der dänischen Niederlassung Serampur, wohin sie von dem nahen Kalkutta aus sich zurückgezogen hatten, eine förmliche Bibelübersetzungsanstalt mit Typengießerei und Druckerei, aus welcher gegen zwanzig verschiedene Bibelübersetzungen im Lauf der Zeit hervorgingen.

Das Sanskrit, das von der Rechten zur Linken geschrieben wird, ist wohl eine der vollkommensten und reichsten Sprachen der Welt. Ein Gelehrter sagt von ihr, indem er sie mit den beiden altklassischen Sprachen Europa's vergleicht: „Sie ist vollkommener als das Griechische, reicher an Ausdrücken als das Lateinische, und in ihrem inneren Bau vollendeter als beide.“

Mit unsäglichlicher Mühe, großen Kosten und unermüdlichem Fleiß machte sich Miss. Carey, nachdem er mit Hülfe eines Sprachlehrers das Sanskrit erlernt, 1803 an die Uebersetzung des Neuen Testaments. Er ließ zuerst von seinem gelehrten eingeborenen Sprachmeister unter seinen Augen eine rohe Uebersetzung bewerkstelligen. Diese besserte, feilte und ergänzte er dann mit äußerstem Fleiß und mit Zuziehung seiner andern gelehrten Freunde. So kam zunächst das Neue Testament zu Stande, das, nachdem auch Sanskritlettern gegossen worden waren, im J. 1808 in 600 Ex. die Presse verließ.

*) Siehe das zweite Sprachmuster S. 47.

Gleich darauf machte sich Carey an das Alte Testament. Im Jahr 1811 wurden die fünf Bücher Mose gedruckt. Bald sollten andere Bücher des Alten Testaments nachfolgen. Schon waren etliche der geschichtlichen Bücher (Samuel und Könige) im Manuscript vollendet, als (1812) im Missionshaus Feuer ausbrach und das kostbare Manuscript sammt einem großen, unschätzbaren Wörterbuch verschiedener indischer Sprachen, unbarmherzig verzehrte. Aber Carey fieng mit ungebrochenem Muth von vorne an, und eben jetzt erhielt er in Dr. Nates einen vortrefflichen und gelehrten Mitarbeiter. Mit seiner Hülfe wurden schon 1815 die neubearbeiteten historischen Bücher des Alten Testaments gedruckt, und 1822 lag die ganze Sanskritbibel vollendet da.

Es war dieß ein großes bedeutungsvolles Werk; aber es hatten eben auch große Mängel daran. Carey's Grundsatz war, sich bei der Uebersetzung möglichst genau an den Grundtext der heiligen Schrift (Hebräisch und Griechisch) zu halten und denselben so buchstäblich als möglich wiederzugeben. Allein gerade diese Gewissenhaftigkeit und Treue machte die Uebersetzung unschön, rau und für die Gebildeten, für die sie doch allein bestimmt war, ungenießbar.*) So entstand nach Carey's Tod (1834) das Bedürfniß nach einer neuen, dem Geist der Sanskritsprache angemesseneren Uebersetzung. Dieser Aufgabe war niemand besser gewachsen, als der ausgezeichnete Miss. Dr. Nates, der schon mit Carey zusammen gearbeitet hatte. Aufgefordert von verschiedenen Bibelgesellschaften, machte er sich ans Werk. Schon 1840 erschien der Psalter in 2500 Exemplaren. Vier Jahre später wurden die Evangelien, 1846 die Sprüche Salomo's gedruckt. Im gleichen Jahr gieng das ganze Neue Testament unter die Presse. Mit immer frischem Muth arbeitete er am Alten Testament fort; da ereilte auch ihn der Tod (1845). Doch

*) Luther sagt einmal über seine Art, die Bibel ins Deutsche zu übertragen, also: „Man muß nicht die Buchstaben der fremden Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen. Wenn ich nach dem Buchstaben (des griechischen Grundtextes) also dollmetsche: 'Aus dem Ueberflusse des Herzens redet der Mund' — welcher Deutsche verstünde das? 'Ueberfluß des Herzens' ist kein Deutsch, so wenig als Ueberfluß des Ozens, der Bank u. dgl. Aber also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: 'Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über.' Das heißt gut Deutsch geredet zc.“

war bereits ein großer Theil des Alten Testaments gedruckt, das Uebrige lag zum größeren Theil im Manuscript fertig da, und — was das erfreulichste war — in dem Freunde und Mitarbeiter des Heimgegangenen, in Miss. Wenger von Bern, fand sich sogleich der Mann, der den abgebrochenen Faden der Arbeit aufzunehmen im Stande war. Durch ihn ward schließlich die Sanskritbibel vollständig dem Druck übergeben.

Nach all diesem könnte man fragen: warum so viele Mühe, Zeit und Kosten an eine Bibelübersetzung wenden, die im Grunde doch nur von Wenigen gelesen und verstanden werden kann, weil die Sprache, darin sie verfaßt ist, eine ausgestorbene und nur den stolzen hochmüthigen Brahmanen des Landes bekannt ist? — Antwort: erstens wurde die Aufmerksamkeit der indischen Gelehrten viel eher auf die Bibel der Christen gelenkt, wenn sie ihnen in ihrer hochverehrten heiligen Sprache geboten wurde; und zweitens mußte, wenn einmal eine Sanskritübersetzung da war, jede andere Uebersetzung in die übrigen vom Sanskrit abgeleiteten Sprachen Indiens außerordentlich erleichtert sein. Deshalb konnte in Serampur, von wo die Sanskritbibel ausgieng, bald auch eine Reihe anderer Uebersetzungen, von denen wir sogleich reden werden, nachfolgen.

8. Die Hindostani oder Urdu Bibelübersetzung.*)

Wenn man das Sprachmuster (das dritte auf S. 47) genau betrachtet, so findet man leicht, daß die Schriftzeichen mit dem Persischen und Arabischen die allergrößte Ähnlichkeit haben. Das hat nun auch seinen guten Grund. Denn das Hindostani ist eine aus Persisch, Arabisch und Hindi oder Hindi (letzteres mit dem Sanskrit nahe verwandt) zusammengeschmolzene Sprache. Als nemlich seit dem 10. Jahrhundert die mohamedanischen Eroberer anfiengen, von Westen her die Gränzgebirge und den Indus zu überschreiten und den ganzen Norden von Indien mit ihren siegreichen Heeren zu überschwemmen, da brachten sie das Persische und Arabische als die unter ihnen herrschenden Sprachen mit sich, und das

*) In Bibelblätter 1868, Nr. 1, S. 10 hat sich ein Druckfehler eingeschlichen, den man zu verbessern bittet. Statt „Hindi oder Urdu“ soll es heißen: „Hindi oder Hindi“; sohan bei „Hindostani“ ist hinzuzufügen: „oder Urdu“.

Persische blieb auch die Hofsprache der muhamedanischen Fürsten Indiens bis auf den heutigen Tag; aber die gemeinen Soldaten und alle die untergeordneten Leute, die viel mit den Eingeborenen des eroberten Landes zu verkehren hatten, nahmen bald ein gut Stück von der Sprache der letzteren (Hindui) an, vermengten jedoch damit auch ein gut Stück ihrer eigenen persischen und arabischen Sprache. So entstand eine eigenthümliche Mischsprache, das sogenannte Hindostani oder Urdu (d. h. Feldlagersprache), das ausschließlich beim Verkehr der eingedrungenen Muhamedaner mit den eingeborenen Landesbewohnern geredet wurde. Mit der Zeit breiteten sich die muhamedanischen Eindringlinge über ganz Indien aus und zwar nicht blos als Soldaten, sondern auch als Handelsleute, Beamte &c. Zugleich mit ihnen verbreitete sich auch diese neue sonderbare Mischsprache, bei welcher das Eigenthümliche das ist, daß sie nirgends Landessprache ist, und daß man doch mit ihr durch ganz Indien kommen kann, wie man bei uns mit dem Französischen fast überall auszukommen vermag.

Es war natürlich, daß die Missionare schon frühe den Wunsch nach einer Hindostani- oder Urdu-Bibel haben mußten. Schon die deutschen Missionare, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts von Halle nach Trankebar (im Süden von Indien) ausgiengen, machten darin einen ersten Versuch. Der fromme Miss. Schulze fieng 1739 das Neue Testament ins Hindostani zu übersetzen an und wurde 1741 damit fertig. Dann machte er sich auch ans Alte Testament, vollendete den Psalter, den Propheten Daniel und die vier ersten Kapitel des 1. Buchs Mose; aber da ereilte ihn der Tod. Seine Manuscripte kamen nach Halle, wo 1745 der Prophet Daniel, 1747 der Psalter und 1748—58 das Neue Testament gedruckt wurde. Allein als die Bücher nach Indien gesandt und unter den Muhamedanern verbreitet wurden, fand sich, daß die Uebersetzung so ungenügend und der Druck so voll Fehler war, daß der Inhalt oft durchaus unverständlich und das Ganze unbrauchbar war.

Bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ward nichts weiter für eine Urdu-Uebersetzung gethan. Erst der unvergeßliche Kaplan Henry Martyn, von dessen persischer Bibelübersetzung wir oben sprachen, wagte sich an eine neue Bearbeitung. Vier Jahre (1804—1808) arbeitete er in Gemeinschaft eingeborener Gehülfen mit unermüßlichem Fleiß an dem Neuen Testament, bis es glücklich

vollendet war. Es dauerte aber noch sechs Jahre, bis es im Druck erschien (1814). Das Werk war trefflich gelungen, und ein Kenner der Sprache sagte schon damals davon: „Tausende und Zehntausende in den künftigen Geschlechtern werden dankbar des Namens Henry Martyn gedenken und ihn für die Gabe des Hindostani-Testaments segnen.“

Doch auch hier stellte sich ein Uebelstand heraus. Martyn hatte in seine Uebersetzung viele persische Worte und Wendungen aufgenommen, theils um der Schönheit und Kraft der Sprache willen, theils weil die Gebildeten unter den Muhamedanern nur solche Bücher schätzen und lieben, welche viel Persisches einmischen. Allein das gemeine Volk versteht nun aber gerade diese gelehrten persischen Worte nicht, und so kam es, daß die Martyn'sche Uebersetzung, während sie bei den gebildeten Klassen Entzücken erregte, für die ungebildeten Schichten des Volks schwer verständlich und fast unbrauchbar blieb. Um diesem Uebelstand abzuhelpen, glaubte man zuerst ein ganz äußerliches Mittel anwenden zu müssen; man veranstaltete nemlich eine neue Auflage des Hindostani Neuen Testaments — nicht mehr in persisch-arabischer, sondern in der Sanskrit-Schrift (Devanagari Schrift), welche den Eingeborenen des Landes geläufiger ist als jene. Aber das half nicht viel. Man mußte sich entschließen, die vielen persischen und arabischen Ausdrücke zu entfernen und sie mit ordinären, dem Volke geläufigen Hindostaniworten zu ersetzen. Dieß geschah durch Miss. Bowley, und in dieser Gestalt ist das Martyn'sche Neue Testament noch jetzt ziemlich allgemein verbreitet.

Das Alte Testament wurde bald nach Martyns Abgang von Indien durch einen seiner eingeborenen Gehülfen, der ausdrücklich zu diesem Ende noch Hebräisch lernte, zu bearbeiten angefangen. Was er zu Stande brachte, ward von den Missionaren und andern europäischen Gelehrten durchgesehen und geseilt. Aber es dauerte bis 1844, daß die ganze Hindostanibibel vollendet wurde. Eine ganze Reihe würdiger Männer, wie Archidiaconus Corrie in Kalkutta, Kaplan Thomason, die Missionare Schurman und Renandy in Benares, und Wilson in Allahabad, hatten ihre beste Kraft daran gewendet. Dabei wurde auch ein Versuch gemacht, die Hindostani-Bibel in lateinischer Schrift zu drucken, wie das vierte Sprachmuster auf S. 47 zeigt. Allein letzteres machte wenig Glück und fand nicht die erwartete Aufnahme bei dem Volke.

Ein fataler Umstand bei der Hindostani-Bibel bleibt immer das, daß die Sprache fast ausschließlich Verkehrssprache der Handelsleute, der muhamedanischen Soldaten, Dienstboten und Knechte ist, daß es ihr also wie an Feinheit des Ausdrucks, so an Bezeichnungen für höhere Begriffe vielfach fehlt, oder — was noch schlimmer ist — daß viele Ausdrücke, welche etwa ursprünglich zur Bezeichnung höherer sittlicher und geistiger Gegenstände gebient hatten, im Munde des gemeinen Volkes einen gemeinen und abstoßenden Sinn erhalten haben. Wie dem aber auch sei, — der Herr kann auch diese Uebersetzung Seines Wortes an den Seelen des Volkes segnen und hat sie bereits an Tausenden gesegnet.

9. Die Bengali Bibelübersetzung.*)

Mit der Wurzelsprache des Sanskrit aufs allerinnigste verwandt ist das Bengali, das in dem schönsten, reichsten und fruchtbarsten Theil von Indien (Bengalen) von etwa 30 Millionen Einwohnern gesprochen wird. Auch die Schriftzeichen sind nahezu die gleichen, wie beim Sanskrit.

Da nun Bengalen der erste Schauplatz der neueren indischen Missionen war, so ist es begreiflich, daß auch der Versuch, die heilige Schrift in die Landessprache zu übertragen, schon sehr frühe gemacht wurde. Auch hier begegnen wir zuerst wieder dem eifrigsten unter allen Bibelübersetzern Indiens, dem Miss. Dr. Carey. Er landete 1793 in Bengalen, und schon nach einem Jahre war er der Sprache so mächtig, daß er eine Uebersetzung des Neuen Testaments vorzunehmen wagen konnte. Freilich war es keine leichte Arbeit. Sieben volle Jahre dauerte es, bis das erste bengalische Neue Testament (1801) die Presse in Serampur verließ. Mit außerordentlicher Begierde nahmen die Eingeborenen das wohlgelungene Buch auf, so daß eine neue Auflage um die andere nöthig wurde. Während nun Carey vor jeder neuen Auflage mit gewissenhaftestem Fleiß an der Uebersetzung feilte und besserte, arbeitete er zugleich an dem Alten Testament, wovon ein Stück ums andere (von 1802 an) im Druck erschien. Die ganze Bibel im Bengali ward 1809 fertig. Und wie es die erste Arbeit Carey's in Indien war, daß er das Neue Testa-

*) Auf der Liste S. 47 das fünfte Muster.

ment ins Bengalische übersehte und zum Druck beförderte, so war es seine letzte Arbeit auf Erden, das bengalische Neue Testament nochmals gründlich zu revidiren und in achter Auflage durch die Presse zu führen (1832).

Mittlerweile hatte freilich auch ein anderer Missionar, der sprachkundige Ellerton, eine neue Uebersetzung der heiligen Schrift ins Bengali versucht, da Carey's Werk doch manche nicht unbedeutende Mängel hatte. Schon 1817 erschienen etliche Theile des Neuen Testaments in dieser neuen Bearbeitung, und bald wurde das ganze Neue, später auch das Alte Testament unter Ellertons fleißiger Hand fertig. Die Arbeit war entschieden gelungener, die Sprache reiner, das Ganze dem Volk verständlicher, als Carey's Werk. Deshalb erfuhr sie auch viele neue Auflagen und verdrängte fast die Uebersetzung von Carey.

Und dennoch erschien von 1833 bis 1844 eine noch vollkommene Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift ins Bengali von der Hand des schon öfters erwähnten Dr. Yates, — eine Uebersetzung, welche jetzt wohl am meisten im Gebrauch ist. Wie eifrig aber die Missionare dort bemüht sind, der Bengali-Bibel die größtmögliche Vollkommenheit zu geben, dafür zeugt der Umstand, daß noch immer von einem eigens dazu erwählten Ausschuß der sprachkundigsten Männer (unter denen der von Basel ausgegangene Miss. Bomwetsch, ein Würtemberger, jetzt wohl die erste Stelle einnimmt) mit der Theilung und Vervollkommnung des Werkes beschäftigt ist. Zu erwähnen ist noch, daß 1836 auch eine Ausgabe der Bengali-Bibel in lateinischer Schrift veranstaltet wurde, die aber von den Leuten nicht gerne gebraucht wird, da man die alten gewohnten Schriftzeichen lieber hat.

In keiner indischen Sprache ist die heilige Schrift so oft wieder aufgelegt und in so großer Zahl verbreitet worden als im Bengali. Fast kein Jahr vergeht, wo nicht neue Auflagen erscheinen. Es giebt aber auch keine Provinz in Indien, wo die heilige Schrift unter den Eingeborenen so bekannt und so viel gelesen wäre. Möge bald ein gnädiger, befruchtender Regen des Pfingstgeistes über die Bengalen kommen, daß der reichlich ausgestreute Same aufgehe und das ganze Volk von den todtten Götzen zum lebendigen Gott sich bekehre!

10. Die Uriya Bibelübersetzung.

Südlich an Bengalen gränzt die Provinz Drissa, ein langgestreckter breiter Küstenstrich am bengalischen Meerbusen mit etwa vier Millionen Einwohnern. Dort (in Puri an der Küste) ist der weltberühmte Gözentempel des Dschagganātha (Juggernaut), zu welchem alljährlich Zehntausende verblendeter Heiden wallfahrten. Dort war im Jahr 1866 die entsetzliche Hungersnoth, welche den vierten Theil der ganzen Bevölkerung hinwegraffte.

Die Sprache des Landes nennt man Uriya. Sie ist wie das Bengali, mit welchem es die größte Aehnlichkeit und wohl neun Zehntel seiner Worte gemein hat, eine Tochter des Sanskrit. Sie unterscheidet sich vom Bengali etwa wie das Holländische vom Deutschen, ist in seiner Aussprache hart und rauh, während jenes weich und fast weibisch klingt, und weicht auch in den Schriftzeichen — bei aller Aehnlichkeit — doch wesentlich vom gewöhnlichen Sanskrit ab.

Ungeachtet erst im Jahr 1822 eine Mission in Cuttack, der Hauptstadt von Drissa, gegründet wurde, so fiengen die Serampur Missionare doch schon im Jahr 1803 an, eine Uebersetzung der heiligen Schrift ins Uriya zu bewerkstelligen. Unter ihren Sprachgehilfen nemlich hatten sie auch einen gelehrten Eingeborenen aus Drissa, der das Bengali ebenso gründlich verstand als seine Muttersprache. Carey sah darin eine Weisung von Oben, durch diesen Mann eine Uebertragung der heiligen Schrift ins Uriya versuchen zu lassen. Dieß geschah; und als derselbe mit dem Neuen Testament fertig war, wurde seine Arbeit von den Missionaren selbst gewissenhaft mit dem griechischen Grundtext verglichen, gründlich gebessert und gefeilt, und so endlich 1811 gedruckt. In gleicher Weise wurde 1819 das Alte Testament vollendet. Die Nachfrage der Eingeborenen in Drissa nach der Bibel wurde so stark, daß die erste Auflage (von 1000 Exemplaren) bald vergriffen und 1822 eine zweite (4000 Exemplare) veranstaltet wurde. Im gleichen Jahr begann, wie schon erwähnt, die erste Drissa-Mission (durch Baptisten).

Je genauer nun die Missionare mit der Landessprache bekannt wurden, desto mehr erkannten sie die Mängel jener ersten Uebersetzung. So machte sich 1838 Miss. Sutton an eine neue Uebertragung, die zwar gleichfalls noch immer mangelhaft, aber doch viel besser

als die erste war. In dieser neuen Form wurde die ganze heilige Schrift 1844 fertig. Daß auch hieran seitdem gebessert und geleast wurde, ist nur zu loben. Eine Bibellübersetzung wird erst dann annähernd vollkommen werden, wenn aus dem Volke selbst ein geistbegabter Mann — einem Luther gleich — aufsteht und in höherer Kraft und Erleuchtung sich ans Werk macht.

11. Die Hindui oder Hindi Bibellübersetzung.

Wie sich Orissa, von dem wir eben sprachen, südlich an Bengalen anlehnt, so breitet sich westlich davon das große, vom oberen Ganges und der Dschamna durchströmte Ländergebiet aus, in welchem das Hindi gesprochen wird. Hier liegen die berühmten Städte Benares, Delhi &c. Unter allen indischen Dialekten, die sich aus dem alten Sanskrit herausgebildet haben, ist keiner der gemeinsamen Mutter ähnlicher geblieben, als das Hindui oder Hindi. Wenigstens neun Zehnthelle dieser Sprache sind reinen Sanskrit Ursprungs, und wenn das Hindi in grammatischer Form auch manches Eigenthümliche für sich hat, so ist die Familienähnlichkeit mit dem Sanskrit doch in allen Zügen auffallend und in die Augen springend. Auch die Schriftzeichen sind, wie unser Muster (das letzte auf S. 47) zeigt, nahezu die gleichen wie dort.

Da nun dieses Hindi von etwa 30—32 Millionen Eingeborenen als Muttersprache geredet und überdieß auch in den umliegenden Provinzen Nordindiens (Guzzerat, Mahratta, dem Pandschab &c.) von den Gebildeten verstanden und gesprochen wird, so mußte die Aufmerksamkeit der Missionare schon frühe auf eine Hindi-Bibellübersetzung sich lenken. Und so finden wir denn auch schon 1802 den unermüdblichen Dr. Carey in Serampur mit einer solchen Arbeit beschäftigt. Im Jahr 1807 war er mit dem Neuen Testament fertig, aber erst 1811 erschien dasselbe vollständig im Druck. So groß aber war die Begierde des Volks nach diesem Buche, daß in wenigen Jahren drei große Auflagen nöthig wurden.

Ebendamals hatte sich ein anderer edler Knecht Gottes, Chamberlain, Kaplan der ostindischen Compagnie zu Agra, gleichfalls daran gemacht, das Neue Testament ins Hindi zu übertragen, und obgleich die Serampur Missionare genug Proben hatten, daß Carey's

Uebersetzung vom Volke verstanden und gesucht wurde, so willigten sie doch ein, daß auch Chamberlain's — allerdings noch gelungenere — Uebersetzung auf ihrer Presse gedruckt wurde (1819). Ein Jahr vorher war auch das Alte Testament, von Carey mit unsäglichem Fleiß bearbeitet, vollständig im Druck erschienen (1818). Von nun an wurden mit unermüdblichem Eifer immer neue Verbesserungen an der Hindi-Bibel vorgenommen; die große englische Bibelgesellschaft in London, die Kalkutta Hilfsbibelgesellschaft und selbst die amerikanische Bibelgesellschaft theilten sich mit den Serampurem in die schöne Arbeit, und wetteiferten miteinander, wer die schönste, korrekteste und gelungenste Hindi-Bibel liefern würde. Aus vielen höchst erfreulichen Thatsachen geht auch hervor, daß all dieser Liebeseifer nicht umsonst war in dem Herrn.

Hier möge nun noch die Bemerkung stehen, daß in einer Reihe von Provinzen Nord- und Centralindiens Dialekte des Hindi gesprochen werden, die sich von letzterem etwa gerade so unterscheiden, wie die Schweizerdialekte vom Hochdeutschen. Den ersten Missionaren in Serampur kam die Verschiedenheit dieser Dialekte noch so groß vor, daß sie von mehreren derselben eigene Uebersetzungen des Neuen Testaments machen zu müssen glaubten. So übersezte Chamberlain das Neue Testament in den Agra-Dialekt, das 1832 auf der Serampur Presse vollständig erschien. Im Doab-Dialekt (zwischen Ganges und Dschamna) wurde 1822 das ganze Neue Testament, im Audh-Dialekt 1820 das Evangelium Matthäi, im Bagelkhandi-Dialekt (an den Quellen des Nerbudda) gleichfalls das ganze Neue Testament 1821 gedruckt u. u. Über man erkannte bald, daß das reine Hindi in allen diesen Provinzen ganz gut verstanden wird, und daher wurden seitdem keine neuen Auflagen in den genannten Dialekten gemacht, um so reichlicher und weiter aber die Hindi-Bibel verbreitet.

Ein Blatt aus der Bibel.

Es ist jetzt so ziemlich überall bekannt, daß die Bibel auch für die Blinden gedruckt ist, nemlich mit erhabenen Buchstaben, deren Form und Gestalt man mit den Fingerspitzen leicht fühlen und auf diese Weise lesen kann. So hat die württembergische Bibelgesellschaft in Stuttgart die ganze deutsche Bibel für die Blinden mit großen Kosten gedruckt; ebenso ist in England und in Amerika eine englische Blindenbibel (die amerikanische in zwölf leicht handlichen Bänden) erschienen.

Bei einem Bibelfest in Chicago (Amerika) fand sich in dem Opferbecken ein Zettel — zwar ohne Geld, aber mit dem Namen und Wohnort einer blinden

den Frau, und mit der Bitte, daß der Bibelaagent sie besuchen möchte, wobei sie ihm zugleich 15 Dollars (etwa 80 Franken) für die Sache der Bibelgesellschaft einhändigen werde. Gleich am folgenden Tag suchte der Agent die bezeichnete Wohnung, ein ziemlich armeliges Häuschen, auf und wurde von der blinden, aber geistlich erleuchteten Frau mit großer Herzlichkeit empfangen. Als er sein Bedauern aussprach über ihre Erblindung und die damit verbundenen Entbehrungen, lächelte die würdige Frau und sieng an mit Loben und Danken von der unaussprechlichen Fülle göttlicher Wohlthaten zu reden, die ihr mitten unter den Trübsalen ihrer irdischen Wallfahrt widerfahren seien. Ihr theuerstes Gut und der höchste Schatz ihres Lebens aber sei das Wort Gottes. Zwar habe sie niemals eine Bibel besessen, die sie hätte lesen können; doch sei sie im Besitz eines Theils davon, und dieses kleine Stück bestehe nur in einem einzigen Blatt der heiligen Schrift mit erhabenen Buchstaben, aber es sei ihr wie ein kostbarer Brief von Christus selbst, der sie in unmittelbare Berührung mit dem Herrn bringe. Darauf holte sie aus einer Schublade dieses Blatt, das sie zu besserer Schonung sorgfältig auf eine hölzerne Tafel geklebt hatte, und dessen erhabene Schrift durch oftmaliges Betasten mit den Fingerspitzen fast glatt und eben geworden war. Sie erzählte dann, wie eine Bekannte von ihr zu diesem einzelnen Blatt zufällig (wie man zu sagen pflegt) gekommen sei und es ihr gebracht habe, wie sie dann manche lange dunkle Stunde hindurch, ohne Lehrer und Unterweisung, die Buchstaben mit den Fingerspitzen studirt und endlich ein Wort ums andere lesen gelernt und verstanden habe. Wohl habe man ihr oftmals aus dem Worte Gottes vorgelesen, und ihre Freunde thäten es auch jetzt noch zu ihrem großen Segen; aber das Vorlesen sei nicht zu vergleichen mit diesem eigenen, unmittelbaren, persönlichen Verkehr mit dem Herrn in seinem Wort. Da sei es ihr jedesmal, wie wenn sie den Saum seines Kleides anrühre.

Es läßt sich denken, wie unbeschreiblich groß die Freude dieser Frau war, als sie von dem Agenten vernahm, daß die ganze heilige Schrift für die Blinden erschienen sei, und daß die Bibelgesellschaft ihr gewiß für die ihm eingehändigten 15 Dollars gerne diejenigen Bände davon, die sie wünschen würde, verabreichen würde. Sie bat um das Neue Testament und die Psalmen, und fügte hinzu: „Nächst der Freude über den Besitz eines solchen Schatzes erfülle das ihr Herz mit Wonne und Dank, daß sie dann auch andern Blinden damit werde dienen können.“

Wie viele hochgeadelte Seelen hat doch der Herr noch in seiner Kirche, — Seelen, die jetzt noch verborgen sind, aber dereinst wie Juwelen in des Heilands Krone leuchten werden!

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

Druck von C. Schulze.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Sts. oder 12 fr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Missionskirche in Fidschi.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Schluß.)

Dr. Karl Graul.

Am 8. Mai 1850 traf Graul in Trankebar ein, fröhlich, die zehnmonatliche Reise vorerst zum Abschluß gebracht zu haben. Allein schon seine ersten Berufsgeschäfte waren „mit ungewöhnlichen Gemüthserschütterungen verbunden“. Auch hier „machte sich der Subjektivismus einzelner Missionare ungehemmt geltend“. Zunächst war es nicht die Kastenfrage, welche die Gemüther am meisten beschäftigte. Der Schwede Glasell, der die oben erwähnte hyperlutherische, romanisirende Richtung vertrat, wollte sich nicht zur Nüchternheit verweisen lassen; er kann nicht „um der Calvinisten und Engländer willen vom weißen Kleide und Kreuzfize absteigen“. So wird er entlassen, und Mylius, den Graul mehr als alle seine Schüler geliebt hatte, folgt dem Freunde.

Daneben scheint es, daß die Missionare in Grauls Inspektion fast einen Angriff auf die Unabhängigkeit der sich bildenden Tamilkirche argwöhnten, theilweise auch ihn, weil nicht ordinirt, nur als Laien ansahen, und ihm jede Rücksicht auf das Urtheil von Reformirten verdachten. Drückend war auch so mancher demüthigende Zug in den nun etwa 3000 Seelen, die zu den übernommenen und gesammelten Gemeinden gehörten. Ihnen lernte Graul selbst auch das Wort in ihrer Sprache verkündigen.

Er besuchte sodann mit Cordes Tritschinapalli, wo sich ein Theil der Tamilgemeinde den Lutheranern anzuschließen bereit erklärt hatte, und setzte, um Ausschreitungen vorzubeugen, fest, daß kein Missionar bei solchem Uebertritt die ersten Schritte thun solle; auch haben die Uebertretenden zu Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse

nach Kräften beizusteuern, eine Verfügung, welche dem Zubrang der Kastenchristen einigen Einhalt zu thun geeignet war. Niemand dürfe aus bloßen Kastenrücksichten aufgenommen werden. Es waren bald (1852) 125 Christen auf dieser Station, und 108 von Tandschaur, welche zur lutherischen Kirche übertraten; und da nun die Londoner ihre Station Kumbakonam aufgaben, wo ein Theil der Gemeinde (71 Seelen) gleichfalls wünschte ihrer alten Mutterkirche wieder einverleibt zu werden, da auch in Manigramam 92 Christen von der englischen Kirche übertraten u., so ließ es sich zu einer fortlaufenden Reihe von Stationen im Kaveri Delta an.

Die Verhältnisse zu den andern Missionen freundlicher zu gestalten, war unter diesen Umständen eine hoffnungslose Aufgabe. Wie entgegenkommend die reformirten Missionare und Missionsfreunde die neuen Arbeiter aus Deutschland aufgenommen hatten, zeigt jedem Unbefangenen ein Blick in die früheren „Missionsnachrichten“. Es war ja Raum genug da für alle möglichen Zweige der evangelischen Kirche, wenn nur das Werk, das sie alle betrieben, von keinen Eroberungsgelüsten getrübt wurde. Noch im Jahr 1844 hatten die lutherischen Missionare berichtet: „Man muß es den englischen Christen in Indien, welcher Partei sie auch immer angehörten, zum Ruhme nachsagen, daß sie die Gastfreundschaft ohne Rücksicht auf Bekenntniß in höchst löblicher Weise üben.“ Und Graul selbst fand dieß für seine Person noch eben so giltig, wenn er auch andeutet, daß diese Unbefangenheit unter den Missionaren im Schwinden begriffen sei. Woher aber stammte der Unterschied als von den Ansprüchen, welche die Lutheraner erhoben, den Tamilchristen mit der wahren Lehre von den Sakramenten auch den richtigen Begriff von der Kaste zu bringen? Kein Sachkenner konnte sich darüber täuschen: worin denn eigentlich die Gravitation der Tamilgemeinden zur lutherischen Mission begründet sei.

In diesem Punkte aber war Graul nun einmal seiner Sache gewiß und konnte darum die aufgeregten Gegner mit aller Weisheit, die er aufbot, nicht beruhigen. Er veröffentlichte im Blick auf sie einen Aufsatz über die richtige Behandlung der Kastenfrage, welcher diesem und jenem stolzen Gegner immerhin etwas zu denken gab; er setzte nämlich auseinander, wie durch rein äußerliche Maßregeln nichts gewonnen werde und die Kirche hauptsächlich als eine Krankenanstalt Samariterdienste zu versehen habe. Uebrigens hatte auch die

Madras-Konferenz der achtzehn reformirten Missionare bereits ausgesprochen (1850), daß ohne die Verbindung von viel Demuth und Herzlichkeit mit dem nöthigen Ernste die Arbeiter am Reiche nicht hoffen können, dieses Uebel aus der Tamilkirche auszurotten. Mancher Missionar hat allerdings auch noch ein gutes Stück Kastengeist in sich verborgen, das ausgesegt werden muß, ehe er ihn in andern bekämpfen kann. Aber alle diese Betrachtungen berührten doch nicht den Kern der Frage. Graul's Biograph meint, die meisten Engländer seien eben nicht im Stande gewesen, „in der Beurtheilung der Divergenzen einigermaßen Maß zu halten“, daher Graul „die härtesten und ungereimtesten Angriffe auszustehen hatte“. Aber wie harte Urtheile fällten auch die Lutheraner über die übrigen Missionare: sie sollen „auf gut englisch in der Kaste und Allem, was damit irgendwie zusammenhängt, das Uebel aller Uebel sehen und darüber die sonstigen Gemeindefustände außer Acht lassen“ 2c. Mit gegenseitigem Verurtheilen konnte einmal die Sache nicht geschlichtet werden.

Am 13. Oktober 1852 verließ Graul Madras, mit reichen Schätzen tamilischer Literatur beladen, von denen er das Beste in musterhaften Ausgaben und Uebersetzungen den Gelehrten und der Lesewelt zugänglich machen durfte. Den Winter brachte er in Egypten zu, und trat erst im April 1853 sein Amt im Missionshause wieder an. Einen Superintendenten für Indien zu finden, wie er beantragt hatte, wollte nicht gelingen; eine Konferenz der Missionare aber schien Graul nur ein Scheinregiment; daher hat er 1857 aus den bewährtesten Arbeitern einen Missionskirchenrath gebildet und mit der Leitung der Stationen betraut. Die Direktion der Mission theilte er mit Dr. Besser bis zum Jahr 1857, dann führte er sie noch drei Jahre allein fort. Er war nun sehr bemüht, seine Schüler in die Sprache, Geschichte, Literatur und Denkweise des Tamilvolks einzuleiten, und veröffentlichte zu diesem Zweck seine *Bibliotheca tamulica*, philosophische und poetische Schriften mit englischen, lateinischen, deutschen Uebersetzungen und Anmerkungen; Werke, welche bei allen Sprachforschern die höchste Billigung fanden. Einige seiner Zöglinge lernten so viel Tamil in Leipzig, daß sie gleich nach der Landung predigen konnten.

Draußen arbeiteten die Missionare unter allerhand Wechsellern fleißig weiter; Fremmer namentlich durfte erfahren, daß durch treue

Pflege der Einzelnen sich auch bei verhärteten Kastenchristen noch da und dort Erweichung und wesentlicher Fortschritt erzielen lassen, wie er denn auch immer bedeutendere Beiträge von seiner einst so verkommenen Gemeinde erhielt. Uebrigens führte auch er in seiner neugebauten Kirche in Madras die getrennten Sitze ein, und blieb somit hierin hinter dem Fortschritt der heidnischen Jugend in den bibellosen Regierungsschulen um ein Namhaftes zurück. Schlimmer noch stand es „in den andern alten Gemeinden“, wo der Kastenunterschied in der Kirche sich nicht beseitigen lassen wollte. Allein Dchs in Mahaweram hatte gefunden, daß wo man die Kaste am wenigsten duldet, man am wenigsten von ihr zu leiden hat; und er taufte wohl die meisten Heiden, auch Sudras unter ihnen. Selbst die Frau eines Katecheten, die nicht zu ihrem Manne zurückkehren wollte, weil er in seiner Krankheit, hilflos daliegend, eine von der Missionsfrau gekochte Suppe gegessen hatte, ließ sich später durch Dchs bewegen, nach den Pareia Männern das Abendmahl zu genießen. (Dieselbe Frau war von ihren Verwandten bereits bewogen worden, die Ehe als geschieden anzusehen, und einer der Missionare verstand sich nicht dazu, ihr die Rückkehr zum Manne zu empfehlen, außer wenn dieser verspreche, nie mehr einen Schritt der Art zu thun!) In dieser Weise glaubte Dchs manchen Fortschritt erzielt zu haben, während freilich seine Nachfolger denselben in Abrede stellten und nur als momentan erzwungen und darum nicht stichhaltig schilderten. Ueber manche Einzelheit in dieser wie in der folgenden Darstellung des Kastenstreits, wird es selbstverständlich dem Fernerstehenden schwer, den Sachverhalt festzusetzen, da die Berichte der Betheiligten bedeutend differiren.

Sadras und Kumbakonam wurden (1856) zu eigentlichen Stationen abgezweigt; es waren nun acht Posten, von neun Missionaren versehen, die 4166 Gemeindeglieder versorgten. Damals hat Corbes den beherzigenswerthen Wunsch ausgesprochen, daß doch jede Gemeinde einen eingebornen Pastor haben möchte; man feierte in diesem Jahre das 150jährige Bestehen der Deutschen Mission im Tamillande und fühlte sich dadurch aufgefordert, über das in so langer Zeit Gewonnene, wie über das noch zu Erstrebende einen klaren Ueberblick zu erhalten.

Eben bereitete sich ein neuer Schritt vor, der das Gebiet der lutherischen Mission bedeutend erweitern, zugleich aber sie in die schwersten inneren Kämpfe verstricken sollte. Waren im letzten Jahre

auf 115 Heidentausen 258 sonst Aufgenommene gekommen, so stieg in diesem das Verhältniß auf 127: 421. Ein mächtiges Kirchengefühl belebte die Brüder und ermunterte sie zu immer weitergreifendem Ernten, wo sie nicht gesäet hatten. Das westlichste Gebiet des Tamillandes ist Koimbatour, wo seit bald 30 Jahren der Londoner Missionar Addis, nur von Katholiken beengt, eine kleine Gemeinde gesammelt hatte und in mehreren Dörfern Angeregte unterrichtete. Etliche Kastenchristen nun, die um ihrer Aemter willen nach Koimbatour gezogen waren, wandten sich um geistliche Pflege nach der nächstgelegenen Station Tirutschinapalli. Miss. Doughterlong reiste hin und besuchte auch die Taufkandidaten von Miss. Addis. Da dieser nur darum die Taufe hinausgeschoben hatte, weil diese Leute ihre Kaste noch nicht aufgeben wollten, waren sie hoch erfreut zu hören, daß dieser Schritt keineswegs wesentlich sei, und ließen sich von den Lutheranern taufen.

Es war natürlich, daß Addis, der den lutherischen Missionar bei seinem ersten Besuch bereitwillig aufgenommen und ihm die Sachlage in seinem Distrikt unverholen auseinandergesetzt hatte, über diesen unerhörten Eingriff von Protestanten in ein fremdes Gebiet sich aufs bitterste beklagte. Auch der Sekretär der Londoner Mission wandte sich klagend nach Leipzig und sandte einen Protest im Namen von mehr als 200 Missionaren ein. Konnte man bisher das Gravitätiren der Tamil-Kastenchristen zur lutherischen Mission noch immer einigermaßen dadurch erklären, daß man die Erinnerung an die einstige Mutterkirche möglichst betonte, hier war einmal der Fall ein ganz anderer. Es war ein Bauen auf völlig fremden Grund, wogegen Luther, der ja nicht einmal in papistischen und kezerischen Gemeinden „ohne des Pfarrherrn Wissen“ zu lehren erlaubte, aufs stärkste protestirt haben würde: „was nicht befohlen ist, das sollen wir lassen anstehen, wir haben genug zu thun, so wir das Befohlene ausrichten wollen.“

Als im Mai 1858 Missionare aller evangelischen Gesellschaften sich in Ottakamund zu einer Konferenz vereinigten, schien ihnen „das den Heiden gegebene Aergerniß und die Beeinträchtigung der ganzen Christlichen Kirche Südindiens“ zu verlangen, daß der nachfolgende Protest den Leitern und Unterstützern der Leipziger Mission vorgelegt werde: „Ihre Missionare scheinen es für ihre Pflicht zu halten, jeden Christen anzunehmen, der vorgibt, in gewissen Lehrpunkten ihren An-

sichten beizustimmen, ohne seine sonstigen Motive genau zu untersuchen. Dadurch werden die Unzufriedenen und Unordentlichen in vielen unserer Gemeinden ermuthigt, um Aufnahme in die Ihrigen nachzusuchen, um gesunder Kirchenzucht zu entfliehen; zugleich werden auch die Besseren unter den Zurückbleibenden wankend gemacht. Da ferner diese Brüder in Behandlung des Kastenübelns einen von allen andern protestantischen Missionen verschiedenen Weg einschlagen, ist es ihnen schon hiedurch leicht gemacht, Leute von andern Gemeinschaften wegzuziehen, in welchen dieses schlimme System gründlich bekämpft wird. Wir wünschen daher nur, daß Ihre Arbeiter in diesem Lande sich in dieselbe Ordnung des Verhältnisses zu andern Missionaren finden mögen, wie die Arbeiter der übrigen Gesellschaften. Dadurch würden sie unsere geachteten und geschätzten Mitwirker werden, statt daß sie jetzt so vielen von uns große Sorge und Noth bereiten. — Das Feld ist weit genug für uns Alle; wir wünschen, es völlig besetzt zu sehen, und möchten gern alle als Mitarbeiter anerkennen, welche die armen Heiden zu Christo bringen wollen. Ueber kirchliche Fragen wollen wir Andern nichts vorschreiben. Wo aber das Vorgehen einer Mission den inneren Haushalt anderer Gemeinden stört, fühlen wir uns gedrungen, gegen ein solches Verfahren als ein Abweichen von einem der ersten Grundsätze unseres gemeinschaftlichen Christenthums zu protestiren.“

Graul beklagte nun aufrichtig, daß seine Regel für die Aufnahme von Christen aus anderen Gemeinschaften „nicht allwege gewissenhaft befolgt worden sei“, und verstand sich dazu, sie zu verschärfen. Der gemachte Fehlschritt wurde aber nicht zurückgenommen; im Gegentheil glaubte Graul am Ende, „es sei dabei nichts Unrechtes der Art vorgekommen“. Es folgten nun aber bedeutende Entzweiungen im Innern der Mission, die bereits durch verwandte Fälle schwer zerrüttet war.

Schon im Jahre 1854 wäre nämlich der Predigtamtskandidat Nallatambi ordinirt worden, wenn er sich dazu verstanden hätte, mit seinen künftigen Amtsbrüdern Thee zu trinken. Als er die Einladung ausschlug, waren nur Cordes und Schwarz dafür, ihn dennoch zu ordiniren; die sieben andern Missionare stimmten dagegen. Das Kollegium in Leipzig hielt's für genug, wenn die Kaste „innerlich“ aufgegeben werde, mochte aber die Ordination nicht befehlen. Sie wäre vielleicht doch erfolgt, wenn nicht heftige Debatten, durch zwölf

Thesen, von Miss. Wolff hervorgerufen, den Zwiespalt der Missionare vergrößert hätten. Miss. Döhs hatte nun auf einem Besuch in Deutschland seine Freunde in Lauenburg näher mit der Frage bekannt gemacht, worauf diese in Leipzig die Forderung stellten: „Jeder eingeborne Lehrer müsse mit der Kaste brechen, die gesonderten Sitze in der Kirche müssen abgeschafft, mittelst Kastendulbung dürfe nicht mehr Propaganda gemacht werden.“ Die drei Punkte wurden auf der Generalversammlung aller Hilfsvereine (1857) mit einiger Milde rung genehmigt.

Diesen Entscheid nun begrüßten Döhs und die meisten Missionare mit Freuden und dankten Gott auf den Knieen dafür. Anders Cordes und die drei, die sich zu ihm hielten (Schwarz, Kremmer, Dichterlong), welche bereits die andere Partei für unlutherisch, ja für verstockte Sünder erklärt hatten. Sie konnten den Entscheid nicht annehmen, vielmehr erkannte Cordes für seine Pflicht, unverweilt nach Deutschland zu reisen, um sich mit dem Kollegium zu bere den. Die Subdritten machten einen Bund wider alle, die das Abendmahl mit Pateiern feierten, Katechisten lehnten sich auf und mußten entlassen werden; die Mission schien aus den Fugen gehen zu wollen.

Im Oktober 1857 kam Cordes mit seinem Protest in Leipzig an, und das Kollegium beschloß, den Entscheid durch einen Erlaß zu sistiren, d. h. zu erklären, derselbe gebe keinerlei „Berechtigung zu einem Vorgehen auf dem Wege äußerer Gesetze, Maßnahmen und Methoden,“ er sei nur Norm für die Kirchenleitung, daher auch den Gemeinden nicht zu publiciren. Als im Februar 1858 die Konferenz der Missionare unter Döhs' Vorsitz zusammentrat, entbrannte der Streit so heftig, indem namentlich die Neuangekommenen den „Entscheid“ aufs schonungsloseste verdammt und durch den „Erlaß“ für aufgehoben erklärten, daß Döhs aufgefordert wurde, wegen Ehrlosigkeit das Präsidium niederzulegen und man den Kastenfeinden die Amtsgemeinschaft verweigerte. Der alten Konferenz gegenüber konstituirte sich eine neue und maßte sich an, den Gliedern jener zu diktiren.

Graul hob nun beide Konferenzen auf, bestätigte aber die Verfügungen der neuen und befahl, den Entscheid nicht anders als im Sinne des Erlasses zu verstehen. Die Christen Trankebars brachten 100 Rupies zusammen, um Cordes bei seiner Rückkehr eine goldene

Kette zu schenken, die ihm nebst einer die gewonnene Beruhigung andeutenden Spielboxe überreicht wurde. Die Beruhigung trat aber nicht alsobald ein; wenigstens scheinen die Kastenchristen 22 Familien in den Bann gethan zu haben, weil sie sich den Anordnungen der strengeren Partei gefügt hatten.

Als Wendlandt beim Abendmahl sehen mußte, wie diese Christen nun stolz die Pareier zurückwiesen,*) kam er um seine Entlassung ein und zog sich mit blutendem Herzen in die Hermannsburger Mission unter den Zulu's zurück, wo er bald starb. Wolff wurde bedeutet, sich nach einem andern Missionsdienst umzusehen; Baierlein und Dohs suchten um ihren Abschied nach. Letzterer darum, „weil Sie wieder bauen, was Sie eingerissen haben, und jenes trübe Gemisch von Christenthum und Heidenthum aufs neue in Ihren Gemeinden gepflegt, die Sakramentschändung aber nicht gestraft wird“ (September 1858). Das Missionskollegium suchte nun die Ueberzeugung jedes einzelnen Missionars möglichst zu schonen und verlangte nur, „man solle den mit der Kaste verbundenen Uebeln gegenüber einerseits sich von allem hastigen gesetzlichen Treiben fern halten, andrerseits in Seelsorge und Beispiel auch den rechten evangelischen Ernst erweisen.“ Dohs jedoch trat (Juni 1859) wirklich aus und gründete, unterstützt von Lauenburger Freunden, eine neue Mission, Bethanien bei Kudalur, auf welcher seit 1863 auch dänische Missionare arbeiten. Baierlein lenkte ein, unterwarf sich dem Kollegium und bezog als neue Station Kudalur. Wolff wurde später wieder angenommen; Weischel zog nach Australien, Appelt nach Europa.

Das Seminar in Trankebar war immer als der eigentliche Hoffnungsquell der Tamilmission angesehen worden. Doch erst im Jahr 1858 hatte ein eigens für dasselbe bestimmter Missionar, Stählin, seine Leitung übernommen und es zu neuer Blüthe gebracht. Da er nun einen Speisesaal zu bauen hatte, wagte er, obgleich sonst der Kastenduldbung geneigt, denselben für Sudra- und Pareiaknaben zugleich einzurichten, so daß die Essenden beider Kasten nur durch eine vier Fuß hohe Wand geschieden wären. Allein die Sudraknaben, obwohl von Missionsgelbern unterhalten, empörten

*) Ein andermal sollen die Letzteren, als sie nach den Sudras herzu-
nahmen, schon am Altar knieend, von handfesten Burschen weggezogen wor-
den sein.

sich (Januar 1859), und Stählin mußte nachgeben, sie vorerst in Hof und Garten essen zu lassen, dann die Wand um anderthalb Fuß erhöhen zc. bis endlich erreicht war, daß die Mehrzahl der Knaben sich dazu verstand, in jenem Saale zu essen. Graul aber meinte, auch hier sei wohl ein wenig zu rasch vorgegangen worden. In seinen Augen handelte es sich darum, sein ganzes Werk zusammenstürzen zu sehen. Hatte er seine Behandlung der Kastenfrage für die ächt lutherische erklärt, so traten nun andere Lutheraner, auch der verehrte Harms, mit der gegentheiligen Behauptung auf, und wünschten, wenn doch lieber von Anfang an mit der Kaste entschieden wäre gebrochen worden!

Zu diesen für Graul so angreifenden Vorgängen kam noch eine Verstimmung im heimischen Lager. Drei Zöglinge aus der separirten Kirche preussischer Lutheraner entdeckten, daß sie in Leipzig nicht mehr zum heiligen Abendmahl gehen könnten, weil sie keinen Altar wußten, an welchem Unirte grundsätzlich nicht zugelassen würden, und erklärten ihren Austritt (December 1857). Daher drohten ihre Seelsorger mit der Trennung von der Missionsgesellschaft, während die bairische Landeskirche und andere Freunde letzterer kein Abgehen von ihren bisherigen Principien erlaubten. Auch darunter litt Graul unsäglich.

Er entschied sich, nachdem er diese Wirren ausgefochten, sein Amt als Direktor in die Hände Pfarrer Harbelands zu übergeben, während er fortfuhr die Missionsseminaristen im Tamil zc. zu unterrichten (Ostern 1860). Die Mission zählte 4600 Glieder, ihr jährliches Einkommen war auf gegen 50,000 Thaler gestiegen. Die Predigtamtskandidaten Samuel und Nallatambi wurden, ohne die Kaste völlig aufgegeben zu haben (Juni 1860) ordinirt, auf das Gelübde hin, sich durch keinen Geburtsunterschied am Warten ihres Amtes hindern zu lassen. Für die so wichtigen literarischen Arbeiten sorgte seit 1858 der gelehrte Schwede Blomstrand, unter Beihilfe einer ihm (1860) nachgesandten Druckpresse.

Nachdem Graul noch ein Pamphlet über „die Stellung der ev. luth. Mission zur Kastenfrage“ mit großer Ruhe und Umsicht ausgearbeitet hatte, entschied er sich, um dem neuen Direktor seine Aufgabe zu erleichtern, für Lösung auch des letzten amtlichen Bandes, das ihn seit siebenzehn Jahren mit der Anstalt verknüpft hatte (1861), und freute sich wie ein dem Käfig entflohener Vogel seiner neuen

Freiheit. Sein Interesse für das Tamilvolk aber hat er bis zum Ende lebendig erhalten.

In Erlangen schien er sich erst frisch einzuleben; bald aber warf ihn ein schweres Fußleiden aufs Krankenlager, auf dem er, der Erde müde, sich mehr und mehr nach der Heimat sehnte; ein Trost war es ihm, daß er auch noch in dieser Schmerzenszeit einen künftigen Missionar, Germann, im Tamil unterrichten konnte. Leidlich hergestellt, setzte er mit diesem seine Tamilarbeiten fort, dichtete daneben neue Lieder, oder goß alttamilische mit vollendeter Meisterschaft in deutsche um, und suchte in jeder Weise jenes ferne Volk den Missionsfreunden nahe zu bringen und ihnen lieb und werth zu machen. Mit streng kritisch durchgearbeiteten Uebersichten über den Fortgang des Missionswerks (besonders in den hollischen Missions-Nachrichten) verfolgte er unermüdet die Aufgabe, zur gehörigen Klärung und Leitung des Missionsinteresses das Seine beizutragen. Er dachte schon daran, Vorlesungen über die Mission zu halten, und einmal durfte er sich „über Stellung und Bedeutung der christlichen Mission im Ganzen der Universitätswissenschaften“ vor einem großen und gewählten Kreis von Zuhörern aussprechen. Allein die Zeichen seiner nahenden Auflösung mehrten sich; nachdem er der Missionskasse ein Kapital von 1000 Thalern, seine Bibliothek aber dem Seminar in Frankebar vermacht hatte, entschlief er am 10. November 1864.

Es ist an seinem Grabe ausgesprochen worden: „Man wird eine neue Periode der Mission in unserer Kirche mit dem Namen Graul beginnen;“ denn nach ihm „sollte sie nicht bloß einige wenige bekehren, sondern ihren Beruf an den Völkern überhaupt erfüllen, um eben dadurch jener andern Aufgabe der Seelenrettung um so völliger genügen zu können. Mit dem Geistesleben der Völker sollte sie sich in inneren Zusammenhang setzen, um das innerste Herz des Volks zu treffen und seine von Gott geschaffene nationale Eigenthümlichkeit nicht zu vernichten, sondern zu erneuern und zu verklären.“ Uns scheint hiemit das Beste, was Graul anstrebte, richtig bezeichnet; übereinstimmend damit heißt ihn sein Biograph „recht eigentlich den Missionslehrer“.

Wenn aber derselbe die Hauptbedeutung dieses Namens darin findet, daß Graul Vertreter der reinen Lehre gewesen sei, so bezweifeln wir die Richtigkeit dieser Identificirung und sehen gerade in Grauls unverhüllter Abneigung gegen Einzelbekehrungen und in dem vor-

eiligen Streben nach Gewinnung und Bewältigung von Massen etwas Unlutherisches. L. Harms war gewiß so gut lutherisch als Graul; er war aber durch ganz andere Kämpfe zum Frieden, zum Dienen und Wirken durchgedrungen, und demgemäß tritt er viel einfältiger auf, wo es gilt zu handeln, und übt eine weit durchschlagendere Wirkung. Graul beschäftigt sich unendlich viel mit der Kaste und kommt doch nie aus dem Schaukelsystem hinaus; er setzt fest, daß sie wenigstens in der Kirche abgethan werden müsse, und kann sich nach Jahren zufrieden geben, wenn sie darin fortbesteht; er will Fortschritt und begnügt sich nach Allem mit einem Zurückgehen auf das Maas der — im Punkt der Lehre und des Kirchenbrauchs ihm sonst nicht ganz genehmen — Hallischen Väter: einen befriedigenden Umschwung hofft er erst — „vom Vollwuchs einer Nationalkirche“!

Graul versenkt sich liebend in den fremden Volksgeist, und geht allerhand Kompromisse mit ihm ein; aber er thut darin des Guten zu viel: die Mission soll ja den Volksgeist überwinden, um ihn neuer Entwicklung entgegenzuführen. Kann das wohl anders erreicht werden, als durch die gründliche Erneuerung einzelner, gewaltiger Charaktere, durch das Auftreten, sage, von christlichen Buddhas ob er Nanakas? und bis diese kommen, vorläufig durch schwächere Leute, die aber ganze Männer und treu in ihrem Kreise sind? Wo ist auch je etwas Neues zu Stande gekommen als durch einzelne Vorkämpfer, die ihr Leben dran setzten, ihre Aufgabe zu erfüllen? Um diese schaaren sich nachgerade die lautersten Seelen, dann die besseren Elemente, und am Ende, wenn es nichts mehr kostet, folgt auch die Masse nach. So ist die Christenheit entstanden, so die Reformation, und ein Reich erhält und breitet sich durch dieselben Mittel aus, denen es seine Entstehung verdankt.

Mittlerweile danken wir Gott, der auch dieser Mission durch allerhand Krisen hindurch geholfen, manchen reichen Segen bescheert und bereits 8485 Seelen (im J. 1868) anvertraut hat, die mit Gottes Wort treulich genährt werden! Und wenn wir die vielfachen, grundverschiedenen Werkzeuge überschauen, durch welche Gott in Christo sich zu dem Tamilvolke geneigt hat, den enthusiastischen Xaver, den geistesstarken Nobili, den gewandten Beschi, den unermüdblichen Ziegenbalg, den innigen Fabricius, den immer fortschreitenden Schwarz, den organisirenden Rhenius, den Gewissen=weckenden Anderson, den opferfreudigen Nagland, den sinnigen Graul, und so viele hingebungs=

volle Männer und Frauen, deren die Geschichte nur im Vorbeigehen gedenkt, so werden wir an der Einseitigkeit der Einzelnen keinen Anstoß nehmen, wenn es uns auch gelüsten möchte, dem und jenem zu seiner besondern Gabe die hervorstechende Gabe des Andern hinzuzuwünschen, also etwa einen Anderson durch Graul zu ergänzen, oder uns einen möglichen Rhenius-Fabricius zu denken. Bei näherem Beschauen werden wir aber erkennen, daß wir mit solchen Gedanken uns zu veründigen Gefahr laufen, abgesehen davon, daß unsere Phantasie nur Ungeheuer zu Stande brächte. Der Muster-Missionar ist nicht erst zu schaffen oder auszudenken; er ist ja erschienen und lebt und wirkt fort mit seinen Geistesausstrahlungen in den armen sündigen Menschen, die Er hinausendet. Halten wir uns nicht an ihren Schwächen auf, sondern loben wir den, der so mancherlei Kräfte für Ein Bölllein aufzuwenden und nutzbar zu machen wußte und mittelst ihrer einander oft durchkreuzenden Arbeiten sich doch seinen Tempel erbaut!

Die Fidjschi-Inseln.

(Schluß.)

5. Das Evangelium in Wanna Lewu.

Wanna Lewu, die zweite Hauptinsel und die älteste Burg des fidjschianischen Götzendienstes, schien sich ums Jahr 1843 ohne irgend eine Anregung von Außen der Predigt des Evangeliums öffnen zu wollen; doch auch hier sollte der Freudenernte noch die im Reiche Gottes fast überall verordnete Thränensaat vorauszu gehen.

Kaitono, der Freund des Häuptlings von Mbua, hatte auf einer der andern Inseln das Christenthum kennen gelernt und lieb gewonnen. Damit er sich darin weiter unterrichten lassen könne, bemühte Tui Mbua sich selbst bei den Missionaren um einen Lehrer für ihn. Es landete ein Rationalgehilfe und fand, trotz der im Lande herrschenden Unsicherheit, bald solchen Eingang, daß er dem Werke nicht mehr allein genügen konnte, und im Jahr 1845 schon ein Christenhäuflein von 300 Seelen gesammelt war, welches das

von dem heidnischen Mbua nur durch den Fluß geschiedene Dörflein Tiliwa gründete. Viele Andere richteten mit Spannung ihre Blicke nach Wiwa, unter dessen Oberhoheit Mbua stand, wie Wiwa seinerseits unter der von Mbau. „Wenn Werani das lotu annimmt, folgen wir ihm haufenweise nach,“ sprachen sie. Darüber kam jener denkwürdige Charfreitag, an dem der wilde Fidschi-Krieger dem Gekreuzigten zu Füßen fiel. Aber bald zeigte sich, daß Werani nicht wie sein Onkel Namosimalua nur dem Namen nach, sondern von ganzer Seele sich dem Dienste Christi ergab. Durch eine so enge Pforte einzugehen wie er, ihm auf dem schmalen Wege zu folgen, den er betreten, war kein so leichter Schritt, wie die Masse der Heiden sich gedacht. Zudem drohte den Christen jetzt der Zorn des ihnen bis dahin gewogenen Häuptlings, denn eine seiner Töchter befand sich unter Werani's entlassenen Frauen. Obgleich dieser sie mit einer erklärenden und versöhnlichen Botschaft dem Vater heimgesandt hatte, sollte die erlittene Beleidigung nun doch an den Christen gerächt werden. Das lotu wurde verboten, Kaitono, der sich weigerte, zum Heidenthum zurückzukehren, seines Amtes entsetzt und dafür ein feindseliger Mensch von niederer Herkunft mit seiner Macht bekleidet. Man verwüstete die Felder der Christen, plünderte ihre Vorrathskammern und steckte ihre Kirchlein in Brand; zu schwereren Mißhandlungen jedoch kam es nicht. Obgleich Einzelne in der Stunde der Versuchung abfielen, blieben doch weitaus die Meisten fest und scheuten sich nicht, als im Jahr 1847 Tui Mbua starb, auch das Mißfallen von dessen Söhnen auf sich zu ziehen durch die Weigerung, an den heidnischen Reichenfeierlichkeiten Theil zu nehmen.

Da eben jetzt die Mission in Somosomo aufgegeben wurde, konnte zu Ende des Jahres Miss. Williams das in Mbua begonnene Werk übernehmen. Lieblich lächelte ihn bei seiner Ankunft das malerisch gelegene, vom herrlichsten Grün umschattete Christendörflein an; daß aber in dessen Umgebung dieselben Sündengrenel im Schwange giengen, wie in Somosomo, ja der Kindermord in noch ausgedehnterem Maße, mußte er bald inne werden. Während er mit großem Eifer bemüht war, den Heiden das Wort des Lebens zu verkünden, suchte er auch in äußeren Dingen sein Christengemeinlein ihnen zum Muster vorzustellen. Im Laufe von zwei Jahren brachte er mit Hilfe der überaus dienstfertigen und während der Arbeit sich mit

Bibelworten ermunternden Eingebornen eine schöne Kirche, ein geräumiges Missionshaus und eine Lehrerwohnung zu Stande; auch zwölf verbesserte Häuslein für Gemeindeglieder standen fertig da. Und wirklich verfehlten diese Friedenswerke eines gewissen Eindrucks auf die Heiden nicht, die durch das ewige Kriegen hier mehr als im übrigen Fidschi von ordentlicher Bestellung ihrer Häuser und Felder abgekommen waren. Der Häuptling ließ dem Missionar sagen: „Ihr seid nur Wenige und habt ein großes Werk begonnen; ist es euch recht, so sollen einige meiner Leute euch helfen;“ und die freundlich angebotene Hilfe der Heiden wurde dankbar angenommen. Es war unter ihnen des Wunderns kein Ende, daß Fidschi-Leute einen solchen Bau vollenden konnten. Einige, die eben mit blutbefleckten Waffen vom Kampfe heimkehrten, meinten beim Anblick der Kirche: was die wenigen Christen da gethan haben, hätte keine noch so große Zahl von Heiden zu Stande gebracht. Andere schlossen: „Ja, eure Religion muß Wahrheit sein, sonst wäret ihr davon gelaufen und hättet diese Arbeit liegen lassen.“

Zu gleicher Zeit mit Mbua war auch das nicht sehr fern davon an der Südküste der Insel gelegene Nandy besetzt worden. Wie dort, hatten auch hier eingeborne Lehrer die Bahn gebrochen, bis im November 1847 europäische Missionnare nachrückten: der seither in Ono und Wiwa thätig gewesene Watsford und der frisch aus England gekommene Ford. Der niedrige, sumpfige Platz erwies sich aber als so ungesund, daß meist nach Jahresfrist schon die Kraft der europäischen Arbeiter da zusammen brach, und Andere nachrücken mußten. Gleich nach zwei Monaten hatte Watsford ein Töchterlein zu begraben; sein Nachfolger Hazlewood sah im Februar 1849 ein Töchterlein und die treue Gattin ins Grab sinken. Hazlewood selbst entschlief im Oktober 1855 in Neu-Süd-Wales, wohin er zwei Jahre zuvor sich mit tief erschütterter Gesundheit zurückgezogen hatte, um die in Nandy neben allen sonstigen Missionsgeschäften vollendete Uebersetzung des Alten Testaments nochmals zu revidiren. Wie John Hunt gieng auch er, erst 36 Jahre alt, zur Ruhe seines Herrn ein; außer seiner Bibelübersetzung hat er aber als Frucht seiner kurzen Missionslaufbahn späteren Arbeitern auch eine gründliche Grammatik und ein Lexikon der Fidschi-Sprache hinterlassen. — Im April 1856 wurde in Nandy wieder ein edles Samenkorn in die Erde gesenkt — die Gattin des nachgerückten Missionars

Samuel Watsford. Doch war es nicht einzig eine Zeit des Säens auf Hoffnung, hier wie in Mbau durften vielmehr die Missionare bereits reichlich erfahren, daß das Wort Gottes nicht leer zurückkehrt. —

Während aber von diesen zwei Punkten aus die Stimme der Friedensboten ins Land hinein ertönte, gewann dort andererseits der erbittertste Feind des Evangeliums, ein einstiger Katholik und, wie es heißt, bis zu seinem Ende ein Freund der Priester, der kriegerische Häuptling Tui Wainunu, immer größeren Anhang. Näher und näher an die Missionsstationen heran zog sich der Krieg. „Täglich,“ so lautet einer der Berichte aus jener Zeit, „hörten wir die Schüsse in den Bergen, die Aufruhrtrommel, die Alarmentrommel, die Todestrommel. Unsere Kinder mußten oft auf ihren Abendspaziergang verzichten, daß sie nicht von einer verirrtten Kugel getroffen werden. So groß war zu Zeiten die Noth der Krieger, daß sie selbst ihren Freunden Kinder entwendeten und verspeisten; auch ein an Krankheit verstorbener Mann wurde noch am dritten Tage ausgegraben und mit Lust verzehrt. Dennoch sind Christen auch dahin gedrungen und haben diese Ungeheuer zum lotu, zum Frieden Gottes eingeladen. Aber was war die Antwort: „Ach, schickt uns nur keine Lehrer. Wir brauchen nichts als essen und trinken, pflanzen und schlafen und thun wie wir gethan haben. Sagt doch den Lehrern, sie sollen nicht hieher kommen.“

Lange schon hatten die Heiden Nandy den Untergang geschworen, als sie im April 1858, verstärkt durch den ruhelosen Mara, endlich in hellen Haufen anrückten. Sie trafen die Station verwaist, da der letzte Missionar, Crawford, nach wenigen Monaten mit gebrochener Gesundheit wieder hatte von dannen ziehen müssen und im Januar bereits in Owalau entschlafen war. Das Dorf wurde eingekäschert, die Christen von den Siegern als Beute unter sich vertheilt. Es scheint das ein trauriges Ende all der auf Nandy verwendeten Arbeit, aller der dort Augen und Herzen entströmten Thränen und Gebete, — zu Seiner Stunde wird aber gewiß der Herr noch zeigen, daß sie nicht vergeblich gewesen sind vor Ihm, daß Er auch hier aus dem Tode noch Leben schaffen will, und aus dem Munde armer Sklaven sich ein Lob bereitet hat. —

In Mbua war inzwischen unter mehrfachem Wechsel der Arbeiter das Werk fröhlich fortgeschritten. Der im Jahr 1855 erfolgte

Uebertritt des Häuptlings zum Christenthum hatte den vieler seiner Unterthanen nach sich gezogen; auch auf der westlichen kleinen Inselgruppe der Dasawa's begann sichs zu regen; im ganzen Bezirk waren bereits 41 Kirchlein erbaut. Da zog, siegestrunken, und im Geiste schon König von ganz Fidjchi, Tui Wainunu im Frühling 1859 mit seinen Schaaren heran. Zwei Lehrer, die in seine Hände fielen, hatte er, um die Christen zu schrecken, getödtet und gefressen, und dadurch wirklich das erreicht, daß viele das lotu aufgaben, und einige Dörfer zum Heidenthum zurückkehrten. „Auf unser Christendorf Nauluinakula,“ schreibt Miss. Wilson, damals der einzige europäische Arbeiter auf der ganzen Insel, „stürzten sie sich aus den Bergen. Wenige Stunden, nachdem ich dort gepredigt hatte, verbrannten sie die schöne Kapelle, die unsere Christen so viel Arbeit gekostet hat, entweiheten den Ruheplatz der Entschlafenen und tödteten sechs Personen. Der Lehrer entrann zum Glück ins Gebüsch, auch seine Frau; aber die Schwester, die gerade hinter ihr floh, wurde mit ihren beiden Kindern erreicht und erschlagen. Einer der getödteten Männer ist der frühere heidnische Priester von Mbua, ein Mann von hohem Einfluß, der mir gerade gesagt hatte, wie ihn seine Sünden drücken und er sich sehne nach dem vollen Heil. Ich hatte ihm die Worte erklärt: 'Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit,' ohne zu denken, daß ich so kurz darauf die Erde von seinem Blut getränkt sehen würde. Verbrannt sind nun die gewaltigen Balken, über deren Beischaffung durch Menschenhände wir uns so verwunderten. Aber der Herr hat uns auch Seine Freundlichkeit gezeigt, indem Er die vierzigmal überlegenen Heiden durch ein übertreibendes Gerücht zum Rückzug bewog. — Doch waren es ängstliche Zeiten, über die wir uns durch Gebet hinüberhelfen: da schienen uns viele Psalmen für unser eigenstes Bedürfniß geschrieben.“

Nachträglich freilich kostete die überstandene Angstzeit noch ein schweres Opfer. Wilsons Gattin hatte sich über die Massen angestrengt, die Gemeinde während einer grassirenden Grippe zu pflegen. Sie wurde selbst davon angesteckt, und lag krank, als die feindliche Armee anrückte. So gefaßt und muthig sie sonst war, gieng diesmal ihr Leiden durch die Aufregung jener Tage in ein gefährliches Fieber über, dem sie am 14. Mai erlag. Vor ihrem Ende beschwor sie noch die eingebornen Lehrer, nur Jesum zu predigen, und ermahnte alle Umstehenden zur Wachsamkeit und Treue. Triumphirend schied sie

von ihrem Gatten und den vier Kleinen, und wurde neben der vorangegangenen Schwester beerdigt, deren Denkmal soeben die Heiden zerstört hatten.

Die Tapferkeit, welche die Christen Mbua's in dem kurzen Kampfe bewiesen, und der Schrecken, der auf ihre Feinde fiel, brachten aber andererseits auch sogleich ihre Früchte. „Unsere Götter nützen uns doch nichts,“ sprachen viele der Heiden, und mindestens 6000 erklärten sich bereit, das bisher verschmähte lotu anzunehmen. Schade nur, daß es an Arbeitern fehlte, die offene Thüre sogleich recht zu benützen. Bis Wilson bei einem Besuch in England mit feuriger Rede weitere Missionare für Fidjschi warb und mit ihnen wieder draußen anlangte, hatten Krankheit und Tod die Reihen der übrigen so gelichtet, daß kaum die entstandenen Lücken ergänzt werden konnten. — Tui Wainunu und Mara wurden zwar kurz nach der Belagerung Mbua's gefangen und zur Strafe für ihren Hochverrath in Mbau gehenkt; der Friede war aber damit in Wanua Lewu noch nicht hergestellt. Zuerst der Nordküste entlang, dann südwärts zog sich der Krieg in den noch zum Königreich Somosomo gehörigen östlichen Theil der Insel, wo in Fawn Harbour eine neue Missionsstation gegründet worden war, um von dort aus durch Reisepredigten auch dem auf Tawiuni erwachten Verlangen nach dem lotu begegnen zu können. Mehrmals schwebten auch hier die Missionare in großer Gefahr, doch wurde sie immer gnäbig wieder abgewendet, und es gelang ihnen, mitten im Krieg ihre in beiden Lagern zerstreuten Schafe geistlich zu bedienen. Die Märchen, durch welche ein und das andere Mal ein katholischer Priester zu beweisen suchte, daß sie die eigentliche Ursache des Kriegs seien, waren so unglaublicher Art, daß sie darüber nur lächeln konnten. — Mbua blieb indeß von eingebornen Lehrern bedient, und die mit so viel Liebe und Eifer errichteten Gebäude nahmen bald jenes Gepräge von Zerfall und Verödung an, das aufgegebene europäische Niederlassungen in Tropenländern unwiederbringlich tragen.

6. Weitere Fortschritte und Hemmungen auf den übrigen Inseln.

Thakombau's Taufe bildet zwar einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte Fidjschi's, aber eine Aera des Friedens begann damit noch nicht. Mara's Ehrgeiz entzündete bald einen neuen Krieg, so sehr auch Thakombau nun bemüht war, sich als ein Kind des

Friedens zu erweisen. Schon hofften die Heiden, Rewa wieder zum Sitze des alten Teufelsdienstes zu machen, und die sich allenthalben mehrenden Christen ins Meer zu jagen, als die Gefangennehmung und Hinrichtung ihrer beiden Hauptanführer ihre kühnen Träume vereitelte. Auch die sich eindrängenden katholischen Priester brachten durch ihre Anforderungen Thakombau in Noth. Obgleich sie selbst mit gutem Grunde fürchteten, sie seien zu spät gekommen, rückten 1860 doch den zerstreuten Erstlingen zwölf Priester mit einem Kardinalbischof an ihrer Spitze nach, und französische Kriegsschiffe traten mit Forderungen auf, die im Blick auf ihr früheres Verfahren gegen Tahiti und Tonga leicht den Argwohn wecken konnten, es sei von ihnen auf die Unterjochung Fidji's abgesehen. Dazu kamen Drohungen der Vereinigten Staaten, die für ältere und neuere Verluste einen Schadenersatz forderten, den in der gegebenen Frist zu leisten Thakombau unmöglich schien.

Um allen diesen Gefahren zumal zu entgehen, entschloß er sich in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl seiner Häuptlinge, der Königin von England die Oberherrschaft über sein schönes Inselreich anzutragen unter der Bedingung, daß sie die Bezahlung der amerikanischen Schuld übernehme, dafür aber 200,000 Morgen Landes als Eigenthum erhalte. Wie bekannt, zog die englische Regierung die Sache in ernstliche Erwägung, und ordnete im Jahr 1860 als Untersuchungskommissiär Oberst Smythe dorthin ab. Sein Bericht lautete insofern nicht ermutigend, als er Thakombau's Oberherrschaft nicht auf allen Inseln gleichmäßig anerkannt fand, und daher dessen Macht bezweifelte, dieselbe an Andere zu übertragen, sowie die Möglichkeit, die versprochenen 200,000 Morgen Landes zu beschaffen. Schwerer als das noch wog die Bemerkung der amerikanischen Regierung, die von Bürgern der Vereinigten Staaten auf den Fidji-Inseln erworbenen Ländereien stehen natürlich unter ihrem Protektorate, und die Erwägung, daß die Kosten für eine so ferne Besetzung ohne Zweifel den daraus erwachsenden Gewinn weit übersteigen würden. So wurde denn Thakombau's Anerbieten definitiv abgelehnt, und Fürst und Volk ohne äußern Halt allein dem segensbringenden Einfluß des Evangeliums, wie der Versuchung zu neuen Lastern und der Gefahr weiterer politischer Verwicklungen überlassen, die aus der civilisirten Welt an sie herantreten. — Eine andere Entscheidung hätte, wie es scheint mehr noch im Interesse Englands als

in dem Fidschi's, der Botaniker Seemann gewünscht, der Oberst Smythe's Expedition begleitete. Wenn wir jetzt, Mbau zum Ausgangspunkte nehmend, die nach dreißigjährigem Bestehen der Mission erzielten Resultate ins Auge fassen, beginnen wir mit einem Citat aus seinen Mittheilungen.

„Bis zum Jahr 1854 war Mbau den Missionaren entgegen, und die Defen, in welchen menschliche Schlachtopfer gebraten wurden, erkalteten selten. Seither hat indeß eine große Veränderung stattgefunden. Der König und sein ganzer Hof ist zum Christenthum übergetreten; von den alten Gözentempeln, deren pyramidale Form früheren Ansichten der Stadt ein so eigenthümliches Gepräge gab, stehen nur noch die Fundamente; die heiligen Bäume in deren Umgebung sind gefällt, und auf dem freien Platze, wo einst die Kannibalenfeste gefeiert wurden, steht jetzt eine große Kirche. Nicht ohne innere Bewegung betrat ich dieses blutbesleckte Ufer, wo vielleicht größere Greuel verübt wurden, als auf irgend einer anderen Stelle der Erde. Es war etwa 8 Uhr Abends, als ich landete, und anstatt des wilden Lärms, der frühere Gäste begrüßte, hörte man fast aus jedem Haus die Stimme des Gebets. Solch einen Wechsel zu Stande zu bringen, hat in der That keine geringen Anstrengungen erfordert und manches edle Leben gekostet, denn obgleich noch kein Missionar in Fidschi einen gewaltsamen Tod gefunden hat, ist doch die Zahl derer, die in ihrem Verufe starben, verhältnißmäßig sehr groß. Die Wesleyaner, deren Uneigennützigkeit die Befehrung dieser tiefgesunkenen Geschöpfe zu verdanken ist, haben als Gesellschaft 75,000 Pfd. St. für diesen Zweck verausgabt, und wenn die Privatbeiträge persönlicher Freunde für einzelne Missionare und deren Familien dazu gerechnet werden, die ansehnliche Summe von 80,000 Pfd. St.“

Es handelt sich in diesen Blättern ja nicht um die Ehre von Menschen, die der Herr würdigt die Zeugen Seines Heils zu sein; daher konnten wir es füglich unterlassen, die Namen aller der Sendboten aufzuzählen, die in verschiedenen Zwischenräumen hinauszogen, den unter dem Uebermaß ihrer Arbeit zusammenbrechenden Vordermännern unter die Arme zu greifen oder sie abzulösen. Da viele Einzelheiten den Ueberblick über ein weitverzweigtes Werk kaum erleichtern, haben wir auch nicht versucht, sie auf den unzähligen Kreuz- und Querzügen zu begleiten, die sie auf stürmischer See zu

machen hatten, bald in eigentlicher Reisepredigt, bald weil der Mangel an europäischen Arbeitern es nöthig machte, eine Station eine Zeitlang der Pflege eines Nationalgehilfen zu überlassen, um an einem andern Orte einzutreten, bald weil die wankende Gesundheit eine Veränderung erforderte. Nur zweier Gräber sei noch gedacht, die gleich in den ersten Jahren den Kampfplatz weiheten — in Kewa das der edlen Frau Gargill, in Somosomo das des unermüdblichen Groß. —

Mit wunderbarer Schnelligkeit breitete sich im Grunde das Wort von Insel zu Insel aus, und zwar größtentheils durch den Dienst von Eingebornen, die sich der Fassungskraft ihrer Landsleute in manchen Stücken natürlich besser anzupassen verstanden als die Missionare, und daher oft schneller Eingang fanden als diese. Daß aber in anderer Hinsicht der Unterricht der Meisten höchst mangelhaft sein mußte, läßt sich denken. Einzelne geisterfüllte Männer, wie Werani, wußten wohl aus der Fülle ihrer Erfahrung von Sünde und Erlösung zu zeugen und predigten durch ihren Wandel nicht minder als durch ihr Wort; bei Vielen aber verrieth sich in heidem dann und wann, oft gar deutlich, wie kurz sie selbst erst dem Heidenthum entronnen waren. Ein gewesener Priester — ein sehr wackerer und gesegneter Arbeiter — hatte sich fortwährend zu hüten, beim Gebet nicht in den krampfhaften Orakelton zu verfallen, den er von früher gewohnt war; ein anderer eingeborner Lehrer, der seinen heidnischen Zuhörern die Weisheit des Schöpfers durch den Bau des menschlichen Körpers anschaulich machen wollte, hub an: „Wenn ihr eine Hand esset, so seht ihr 2c.“; Tongalehrer ließen sich von ihrem ehrgeizigen Häuptling Maafu zuweilen auch zu Werkzeugen seiner politischen Ränke mißbrauchen, unvermögend, ihm gegenüber sich als Leute zu beweisen, die der Sohn Gottes frei gemacht hat von sllavischer Menschenfurcht.

Auf Owalau, dem Hauptsitz der weißen Ansiedler, und darum der Stätte vieler Schwierigkeiten, Verwicklungen und Kämpfe, und in Kandamu, das sich von Anfang an der Predigt des Evangeliums besonders offen zeigte, wurden zwar von europäischen Missionaren bediente Stationen errichtet — viele andere Inseln aber verlangten vergeblich nach solchen. Angesichts der sich überall eindringenden Priester und der Tausende, die sich da und dort Sonntags ohne Missionare versammelten in ihrer Begierde nach dem lotu, mußte

sich das Augenmerk der Letzteren mehr und mehr auf die Heranbildung tüchtiger Nationalgehilfen richten. Auf Randawu, das schon im Jahr 1860 nur noch sieben Heiden zählte, wurde daher ein Seminar gegründet, in das sich die jungen Leute der verschiedenen Inseln bald in bedeutender Anzahl melbeten. Ueber diese angehenden Lehrer müssen aber die Missionare noch immer mit Schmerzen wachen. „Ohne tüchtige Aufsicht geht die Arbeit nicht recht vorwärts,“ schrieb im Jahr 1860 Miss. Moore. „Wohl sind einige Lehrer kräftige Arbeiter, aber es fehlt auch nicht an lauen und kühlen. Wenn der Volkswille sich entschieden ausspricht, scheuen sie sich, ihm mit dem kühnen Spruch entgegenzutreten: 'So spricht der Herr,' und suchen eher, sich den Leuten anzupassen als sie zu leiten. Aber wenn sie einen Mann haben, der ihnen vorangeht, folgen sie ihm mannhaft nach und tragen Christi Kreuz geduldig mit ihm. Sie sind mit britischen Truppen zu vergleichen, die sich gut schlagen, wenn sie einen guten Führer haben.“ Miss. Nettleton hat die Leitung dieses Seminars. —

Seit sieben Jahren nun arbeitete in Witi Lewu hauptsächlich Miss. Baker in großem Segen. Immer weiter drang durch seinen Dienst von der Küste aus das Evangelium zu den im Innern wohnenden Stämmen vor. Tausende ensagten der alten, väterlichen Weise, mehrere Häuptlinge baten ausdrücklich um christliche Lehrer, andere nahmen sie wenigstens bereitwillig auf, wenn die Missionare sie ungebeten sandten. In einem Stamme predigte der eingeborne Lehrer am ersten Sonntag vor 7 Leuten, am zweiten vor 70; am dritten entschlossen sich 637 Seelen, ihre Götter aufzugeben, die kleinen Tempel zu zerstören und die größeren den Lehrern zur Wohnung einzurichten. Um allen diesen Pfleglingen der Mission etwas näher zu rücken, gründete Baker vor drei Jahren etliche Stunden landeinwärts von Rewa eine neue Station, auf welche die zweite Gehilfenschule verpflanzt wurde. Theilweise in Begleitung seiner Zöglinge wurde er nicht müde, von dort aus weite, beschwerliche Reisen zu unternehmen, um den noch heidnischen Eingebornen das Evangelium anzubieten. Und nicht umsonst! Als der erste Europäer, der sich dorthin wagte, kam er vor einem Jahre in eine Stadt in den Bergen, deren Häuptling ein Menschenfresser vor Andern war. Der saß mit seinem Gast unter einem Pomeranzenbaum und wies auf einen Haufen Menschengelbeine, die er in dessen Zweigen

aufgebaut hatte, mit den Worten: „Diese sind mir ein Andenken an alle, die ich verzehrt habe; von jedem ist da wenigstens Ein Knochen übrig.“ Was es nur von Speisen geben möge, behauptete der schauerliche Mann, es lasse sich mit Menschenfleisch einmal nichts vergleichen. Man sah es seinen abgearbeiteten Zähnen an, daß er viele Knochen zerbissen hatte im Suchen nach Menschenmark; aus den wenigen übriggelassenen hatte er die stattliche Trophäe erbaut! Nun dieser Unmensch erklärte sich bereit, lotu zu machen, d. h. das Evangelium anzunehmen; seine Leute waren einverstanden, und es wurde verabredet, sobald der für sie bestimmte Lehrer eintreffe, sollen alle diese Gebeine gesammelt und begraben werden. Im folgenden Jahre fielen vier weitere Stämme dem lotu zu.

Es ist interessant, im Einzelnen zu hören, wie es in solchen Fällen zugeht. Befehrung kann man's nicht heißen, denn es ist weder tiefgehende Sündenerkenntniß da, noch eine rechte Einsicht in das Heil Gottes. Die Leute sehen nur, wozu ja nicht viel Besinnens gehört, daß im Ganzen der neue Weg besser wäre als der alte; und wenn da ein Großer den Anfang macht, thut gleich das ganze Dorf mit. Freilich fürchten sie sich hier noch vor dem bleichen Gesicht des Fremden; dort sind ihnen die Kniee noch steif, daß sie sich ganz sonderbar geberden, wenn sie sie zum Gebet beugen sollen; auch wie man die alten Götter los werden soll, scheint noch manche Ueberlegung zu kosten. An einem Ort redeten die Leute ihre Götzen, die sie von den Geistern ihrer Ahnen beseelt glaubten, ganz kindlich an: „So, jetzt geht eure Wege. Wir haben euch bisher angebetet, aber jetzt thun wirs nicht mehr, denn wir sind nun Christen. Es muß geschieden sein. Lebt wohl!“ Wenn dann am nächsten Tage jemand noch einen solchen Götzen verehrte, konnte der Häuptling ihm eine Buße auferlegen. Denn gleich nach dem ersten Gottesdienst sagte er den Leuten: „Ihr wißt also, daß ihr jetzt keine Heiden mehr seid, sondern Christen, und ich werde darauf sehen, daß es damit nun seinen Fortgang hat.“

So sehr wir uns freuen dürfen, auf diese Weise ganze Dörfer und Stämme durch Einen Schritt aus dem früheren graufigen Heidenthum heraustreten zu sehen, ist freilich auch viel Mißliches bei diesem Lotu-machen, denn von eigentlicher Freiheit der einzelnen Seelen und Gewissen ist dabei noch wenig zu merken. Die Sache

hat ihre unbestreitbaren Mängel.*) Der Lehrer kann den Häuptling mit einem Worte so verletzen, daß ihn dieser gehen heißt oder selbst ins Heidenthum zurückfällt, und dann laufen diejenigen seiner Unterthanen, die Christen bleiben wollen, Gefahr, vertrieben oder gar getödtet zu werden. Falls aber etwa die Katholiken einen solchen Häuptling für sich gewinnen, zwingt er seine Leute, mit ihm katholisch zu werden; auch Kriege entbrennen leicht aus diesen Religionswechseln der Großen. Die Missionare selbst bekennen, daß die Schulen noch mangelhaft seien; das Evangelium werde wohl gern erfaßt, aber von tiefen geistlichen Erfahrungen, von regelmäßigem Herzensgebet u. dgl. sei bei den meisten noch wenig die Rede, daher man auch kein rasches Wachsthum in der Gnade erwarten dürfe. Zum Lobe Gottes sei übrigens hinzugefügt, daß unter den 109,000 Seelen, die überhaupt unter christlichem Einfluß und Unterricht stehen, sich 17,836 nicht nur leichtthin getaufte Erwachsene und 37,679 Kinder in den Schulen befinden.

Schon glaubte man das Heidenthum und die damit verknüpften Greuel nahezu abgethan, als die erschütternde Trauerkunde nach Europa drang, die wir unsern Lesern (Miss. Mag. 1868, S. 91) bereits in der Kürze mitgetheilt haben, daß am 21. Juli 1867 Miss. Vater unter den Händen der Wilden fiel — der erste Märtyrer aus der Zahl der zu jenen Blutmenschen hinausgezogenen Glaubensboten. Nachdem aber bereits die Hälfte der sibidschischen Bevölkerung unter christlichen Einfluß gebracht worden ist, darf

*) Ganz anders freilich kritisiert ein Naturforscher, Dr. C. Gräffe „das gedankenlose englische Missionswesen. Statt die Wilden erst zu gesitteten Menschen und dann zu Christen zu erziehen, bringen ihnen die Protestanten die Bibel, suchen die Sabbathwuth wie eine Ansteckung zu verbreiten, und eifern gegen die paradiesische Unschuld. Mit der Bekleidung kommt aber ein viel ärgeres Uebel als die Nacktheit, nämlich der Schmutz und das Ungeziefer. Sehr günstig haben andererseits die Missionäre durch Abschaffung der Menschenfresserei gewirkt.“ (Ausland 27. Februar 1868.) Warum machen denn diese Männer der Wissenschaft sich nicht selbst daran, die wilden Menschenfresser zu gesitteten Menschen zu erziehen? Wenn ihnen das gelänge, hätten sie sich ein Recht erobert, auch über die „Erziehung zu Christen“ ein Wort mitzureden. Oder falls ihnen eine andere Arbeitstheilung beliebte, warum danken sie nicht erst von Herzen den Missionaren für die Abschaffung der Menschenfresserei und die Einführung des Lesens, um dann die Versorgung der Halbcivilisirten mit Seife und Büchlein über Gesundheitspflege u. dgl. zu übernehmen?

wohl der Hoffnung Raum gegeben werden, daß gerade ein solches Ereigniß den Eindruck von der Kraft des Evangeliums verstärken und vertiefen wird, wie das ein Schreiben des anglikanischen Kaplans ausdrückt, welcher mit dem englischen Kriegsschiff *Brist* in Folge der Mordthat die Fidschi-Inseln besucht hat.

Er schreibt im Wesentlichen (November 1867) wie folgt: „Die Uebelthat wird sicher bestraft werden, obgleich die Natur des fast undurchdringlichen Landes, die langwierigen Ceremonien, die allen Fidschi-Unternehmungen vorausgehen, und die Verhandlungen über eine amerikanische Schuld von sehr zweifelhafter Billigkeit die Entscheidung noch länger hinausschieben mögen. Sicherlich aber wird dieser Kriegszug ins Innere die Wurzel des Heidenthums treffen und hinfort auf der ganzen Gruppe das Leben (von Europäern) sicher stellen.

„Jeder unbefangene Christ, der diese Inseln besucht, muß erkennen, welch ein großes und gutes Werk die Missionare hier ausgerichtet haben. Es ist ungemein erfrischend, den Fidschi-Gottesdiensten beizuwohnen, große und blühende Gemeinden von Andacht durchdrungen zu sehen und ihren tiefgefühlten Lobgesängen zu lauschen. Nie war ich so voll vom Eindruck der Macht göttlicher Wahrheit, als inmitten der Gemeinde von Mbau, die über 700 Christen zählt, unter denen der König im Armsessel saß, mit der großen Bibel vor sich, die wirklich schöne Königin hervorstechend unter den Weibern, während ein Eingeborner das Evangelium verkündigte und der Gesang wie die Stimme vieler Wasser aufstieg. Die Kirche ist wirklich kunstreich gebaut und mag 1000 Personen fassen, sie steht neben den Ruinen eines altheidnischen Tempels, wo einst Menschen geopfert, gebraten und verzehrt wurden. Ein hoher Baum überragt die Dafen jener Lage (jetzt mit Erde ausgefüllt) und unzählige Einschnitte in seinem Stamm verkündigen noch die Zahlen der einstigen Opfer. Das Herz brannte mir, als ich die dunkeln Gesichter vor mir sah in einer Kirche, die sie selbst gebaut, die Augen aufmerksam auf den Prediger geheftet, oder mit dem Nachschlagen der baldgefundenen Bibelstellen beschäftigt.

„An verschiedenen Orten wohnte ich solchen Gottesdiensten bei und rebete die Versammelten durch die Missionare an; besonders wohl aber gefiel es mir im Seminar von Kandawu. Es war eine Lust, die 45 Jünglinge, welche es enthielt, zu examiniren; der

Befund der Prüfung war ebenso schmeichelhaft für die Schüler als für ihren energischen Lehrer. Ihre Schrift schien mir in der That so gut als irgend eine, die ich je gesehen habe, und der Kurs der Studien ist weise ausgewählt. Ohne Zweifel ist diese Anstalt die Hoffnung Fidschi's zu nennen und wie wünschte ich, daß die Zahl der Studenten schon 100 betrüge und Miss. Nettleton einen Gehilfen erhielte! Seine Gattin widmet einen großen Theil ihrer Zeit den Gattinnen der verheiratheten Zöglinge, um sie zu tüchtigen Lebensgefährtinnen der Prediger heranzubilden. Leider müssen noch immer viele ins praktische Leben eintreten, ehe ihre Bildung vollendet ist.

„Die Zahl der Missionare sollte mindestens verdreifacht werden; denn es ist hier ein Land so groß wie Wales, bewohnt von etwa 200,000 Seelen, noch immer ohne alle Straßen und Fahrzeuge, das ewige Boot ausgenommen, das besonders im Sturme ein gar unbequemes Reisemittel ist. Auf dem ungesunden, einsamen Eiland Rotuma steht Miss. Fletcher in gesegneter Thätigkeit; er arbeitet eifrig an seiner Uebersetzung des Neuen Testaments und hofft auszuhalten, bis er diese Aufgabe vollendet hat; dann aber bedürfen er und seine Gattin unumgänglich einiger Erholung.

„Unparteiisch habe ich dieses Wenige geschrieben, um Zweifler zu überweisen und Christenherzen zu erfreuen, durch die Gewißheit, daß des HErrn Sache auf diesen einst so finstern Stellen der Erde herrlich gedeiht.“

Die gemeinnützige Gesellschaft in Uttarpara, Bengalen.

Mitgetheilt von Dr. A. D.

In der heidnischen Bevölkerung Indiens, namentlich Bengalens, geht seit einigen Jahrzehnten ein Umgestaltungs- und Erneuerungsproceß vor, der das Interesse nicht blos der Freunde der Mission, sondern auch jedes Menschenfreundes in hohem Grade auf sich ziehen muß. Einer der Grundzüge des brahmanischen Heidenthums ist ja

der, daß es mittelst des Kastenwesens die Herzen der Volksgenossen von einander trennt und isolirt, die bürgerliche Gesellschaft in lauter sich unter einander abstoßende Splitter auflöst, die Gefühle der allgemeinen Menschenliebe ertödtet, und selbst jede Regung von Patriotismus unmöglich macht. Wenn wir nun in unsern Tagen diese auflösende und zersetzende Wirkung des nationalen Heidenthums schwächer und schwächer werden und an ihrer Statt einen Lebensproceß beginnen sehen, durch welchen in den Volkskörper gleichsam ein anderes neues Blut gebracht wird; wenn wir in der Nation da und dort Regungen einer bis dahin unbekannten Theilnahme für das Wohl oder Wehe der Volksangehörigen, Regungen einer allgemeinen Menschenliebe erwachen sehen, so fragt man billig, welchem Einfluß diese neue ungewohnte Erscheinung wohl ihren Ursprung verdanken. Ein aufmerksamer Beobachter wird ohne Schwierigkeit eine ganze Reihe von Ursachen wahrnehmen, die nicht einzeln für sich, sondern durch ihr gemeinsames Zusammenwirken diese merkwürdige Neuerung in dem indischen Volksleben herbeizuführen begonnen haben. Man wird bei Aufzählung dieser Ursachen hinweisen auf den Einfluß, den das von der englischen Regierung lebhaft beförderte Unterrichtswesen mit seinen zahllosen verbesserten Volksschulen, den Normalschulen, den höheren Bildungsanstalten, den Universitäten auf die ganze Weltanschauung des Hindu ausüben muß; — hinweisen auf die außerordentliche Verbreitung englischer Sprache und Literatur, und ebendamit abendländischer Bildung überhaupt; — hinweisen auf das zur Nachahmung reizende Vorbild staatlichen und socialen Gedeihens, das die abendländisch-christliche Bildung in ihrem Gefolge hat; man wird endlich hinweisen auf die Eisenbahnen, die Telegraphen, das gesammte Maschinenwesen der Neuzeit u. und auf die umwandelnde Macht, die das Alles auf den Charakter und die Anschauungen der Zeit ausübt. Von allen diesen Kräften konnte Indien, konnte zu allermeist Bengalen, nicht unberührt bleiben; diese Einflüsse mußten allmählich und langsam, aber sicher, das spröde, verrostete Metall des indischen Volkscharakters weich und flüssig machen, und es, nachdem es in Fluß gebracht, in eine neue Form umgießen.

Man könnte meinen, hiemit diese neuen Erscheinungen in dem Volksleben genügend erklärt und ihre Gründe erkannt zu haben; und doch hat man damit nur die sekundären Ursachen, noch nicht aber die eigentliche tiefste Grundkraft genannt, welche diese Wirkungen

hervorrief. Man suche nicht die Achseln, wenn wir sagen: Diese Grundkraft ist die evangelische Mission. Wir reden nicht als befangene Freunde dieses schönsten und größten Werkes unsrer Zeit, sondern wir reden aus gründlicher ernster Forschung und langer Beobachtung. Es ist wahr, die Mission hat von solchen Erfolgen, die mit statistischen Zahlen zu berechnen sind, nicht eben außerordentlich Großes in Indien, zumal in Bengalen aufzuweisen. Die durch die Mission gesammelten Christengemeinden sind nicht so groß, nicht so zahlreich, nicht so einflußreich, das man damit besonders zu prangen Ursache hätte. Doch sind die heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments nahezu in alle Sprachen Indiens durch die Mission übersezt; zahllose Schul- und andere Bücher sind durch sie verfaßt, gedruckt und verbreitet; Schulen aller Art, Waisenanstalten, Katechisten- und Predigerseminare sind gegründet; in den Christengemeinden selbst, so klein sie sein mögen, ist ein neuer Geist waltend, neue Ordnungen herrschend, das Familienleben, die Kindererziehung in neue Bahnen geleitet; Gewerbe, Ackerbau, Handel, das ganze sociale Leben von einem neuen besseren Geiste durchhaucht und ge-weiht 2c. 2c. Aber diese Erscheinungen alle, welche uns die unmittelbaren, direkten und handgreiflichen Wirkungen der Mission vor die Augen stellen, bilden noch lange nicht die Gränze, bis zu der die neugestaltenden Einflüsse der Mission sich erstrecken. Weit, weit hinaus über diese Gränze geht ein geheimes, unberechenbares und doch unwiderstehliches Fortwirken des Missionseinflusses, das, einem unterseeischen Kabel gleich, von dem diesseitigen elektrischen Apparat aus die fernsten Punkte berührt und in Bewegung sezt, — Punkte, welche völlig außerhalb des Bereichs der Mission zu liegen scheinen. In dieser Weise hat die evangelische Mission in Indien den Sati's (Wittwenverbrennungen), dem Kindermord, den Selbstopferungen bei Dschagannatha's Festen und andern Gräueln ein Ende gemacht; in dieser Weise hat die Mission den furchtbaren Bau der Kaste bis in seine Gründe erschüttert und ihn dem Einsturz nahe gebracht; sie hat die Polygamie und ihre Begleiterin, die tyrannische Zertretung des weiblichen Geschlechts, erfolgreich bekämpft; sie hat in die ganze sittliche und religiöse Weltanschauung des Volkes einen Umschwung radikalster Art gebracht; sie ist es auch, welche auf die sittliche und religiöse Haltung der indo-europäischen Gesellschaft einen unberechenbar mächtigen Einfluß zum Guten ausgeübt hat. Es läßt sich besonders

für Bengalen leicht nachweisen, wie die gemeinnützigen Stiftungen, welche die Sirampur Missionare in durchaus unseltirerischer Weise ins Leben riefen, ihre benevolent institution in Kalkutta (1810), ihre Sparkasse und die Gründung der Agrikulturgesellschaft (1820), ihr Spital in Sirampur, geleitet von einem aus baptistischen Missionaren, dem katholischen Vikar und angesehenen Hindu's (1830) u. zusammengesetzten Komitee, da und dort den Anstoß zu ähnlichen Unternehmungen in Stadt und Land gegeben haben.

Als ein lehrreiches Beispiel von dem Neugestaltungsproceß, den die evangelische Mission auf die eben berührte indirekte Weise unter der Bevölkerung Bengalens in Gang gebracht hat, kann uns die Stiftung und Wirksamkeit eines Vereins dienen, der sich im Jahr 1863 in Uttarpara, einer Provinzialstadt von Bengalen, unter dem Namen „Hitakari Sabha“ zu deutsch: Gemeinnützige Gesellschaft, gebildet hat, und wovon ein gedruckter (englischer) Bericht für das Jahr 1864—65 in unsre Hände kam. Wir werden daraus das Neue kennen lernen, das in der indischen Gesellschaft sich anbahnt, und doch zugleich die bedeutungsvolle Wahrnehmung machen, daß, was nicht unmittelbar und naturwüchsig aus der Wurzel des Christenthums hervorstößt, ohne wahre, nachhaltige, durchgreifende Kraft bleibt. Die Begründer und Glieder des Vereins sind noch Heiden.

Der Bericht beginnt damit, aus den Statuten des Vereins zu wiederholen, welches die Zwecke seien, die man bei Gründung desselben sich vorgesetzt habe. Es heißt darin: „Die großen Endzwecke der 'Gemeinnützigen Gesellschaft' sind: die Armen zu unterrichten, den Bedürftigen Hülfe zu bringen, die Nackenden zu kleiden, den mittellosen Kranken unentgeltlich Medizin zu reichen, arme Wittwen und Waisen zu unterstützen, die Mäßigkeitsache zu fördern und überhaupt den socialen, sittlichen und intellektuellen Zustand der eigenen Mitglieder sowohl, als ihrer Miteinwohner von Uttarpara nach Kräften zu heben.“

Weiter wird erwähnt, daß es nicht gelungen sei, ein eigenes bequemerer Vereinslokal zu erwerben, sondern daß die Zusammenkünfte der Gesellschaft noch immer in der Privatwohnung eines der Vereinsmitglieder stattfinden müssen, was den Nachtheil habe, daß

das Publikum den Verein leicht als einen „Privatklub“ zu betrachten geneigt sein könnte. Die Zahl der Mitglieder habe zwar nicht zugenommen; „dennoch (heißt es im Bericht) ist es ein Gegenstand nicht geringer Freude, daß der moralische Einfluß des Vereins bedeutend erhöht wurde, daß seine letztjährigen Bemühungen zur Erleichterung menschlichen Mangels und Elends vom Volk im Ganzen vollkommen anerkannt und gewürdigt worden, und daß die mancherlei peinlichen Entmuthigungen, welche dem Verein bei seiner Entstehung entgegentraten, allgemeiner Theilnahme und Billigung Platz gemacht haben.“

Es wird nun über die einzelnen Zweige der Vereinsthätigkeit näher berichtet.

1) Ärztliche Hülfe für unbemittelte Kranke. Unentgeltliche ärztliche Berathung und Verabreichung von Arzneimitteln an hilflose und unbemittelte Kranke, sei einer der Hauptzwecke des Vereins. Früher nämlich seien von der obrigkeitlichen Apotheke in Uttarpara auf Kosten der Regierung ärztlicher Rath und Arzneimittel unentgeltlich an Jedermann, Arme und Wohlhabende, verabreicht worden; dieß habe aber seit drei Jahren aufgehört. „Die Folgen dieser Maßregel,“ — so wird weiter gesagt, — „waren höchst bedauerlich; am meisten litten darunter die Unbemittelten, welche die übermäßig hohen Preise englischer ärztlicher Behandlung nicht aufzutreiben vermögen. Wo es nun an eingeborenen Ärzten fehlt, oder wo man auf ihre Kunst keine große Stücke hält, da verläßt man sich eben auf englische Geschicklichkeit und englische Medizinen; wenn aber diese so maßlos kostspielig sind, daß nur der Reiche sich ihrer bedienen kann, da begegnet man in jedem Haus, wo entweder nackter Mangel herrscht, oder wo man bei seinen beschränkten Mitteln nur mit Mühe eine große Familie zu erhalten vermag und jede außerordentliche Ausgabe ängstlich vermeiden muß, in solchen Häusern begegnet man im Fall eintretender Krankheiten einem Bild menschlichen Elends, das keine Feder zu beschreiben vermag, und welches, weil es an aller ärztlichen Hülfe fehlt, das Leben unerträglich macht. Wenn nun dazu vollends Fieberepidemien kommen, wie im September und Oktober 1863, wodurch so manches kostbare Leben wegen Mangels an ärztlicher Hülfe hinweggerafft wurde, so ist die Nützlichkeit und Nothwendigkeit eines Vereins, wie der unsrige ist, in die Augen springend.“ — Es wird nun berichtet, wie der

Verein einen eingebornen Arzt durch einen Jahrgehalt von 25 Rupies (62 $\frac{1}{2}$ Franken!) verpflichtet habe, die unbemittelten Kranken in der Stadt zu berathen, und daß den letzteren die Arzneimittel unentgeltlich verabreicht wurden. Die Zahl der Kranken, welche im Laufe des Jahres diese Wohlthat genossen, belief sich auf 24. Zugleich ist Vorsorge getroffen worden, daß, wenn abermals Fieber und Cholera ausbrechen sollten, auch für die umliegenden Dörfer, wo die Epidemie von 1863 so schreckliche Verwüstungen anrichtete, die Dienste eines zweiten eingebornen Arztes gewonnen werden sollten.

2) Wittwenversorgung. — Ein weiterer Hauptzweig des Vereins ist die Sorge für verlassene, hilflose Wittwen jeder Kaste. „In einem Lande,“ heißt es im Bericht, „wo noch die überaus beklagenswerthe Sitte der Vielweiberei mehr oder weniger herrschend ist, muß naturgemäß das Loos der Wittwen ein höchst trauriges sein. Nur zu oft gerathen diese unglücklichen Geschöpfe in eine Lage, wo sie, völlig hilflos und verlassen, jedem physischen und sittlichen Elend preisgegeben sind. Solche Scenen häuslichen Elends und Jammers täglich vor Augen zu haben, und doch zur Rettung und Erleichterung der Unglücklichen nichts zu thun, wäre mehr als Unbarmherzigkeit. Deshalb machte sich der Verein zu einer seiner Hauptaufgaben, den hilflosen Wittwen in unsrer Stadt nach Kräften Schutz und Hilfe zu bringen.“ — In welcher Weise dieß geschah, sagt leider der Bericht nicht.

3) Armen- und Waisenschule. — Die Ursache, sagt der Bericht, warum so viele Waisenknaben in ihrer Jugend eine schwere Last für das Gemeinwesen, in ihren reiferen Jahren eine Pest und Geißel der Gesellschaft würden, liege in dem Mangel an Erziehung und Unterricht. Auch die Söhne der ärmeren oder mittleren Klassen kämen nur darum im Leben auf keinen grünen Zweig, weil es ihren Eltern an Mitteln fehle, sie in gute Schulen zu senden und etwas Rechtes lernen zu lassen. Deshalb habe sich die „Gemeinnützige Gesellschaft“ entschlossen, eine eigene Armen- und Waisenschule zu gründen und darin unbemittelten oder verwaisten Knaben unentgeltlichen Unterricht ertheilen zu lassen. Anfangs sei die Schule trotz der Schwierigkeiten, welche Vorurtheil und Unwissenheit jedem neuen Unternehmen dieser Art bereite, mit Beifall, ja mit Wärme aufgenommen und von vielen jungen Leuten besucht worden. Aber bald sei ein Stillstand in der Zahl der Schüler, dann eine Abnahme

derselben eingetreten, und nach einem Jahr sei die Sache so gestanden, daß man sich zur Schließung der Schule habe entschließen müssen.*) Um aber dennoch für die Waisenknaaben etwas zu thun, habe der Verein die hoffnungsvollsten unter ihren bisherigen Schülern (zehn an der Zahl) in die Regierungsschule geschickt und das Schulgeld für sie bezahlt.

4) Landwirthschaftliche Schule. — Im vorangehenden Jahresbericht (von 1863) hatte es geheißen: „Der Verein hat mit tiefem Bedauern die Wahrnehmung gemacht, daß die einheimischen Landesprodukte nach Qualität und Quantität immer geringer werden, und daß die bäuerliche Bevölkerung über die Ursachen dieser Verschlechterung der Ernten ebenso unwissend als unbekümmert ist. Der Verein hat überhaupt wahrgenommen, daß der gegenwärtige Zustand der Landleute in und um Uttarpara in Folge mangelnder sittlicher und intellektueller Bildung, höchst beklagenswerth ist. Um nun diesem Uebel entgegenzuwirken, hat er (1863) eine landwirthschaftliche Schule in Makla eröffnet, worin die jungen Leute aus der ländlichen Bevölkerung mit den Grundsätzen einer rationellen Landwirthschaft, namentlich mit den Mitteln einer besseren Bodenbedüngung zc. bekannt gemacht werden sollten.“ — In dem vorliegenden Bericht nun heißt es: „Wir müssen mit Bedauern es aussprechen, daß die sanguinischen Hoffnungen, die sich an die Makla-Schule knüpften, sich nicht erfüllt haben.“ Man habe, wird weiter gesagt, in jener Schule, wie in jeder andern gewöhnlichen Volksschule, mit den einfachsten Elementarfächern (Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre) beginnen müssen, und nur mit den älteren und besten Schülern habe man einen eigentlichen Kursus über rationelle Landwirthschaft beginnen können. Die Intelligenz und das Interesse, womit die jungen Leute dem Unterricht gefolgt seien, habe zu den besten Hoffnungen berechtigt. Da sei der „dumme Ehrgeiz“ der Eltern dazwischengekommen und habe diese Hoffnungen wieder zerstört. Dieselben hätten nemlich ihre Söhne, als sie deren Fortschritte an allge-

*) Wenn ein Verein menschenfreundlicher Eingeborener solche Erfahrungen mit einer Volksschule machen mußte, wie will man sich wundern, wenn unsere Missionschulen in Indien, wo zu den ordinären Schwierigkeiten noch die Furcht vor dem Christenthum, dem Rastenverlust zc. hinzukommt, mit noch viel größeren Hindernissen zu kämpfen haben!

meiner Bildung wahrnahmen, für zu gut zum Bauernstand gehalten und thörichter Weise den Beruf eines Schreibers in den Regierungsbüreau oder den eines Kaufmanns für sie vorgezogen. So werden dem Bauernstand die besten und intelligentesten Köpfe entzogen und die Hebung dieses sonst so ehrenvollen Standes werde unmöglich gemacht. Da nun der Verein die jungen Bauernsöhne „nicht für die Feder, sondern für den Pflug“ zu erziehen beabsichtige, so habe er die Mafla-Schule ganz umgemodelt, statt mehrere Klassen nur eine einzige für rein landwirthschaftlichen Unterricht eingerichtet, und zugleich Prämien von $\frac{1}{2}$ —1 Franken monatlich ausgesetzt für solche erwachsene Landleute, welche neben den jüngeren Schülern dem Unterricht beizuhelfen würden. Dieser Plan scheine besser gelingen zu wollen.

5) Weibliche Erziehung. — Um (wie der Bericht sich ausdrückt) „dem wachsenden Hunger der eingeborenen Mädchen nach Bildung und Unterricht einen heilsamen Antrieb zu geben,“ setzte der Verein acht Stipendien von monatlich 2 Rupies (Fr. 5) für die besten Schülerinnen in den verschiedenen Mädchenschulen in und um Uttarpara aus. Es war für die Vereinsmitglieder erfreulich, zu sehen, daß in Uttarpara selbst drei Mädchen mit Stipendien konnten bedacht werden, während die übrigen fünf sich über fünf andere umliegende Orte vertheilten.

6) Preisaufgaben. — Der Verein setzte 150 Rupies (Fr. 375) für die beste „Geschichte von Uttarpara“ aus; allein es stellte sich auch nicht Ein Bewerber ein. So wurde die obige Summe theils zur Unterstützung derer, die in Uttarpara durch den schrecklichen Orkan von 1865 am meisten gelitten hatten, theils zu sanitarischen Zwecken in der Stadt überhaupt verwendet. Durch die mit dem Orkan verbundene Sturmflut nemlich hatten sich überall sumpftartige Lachen und Pfützen mit Ablagerung verwesender Pflanzenstoffe gebildet, die unter der tropischen Sonne Bestalens rasch Fieberdünste und Seuchen erzeugten. Nur vereinte Anstrengungen konnten da Abhülfe schaffen. Und hier war es wieder die „Gemeinnützige Gesellschaft von Uttarpara, welche über Mittel und Wege zu rascher Hülfe berieth, mit der Regierung sich in Verbindung setzte, energische Vorkehrungen zur Reinigung des Plazes traf und nach kurzer Zeit das Nothwendigste zur Verhütung schlimmer Folgen durchzuführen im Stande war. „Diesen energischen Maßregeln,“ sagt der

Bericht, „ist es nächst Gott zuzuschreiben, daß Uttarpara fast gänzlich von Krankheit verschont blieb, während ringsum Pocken und Cholera wütheten.“

7) Mäßigkeitsache. — Höchst lehrreich ist, was der Bericht über diesen Punkt sagt. „Jedes fühlende Gemüth,“ heißt es darin, „muß mit Schmerz wahrgenommen haben, was für Verwüstungen das Laster der Unmäßigkeit (Trunksucht) innerhalb der letzten zwanzig Jahre in diesen Theilen des Landes angerichtet hat. Auch ist bis jetzt dem Uebel noch nicht mit der Energie und in der Ausdehnung entgegengearbeitet worden, wie es die Lage der Dinge erfordert. Mit Ausnahme weniger junger Männer, die es sich zur Aufgabe gemacht, diese 'ergiebigste Quelle des Verbrechens, der Sittenverderbniß und des Elends in unfrem Lande' zu verstopfen, ist noch keine allgemeinere Bewegung erwacht gegen diesen Dämon der Unmäßigkeit, gegen welchen doch keiner, der eine Seele zu retten hat, müßig bleiben sollte. Jeder auch nur oberflächliche Beobachter muß die furchtbar raschen Schritte, mit denen die Unmäßigkeit hier zu Lande fortschreitet, wahrnehmen und den Mangel an einem kräftigen organisirten Entgegenwirken gegen ihre verderblichen Einflüsse und gegen ihre satanischen Versuchungen beklagen. Das rasche und weite Umsichgreifen dieses Lasters — namentlich unter einer gewissen Klasse der Bevölkerung von Uttarpara, die aus Mangel an Bildung die wahren Bedingungen der Gesundheit nicht zu verstehen und das Schuldhafte ihrer verworfenen Angewohnungen nicht einzusehen vermag, — sollte schon längst diejenigen Männer unter uns, die durch ihre Zahl, ihre Mittel, ihre Einsicht und ihren Einfluß besonders dazu berufen sind, zu gemeinsamen Anstrengungen gegen das umsichfressende Uebel veranlaßt haben. Die 'Gemeinnützige Gesellschaft' begrüßte deshalb mit höchster Freude die Gründung des großen Mäßigkeitsvereins in Kalkutta, und gewann sofort auch in Uttarpara etwa zwanzig gebildete Männer für den Zweck, durch gemeinsame Anstrengungen womöglich da und dort einen eingefleischten Sünder von dem Weg der Trunksucht zurückzurufen; auch hofft er nach und nach die Mitwirkung aller wohlgesinnten und tugendhaften Männer — Alt und Jung — für die gute Sache zu gewinnen.“

Nun wird weiter von einer öffentlichen Versammlung berichtet, die den Zweck hatte, einen Mäßigkeitsverein förmlich ins Leben zu rufen. Sie fand am 3. Juli 1864 statt, wurde mit Gebet

eröffnet und dann mit einem Vortrag eines angesehenen Vereinsmitglieds über die schädlichen Folgen der Unmäßigkeit eingeleitet. Er zeigte (wie der Bericht sagt), wie der Genuß des Weins und anderer berauschender Getränke „den Spleen (Milzsucht), Leberkrankheiten, Auszehrung und viele andere Leiden und Uebel“ zur Folge habe, und forderte schließlich die Versammlung auf, sich zu einem Mäßigkeitsverein zu konstituieren. Die Verhandlungen nun, die daran sich knüpften, sind sehr lehrreich. Der Präsident nemlich, nachdem er für den Vortrag im Namen Aller gedankt und noch einige Worte über die schädlichen Folgen der Unmäßigkeit hinzugefügt, schlug schließlich vor, daß jeder, der sich dem beabsichtigten Mäßigkeitsverein anschließen wolle, sich mit einem Eid zu verpflichten habe, sich von allem Genuß berauschender Getränke zu enthalten. Die Eidesformel aber sollte etwa so lauten: „Hiemit erkläre ich feierlich, daß ich weder selbst Wein und Spirituosen genieße, oder berauschende Stoffe rauchen oder essen,*) noch dergleichen Andern mit Wissen und Willen verabreichen will: — so wahr mir Gott helfe.“

Nun trat ein Anderer auf und machte den Antrag, daß, was die völlige Enthaltung von geistigen Getränken betrifft, nicht einmal für religiöse Zwecke eine Ausnahme gestattet sein solle [— ein Seitenhieb auf das christliche Abendmahl! —]; denn für sie, die ja keine Christen seien, sei eine solche Ausnahme nicht nothwendig, und man müsse dem Uebelwollenden auch den Vorwand abschneiden, unter welchem er etwa sein heiliges Gelübde brechen könnte. Dieser Antrag wurde auch allgemein angenommen.

Jetzt machte derselbe, der den Vortrag gehalten hatte, den Antrag, es sollten zwei Gelübdeformeln festgestellt und in der zweiten auch die Erklärung aufgenommen werden, daß man sich verpflichte, keinen Handel mit berauschenden Stoffen und Getränken zu treiben. Diese zweite Formel sollte etwa so lauten: „Hiemit erkläre ich feierlich, daß ich weder selbst berauschende Stoffe rauchen oder essen oder Andern mit Wissen und Willen verabreichen, noch auch mit dergleichen Stoffen Handel treiben will: — so wahr mir Gott helfe.“

Dagegen erhob sich ein Anderer und machte den Antrag, daß

*) Es ist namentlich das berauschende Hanfrauchen und der Genuß des Opiums gemeint.

in der Formel mit dem Tabak, der zwar auch als berauschender Stoff gelten könne, aber im Lande nun eben allgemein im Gebrauch sei, eine Ausnahme ausdrücklich gemacht werden solle. Dieser Antrag, vom Präsidenten unterstützt, wurde allgemein angenommen. So kam man schließlich über folgende zwei Gelübdeformeln überein:

„Hiemit erkläre ich feierlich, daß ich weder selbst Wein trinken, noch Andern mit Wissen und Willen verabreichen will, ausgenommen für rein medizinische Zwecke: — so wahr mir Gott helfe.“

„Hiemit erkläre ich feierlich, daß ich weder selbst berauschende Stoffe — ausgenommen Tabak — rauchen oder genießen, noch Andern mit Wissen und Willen verabreichen will, ausgenommen für rein medizinische Zwecke: — so wahr mir Gott helfe.“

8) Geburts- und Todtenregister. — Eine ebenso neue und folgenreiche Erscheinung unter den Eingeborenen, wie alle bisher aufgeführten Bestrebungen der Gemeinnützigen Gesellschaft, ist der von derselben gemachte Versuch, über die Geburten und Todesfälle in Uttarpara ein genaues Register zu führen. Motivirt wird dieser Versuch dadurch, daß nur durch eine genaue Statistik über Geburten und Todesfälle die Möglichkeit gegeben werde, auf den Gesundheitsstand der städtischen Bevölkerung günstig zu wirken. Wohl absichtlich verschwiegen wird der Grund, daß dadurch Kindsmord und andere Verbrechen erschwert, die Steuerumlagen erleichtert und andere bürgerliche und staatliche Ordnungen erst ermöglicht werden.

9) Gemeinnützliche wissenschaftliche Vorträge. — Es scheint, daß der Verein je und je öffentliche Vorträge zur Belehrung des Publikums über wichtigere Zweige des Wissens zu veranstalten pflegt, um die allgemeine Bildung ihrer Landsleute zu heben. Der Bericht sagt aber nur: „In diesem Zweig unsrer Thätigkeit ist nichts Erhebliches in diesem Jahr geleistet worden.“

Zum Schluß heißt es: „Für alle Freunde und Gönner des Vereins, die ihn mit ihren Gaben und ihrem Einfluß unterstützt haben, erflehen wir von Gott langes Leben, damit sie unter Seinem Segen noch ferner ihre thätige Menschenfreundlichkeit zu beweisen und jene heiligen Pflichten zu erfüllen vermögen, die sie nach den Vorschriften der wahren Religion ihren Mitbrüdern und ihrem Lande schuldig sind.“ — —

Wir haben nur die Bemerkung hinzuzufügen, die sich übrigens

Jedermann von selbst aufdrängt, daß man von dem ganzen Ton dieses Berichts, der doch von Heiden geschrieben ist, viel mehr als von den meisten Jahresberichten, Reden, Vorträgen und Ansprachen, die innerhalb der Christenheit aus Anlaß philanthropischer Unternehmungen in unsern Tagen gehalten werden, den Eindruck erhält, daß ein Geist der Frömmigkeit und Religiosität den Leuten innewohnt. Freilich fehlt auch hier augenscheinlich die wahre Lebenswurzel, aus der allein die ächten, gesunden Früchte werththätiger Liebe erwachsen, — es fehlt die Glaubens- und Lebensgemeinschaft mit Christo, der das Licht und Leben der Welt ist.

Ein Märtyrer in Georgien.

(Auszug aus einem Briefe des Pastors L. in Katharinensfeld bei Tiflis, 27. Juni 1868.)

„Ihr wißt, daß mir der Herr schon im Oktober des vorigen Jahres einen Tataren oder richtiger einen Araber, Namens Askjar Hadtschi Mahmud Oglu zugeführt hatte, welcher den Wunsch gegen mich ausgesprochen, ein Christ zu werden; und daß ich große Freude an ihm erleben durfte, ihn auch schon als den Erstling derer ansah, welche, wie ich zuversichtlich hoffe, sich aus der Zahl der Muhammedaner dieses Landes zu unserem Herrn Jesu Christo noch bekehren werden. — Nun denkt euch, dieser Askjar ist heute vor acht Tagen, 20. Juni, Morgens zwischen drei und vier Uhr, von einem fanatischen Muhammedaner um seines Bekenntnisses zu Jesu willen ermordet worden. Der Mörder, einer von den Arbeitern des Askjar, stieß diesem einen Dolch in den Leib mit den Worten: 'Das hast du dafür, daß du ein Christ geworden,' und ergriff dann eiligst die Flucht.

„Askjar war nicht gleich todt, sondern hatte sich noch bis zu dem nächstliegenden Kolonistenhause hingeschleppt und dort von dem Geschehenen selbst Anzeige machen können, daher ich alsbald zu dem in seinem Blute daliegenden hinggerufen wurde. An dem Sterbebette dieses Glaubenshelden durfte ich die seligsten Stunden erleben; Stun-

den, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden. — Keine Klage, ja auch nicht einmal eine Aeußerung des Schmerzes kam über die Lippen des glaubensmuthigen Dulders. Auf meine Frage, ob er es jetzt vielleicht bereue, ein Christ geworden zu sein, antwortete er mit großer Entschiedenheit: 'Nein! er habe nichts anderes gewollt und wolle auch jetzt nichts anderes als nur dieses: Jesu zu leben und auch Jesu zu sterben.' — Als ich ihn fragte, ob er seinem Mörder auch vergeben könne, antwortete er: ja, er vergebe ihm von Herzen und bitte, daß auch Gott ihm vergeben möge. — Ich kniete an seinem Lager nieder und betete für ihn zu dem Herrn. Alle Anwesenden waren tief ergriffen von der Gelassenheit, mit welcher Asfjar seine Leiden ertrug. Inzwischen war auch der hiesige Arzt herbeigerufen worden und wir trugen nun den Verwundeten in seine Wohnung, damit er dort verbunden würde, denn bis dahin hatte er, den ganzen Leib mit Blut bedeckt, auf einem nothdürftig hergerichteten Lager in einem halboffenen Wagenschuppen gelegen.

„Schon vorher hatte mich Asfjar gebeten, ich möchte ihn zuerst in seine Wohnung tragen lassen und ihn dann taufen. Als Ersteres nun geschehen war, fragte ich ihn wieder, ob er erst verbunden und dann getauft zu werden wünsche; er wollte zuerst getauft werden. So durfte ich denn jetzt thun, was lange schon ein stiller Wunsch meines Herzens gewesen war, — ich durfte den ersten Muhammedaner durch die heilige Taufe aufnehmen in den Verband unserer lieben evangelisch-lutherischen Kirche. Welche Gefühle mein Herz dabei bewegten, das vermag ich nicht zu beschreiben, aber so viel kann ich sagen: ich habe das Köstliche des mir vom Herrn aus Gnaden anvertrauten Amtes noch nie in dem Maße empfunden wie hier an diesem Sterbebette. Der Sterbende war bei vollem Bewußtsein bis kurz vor seinem seligen Ende. Ich hatte den hiesigen Schullehrer und noch ein liebes gläubiges Glied meiner Gemeinde, die beide sich auch früher schon mit großer Liebe des Asfjar angenommen hatten, gebeten, bei seiner Taufe Pathenstelle an ihm zu vertreten. Die Tauffragen richtete ich an Asfjar in deutscher Sprache, worauf sie ihm durch einen Andern ins Tatarische übersetzt wurden. Er beantwortete sie alle mit lauter Stimme und mit großer Freudigkeit. Als ich die Frage an ihn stellen ließ, ob er die Lehre Muhammeds, der er früher angehangen, für eine falsche Lehre halte, und ob er dem Teufel und all seinem Werk und Wesen entsage, da antwortete er

selbst mit einem entschiedenen 'Ja', und als ob er mit dem einfachen Ja noch nicht zufrieden wäre, sah er mich mit seinen schönen, großen, grundehrlichen Augen an, machte eine sehr bezeichnende abwehrende Bewegung mit der Hand und fügte in deutscher Sprache noch hinzu: 'Muhammed — fertig.' — Darauf forderte ich den Schullehrer auf, im Namen des Täuflings die drei Artikel unseres allerheiligsten Glaubens zu bekennen und ließ letzterem gleichzeitig erklären, daß es unser christliches Glaubensbekenntniß sei, welches jetzt vom Schullehrer werde in seinem Namen gesprochen werden. Er hörte andächtig zu, und als der Schullehrer geendet hatte, bekräftigte Asfar unaufgefordert das Glaubensbekenntniß mit einem lauten 'Amen'. Nun taufte ich ihn in dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und gab ihm die christlichen Namen: 'Johannes Stephanus'. Ersteren Namen hatte er selbst zu erhalten gewünscht, wie ich vermuthe deßhalb, weil ich ihm bei dem Unterricht, den ich ihm, so unvollkommen derselbe auch nur sein konnte, ertheilte, besonders viel aus dem Evangelium Johannis vorgelesen hatte. Den zweiten Namen, Stephanus, gab ich ihm zur Erinnerung an den ersten Märtyrer der christlichen Kirche. Nach der Taufe hielt ich wiederum ein Gebet, welches der Getaufte zwar auch wegen Unkenntniß der deutschen Sprache nicht verstehen konnte, das er aber im Geiste gewiß mitgebetet hat; denn auch hier wieder bekräftigte er das Gebet durch ein lautes 'Amen'. — Nun begrüßte ich den lieben Johannes Stephanus als theuren Bruder in Christo mit einem Bruderkuß und sprach dann den aaronischen Segen über ihn aus.

„Darauf giengs ans Verbinden seiner Wunde, die so groß war, daß ein Theil seiner Eingeweide, auch diese noch halb durchschnitten, aus derselben heraushiengen. — Bisher hatte der Verwundete wohl verhältnißmäßig nur wenig gelitten; als aber seine Wunde gewaschen und zugenäht wurde, da konnte man es ihm ansehen, daß er dabei große Schmerzen auszustehen hatte. Aber auch jetzt kam kein Laut der Klage über seine Lippen. Mit einer Geduld, die alle Anwesenden in Staunen versetzte, ertrug er alle seine Qualen, und der treue Herr sorgte sichtbarlich dafür, daß sein Knecht nicht über Vermögen versucht würde, — denn ungefähr eine Stunde nachdem die Wunde zugenäht war, ließ Er ihn während des Gebets, das ich noch über ihn sprach, als ich sein Ende nahen sah, sanft und selig

entschlafen. Als ich das Gebet beendet, hatte er bereits den letzten Athemzug gethan und seine Seele war entflohen allem irdischen Jammer; sie war errettet, geborgen in Jesu Wunden! Mir war so selig zu Muth, als ich mich davon überzeugt hatte, daß seine Seele schon entflohen sei, daß ich nicht anders konnte als anstimmen das Lied: 'Christus der ist mein Leben.' Nach und nach fiel von den Anwesenden eins um das andere mit ein in den Gesang dieses herrlichen Liedes, bis die ganze Stube nicht nur, sondern auch noch der Hausflur und der Hof, wo Viele standen, welche die Stube nicht fassen konnte, ertönte von einstimmigem Siegesgesang.

„Am Freitag Nachmittag (21. Juni) trugen wir unter großer Theilnahme von Seiten der Gemeinde den Leib unseres selig vollendeten Bruders zu seiner letzten Ruhestätte, und so liegt er denn da inmitten vieler vor ihm entschlafener Christen, als der Erste aus der Zahl der Muhammedaner dieses Landes, der von dem Herrn gewürdigt wurde, seinen Glauben an Jesum zu besiegeln mit dem Tode. Der Herr aber wird auch diesen seinen Leib einst noch auferwecken am jüngsten Tage und ihn gelangen lassen zum ewigen Leben, ja, Er wird ihm in seinem Reiche gewiß einen Ehrenplatz zu Theil werden lassen, denn Er spricht: 'Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater!'“

—•—•—•—

Missions-Zeitung.

Aus China

wird berichtet: „In unsern Reihen ist einer vom Generalstab gefallen. Der von Jedermann geliebte, in seiner Arbeit reich gesegnete Burns von der englisch-presbyterianischen Mission*) ist droben in Nutschwang zu seines Herrn Freude eingegangen (4. April).“

William Burns wurde am 1. April 1815 zu Dun in Schottland ge-

boren. Ehe er seine theologischen Studien begann, arbeitete er eine Zeitlang als Schreiber in Edinburgh und oft konnte man ihn später mit Dankbarkeit von dem Gewinn sprechen hören, den ihm jene Vorschule brachte. Nach Beendigung seiner Studien trat er ins Predigtamt ein, wandte sich aber aus seiner Heimat bald nach Kanada, wo er mit demselben Eifer unter der französischen Bevölkerung das Evangelium verkündete. Ein unwiderstehlicher Zug jedoch lenkte

*) Siehe Miss. Mag. 1867, Seite 115 und 159.

seine Sehnsucht auf die Heiden des äußersten Ostens, zu denen er dann auch, nach England zurückgekehrt, im April 1847 von der Synode der presbyterianischen Kirche abgeordnet wurde. Im November in Hongkong angelangt, arbeitete er dort und in Canton eine Zeitlang; dann ließ er sich in Amoy nieder. Die dortige Gemeinde war damals noch sehr klein; aber Alle, die sich bereits für den Herrn entschieden hatten, schlossen sich so gleich fest und innig an Burns an. Er war es dann auch, der von da aus zuerst weiter vordrang und die ganze Gegend im Süden und Südosten Amoy's der Verkündigung des Evangeliums erschloß. Er selbst schon durfte manche Frucht seiner Arbeit sehen, und das Einsammeln solcher Früchte durch seine Nachfolger geht noch immer fort. Die Ganzheit seines christlichen Charakters, seine innige Frömmigkeit und sein glühender Eifer machten einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf die ersten Bekehrten, und drückten vielen derselben den gleichen Stempel auf. Manche Nationalgehilfen, die, von demselben Geiste beseelt wie er, in seine Fußstapfen traten, sind schon vor ihm zur Ruhe eingegangen; unter den noch Lebenden wie in der ganzen Gemeinde aber steht sein Andenken bis auf diesen Tag im Segen.

Nach dreijähriger Arbeit in Amoy machte Burns eine Reise in die Heimat, von der er im Jahr 1855 zurückkehrte, um nun in ununterbrochener Reihenfolge in Schanghai, Amoy, Swatau, Futschau, Peking und zuletzt auch noch im entlege-

nen, bis dahin von keinem Missionar besuchten Njutschwang an der Grenze der Mandschurei ein Herold des Friedens zu werden. An jedem dieser Plätze hatte er einen neuen Dialekt des Chinesischen zu lernen, und seinem nimmer rastenden Fleiße gelang es. Nirgendes blieb er lange, aber wo er predigte, entstand gewöhnlich eine Erweckung; das Gewonnene zu pflegen, überließ er dann gerne Andern.

„Er hatte eine seltene Gabe, die Chinesen anzufassen, und wo er nur immer hinkam, bekannte sich der Herr wunderbar zu seiner Arbeit,“ ruft ihm einer seiner englischen Mitarbeiter nach. „Er war ein gründlich gelehrter Mann und besaß dabei viel natürlichen Verstand und ein ungemein gesundes Urtheil. Nicht diese Eigenschaften jedoch, auch nicht seine Thatkraft, Beharrlichkeit und sein Feuer scheinen mir die wahre Ursache seiner Macht über die Gemüther und des Segens zu sein, der seine Arbeit begleitete und ihr folgt. Er war durch und durch ein Mann Gottes; als solcher stand er so ausgezeichnet da. Was im persönlichen Verkehr mit ihm sich am fühlbarsten machte, war sein Geist des Gebets, und darin, glaube ich, liegt das Geheimniß seiner Stärke und seines Erfolgs. Was er nur immer zu thun hatte, auch die scheinbar geringfügigsten Dinge nahm er ins Gebet. Einige von uns hätten es lieber gesehen, wenn er seine Arbeit mehr auf einzelne Lokalitäten beschränkt hätte, aber wir konnten uns kaum einen mißbilligenden Gedanken erlauben, wenn wir uns vorhielten, wie wachsam

und ängstlich er auf Gottes Wink wartete, wie ernstlich er um Picht von Oben flehte, und wie entschlossen und unbeugsam er ihm dann folgte, wenn er es erhalten zu haben glaubte. Ein anderer hervorstechender Zug seines Charakters war seine Treue. Niemand konnte sich darüber täuschen, was er war, oder als wessen Knecht er selbst sich betrachtete. Er glaubte fest, daß Christus und die Welt keine Gemeinschaft mit einander haben können, und nach diesem Glauben handelte er. Und was war die Folge? Das einstimmige Zeugniß, daß er ein treuer, ernster, ganzer Christ war, auch von Seiten solcher, die wenig nach Christus und Seinem Reiche fragen. Ja, der Herr hat ihn zu Großem gebraucht und hoch geehrt, und Seinen heiligen Namen wollen wir preisen für Alles, was unser Freund war und was er thun durfte."

Burns ist nicht an einer Krankheit, sondern an eigentlicher Erschöpfung vom Uebermaß der Arbeit gestorben, wozu auf seinem letzten Posten noch große leibliche Entbehrungen kamen. Sein Wunsch war es schon lange gewesen, in dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen China sterben zu dürfen. Längst hatte er nicht nur die Tracht, sondern die ganze Lebensweise der Chinesen angenommen, so weit ihm dieselbe mit dem Geist des Christenthums verträglich schien. Nicht alle Missionare halten das für den sichersten Weg, dem Volke nahe zu kommen und einen heilsamen Einfluß auf dasselbe zu üben; aber daß es Burns damit trefflich gelungen ist, läßt sich nicht

läugnen. Gott sende viele Arbeiter dieses Schlags in Seine Ernte hinaus!

Die japanischen Märtyrer.

Die eingebornen Christen von Nagasaki sind, wie es scheint, schließlich zum Tod verurtheilt worden. In der Nacht auf den 10. Juli wurden ihrer 150 an Bord des „Sir Harry Parkes“ gebracht, um auf die hohe See hinauszgeführt und dort ertränkt zu werden. Etliche und fünfzig andere, hauptsächlich Frauen, erwarten die Ankunft eines andern japanischen Dampfsbootes, um das gleiche Loos zu theilen. Sobald die fremden Konsuln erfuhren, was im Werke war, richteten sie vereint die ernstesten Vorstellungen an den Gouverneur, um ihn zur Zurücknahme eines so grausamen Befehls zu bewegen; seine einzige Antwort jedoch war, sie sollen sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern. Eine zweite Zusammenkunft sämmtlicher Konsuln zur Besprechung dieser Sache sollte — freilich zu spät, um noch etwas zur Rettung der Verurtheilten an Bord des Sir Harry Parkes beizutragen — am 11. Juli gehalten werden. Gewiß werden die christlichen Mächte auf eine oder die andere Weise es in den Bereich ihrer Pflichten hereinzuziehen wissen, solche Abscheulichkeiten zu verhindern. Die Jesuiten zählen, wie verlautet, etwa 40,000 (?) Bekehrte in Japan: wenn das Gemetzel einmal begonnen hat, wo soll es enden? Sollen alle diese Christen der Wuth ihrer heidnischen Gebieter zum Opfer fallen?

(Aus Nagasaki Express.)

Aus früheren Berichten wissen wir, daß etwa 70 Japaner von einem Dorfe bei Nagasaki ins Gefängniß geworfen worden waren, weil sie sich zum römisch-katholischen Glauben bekannten. Der französische Gesandte ließ darauf den Admiral mit seinen Kriegsschiffen in den Hafen von Nagasaki einlaufen, um die Behörden einzuschüchtern. Das wirkte; die Gefangenen wurden zunächst losgelassen.

Hatte man sie zuerst für Neu- bekehrte gehalten, so zeigte sich in der Folge, daß ihr Christenthum ein als Familiengeheimniß seit zwei Jahrhunderten überliefertes war, zu welchem sich zu bekennen ihnen die Duldung der neuen Regierung Muth eingegeben hatte. Man hatte sie also als Uebertreter der alten Geseze eingekerkert, da sie gewagt hatten, eine Bittschrift um die Erlaubniß, ihren Glauben offen auszuüben, bei den Behörden einzureichen. Die Berichte gehen übrigens auseinander in Betreff ihrer Behandlung Seitens der Behörden. Einige Zeitschriften melden, es sei ihnen außer der Einkerkierung kein Leid zugesügt worden, während die (katholischen) Jahrbücher erzählen: „Zehn Häuptlinge der Christen wurden gefoltert und verlängneten ihren Glauben. Das hatte eine schlimme Wirkung auf die Uebrigen. Sie erklärten daher alle schriftlich, sie bereuen es, dem fremden Glauben nachgefolgt zu sein. Hätten diese Unglücklichen nur etliche Tage länger ausgehalten, so wäre ihre Freilassung in anderer Weise erreicht worden, und ihre Festigkeit

hätte vielleicht für die ganze Mission eine freiere Bewegung ausgewirkt. Nur Einer der Gefangenen hat, trotz zweimaliger Marter, den Namen Christi unerschütterlich bekant.“

Es ist noch nicht klar, wie es kam, daß dieselben heimlichen Christen (mit anderen neuhinzugehenden?) wieder verhaftet und schließlich doch zum Tode verurtheilt wurden.

(Christ. Work, Miss. Field.)

Neuestes aus Madagaskar.

Wunderbare Ereignisse haben in den letzten Monaten in Madagaskar stattgefunden und die Herzen der Missionare mit bangen Besorgnissen und mit freudigem, anbetendem Danke erfüllt. Eine längere Krankheit der Königin Rasoharina ließ schon zu Anfang dieses Jahres kaum noch Hoffnung auf deren völlige Genesung. Eine Zeitlang war aller Grund zu glauben, ihr Tod werde ohne jegliche Ruhestörung vorübergehen und ihre Cousine Ramoma ihr auf dem Throne folgen. Je näher aber ihr Ende kam, desto mehr verlautete auch von andern Stimmen unter dem Volk. Viele deuteten auf Rasata — Sohn des erst kurz verstorbenen, den ersten Missionaren befreundeten Gouverneurs von Tamatave, und von mütterlicher Seite der Familie Radama's nahe verwandt — als auf den ihnen erwünschten Regenten Madagaskars hin. Ein 35-jähriger Mann von liebenswürdigem, ruhigem Wesen und hervorragender Begabung, war er etliche Monate zuvor in Amparibe getauft und

im Februar durch den Genuß des h. Abendmahls in die volle Gemeinschaft der Kirche aufgenommen worden. Der ihn unterrichtende Missionar Cousins hatte ihn und seine Frau sehr lieb gewonnen. Um diesen Mann auf den Thron zu erheben, scheinen sich leider sehr viele Christen in eine Verschwörung eingelassen zu haben, die nach dem Tode der Königin losbrechen sollte, auf ein verfrühtes Gerücht von demselben aber entdeckt und sogleich unterdrückt wurde. Genauere Nachrichten hierüber sind erst noch zu erwarten. Sobald die Kunde von dem Vorgefallenen zu der Königin drang, die einer Lustveränderung wegen schon seit einiger Zeit nicht in der Hauptstadt, sondern in dem etwa eine Stunde entfernten Amboditsiri weilte, ließ sie ihre Unterthanen zu sich bescheiden, damit sie sich selbst überzeugen, daß sie noch am Leben sei. Fast die ganze männliche Bevölkerung von Antananarivo strömte hinaus; die Königin ließ sich in die Verandah bringen und sprach da von Dr. Anderson und dem französischen Consul Laborde als von den Freunden, die ihr zugesagt haben, bis zu ihrem Ende bei ihr zu bleiben. Tags darauf, den 28. März, wurde sie in die Hauptstadt zurückgebracht, in der auf höhern Befehl aus Furcht vor einem Mordversuch alle Fenster geschlossen sein mußten. Am 1. April schloß Rasoharina dann wirklich die Augen. Sie starb als Heidin, hatte aber den Christen volle Gewissensfreiheit gewährt, und unter ihrem milden Scepter hatte das Evangelium reißende Fortschritte gemacht. Ihre Nachfolgerin Ra-

mona, die Schwester des Prinzen Ramonja, wurde am folgenden Morgen als Königin proklamirt. Zugleich hatte zum Zeichen der Trauer das ganze Volk — Männer, Weiber und Kinder — das Haar glatt abzuschneiden. Die Missionare hatten dabei Mühe, ohne den gewohnten Bodenschmuck ihre nächsten Freunde zu erkennen. Am 14. April wurde Rasoharina mit großem Pomp zur Erde bestattet.

Die neue Königin hatte zwar durch den Arzt die Missionare sogleich ihrer Gewogenheit und ihres Schutzes versichern lassen, aber wie blutige Erinnerungen weckte doch der Titel Ranavalomanana, unter dem sie den Thron bestieg! Wie schmerzlich und demüthigend war es für die Missionare, so viele ihrer hoffnungsvollen Befehrten in die schnell unterdrückte Verschwörung verwickelt zu wissen! Heiße Gebete stiegen von ihnen, wie von den Missionsfreunden in England auf, daß der Herr doch in Gnaden alles zum Besten wenden möchte. Und nun langt vom 3. Juli die Nachricht an: „Alle unsere Befürchtungen sind beseitigt, unsere kühnsten Hoffnungen weit übertroffen worden. Die Königin und ihre Regierung haben dem Götzendienste öffentlich entsagt. Der große Nationalgöze ist fortgeschafft worden; das königliche Haus besucht den Gottesdienst Miss. Toy's. Die Schwester des ersten Ministers und dessen Sohn haben die Taufe erhalten; alle Kirchen in Stadt und Dörfern sind überfüllt. Ein solcher Heißhunger nach Gottes Wort ist erwacht, daß vorigen Sonntag,

während gegen dritthalb tausend Zuhörer in Miss. Loy's Kirche versammelt waren, draußen noch über 200 horchend umherstanden. In einer andern Kirche verließ am gleichen Tag die ganze Gemeinde das Innere, um den draußen stehenden Heiden Platz zu machen und ihnen dadurch einen Beweis zu geben, wie sehr sie auch ihnen, 'die frohe Botschaft' gönne. Es ist eine wunderbare Veränderung. Mit einem Schauer von Ehrfurcht schaut man einer solchen Offenbarung des heiligen Geistes zu. Vorigen Sonntag wurden alle Regierungsarbeiten eingestellt, und während sonst der Empfang fremder Gesandter nach einem madagassischen Aberglauben immer am Sonntag stattfinden mußte, hat vorigen Samstag Major Finkelmere die Nachricht erhalten, das übliche Ehrengelächte könne ihm wegen des Sabbaths erst am Montag auf die letzte Station vor Antananarivo entgegengeschickt werden."

Die Königin hat nun erlaubt, in der Hauptstadt Stetnhäuser aufzuführen, was bisher ein verbo-

tener Luxus gewesen war. Sie scheint übrigens den Anglikanern, welche schon lange einen Bischof für die Insel herbeiwünschen, geneigt „nach ihrer Weise zu beten“, weil, wie sie einmal bemerkte, „die Königin Vittoria nicht dumm ist und ich will thun, wie sie thut“. Da könnten denn neue Streitigkeiten zwischen Episkopalen und Puritanern im Anzuge sein; denn jene bezeugen selbst, daß der puritanische Geist unter den Bekehrten der Londoner Mission gegenüber dem Ritualismus der Hochkirchlichen sich sehr entschieden ausspreche.

„Wir freuen uns mit Zittern,“ fügt Miss. Cousins übrigens gewiß mit Grund diesen Berichten bei; „denn wir fühlen tief, welche Gefahren unsern Gemeinden drohen, wenn das Christenthum nun bei den Vornehmen und bei den Massen in Gunst kommt. Daher richten wir an alle Missionsfreunde die herzliche Bitte, uns fleißig der Hüt und Pflege Dessen zu befehlen, der sein Volk sicher führen und vor allem Schaden bewahren kann.“

Bücherschau.

West African Countries and Peoples, British and Native, with a vindication of the African Race. By James Africanus B. Horton; London, W. P. Johnson. 1868.

Horton ist selbst ein Afrikaner, der in England und Frankreich mit allerhand Ehren gekrönte Studien machte, und jetzt bei den britischen Truppen in Westafrika als Stabsarzt dient. Daß ein Afrikaner solch ein Buch schreiben konnte, ist eine hinlängliche Widerlegung der lächerlichen Uebertreibungen, mit welchen Männer der Wissenschaft den Unterschied zwischen Europäern und Negern dar-

zustellen bemüht sind. Von der Goldküste schreibt Horton, nachdem er die Wirksamkeit anderer Missionen besprochen:

„Die Basler Missionare haben an allen von ihnen besetzten Orten die ganze Physiognomie der Landschaft und die wilden, grausamen Sitten der Eingebornen umgestaltet. Sie haben eine Literatur der einheimischen Sprache geschaffen und dem heranwachsenden Geschlecht einen Eindruck von der Schönheit und dem Schwunge seiner zur Schriftsprache erhobenen heimatlichen Zunge gegeben. Sie haben den Anbau neuer Gewächse eingeführt, von denen einige, wie Kasse, Tabak und Cacao, bereits Ausfuhr-Artikel werden; einige von ihnen sind auch mit Töchtern des Landes in die Ehe getreten, was ihren Einfluß auf die einheimische Bevölkerung bedeutend vermehrt. Sie legen gute Straßen ins Innere des Landes an, graben auf ihren wasserarmen Stationen mit großen Kosten tiefe Brunnen und verschaffen dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch den Eingebornen gutes, gesundes Trinkwasser, eine von diesen hochgeschätzte Wohlthat. Sie suchten auch europäische Pferde einzuführen, die aber unglücklicher Weise das Klima nicht ertrugen. Sie lehren das Volk nicht nur den Werth des Landbaus begreifen und verschaffen ihm jede erdenkliche Gelegenheit, seine Produkte zu verwerthen, sondern unterrichten es auch in allerlei andern Fertigkeiten. Sie schicken Schuhmacher, Schneider, Wagner, Zimmerleute und Küfer hinaus, um die Eingebornen diese verschiedenen Handwerke zu lehren und dadurch im ganzen Volksleben einen durchgreifenden Fortschritt zu bewirken.“

Und doch sind die Vermittler aller dieser und ähnlicher Segnungen für ein Land — im Blick auf die Zukunft dürfen wir wohl sagen, für einen ganzen Erdtheil — eben die Männer, welche von anmaßenden Anthropologisten verlacht und verhöhnt werden. Merkwürdiger Weise aber weiß Horton aus den bitteren Schriften des großsprecherischen Negerfeindes Burton Stellen anzuführen, die dessen kindische Ausfälle auf die Unverbesserlichkeit der verachteten Neger und seine Betonung der unerreichbaren Höhe des Europäers geradezu Lügen strafen. So findet er z. B. bei Burton die naive Bemerkung:

„Es sind etwa 100 Europäer im Lande, darunter manche tüchtige Bursche; doch muß leider zugestanden werden, daß die übrigen im Punkt der Sittlichkeit unter dem Mulatten sowohl als dem Afrikaner stehen. Wie das möglich wurde, war mir ein Räthsel,

bis ich in der Unterredung mit einem alten Freund an der Küste auf einen Gedanken gerrieth, den wir nach gehöriger Durchsprchung richtig fanden. Die schwarze Race ist in Verstandesgaben die entschieden überlegene und sie macht rasche Fortschritte auf dem Weg der Civilisation."

Nach diesem Zugeständniß des excentrischen Kapitäns findet es Horton leicht, zu beweisen, daß nicht der Muhammedanismus (zu dem Burton übergetreten ist), sondern das Christenthum allein Aussicht hat, den Afrikaner wahrhaft zu fördern. Er ist der entschiedenen Ansicht, daß es für die Negervölker wünschenswerther wäre, zu bleiben wie sie sind, als durch eine andere Religion außer der christlichen beeinflusst zu werden.

Sechszehn Predigten aus dem ersten Thessalonicherbrief; nebst fünfzehn Privatvorträgen aus dem Evangelium Johannis, von C. Hebich.
Stuttgart (und Basel im Missionshaus) 1868. Preis 48 Kr.

Es sind kunstlose Nachschriften aus Predigten und Vorträgen des entschlafenen treuen Zeugen, welche hier seinen Schülern und Freunden zur Belebung eines einfältigen Glaubens an den Herrn, dem er diente, geboten werden. Stößt sich vielleicht einer oder der andere an der Formlosigkeit, welche ihnen anklebt, so mag dieselbe wohl auch Etlichen es erleichtern, das Beherzigenswertheste für sich herauszunehmen. Immerhin wird es fraglich bleiben, ob der selige Hebich selbst eine solche Fixirung seiner geflügelten Worte gewünscht hätte.

Missionsstunden für evangelische Gemeinden. Von J. Schlier, Pfarrer. Zweites Bändchen. Mördlingen bei C. G. Bedl. 1868.

Dieses Bändchen enthält 25 Missionsstunden, von denen sieben mehr allgemein erbauliche Reden zu nennen sind, während in den achtzehn übrigen von Ostindien, China, West- und Südafrika, Grönland und den Sandwich-Inseln erzählt wird. Wie im ersten Bändchen wird auch in diesem eine möglichst geringe Kenntniß der Sache, um die es sich handelt, vorausgesetzt. Uns scheinen die biographischen Skizzen der interessanteste Theil zu sein; eine gewisse Allgemeinheit des Urtheils, die auf etwas oberflächliche Bekanntschaft mit dem Gegenstand schließen, sich aber auch durch den Wunsch nach Popularität erklären lassen könnte, macht die Darstellung ganzer Volks-

verhältnisse minder zuverlässig. Sonderbar lautet z. B. die Behauptung (S. 19), „daß die Völker Ostindiens überaus überschwänglich sind und Nichts schlicht und einfach sagen können;“ daß Dummheit dort „allgemein für des Weibes Schmuck gelte“ (20). Viel richtiger sagt ein Kenner des Volks, es sei dort Alles gerade wie hie zu Lande, — nur ganz anders. Wenn es S. 60 heißt: „Mehr denn 200 Jahre durfte kein Missionar das Gebiet“ der englischen Kompagnie „betreten“, so ist diese Behauptung kurz zuvor durch die Erzählung von Ziegenbalgs und Schwarzs Wirksamkeit bereits widerlegt; die Thatsache „kein Christ durfte in das Heer aufgenommen werden“, gilt nur von Bengalen. Die schlimmste Zeit der Kompagnie aber dauerte keine 60 Jahre (1760 — 1814). Ungerecht ist die Schilderung, daß bis zum Jahr 1828 die Kompagnie der „Erbtödtung neugeborner Kinder“ und andern Greueln des Heidenthums „keinen Einhalt“ gethan habe. Wozu dann aber den Umschwung der Dinge so vergrößern, wie S. 65 geschieht: „daß für Ostindien eine neue Gnadenzeit angehoben, das erkennt die ganze Christenheit; von allen Seiten wird für Ostindien gearbeitet, alle Missionsgesellschaften schicken dorthin Missionare; kein Volk will in solcher Arbeit dahintenbleiben“ u. c.? Dürftig scheint uns die sechste Rede über die Kaste und die Mission. Es ist da vieles von Ostindien gesagt, was nur für das Tamilvölklein seine Richtigkeit hat; und wenn es S. 54 heißt „darum haben all unsre Missionare nicht schnell zufahren mögen“, so gilt das, falls damit lutherische Missionare gemeint sind, weder von den amerikanischen noch von den Hermannsburgern im Telugu-Lande, sondern eben von der Mehrzahl der Leipziger Sendboten. Der Sudra-Christ, der „vor wenigen Jahrzehnten als ein armer Paria-Christ von einem giftigen Scorpion gestochen wurde, mit eigener Lebensgefahr die tödtliche Wunde ausgefogen haben soll“ (S. 53) ist doch wohl Miss. Kremmers Gehilfe, der (Ev. luth. Missbl. 1859, S. 170) diese Freundlichkeit seinem Missionar erwies; übrigens ohne alle Lebensgefahr. Viel zu hoch wird Gützlaffs Werk gestellt, wenn er „der Apostel der Chinesen“ und sein Verein „der großartigste Versuch, der je gemacht worden, um eine ganze Nation mit dem Evangelium bekannt zu machen“ (S. 84), genannt werden. Gar zu günstig scheint uns auch Liberia (S. 104) beurtheilt. Die Bevölkerung „von 300,000 Seelen“ ist noch nie gezählt worden; jedenfalls besteht kaum ein Zwanzigstel

davon aus Christen; unter den Heiden aber ist noch keine „Zucht und Ordnung“ eingeführt, welche die immer wiederkehrenden Kriege der Stämme verhindern könnte, und die Mission hat es noch zu keinem fröhlichen Aufschwung unter diesen gebracht. Die Geschichte Abeokuta's schließt der Redner mit dem Jahr 1854; daß die Mission aus dieser Stadt im Oktober 1867 verbannt worden ist, wissen unsere Leser; zu einer Wiederkehr in dieselbe läßt es sich vorerst noch nicht entschieden an.

Die evangelischen Missionen in Afrika. In Missionsstunden betrachtet von J. Pauli, Pfarrer. Bevormortet von Dr. G. Thomasius. Erste Hälfte. Erlangen, bei A. Deichert. 1868.

Diese Missionsstunden, sechzehn an der Zahl, suchen in eingehenderer Weise die Geschichte der evangelischen Missionen an den Küsten Afrika's zu schildern. Zwei behandeln Sierra Leone, vier die Goldküste, eine die Sklaventküste, drei das Norubaland und die Nigermision, drei das Kapland. Der Verfasser hat seinen Gegenstand mit Fleiß durchforscht, besonders auf den Gebieten deutscher Missionen, und es ist ihm gelungen, die allgemeinen Ergebnisse mit der Darstellung specieller Züge in richtigem Maße zu verbinden. Eine kurze Skizze der westindischen Mission (in zwei Missionsstunden) ist beigelegt, in welcher Jamaika etwas zu glänzend geschildert scheint. Mit Recht deutet die Vorrede auf das Erfahrungsgesetz hin, daß auf hoffnungsreiche Anfänge meist wieder Zeiten der Dürre oder langsamer Reife folgen; und solche scheinen gerade jetzt über Jamaika gekommen zu sein. Seite 100 ist statt 1836 zu lesen 1867, „der Häuptling Baschorun“ aber als Oberhäuptling von Abeokuta, Baschorun betitelt, zu fassen. Möge das lebendig geschriebene Werk zur Förderung der guten Sache in weiten Kreisen das Seine beitragen!



Sir John Lawrence.

Samuel Hebichs Anfänge.

1. Jugend und Bekehrung.



Friedrich Karl Hebich, geboren zu Ulm 6. März 1748, erst Helfer in Langenau, dann von 1799—1827 Pfarrer in Nellingen, einem Altdörflein des alten Ulmer Gebiets, war ein durchaus origineller Mann. Es freute ihn hoch, daß seine energische Gattin ihn mit lauter Söhnen beschenkte, deren jeder — wie er rühmen konnte — einen Kopf größer wurde als er selbst. War er gerade nicht hochgewachsen, so war er doch stark und flink wie einer, was mancher französische Offizier erfuhr, der bei ihm im Quartier lag; denn der geistliche Herr hatte von Erlangen her eine besondere Lust am Fechten behalten, und so lud er die fremden Gäste gern auf einen Gang oder zwei, daß das Studierzimmer oft lange vom Rappierklang ertönte, bis der Franzos in die Ecke getrieben war. Die Bauern hatten ihre Freude dran, in den fatalen Kriegszeiten einen so mannhaften Hirten zu besitzen, der sich vor keinem Menschen fürchtete und sich mit Heldenmuth für seine Schäflein wehrte.

Von dem geistlichen Hirtenamt ist übrigens wenig zu rühmen. Der Mann hatte ein tiefes Gefühl für Freiheit, Tugend und alles menschlich Große; seine Klassiker liebte er ausnehmend; mit dem Horaz auf dem Bette soll er 80jährig (am Christtag 1827) entschlafen sein. Seinen Samuel, der ihm 29. April 1803 geboren wurde, erzog er in eigenthümlicher Weise. Nachdem die anderen Söhne Geschäftsleute und Offiziere geworden, hätte er aus diesem Jungen, der durch seine Friedensliebe so sehr gegen etliche der Brüder abstach, gern einen Prediger gemacht; aber das Geld, ihn in eine

Stadtschule zu schicken, fand sich nicht ein. So behielt er ihn bei sich und ertheilte ihm selbst den nöthigsten Unterricht in Latein und Französisch, sowie in der Religion 2c. Das Meiste bestand in Memorirübungen, ohne eingehende Erklärung, außer wo sie erbeten wurde; zu einem zusammenhängenden, das Denkvermögen entwickelnden und kräftigenden Lehren wollte es nie kommen. Kraftworte aus den Klassikern und schnurridge Brocken fanden jedenfalls bei dem Knaben eine bessere Aufnahme, als die ernstern Lektionen des Vaters. Von der Bibel zog dieser die Psalmen und Propheten vor; im Neuen Testament hat der Sohn nie mit ihm gelesen.

Uebrigens nahm der Vater jedesmal, so oft der Name Jesu genannt wurde, gar ehrerbietig sein Köpplein vom Kopfe. Dieser Eindruck wirkte nachhaltiger auf Samuel als eine Unterredung zwischen dem Vater und einem älteren Sohne, von der er eines Abends Bruchstücke hörte, darauf hinauslaufend: der Bibel sei natürlich nicht durchweg zu glauben, aber um des Volkes willen halte man sich an die alte Lehre. Der Knabe war zuerst sehr davon betroffen, meinte aber nachher, vielleicht habe ers nicht recht verstanden.

Von seinen Jugendjahren schrieb Samuel später einmal: „Da mein braver Vater schon alt war, fühlte er sich ermattet und nicht sehr geneigt, den Unterricht weit auszudehnen, daher auch die (in Kellern) eingesammelten Kenntnisse höchst mangelhaft blieben. Mein Wesen war von Jugend auf still und sanft, und genoß die Liebe aller Menschen. Meine junge Seele ahnte oft in himmlischer Wonne ein höheres Leben und ließ mich im heiteren blauen Himmel eine Herrlichkeit sehen, die große Gefühle in mir erregte; aber den Trost des Lebens kannte ich noch nicht. Ich fühlte in mir ein Leben und Streben, das sich in stille Sehnsucht verlor, — besonders lange wünschte ich mir in unser vereinsamtes Haus ein Schwesterchen, — bis das Böse in mir die Oberhand erhielt und die Lust der Welt meine Unschuld befleckte.

„Ich befand mich nun im dreizehnten Jahre, als mein Bruder Max, vierzehn Jahre älter als ich und in Lübeck als Konditor etablirt, seine erste Gattin durch den Tod verlor. Er beehrte mich zu sich, im Falle ich und die lieben Eltern einwilligen wollten, um, wie er sich ausdrückte, eine treue Seele bei sich zu haben, weil ihm seine Diensthoten viel veruntreuten. Dieses Anerbieten wurde von uns freudig angenommen, doch sollte ich zuvor konfirmirt werden. Diese

Zeit wurde von mir mit Sehnsucht erwartet, um so mehr, weil ich in dem eiteln Wahne war, daß, wenn ich einmal mein Nellingen verlassen hätte, ich des trockenen Lernens überhoben sein würde. Am 4. Mai 1817 wurde ich endlich mit dreizehn anderen konfirmirt. Meine Vorbereitung auf diese große Handlung war sehr gering; ich fühlte auch gerade zu der Zeit wenig höheres Bedürfniß, weil ich immer nur an die große Reise und das Glück meiner ferneren Zukunft dachte." Nach der Konfirmation sagte der Vater: „so jetzt bist du ein Mann“ und schenkte dem Sohne eine Tabakspfeife. Zugleich bemerkte er ihm, wie ungeschickt etliche Zweige von des Nachbarns Apfelbaum in den Pfarrgarten herüberreichten; in nächstlicher Weile sägte sie der Sohn zur Hälfte durch, erhielt aber im nächsten Frühjahr Bescheid, wie dieselben leider doch wieder ausgeschlagen haben.

„Am 8. Juni trat ich meine Reise über Geißlingen und Stuttgart mit der Diligence an und erreichte das mir so theure Lübeck am 28. Ich fand bei meinem Bruder, der sich bereits wieder verheirathet hatte, und bei seiner Gattin eine ausgezeichnet liebevolle Aufnahme; beide sorgten stets elterlich für mich. Vorläufig trat ich in sein Geschäft, dessen ich mich mit allem Fleiß annahm; die Abendstunden behielt ich aber frei, um mich in den angefangenen Wissenschaftern zu vervollkommen. Zu dem Ende ließ mir der Bruder Privatunterricht ertheilen, den ich eifrig benützte, da ich den Mangel meiner Kenntnisse jetzt mehr einsah. Drei Jahre lang wurde das fortgesetzt, bis ich mir die Vorkenntnisse erworben hatte, welche beim Eintritt zur Erlernung der Handlung gefordert werden. Daß ich Kaufmann werden sollte, war die Absicht des Bruders, der auch meine Neigung entsprach. Es gelang ihm, mich bei einem kenntnißreichen Kaufmann, Schmidt u. Co., unterzubringen, woselbst ich meine Stelle am Comptoir, als Lehrling auf vier Jahre, an Ostern 1820 antrat.

„Während dieser Zeit gieng in meiner Seele viel vor; denn ich suchte, suchte mit Thränen, aber meine Seele fand nicht, was sie suchte. Die strenge Arbeit bei meinem Bruder, bei der selbst der Sonntag, wenigstens Vormittags, nicht verschont blieb, sammt den Privatstudien, ließ mir durchaus keine Zeit übrig, mich auf eine oder andere Weise zu divertiren. Besonders aber ermangelte ich eines Freundes, dem ich meine tiefen Gefühle hätte mittheilen mögen. Dieses Bedürfniß wurde in mir immer reger. Mein Bruder

liebte mich zwar herzlich, aber der Unterschied des Alters war derzeit von der Art, daß mein junges gefühlreiches Herz mit dem reiferen Manne und seinen Bedürfnissen nicht sympathisiren konnte. Ich suchte also einen Freund, der ganz mit mir fühlte; aber vergebens.

„Vieles traf zusammen, mein Inneres immer tiefer in Schwermuth zu treiben, und wenn ich irgend einmal eine Stunde ohne Beschäftigung hatte, waren bittere Thränen meine Speise. Wo ist der, den meine Seele liebt? hätte ich wohl ausrufen mögen, obwohl meine Seele ihn noch nicht kannte. Die Wächter aber hatten Ihn nicht gesehen und konnten mir auch Seine Kennzeichen nicht angeben (Cant. 3).“ In dieser Zeit, da der Bruder fürchtete, das Studiren sei, was den Jüngling so sehr angreife, legte er es darauf an, diesen mehr in die Gesellschaft einzuführen. Einmal nahm er ihn auch mit auf die Jagd, ob diese nicht Zerstreuung schaffen würde. Samuel legte, wie geheißen, auf einen Vogel an und drückte los; der Vogel fiel todt vom Zweig. Darüber hätte er dann bitterlich weinen mögen, denn hatte er nicht ein Leben zerstört, das glücklicher war als das seine? In jenen Tagen hätte er, wie Bunyan von sich erzählt, oft gern mit dem und jenem Thier getauscht.

„Es war eine harte Zeit; ich hatte durch Sünde den ewigen Tod verwirkt. Das Gewissen verdammt und ließ mir keine Ruhe mehr, denn auch das Gesetz Gottes bestätigte diese Verdammung. Nun fieng die Seele an zu zagen und zu trauern, denn es war in ihr keine Hoffnung mehr auf einen gewissen Trost. Mein Herz erkannte die Heiligkeit und Gerechtigkeit des großen Gottes und Schöpfers, und das durch Sünde von Ihm getrennte Ange wagte nicht mehr zu dem Heiligen sich zu erheben. Es wurde eine schreckliche Finsterniß in mir: Sonne, Mond und Sterne verbargen ihren Schein und das Innerste meiner Seele rief mit Zittern und Bangen: 'Ihr Berge fallet über mich! Erde, öffne dich und verschlinge mich! Denn die Missethat meiner Sünde ist offenbar geworden vor dem heiligen Gotte, und wer verbirgt mich vor seinem schrecklichen Angesichte und seinem alldurchbringenden Auge!'

„Diese Zeit der völligen Zernichtung und Verzweiflung dauerte ungefähr acht Tage; hätte mein Schöpfer und Heiland mich nicht mit seiner allmächtigen Hand erhalten, ich hätte das Leben nicht

länger ertragen. Der Teufel setzte mir zu: 'Töbte dich, so ist Alles aus!' Aber was soll dann aus der Seele werden? hieß es im Innersten; wo soll ich hingehen vor deinem Geiste, wohin fliehen vor deinem Angesicht? 2c. Da konnte der grundlos gütige und über alles Denken barmherzige Vater, der alle Menschenkinder in seinem Herzen trägt, mich nicht länger in meiner Noth sehen, sondern machte sich auf und schämte sich nicht, sich zu einem großen Sünder zu bekennen. Also ließ Er auch in mir das Licht leuchten, und da die Finsterniß so sehr groß war, so hat seine erbarmende Liebe Rath gefunden, meinem trostlosen Herzen in der höchsten Noth ohne menschliche Hilfe aufs Kräftigste beizuspringen, damit ich das Leben wieder ertragen möchte.

„Da ich mich eben in der größten Bedrängniß befand und durchaus keine menschliche Hilfe hatte, begab es sich, daß ich an einem allgemeinen Volksfeste im Juni 1821 Abends auf Veranlassung meines Bruders spazieren gieng. Mit belommenem, aber schon, indem ich aus dem Hause trat, durch einen Strom von Thränen erleichtertem Herzen, drang ich, ganz in mich selbst eingekehrt, durch die Menge des Volks, und kam, ohne es zu wissen, auf ein mit Kobl bepflanzt, freies und stilles Land. Da war es, wo ich zum erstenmal wieder meinen sündigen Blick zu dem Reinen und Heiligen emporzuschlagen wagte. Auf meine Kniee niedersinkend, betete ich im Staube den an, der mich mit seinem heiligen Geiste überschattete. Die Last meiner Sünden ward mir abgenommen und ich durfte mit den Augen meines inwendigen Menschen meinen Heiland sehen. Einen irdischen Freund hatte ich gesucht; nun aber fand ich den ewigen Freund, den ich nicht suchte, der auch mein Gott ist.*)

„Von diesem Augenblicke an war ich getröstet, die Last mit einem Male abgenommen. Doch wurde mein Inneres nachher mit einem Schwarm von Zweifeln und Einwürfen bestürmt, weil eben mein Verstand noch nicht gründlich überzeugt war. Gott hatte sich vorbehalten, mich erst seiner Zeit von dem Reichthum Seiner Gnade in Jesu Christo belehren zu lassen. Das Sündengefühl wurde durch

*) Erst in Indien hat Hebiß gefunden, daß der 13. Juni sein geistlicher Geburtstag sei; er hat ihn im Jahr 1847, da derselbe auf einen Sonntag fiel, zum erstenmal gefeiert, indem er seinen beiden Gemeinden, der indischen und der englischen, Mittheilung davon machte.

Verschiedenes in mir gewirkt und genährt, besonders aber durch die heilige Schrift, die ich immer für das untrügliche Wort Gottes hielt. Nun las ich gerade im Geseze, von Gott durch Moses gegeben, das mir die ewige Verdammung im eigenen Gewissen bestätigte. Plötzlich von Gott unmittelbar getröstet, fand ich jetzt in nichts eine höhere Lust als an der heiligen Schrift, wobei ich das Lesen des Alten Testaments fortsetzte. Meine ganze Lebenseinrichtung regelte ich nun nach demselben und war sehr streng gegen mich.

„So setzte ich das Leben fort, in ängstlicher Weise, bis ich nach einiger Zeit in die Predigten meines theuren väterlichen Freundes, des Herrn Pastor Geibel kam. (Vor der reformirten Kirche hatte ich mich bisher gescheut, in den lutherischen aber predigte man nur von Gesez und Tugend). Da hörte ich nun immer etwas Neues, was ich nicht wußte, besonders aber zog sein Gebet meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, indem er immer zu Christo betete, der mir dem Geiste nach noch unbekannt war. (Ich ergrimmte zuerst darüber, und zweifelte lange, aber die Erinnerung an meines Vaters Räcklein trug viel zu meiner Beruhigung bei. Und endlich hörte ich innerlich eine Stimme: 'Das ist derselbe Jesus, in dem dir deine Sünden vergeben sind.')

„Nun erst erfuhr ich, wie der Mensch allein errettet werden könne durch das Leiden, Sterben und Wiederauferstehen unsers HErrn und Heilandes, der uns zu erretten seine Herrlichkeit verlassen hatte, die Er bei dem Vater hatte vor Erschaffung der Welt, und nun in der Fülle der Zeit unser Fleisch und Blut annahm, ganz in die Reihe der Menschen eintrat, in allen Dingen erfunden als ein Mensch, und hat in der größten Selbstverläugnung den vollkommensten Gehorsam seinem himmlischen Vater geleistet, so daß Er vor der ganzen vernünftigen Schöpfung sich das Recht erwarb, ihr HErr und Heiland zu sein. Ich lernte, daß mittelst des von Ihm freiwillig dargebrachten, ganz vollkommenen und ewig giltigen Opfers, sowohl Herz als Verstand in die gottseligste Ueberzeugung durch die Kraft Seines Geistes kommen sollen; denn wer Ihn im Glauben so aufnimmt und sich von allen Sünden durch Ihn will reinigen lassen, der hat Leben und unvergängliches Wesen in Ihm gefunden; solchen gibt Er Macht, Gottes Kinder zu heißen.

„So wurde mir sowohl durch das uns gnädig geoffenbarte Wort als durch Menschen der ganze Rath Gottes offenbar, und

durch seinen demüthigen Geist kam ich aus Licht in Licht und von Gnade in Gnade. Ich fand nun meinen Weg zu christlichen Leuten und erbaute mich gern mit dem verachteten Häuflein der Gläubigen." Da Samuel fortan in jeder freien Viertelstunde die heilige Schrift las, wurde sein Bruder darüber sehr erbost; er sagte, er möge einen solchen Kopfhänger nicht leiden, und so ward ein großer Handel im Hause.

Der Vater war ebenso ungehalten. Er schrieb einmal einen „schrecklichen“ Brief: „Sohn, du bist auf Abwege gerathen“ u. dgl. und unterzeichnete sich „dein treuer Vater, wohlbestallter lutherischer Pfarrer und kein Schneider oder Schuster“. Samuel hatte ihn sehr geliebt, war nun vier Jahre von ihm getrennt und auf dem Heimwege begriffen. Als der Brief gelesen war, schien alles, was der Jüngling von Gott empfangen hatte, mit einem Male hinweggenommen. Ein schweres Gewicht lag auf ihm; er sagte zu sich selbst: „Du kleines Büble, bist keine zwanzig Jahre alt, dein Vater aber über siebenzig, ein gelehrter und geschiedter Pfarrherr; und dein Bruder ist ein so angesehener Mann. Sollten diese beide Unrecht haben und du allein Recht? Es kann nicht sein.“ — „Ich habe mich recht gequält; ich könnte noch den Platz zeichnen; es war ein stürmischer Tag und ich wollte über den Marktplatz nach Hause; da war es mir, als hörte ich eine Stimme: 'willst du Vater und Mutter mehr lieben als mich? du bist meiner nicht werth.' Ich wußte nun, was ich zu thun habe; des Vaters und des Bruders harte Worte fielen herab von mir wie der Regen.“

Er durfte nun den greisen Vater noch einmal in der Heimat besuchen (1823). Beim Abschied sagte derselbe: er habe ihn genau beobachtet und freue sich, daß er seiner Gesinnung treu sei und seinem Glauben gemäß wandle. Wenn er es so konsequent forttreibe, habe auch sein Vater nichts einzuwenden! Das nahm er sich denn mit Gottes Hilfe ernstlich vor. — Im Anfang des nächsten Jahres wurde er durch das Loos vom Soldatenstande glücklich befreit und lernte nun freier in seine Zukunft schauen.

Er übte sich damals viel im Englischen und hat einem jungen Freunde in dieser Sprache seine Bekehrung mitgetheilt. So wenig er von poetischer Begabung hatte, schrieb er auch um diese Zeit etliche Verse; die Silben hat er dabei nicht gezählt, aber sein neu-gewonnenes Glück und der Friede in Christo, die völlige Einsalt

auf Ihn leuchten aus jeder Linie hervor. Einmal bemerkte er, wie seine Andacht vermehrt ward durch die regelmässige Gegenwart einer schönen Fremden, welche dieselbe Kirche besuchte. Es brauchte einige Zeit, bis er erkannte, daß hinter der scheinbar gesteigerten Frömmigkeit sich eine gefährliche Zertheilung des Herzens verbarg. Sobald sie ihm klar wurde, betete er um Befreiung von aller Anhänglichkeit an irgend etwas außer Christo; er wurde erhört und wußte von nun an, „wie gewaltig heilig es beim Verliebten zugehe.“ Er hatte mit dem Gegenstande seiner Neigung nie ein Wort gewechselt. Sofort wurde ihm zweifelhaft, ob es für ihn je gerathen sein werde zu heirathen; es kam aber noch ein Umstand dazu, ihm das Verbleiben zu empfehlen.

2. Missionstrieb.

„Ich kam nun in Bekanntschaft mit dem Missionsverein in Lübeck, von dem ich auch ein Mitglied wurde. Die Missionsberichte las ich mit Freuden und zur besonderen Erbauung meines Herzens. Je mehr ich aber den Reichthum des Gotteswortes verstand, und je näher ich in die Verbindung meines großen Gottes kam, desto gottseliger wurde mein Wandel, und all mein Wesen war bei dem, der mich geliebet hat bis in den Tod. Jetzt fühlte ich in mir einen großen Drang, allen Menschen diese meine Seligkeit mitzutheilen, um sie zu bewegen, mit einem verlangenden und bußfertigen Herzen daran Theil zu nehmen. Dabei lagen mir nun vorzüglich diejenigen Mitbrüder am Herzen, die noch nichts weder von einem Gotte noch Heilande wissen, sondern ganz in Irrthum und Sünden, ohne Wahrheit und Trost im Schatten des Todes, in dieser bedürfnisvollen Welt umherirren.

„Während ich das Heil in Jesu als ein armer Sünder genießen durfte, erwachte also ein unbeschreibliches Sehnen, meinen Brüdern in der Heidenwelt das Evangelium zu verkündigen als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben; der Wunsch bildete sich zu einem Triebe aus, der zu stark war, um ihn in Worten fassen zu können; ich hatte nur Thränen dafür. Als diese Sehnsucht aufs höchste gestiegen und ein ernster Entschluß geworden war, im Jahr 1823, theilte ich sie meinem väterlichen Freunde, Herrn Pastor Geibel mit, welcher mir indessen bei der Wichtigkeit

der Sache rieth: 'Damit zu warten, bis der Herr mich so führe, daß ich nicht mehr anders könne, solle aber einstweilen meinem erwählten Berufe treu bleiben und in demselben mich in allen Dingen als ein Christ beweisen, so könne ich auch für die Sache des Herrn wirken. Will aber, fügte er bei, der Herr dich zu seinem besondern Dienste haben, so wird Er — warte nur stille — dich dann wohl so führen, daß du nicht anders kannst, nach dem Beispiel Moses' u. Derzeit waren meine Lehrjahre in der Kaufmannschaft am Ende.

„Ich folgte dem Rathe meines so theuren Freundes, für den ich die tiefste Achtung hatte, und überwand die brennende Sehnsucht, obgleich ich deshalb ein halbes Jahr fast viel litt. Ein stilles Streben darnach loberte tief in meinem Herzen, dabei fürchtete ich jedoch immer, daß ich nur meinen eigenen Willen befolgen möchte; setzte daher meinen Beruf mit Fleiß fort, unter dem tiefen Flehen zum Herrn, mich doch nicht umsonst mein Leben zubringen zu lassen, und wenn es nach seinem Herzen wäre, mich unter die armen Heiden sein alleinselbstiges Wort bringen zu lassen.

„Ein halbes Jahr darauf wurde ich von dieser Sehnsucht auf Neue hingegenommen, doch wagte ich es nicht mehr, mich Herr Geibel mitzutheilen. An Ostern 1824 hatte ich ausgelernt und trat (2. October) eine Stelle bei den Herren J. L. Bruhns u. Sohn in Lübeck als Reisender, Korrespondent und Buchhalter an. Sie hatten mich selbst zu sich berufen und brachten die Sache mit Herr Schmidt u. Co., die mich gerne behalten hätten, ins Reine.

„Am 5. April 1825 trat ich die erste Reise an, indem ich zur See nach Reval fuhr und über Petersburg mich nach Finnland begab; mit Segen kehrte ich am 25. August nach Lübeck zurück. Schon damals lernte ich die christliche Frau Lefrén kennen. Im Jahr 1826 reiste ich nach Schweden; und aberm als 28. November 1827 fuhr ich nach Karlskrona und kam dann durch ganz Schweden über Tornea nach Finnland. In Björneborg angelangt (Ostern 1828) fand ich verschiedene Briefe vor, deren einer mir den Tod meines guten Vaters anzeigte. Bereits sechs Monate in beständigem Reisen begriffen, fand ich mich ermattet an Geist und Leib, besonders aber an Ersterem; daher entschloß ich mich, zu jener Frau zu reisen, um mich einige Tage durch christliche Gemeinschaft zu erbauen. Ich wurde mit großer Freude aufgenommen und bald darauf machte sie mir

eine Proposition, die ich nach vielem Bedenken annahm. Als Eigenthümerin eines großen Landguts eröffnete sie mir ein schönes Feld für das Reich Gottes zu arbeiten. Ich glaubte Gottes Wink darin zu erkennen, daß Er mir hier Gelegenheit geben wolle, mit dem anvertrauten Pfunde zu wuchern, und also mein Gebet erhört habe, zwar nicht unter den Heiden, aber doch an einem passenden Plage für die Erweiterung Seines Reiches zu wirken."

Auf diesen Reisen gab es manches Abenteuer zu bestehen, was dann dem Jüngling zu der felsenfesten Gewißheit verhalf, daß wenn nur er bei Gott sei, Gott auch bei ihm sein werde. So umsichtig und berechnend er in kaufmännischen Dingen zu Werke gieng, indem er Allem lauschte und keinen Rath verschmähte, so wenig Einfluß gestattete er den herkömmlichen Rücksichten auf sein innerstes Lebens-
element. So hatte er einmal die unangenehme Aufgabe, bei einem schwedischen Hause eine Irrung in der letztjährigen Rechnung zu entschuldigen. Nachdem er sich durch Gebet gestärkt, gieng er zu dem Kaufherrn und legte ihm in einfachen Worten den Sachverhalt vor. Der Schwede war aber nicht in der rosigsten Laune, sondern meinte, das sei leicht, hintendrein zu sagen, es sei eben ein Verstoß gewesen &c. Hebiß suchte sich noch mehr zu demüthigen, „wir alle machen ja leicht Fehler beim besten Willen“ &c. Darüber wurde der Mann noch herber; als aber der Reisende vollends hat, den Fehler zu vergeben, wie Jesus Christus uns vergeben, brach er in grimmigen Zorn über diese „Heuchelei“ aus. Augenblicklich fällt Hebiß auf die Kniee und fängt an zu beten: „Du stehst, HErr Jesu, daß er mir nicht glaubt, so zeige Du ihm, daß ich die Wahrheit spreche; Du kennst mich, Du allein; Du weißt, wer wir sind. Sage Du mirs, ob ich ein Heuchler bin“ &c. Der Kaufmann wurde erst stille, dann sagte er: „es ist genug, stehen Sie auf!“ Wie der Reisende aber fortbetete, da er nun einmal im Zuge war, klopfte ihm der Schwede auf die Achsel und sprach: „ich glaube es ja, es soll alles in Richtigkeit sein, stehen Sie nur auf!“ Bald aber brach ihm das Herz: „Bitte, vergeben Sie mir; es ist mir sehr leid, daß ich einen christlichen Bruder beleidigt habe.“ Dann erst stand Hebiß auf, und es kam zu einem fröhlichen Austausch der innersten Herzens-
erfahrungen. — Unter solchen Erlebnissen wuchs ihm der Muth, in ganz abrupter, unmittelbarer Weise aufs Herz aller derer einzu-

bringen, mit welchen ihn sein Weg zusammenführte; wurde er höflich oder grob abgewiesen, das machte ihm immer weniger aus.

„Ich reiste noch bis Moskau und kehrte von da (August 1828) nach Lübeck zurück.*) Der Herr hatte meine Reisen sichtbarlich gesegnet, so daß ich in vollem Maße das Zutrauen meines Hauses gewann. In diesem blieb ich bis Oktober 1829, und segelte dann in Gottes Namen nach Helsingfors, wo ich nach gefährlicher Fahrt glücklich landete und mich weiter auf das Gut Hattarpää bei Tammerfors begab. Ich war nun dort seit 8. November 1829 und wollte nach der Weise des Apostels mit Händearbeit das tägliche Brod verdienen, um dabei das selige Evangelium umsonst verkündigen zu können. Es war da eines der größten Güter Finnlands umzutreiben, und zugleich eine Papierfabrik, die einige fünfzig Arbeiter beschäftigte, zu beaufsichtigen.

„Im Verlauf aber zeigte es sich immer klarer, daß da mein Platz nicht sein könne. Um indessen das Ganze richtig einsehen zu lernen, verhielt ich mich ein volles Jahr inwendig stille, mich in allen Dingen genau prüfend, daß ich die Stimme des Geistes Gottes vernähme. Dann aber wußte ich bestimmt, daß ich etwas Anderes vom Herrn zu erwarten hätte.“ (Man suchte ihn zu einer Heirath zu veranlassen, die ihn Zeit Lebens gebunden haben würde).

„Durch Tausende von Schmerzen hindurch gebrochen, stand jetzt in mir der Entschluß fest, nicht eher zu ruhen, bis daß ich zum Missionsdienst unter den Heiden aufgenommen würde. Wosern mir aber Gott solches nicht gelingen lasse, wollte ich, weil ich alsdann das Meine gethan haben würde und mein Gewissen beruhigen könnte, desto freudiger mit aller Demuth in meinen früheren Stand wieder eintreten; hat aber Gott inständig und mit voller Gewißheit der Erhöhrung, daß Er mir aus Gnaden nur das gelingen lassen wolle, was nach Seinem Herzen sei.

„Fest in meinem Innern, machte ich die gute Frau Lefren mit

*) Damals war es wohl, daß Heich in Petersburg seines Passes wegen von der Polizei festgehalten wurde, als er eben an Bord gehen wollte. Alles Bitten, Zanken und Eisern wollte nichts helfen. Am nächsten Morgen mit Entschuldigungen entlassen, lief er fast außer sich dem Hafen zu, wo ihm in verschwinder Ferne sein Fahrzeug gezeigt wurde. Wie staunte er aber, als er, von einem andern nach Lübeck gebracht, die Kunde vernahm, jenes Schiff sei mit Mann und Maus untergegangen.

meinem Entschlusse bekannt, wollte aber Hattarpää nicht eher verlassen, bis Gott mir wieder etwas Bestimmtes angewiesen hätte. Dieß geschah erst, nachdem ich deßhalb ein ganzes Jahr weitläufig korrespondirt hatte."

Zunächst schrieb er (27. December 1830) an Missions-Inspektor Blumhardt in Basel: „Theuerwerther Freund in Christo! Ich erlaube mir hiemit, Ihnen mein Herz zu öffnen und bitte um Ihre Liebe. Ich bin von denen Kindern, die sich unwürdig fühlen der grundlosen Liebe Gottes, so in Christo Jesu ist, die aber dennoch, nachdem sie die Gnade überkommen und geschmeckt haben, keine Ruhe finden in dem bequemen Leben des Weltlaufs, sondern deren Herz brennt, etwas zum Preise dessen thun zu können, der sie zuerst geliebet und sein heiliges Leben auch für sie zum ewig gültigen Opfer gelassen, welcher nun ihr einziger Trost, Hoffnung und Leben ist, ja Gott über Alles, hochgelobet in Ewigkeit! Amen. Den wollen sie verkündigen als das Licht der Welt, als den alleinigen Weg zum Vater, der da will, daß allen Menschen geholfen werde. Dem wollen sie ihr Leben wieder aufopfern in seinem besondern Dienste, dessen Eigenthum sie sind, und der sie aus Gnaden mit seiner allmächtigen Hand trägt. Dieß ist auch mein großer Wunsch, mein langes Sehnen und meine Bitte. O möge es Gott wohlgefallen, der auch die verborgensten Gedanken von ferne kennt!"

Er schildert sodann seinen Glaubensgang in Kürze, um fortzufahren: „Nachdem ich nun männlich die Wichtigkeit meines Vorhabens überlegt, alle dabei unausbleiblichen Schwierigkeiten, Beschwerden und Aufopferungen bedacht, vor Gott mein Herz genau geprüft und meinem Heilande meine ganze Sache, die doch Seine Sache ist, empfohlen habe, erlaube ich mir, Sie hiemit zu bitten, mich in Ihr Missionsinstitut aufzunehmen. Ich habe kein Vermögen, auch kenne ich die Anordnungen der Anstalt nicht. Meine Meinung ist indessen: ganz auf Kosten der Anstalt unter Gottes Gnade zu einem brauchbaren Missionar gebildet zu werden, wogegen ich mich von ganzem Herzen allen Vorschriften der Anstalt unterwerfe, und nach Vollendung meiner Studien auf deren Veranstaltung meinen Beruf in Gottes Namen anzutreten. Meine Reisekosten bis dorthin glaube ich selbst bestreiten zu können.

„Mein väterlicher Freund, Herr Pastor Geibel, wird Ihnen meinethalben das Nöthige mittheilen, an welchen Freund ich Sie

bitte, mir möglichst bald Ihre geneigte Antwort zuzuschicken. Mit erstem offenen Wasser, das ist im Mai oder Juni, bin ich bereit, meine Reise anzutreten.

„Wünschen Sie aber auch vielleicht noch zu wissen, was ich für ein Landsmann bin? so bin ich ein ehrlicher Schwabe, geboren zu Nellingen zc. Gott und der Vater unsers HErrn Jesu Christo leite Ihr Herz auch in dieser Sache! Amen.“

Geibel sandte den Brief, den er im Februar erhalten, erst im April ab, weil er die Stadt Basel in großem Gedränge wußte. Er hoffte, daß der Verzug dem Petenten nicht nachtheilig werde und fährt fort: „Hebich ist ein christlich ernster, durchaus redlicher Mensch. Sein Eifer, Missionar zu werden, glüht lange schon in ihm. Ich habe ihn früher zurückgehalten, demselben zu folgen, wissend, aus wie unreinen Quellen und unklaren Vorstellungen er bei so manchen jungen Leuten hervorgeht. Bei diesem ist's nach meiner Ueberzeugung nicht also. Auch hat er manche Eigenschaften, die wohl zu diesem Berufe eine köstliche Zugabe sind, nämlich ein offenes, heiteres, freundliches Wesen, das ihm leicht die Herzen gewinnt und ihn selbst solchen nahe bringt, die seiner Ueberzeugung entgegenstehen. Er ist gesund, verständig und unverwöhnt, und weiß sich in mannfaltige Lagen zu schicken. Ob er fähig sei, sich mit Leichtigkeit auch fremde Sprachen anzueignen, weiß ich nicht, doch vermute ichs. . . In seinen früheren Verhältnissen hat er mit großer Treue und Geschicklichkeit gearbeitet, und sich die Achtung aller derer erworben, mit welchen er zu thun hatte. Ist es der Wille des HErrn, ihn zum Heidenboten zu gebrauchen, so wird Er dazu auch den Weg bahnen. Die furchtbare Bewegung unserer Zeit wird auch Ihrer Anstalt manche Noth machen. Nur auf Ihn geschaut! Er sitzt am Steuer und führt sein Schifflein sicher durch die brausenden Fluthen zc. Mit herzlichster Bruderkiebe und ernster Fürbitte für Sie und Ihre Anstalt der Ihrige J. Geibel, Pastor der reformirten Gemeinde.“

Der Komitee ist es gerade „aus Mangel an Mitteln“ unmöglich, Hebich aufzunehmen; so kommt er mit dem demüthigen Gesuche, ihn auf Frau Lefrens Kosten seine Studien machen zu lassen; sie bot 1600 Rubel für die vier dazu erforderlichen Jahre. Er hat sich auch mit Kleidern ausgerüstet, welche für diese Zeit reichen dürften. Er schrieb: „Ich habe mich jahrelang geprüft und mir das

Ziel eines Dieners Christi unter den Heiden vor Augen gestellt und bin gewiß, daß Christus in den Schwachen mächtig ist. Ich baue nicht auf mich selbst, sondern Christus ist allein meine Kraft, und mit Ihm kann ich alles thun. Solches ist meine Hoffnung zu dem, der mich erlöst hat und mich einst aufnehmen wird, sofern ich Glauben halte, in die Gemeinschaft der Gerechten. Er hat das namenlos große Werk vollbracht, daß auf die bedeutungsvolle Frage: wie kann ein Sünder gerecht und selig werden? die bestimmteste Antwort gegeben werden kann. Freilich bedarf ich sehr der Geduld und Barmherzigkeit meiner Brüder, weil ich noch in gar vielen Stücken wider meinen Willen fehle. Ferner hat mich Gott nach seiner unbegreiflichen Barmherzigkeit nur mit mittelmäßigen Gaben ausgerüstet und meine Kenntnisse sind allerdings nur gering. Ich spreche neben dem Schwedischen etwas Französisch und Englisch und habe auch in meiner früheren Jugend Latein und Italienisch angefangen. Meine Meinung ist auch nicht, ein großer Gelehrter zu werden. Bin aber gewiß, daß mir mein Gott so viel Kraft geben wird, daß ich das erlernen kann, was zu meinem oder vielmehr Seinem Amte nöthig ist. Er hat das Christenthum und das Wort von der Gottseligkeit durch ungelehrte Handwerker gegründet, die aber in Seiner Kraft mächtig waren. Mit einem Theil von dieser Seiner Kraft wird Er auch noch zu unserer Zeit seine Heidenboten zu Seiner Ehre ausrüsten, denn er ist ein lebendiger Gott und steht zu Seiner Sache. Das ist mein Glaube und mein Gebet.

„Prüfen und handeln Sie nun, nachdem Ihnen Gott ins Herz gibt. Meinem Freunde in Lübeck schrieb ich, wenn es mit Basel nichts sein sollte, sich für mich bei der Londoner Missionsgesellschaft zu verwenden. Ich schreibe noch heute an dieselbe, ob sie mich aufnehmen will. Wenn aber Sie mir ein liebliches Ja geben, komme ich gewiß, falls die Londoner mich nicht gewählt haben“ (dazu Geibel: „Das Schreiben nach London ist, der Adresse ermangelnd, nicht abgegangen“). Hebidch eilte so sehr, weil die Schifffahrt in Finnland damals nur bis Anfangs September währte.

Dankbar bewegte ihn dann (28. September) der Empfang des lieblichen Ja (vom 31. August). Seine Briefe schienen eine solche Reise des Missionsfinnes kund zu thun, daß einstimmig beschlossen wurde, den Samuel Hebidch auf eine Jahresprobe einzuberufen; der Frau Lefren aber wurde erklärt, daß man jede allgemeine Missions-

gabe mit Dank annehmen werde. Hebiß sah, daß Gott ihn auf dunklen Wegen sein eigenes Elend erst tiefer einsehen lehren und durchs Feuer auf das große Werk vorbereiten mußte. Jetzt weiß er, daß der das Wollen begonnen, auch das Vollbringen in ihm wirken werde, zum Preise Seines hochgelobten Namens; er fühlt sich aber zugleich in den Staub gebeugt und bittet um ernstliche Fürbitte. — Der Cholera wegen gieng kein Schiff mehr nach Deutschland direkt, daher meinte er schon über Reval reisen zu müssen, doch fand sich in Helsingfors noch ein Däne, der ihn nach Kopenhagen — zu zwanzigtägiger Quarantäne — führte.

(Schluß folgt.)

Ein Brief an die Brahma-Sekte.

Der bekannte christliche Brahmane Nehemiah Milakantha von Benares hat im August 1867 während seines Aufenthalts in Kalkutta sich in einem längeren offenen Sendschreiben an die Sekte der Brahma's gewandt, um ihnen seine Ueberzeugung darzulegen, daß sie von der reineren Gotteserkenntniß, deren sie sich ihren Landsleuten gegenüber rühmen, folgerichtig eigentlich zum vollen Bibeltglauben durchbringen müßten. „Ich fühle ein lebhaftes Interesse für euch,“ ruft er den Häuptern der jungen Schule am Eingang zu. „Obgleich es mir eine größere Freude wäre, alle diejenigen meiner theuren Volksgenossen, deren Erziehung sie in den Stand setzt, die unvergleichlichen Vorzüge des Christenthums zu würdigen, auch das Wort des Lebens annehmen zu sehen, das die einzige Quelle alles Guten ist, kann ich doch Gott nur von Herzen dafür danken, daß ihr eine solche Ehrfurcht vor Seinem heiligen Namen bewahrt und so ernste Freunde und Vertheidiger der Religion seid, während die Wirkung englischer Erziehung auf so manche andere Söhne unseres Landes nur die zu sein scheint, daß sie jede Spur religiösen Gefühls verlieren, die Religion verlachen und verspotten, und Reichthum, Luxus und zeitliche Ehre zu dem Gott machen, dem sie ihr Herz ergeben. Mit Gefühlen der Liebe also trete ich vor euch hin,

um euch einige der Gedanken mitzutheilen, die wieder und wieder über den Brahmaismus in mir aufsteigen, und hoffe, ihr werdet mir die Bitte gewähren, diesen Blättern einen Augenblick eure Aufmerksamkeit zu schenken."

Der in dem Sendschreiben entwickelte Gedankengang ist dann etwa folgender:

„Alle mit der Geschichte der Religionen und Philosophien der verschiedenen Völker alter und neuer Zeit Vertraute müssen bekennen, daß wo das Licht des Christenthums nicht hingedrungen ist, über das Wesen Gottes und die Bestimmung des Menschen große Dunkelheit herrscht. Wohl finden sich in allen Religionen einzelne Wahrheiten oder mindestens Bruchstücke von Wahrheiten, aber sie sind so vermischt und umgeben mit Irthümern und abgeschmackten oder schmutzigen Geschichten, daß trotz jener Lichtfunken die Heiden sich in kläglicher Unwissenheit über göttliche Dinge befinden. Die Erfahrung der ganzen Welt scheint es daher zu beweisen, daß ohne die Hilfe des Christenthums der Mensch schlechterdings durch die bloße Vernunft die wahre Religion nicht zu finden vermag. Ist es nun nicht klar, daß, da auch der Brahmaismus, der unstreitig einen guten Theil wahrer Religion enthält, erst unter dem Einfluß des Christenthums ins Leben trat und zuerst nur von Solchen bekannt und gelehrt wurde, die in christlichen Erziehungsanstalten ihre Bildung empfangen hatten, er ganz und gar vom Christenthum geborgt ist? Die Brahma's erkennen dieß freilich nicht an, und zwar vermuthlich deßhalb, weil ihre Religion, obgleich nicht menschlicher Vernunft entsprungen, doch derselben so einleuchtend ist, daß, wenn sie in Gottes geoffenbartem Wort dem Menschen fertig entgegentritt, er sich leicht einbildet, sein eigener Verstand hätte ihn auch auf die gleiche Bahn geleitet. Alles scheint ihm so klar und natürlich, daß er meint, diesen Wahrheiten wäre er ohne besondere Anstrengung selbst auch auf den Grund gekommen. Dem gegenüber bezeugen jedoch alle andern Religionsgebäude, daß deren Stifter und Anhänger jene Grundwahrheiten gar nicht so einfach und selbstverständlich fanden, ja daß die bloße Vernunft sie ihnen schlechterdings nicht zu enthüllen vermochte. Es ist eine müßige Frage, ob denn dieß der reinen Vernunft des Menschen überhaupt nicht möglich wäre, so lang die Thatsache feststeht, daß die Vernunft, so wie sie ist, diese Aufgabe noch nie und nirgends gelöst hat.

„Religiösen Irrthümern können verschiedene Ursachen zu Grunde liegen: erstens falsche Begriffe; zweitens Uebertreibung, Mißbrauch und Verdrehung an sich wahrer und guter Lehren und Vorschriften; und drittens endlich Vermischung derselben mit eigenen Phantasieen und Trugschlüssen. Suchen wir uns dieß an einigen Beispielen klar zu machen.

„Einer der allgemeinsten religiösen Begriffe ist die Heiligkeit Gottes. Hindu's und Muhammedaner sind darin einig; der unwissendste Dorfbewohner stimmt dieser Lehre unbedingt bei. Wie reimt sich nun aber die Heiligkeit Gottes mit den Unsittlichkeiten, welche indische und muhammedanische Schriften ihm zuschreiben? Berräth dieser Widerspruch nicht deutlich, daß die Verderbtheit des Menschen es ihm unmöglich macht, ohne höhere Erleuchtung sich auch nur einen richtigen Begriff von der wahren Natur der Heiligkeit zu bilden? Lehren Hindu's und Muhammedaner, obgleich sie die Heiligkeit Gottes im Munde führen, durch die Thaten, die sie ihm zuschreiben, in Wirklichkeit nicht einen unheiligen Gott? Dieser Grundirrtum muß aber nothwendig das ganze System fehlerhaft machen; denn wer Gott nicht in seiner Heiligkeit erkennt, kann auch keinen richtigen Begriff von seiner Gerechtigkeit und Gnade wie von den Pflichten des Menschen haben. — Was nun diese letzteren betrifft, so gehört es wieder zu den allgemeinsten, in allen Religionen gleichmäßig anerkannten Grundsätzen, daß Kinder, Frauen und Schüler ihre Eltern, Männer und Lehrer ehren und ihnen gehorchen sollen. Sehen wir nun aber, wie diese einfache Wahrheit in den religiösen Schriften der Hindu's auf die Spitze gestellt und in völligen Unsinn verkehrt wird! Unter den Mahratha's ist die Geschichte Bundarika's wohl bekannt, der als ein Muster kindlicher Hingebung in seinem Eifer, seinen Eltern zu dienen, nicht einmal einen Blick für den Gott hatte, der ihn aus Wohlgefallen an seinem Verhalten besuchte, um ihn einzuladen, sich eine Gnade von ihm zu erbitten. Nur einen Backstein, darauf zu stehen, warf ihm der Vielbeschäftigte zu, bis er Zeit habe, mit ihm zu sprechen und zu hören, weshalb er gekommen sei. Diese Zeit kam aber nie, und in seiner Freude an Bundarika steht der Gott bis diesen Tag auf jenem Backstein in Pandharpur, dem großen Wallfahrtsort der Mahratha's.

„Dieß ein Beispiel von Uebertreibung; nun aber auch eines von Mißbrauch an und für sich wahrer und guter Lehren! Wir Alle

glauben, daß wer mit Aufrichtigkeit und Demuth den großen, heiligen Namen Gottes anruft, einen Segen von ihm empfängt; die Hindu's aber fügen hinzu, daß in den bloßen Buchstaben schon, aus denen irgend ein göttlicher Name besteht, eine Kraft liege, die selbst denjenigen, der sie in schlechter Absicht ausspricht, von jeder Sünde reinige, denn: „brennt Feuer nicht unter allen Umständen?“*) Man sage nicht, es seien das excentrische Ansichten Einzelner, es ist in Wirklichkeit der Glaube der orthodoren Hindu's; im Bhagawata und andern Schriften finden sich Belege genug dafür. Heißt es nicht dort, daß Tschaidja gerettet worden sei, weil er Gott zum Gegenstand seines Hasses, und die Hirtenweiber, weil sie ihn zum Gegenstand ihrer Wollust gemacht haben? Und fromme Hindu's hören mit Thränen der Rührung solche Geschichten an als die größten Proben von Gottes Macht und Herablassung.

„Obgleich es in unsern Tagen eine weitverbreitete Ansicht ist, die in den Weda's, Smiriti's und Purana's enthaltenen Göttergeschichten werden nur von dem gemeinen Volke geglaubt, bleibt es eine unläugbare Thatsache, daß die größten Gelehrten und Philosophen früherer Zeiten demselben Glauben huldigten. Verdanken wir es etwa unserer eigenen Weisheit, wenn wir, die Söhne dieser Männer, an jenen schmutzigen Erzählungen keinen Geschmack mehr finden, die sie mit größter Andacht saugen?**) O gesteht es, meine theuren Brahma-Freunde, daß dem nicht so ist, und seid nicht undankbar gegen Gott, der uns aus unverbienter Barmherzigkeit mit seinem himmlischen Lichte, dem Christenthum besucht hat, um uns von Finsterniß und Tod zu befreien und zum ewigen Leben zu führen. Wer weiß, ob beleidigt durch unsere hochmüthige Zurückweisung seiner Gnade, Er den Tag des Heils nicht für immer an uns vorüber gehen läßt? Oder glaubt ihr etwa jetzt in der Aufklärung zu weit vorangeschritten zu sein, um je wieder in die Irthümer unserer

*) So wird nach dem Adhyatma Ramayana der Räuber und Mörder Valmiki gerecht und heilig durch das bloße Wiederholen des Namens Rama. Da er diesen nicht auszusprechen vermochte, weil den dravidischen Indiern ein initiales R widerstrebt, wurde er gelehrt, mara maram (großer Baum) oft nacheinander zu sagen, und siehe da! es fruchtete.

**) J. B. im Mukhtawali heißt es: „Gegrüßet sei mir Krishna, der den Hirtenmädchen ihre Kleider stahl!“ 2c. Der große Raja Philosoph Wiswanatha Pantchanana ist aber sein Verfasser.

Abnen zurückzusinken? Dann denkt nur an die Ungläubigen in Europa, namentlich in Deutschland. Wer hätte es für möglich gehalten, daß Männer der Wissenschaft im 19. Jahrhundert wieder einer Täuschung wie der des Pantheismus zur Beute werden könnten? Und doch ist dem so. Wenn sogenannte Christen anfangen, ihrem armen eigenen Licht mehr zu vertrauen als dem allmächtigen Gott, wenn sie sein geoffenbartes Wort zu verachten beginnen, stürzen sie, anstatt wie sie es hofften dadurch weiser zu werden, sich nur in die tiefsten Thorheiten des Pantheismus oder Materialismus. Sagt nicht: „Wir selbst und der ober jener europäischen Freidenker sind noch in keinen Unsinn solchen gerathen;“ die Zeit ist noch zu kurz zu einer vollständigen Probe. Wohl mögen die vom Christenthum geborgten Wahrheiten eine Zeitlang auch solche vor groben Irrthümern bewahren, die sich diesem unfehlbaren Führer nicht völlig unterwerfen; wenn es aber Thatsache ist, daß ohne die Hilfe des Christenthums die menschliche Vernunft noch nie die religiösen Grundwahrheiten recht erfaßt hat, so müssen auch alle diejenigen, die mit Uebergehung des göttlichen Worts dieselbe zu ihrem Leitstern machen, früher oder später dem Loos derer verfallen, die vor ihnen den gleichen Weg betraten. Ihr mögt euch die Nothwendigkeit dieser Konsequenz zu verbergen suchen; wollt ihr aber ehrlich sein, so müßt ihr sie zugeben.

„Doch zurück von dieser Abschweifung; es bleibt uns noch ein Beispiel von Verdrehung der Wahrheit nachzuweisen. Wir Alle stimmen darin überein, daß jeder Befehl Gottes gut ist, und wir daher die Pflicht haben, ihm zu gehorchen. Die richtige Ansicht hievon ist gewiß die, daß, weil Gott heilig und gut ist, er auch seine Geschöpfe heilig und gut haben will und ihnen daher nur an sich selbst schon gute Handlungen befiehlt. Ist es aber nicht eine Verdrehung der Wahrheit, mit den Schriften der Hindu's zu behaupten, ihrer Natur nach verwerfliche Dinge werden dadurch verdienstvoll, daß sie in den Schashtra's befohlen seien? Schmutzige, unzuchtige Worte sind gewiß unter allen Umständen etwas Schlimmes; unter den religiösen Ceremonien der Hindu's befinden sich jedoch solche, die derartige Worte zur Pflicht und damit zu etwas Gott Wohlgefälligem machen. Und diese Ceremonien sind nicht etwa nur eine That des modernen Hinduismus, wie z. B. bei dem abscheulichen Holi-Feste; sie finden sich theilweise schon unter den

ältesten religiösen Vorschriften der Wedas. Einzelne Anweisungen der Upanishads in Betreff besonderer Arten, sich Gott zu weihen, sind so anstößig, daß sie in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Pamphlet gar nicht wiedergegeben werden können.

„Und jetzt endlich zum dritten Punkt, der Vermischung der Wahrheit mit eigenen Phantasieen und Trugschlüssen. Eines der tiefsten Gebrechen der menschlichen Natur in ihrem gegenwärtigen, d. h. gefallenen Zustand ist ihre unüberwindliche Neugierde, die unergründlichen Geheimnisse der Wege Gottes erforschen zu wollen, und die stolze Weigerung, irgend etwas gläubig anzunehmen, ohne es in allen seinen Einzelheiten klar erkannt zu haben. Wird uns gesagt, Gott habe die Welt erschaffen, so wollen wir uns damit nicht begnügen; vorwiegend begehren wir vielmehr zu wissen, wie er sie geschaffen habe, ob ohne einen, oder aus einem schon vorhandenen Stoff? Daß er aus Nichts etwas geschaffen habe, scheint uns undenkbar, und so sind aus den Grübeleien über die Natur jenes Urstoffs unsere verschiedenen philosophischen Systeme entsprungen. Einige sagten: wir können neben Gott keinen ewigen Urstoff annehmen, daher muß er selbst der Grundstoff des Universums sein; somit ist die Welt auch Gott, und wir haben weiter nichts zu thun, als den Wahn, daß wir Geschöpfe und Sünder seien, von uns zu werfen und uns unserer eigenen Gottheit bewußt zu werden! Mit der Zeit aber fand man diese älteste Erklärung der Weda's ungenügend wegen der Veränderung der Gestalt, die sie dem unwandelbaren Gott zuschreibt. So erfand man ein anderes System, wornach Maya, ein undefinirbarer, nur halb wesenhafter Stoff die Materie sein sollte, aus welcher der allein ewige Gott das Universum schuf. Noch andere nahmen Prakriti und andere unerschaffene, selbständige Atome als den Urstoff der Welt an. Alle gleichermaßen glaubten die Seelen von Menschen und Thieren ebenfalls unerschaffener, selbständiger Natur. Offenbar können alle diese müßigen Spekulationen die wahre Religion nur trüben, indem sie der Größe Gottes Abbruch thun und dadurch das Verhältniß zwischen dem Schöpfer und uns, seinen Geschöpfen, verrücken. Als weitere Folge entspringt daraus nothwendig auch die Verkennung unserer Pflichten gegen Ihn.“

Daß nicht nur die philosophischen und religiösen Systeme der Hindu's, sondern nicht minder auch die der Griechen und Römer an allen oben bezeichneten Mängeln leiden, sucht Nilakantha seinen

Landsleuten nun durch lange Citate aus Paley 2c. nachzuweisen. Dann fährt er fort:

„Europäische Missionare, die in der Absicht kommen, uns die Religion zu bringen, können sich leicht nach zwei Seiten hin irren.

„Manche kommen in der Voraussetzung, die armen Hindu's können noch von keiner der erhabenen Lehren, von keiner der herrlichen Sittenregeln der heiligen Schrift, von keinem ihren schönen Geschichten ähnlichen Beispiele von Frömmigkeit und hingebender Liebe eine Ahnung haben, und gleich die erste Bekanntschaft mit ihr müsse sie deshalb von deren Göttlichkeit überzeugen. Auf solche Erwartungen kann nur große Enttäuschung folgen, weil auch in der indischen Literatur sich wirklich erhabene Stellen finden. Andererseits aber sind Europäer, welche diese Literatur zum Gegenstand ihres Studiums gemacht haben, leicht auch der entgegengesetzten Gefahr ausgesetzt, dieselbe zu überschätzen, und in den Aussprüchen indischer Dichter einen tieferen Sinn zu vermuthen, als er in deren Mund und bei deren ganzer Anschauungsweise in Wirklichkeit hatte.

„Was das Christenthum von allen andern Religionen unterscheidet, sind nicht vorzugsweise einzelne herrliche Lehren, obgleich es auch in etlichen von diesen unerreicht dasteht, — es ist vielmehr die volle, klare, zusammenhängende, durch keine Uebertreibung oder Uebernheit unterbrochene Darlegung alles dessen, was der Mensch zu wissen braucht und zu thun hat, und was ihn spornen, ermuntern und trösten kann.“

Nochmals kommt der Verfasser des Briefs dann eingehend auf alle die Thorheiten und anstößigen Stellen zurück, welche sich in vielen indischen Göttergeschichten neben den schönsten Aussprüchen finden, an denen Colenso und manche andere Europäer sich schon in dem Grade für die indische Literatur begeisterten, daß sie versucht waren, dieselbe theilweise der Bibel gleichzustellen.*) — Wie trübe

*) So fragt es sich einmal (im Bhagawata), welcher der drei Götter der größte sei. Die Antwort war lobenswerth: „Der demüthigste ist der größte.“ Aber wie wird dieß erwiesen? Shrigu geht zu Brahma und Siwa, begehrt auf und reizt sie zum Zorn. Darnach geht er in Wischnu's Himmel, findet ihn schlafend und tritt ihm auf die Brust. Der Gott erwacht, und drückt dem Heiligen nur sein Leidwesen darüber aus, daß sein zarter Fuß an der harten Brust sich wehe gethan habe. Damit hat sich denn Wischnu als der größte Gott erwiesen; aber auf welchem totem Wege!

das Lichtlein der menschlichen Vernunft der göttlichen Offenbarung gegenüber brenne, sucht er hierauf an seiner eigenen Erfahrung nachzuweisen:

„Vor meiner Bekehrung zum Christenthum war ich ein altgläubiger Hindu, erzogen in einem jedem europäischen Einfluß fest verschlossenen Kreise. Am liebsten war ich in der Gesellschaft frommer Männer und Sannyasi's und Bairagi's. Obgleich nicht sehr gelehrt, hatte ich doch etwas Sanskrit gelernt und war mit einigen in dieser Sprache geschriebenen Büchern bekannt. Vom Englischen wußte ich bis kurz vor meiner Bekehrung nicht einmal das ABC. Durch Herrn J. Muir's Mataparikshá (Religionsprüfung), deren erste Auflage ich in Sanskrit las, wurde ich zuerst mit der Religion der Bibel bekannt. Aber meine Augen blieben längere Zeit so gehalten, daß ich dieselben Lehren, die ich jetzt bekenne und liebe, als thöricht und nur für barbarische Völker passend verachtete. Gewiß hat also mich wenigstens nicht eigene Vernunft auf die Wahrheiten geleitet, von denen ich vor meiner Bekanntschaft mit dem Christenthum nie geträumt hatte. Ich glaubte andächtig, was alle die großen Gelehrten meines Landes geglaubt hatten; ich sang anbetend, als Gottes würdig, wie Krischna die Kleider der jungen Gopi's stahl, während diese im Flusse badeten, und sie ihnen nicht eher zurückgab, bis sie nackt aus dem Wasser stiegen und ihn mit zur Sonne erhobenen Händen drum baten. Wenn ich jetzt solche schmutzige Sagen verabscheue und andere, würdigere Begriffe von Gott habe, so verdanke ich für meine Person dieß einzig und allein meiner Bekanntschaft mit dem Christenthum.“

An das Selbsterlebte knüpft er sodann die weiteren Bemerkungen: „Wenn es nun Thatsache ist, daß auch die Tausende und Zehntausende, die in früheren Jahrhunderten aus der Zahl der Perser, Griechen, Römer und Egypter zur Erkenntniß der Wahrheiten kamen, welche die christliche Kirche von jeher bekannte und heute noch bekennt, nicht durch eigene Vernunft oder Erleuchtung, sondern erst durch die Bekanntschaft mit der Bibel ihren früheren Irrthümern entrissen wurden, wenn auch ihr Brahma's eure reineren Gottesbegriffe erst seit eurer Berührung mit Christen erlangt habt, — ist es dann nicht klar, daß auch ihr eure geläuterteren Ansichten derselben Quelle und nicht eigener Weisheit verdankt? Hat sich aber das Christenthum als der einzige unfehlbare Wegweiser zur wahren

Gotteserkenntniß und zur Befreiung von einer Masse von Irrthümern erwiesen, so darf es billig beanspruchen, daß wir in ihm eine göttliche Offenbarung erkennen, der wir uns unbedingt zu unterwerfen haben, und zwar nicht nur in den Stücken, in welchen sie unserer eigenen Vernunft vollständig zusagt. Weigern wir uns dessen, setzen wir uns zum Richter darüber und suchen die biblischen Begriffe unsern eigenen Ansichten anzupassen, so wird die unvermeidliche Folge davon sein, daß wir mit unserer Vernunft, die in religiösen Dingen zu allen Zeiten eine so durchaus unzuverlässige Führerin war, das Christenthum schnell auf das Niveau der natürlichen, selbsterfundenen Religionen herabdrücken. Nur als göttliche Offenbarung ehrfurchtsvoll angenommen und von Menschenhänden unangetastet, kann es uns ganz das sein, wozu es uns gegeben ist; nur so kann es seine ursprüngliche Reinheit bewahren. In dieser festen Ueberzeugung spricht daher der Christ: 'Auf Gottes Wort hin glaube ich verschiedene Schriftlehren, obgleich sie außerhalb des Bereichs meiner Vernunft liegen, und sie also durch dieselbe auch nicht bewiesen werden können.' Andersdenkenden aber kann er mit aller Zuversicht zurufen: 'Suchet euch mit Beharrlichkeit, Ernst, Demuth, und in betendem Geist zu versichern, ob das Christenthum wirklich eine göttliche Offenbarung ist; habt ihr es aber einmal als solche erkannt, dann ist es nicht nur das Vernünftigste, sondern eure unabweisbare Pflicht, alle seine Lehren demüthig anzunehmen und seinen Geboten zu gehorchen. Und wenn ihr das von ganzem Herzen thut, werdet ihr nicht nur selbst eine Fülle von Segen und Frieden genießen, sondern ihr werdet auch euren Familien, Freunden, eurem Lande, ja mehr oder weniger Jedem, mit dem ihr in Berührung kommt, zum Segen werden. Hütet euch dagegen wohl, statt dieses vernünftigsten Weges den andern einzuschlagen, und an irgend einer Lehre oder Angabe der Bibel, an der eure Vernunft Anstoß nimmt, hängen zu bleiben, um daraus den Schluß zu ziehen, das Christenthum könne keine Offenbarung Gottes sein. Es wäre das ein sehr gewagtes und voreiliges Urtheil; denn ist nicht vielleicht gerade ihrer Beschränktheit wegen unsere Vernunft unfähig, gewisse Rathschlüsse Gottes zu verstehen, die so weit über unser armes Denken hinausreichen, wie z. B. die in einer brahmaistischen Abhandlung kürzlich in einem eines so ernststen Gegenstandes unwürdigen Tone angegriffene christliche Lehre von der Auferstehung? Obgleich indeß der Schreiber

jener Abhandlung schließlich selbst gesteht, die Auferstehung sei im Grunde ebenso schwer zu widerlegen als zu beweisen, obgleich sich aus der sichtbaren Welt gar manche Analogie anführen ließe, die nicht nur die Unmöglichkeit einer solchen Verwandlung Lügen straft, sondern eher auf ihre Wahrscheinlichkeit hindeutet, ist es kein Vernunftschluß, auf den die Christen ihre Hoffnung bauen, sondern einzig und allein das Wort ihres Gottes. Warum mißtraut der Mensch doch im Gebiet des Geistes seinem eigenen Urtheil so viel weniger als in dem der Sichtbarkeit? Nicht leicht wagt Jemand leichtthin zu behaupten, diese oder jene ihm unverständliche Erscheinung im Haushalt der Natur sei verfehlt, weil wir alle zu tief von der Weisheit der göttlichen Einrichtungen in demselben überzeugt sind, um an ihnen irre zu werden, wenn wir nicht sogleich in allen Fällen ihren Zweck verstehen. Wenn nun aber selbst die sichtbare Welt ihre Geheimnisse für unsern schwachen, beschränkten Verstand hat, wie sollten sich in der göttlichen Offenbarung keine finden? Müssen wir, sobald wir von der Existenz einer solchen überzeugt sind, folgerichtig nicht vielmehr bei jeder Unbegreiflichkeit den Fehler eher in unserer unzureichenden Fassungskraft als in dem Worte Gottes suchen?

„Uns Hindu's sollte dieß wesentlich erleichtert werden durch den Umstand, daß manche der unserem nationalen Gefühl und unserer eigenthümlichen Anschauungsweise widerstrebenden Lehren des Alten und Neuen Testaments, wie die von der Dreieinigkeit, Erbsünde, Erlösung und ewiger Verdammniß vieler Tausende, worunter sehr gelehrte und fromme Männer, tiefe Denker und warme Menschenfreunde, gar nicht so anstößig erscheinen wie uns. Da nun aber die menschliche Vernunft sich in Betreff göttlicher Dinge allenthalben als eine so zweifelhafte Führerin erwiesen hat, dürften Männer der Aufklärung hier billig einen Augenblick stille stehen und mindestens sehr behutsam sein in ihrem Endurtheil über Dinge, die ihnen selbst zwar thöricht und unglaubwürdig, einer so achtungsgebietenden Gegenpartei aber in ganz anderem Licht erscheinen. Heißt das etwa, wir sollen die Vernunft für nichts achten, weil sie nicht unfehlbar ist? Das sei ferne. Nur mißtrauisch gegen unser eigenes Gefühl und vorsichtig in der Beurtheilung göttlicher Dinge soll es uns machen. Drei Regeln sollten wir dabei nie außer Acht lassen, und zwar: Erstens, unsere Vernunft gar nicht an Dingen zu versuchen, die außerhalb der Grenzen unseres Erkenntnißvermögens liegen; zweitens,

auch da, wo wir sichern Boden haben, unsere Schlussfolgerungen nur langsam und unter dem Gefühl zu ziehen, wie viel schwächer sie möglicherweise sein könnten als die Gründe, worauf wir sie stützen; drittens endlich, vor jeder als göttliche Offenbarung erkannten Wahrheit unserer Vernunft Halt zu gebieten und keine weitere Einmischung zu gestatten. —

„Gegen diese letzte, wichtigste Regel aber habt ihr gesündigt meine theuren Brahma-Freunde,“ fährt Nilakantha fort. „Ehe das Licht des Christenthums über uns aufgieng, umhüllte euch, so gut wie uns, in religiöser Beziehung dunkle Nacht; so gut wie wir verdanket ihr demselben eine Erkenntniß, die Menschen uns nicht zu geben vermochten. Und hierin lag der Beweis, daß diese Erkenntnißquelle göttlichen Ursprungs ist, daß ihr also eure Vernunft derselben zu unterwerfen habt. Ihr wollt das jedoch nicht, ehe ihr euch überzeugt habt, daß das Christenthum in allen Stücken im Einklang mit euern persönlichen Ansichten steht. Ich frage euch aber feierlich — antwortet mir, ich bitte — ist das vernünftig gehandelt? Läßt sich erwarten, daß in dem Worte Gottes sich nichts unserer Vernunft Ueberraschendes, ja unsern vorgefaßten Meinungen geradezu Entgegengesetztes finden sollte, während dieß doch in der sichtbaren Schöpfung vielfach der Fall ist? Weiter frage ich euch, und bitte euch herzlich, euch die Sache ernstlich zu überlegen: Können wir hoffen, je zu irgend einem bestimmten Resultate zu gelangen, wenn wir darauf ausgehen, eine Religion zu finden, die in allen Einzelheiten dem entspricht, was jedem Einzelnen als das Richtige erscheint? Wird nicht auf dem Gebiete der Religion wie auf jedem andern, wenn Jeder nur seine Lieblingsmeinungen zum Maßstab nimmt, was der Eine für gut und vernünftig hält, dem Andern verfehlt und thöricht erscheinen? Und wird sich diese Verschiedenheit der Ansichten nicht sogar in sehr wesentlichen Punkten geltend machen? Ist es z. B. nicht Thatsache, daß während Einige das Gebet als die erste Pflicht des Menschen gegen Gott betrachten, Andere darin eine Beleidigung Seiner Majestät erblicken, weil es voraussetze, Er sei veränderlich, unwissend, hartherzig und wer weiß was noch? O bedenket, ob ihr, wenn ihr die Bibel, diesen einzigen, unfehlbaren Wegweiser mißachtet, euch selbst und unser ganzes geliebtes Volk nicht wieder der öden, pfadlosen und grenzenlosen Wüste zulenket, in der die ganze Menschheit einst unruhig im Finstern umhertappte, während

nun Gott selbst mit der hellen Leuchte Seines Worts euch zur Seite steht, um euch den sichern Weg ins Land des Friedens zu weisen! Fühlet ihr nach all dem nicht, daß unsere Vernunft eine Schranke braucht, der sie sich vertrauensvoll fügt, ja der sie, wenn es sein muß, selbst ihre liebsten Gebilde zum Opfer bringt in der Ueberzeugung, daß sie dabei dennoch keinen Mißgriff thut, weil neben ihrem himmlischen Leitstern ihr eigenes Licht nur Dunkelheit ist? Und was anders kann diese Schranke sein, als das Wort Gottes?

„Wir haben kein Recht, von Gott zu fordern, daß Er uns Alles sage, was wir zu wissen begehren; unsere Pflicht aber ist es, anzunehmen, was Er uns offenbart. Auch wir Christen, obgleich wir nicht ganz in eure Klagen über die Dunkelheit der Bibel einstimmen, bekennen, daß wir manche Stellen derselben nicht vollkommen verstehen. Wäre es aber vernünftig, sie deßhalb wegzuwurfsen? Nein, ich entgegne euch vielmehr: Beweiset eure Aufrichtigkeit, indem ihr von der Bibel vorerst einmal so viel annehmet als ihr versteht. Thut ihr das, und seid ihr willig, ohne viel Vertrauen auf euren eigenen Verstand euch als einfältige Kinder von diesem unfehlbaren Führer weiter leiten und unterweisen zu lassen, so bin ich der festen Hoffnung, daß, wenn ihr selbst auch dieses Bedürfniß jetzt noch nicht fühlt, Gott euch noch über alles das, was ihr zu wissen braucht, Licht schenken wird. Ihr sagt: 'Das Christenthum kann nicht die reinste und vollkommenste Religion sein, denn es hat einige Mängel.' Ich entgegne: 'Was ihr Mängel heißt, erscheint uns nicht so.' Offenbar seid also entweder ihr, oder sind wir Christen im Unrecht. Wer soll entscheiden? Vielleicht bieten Thatfachen einen sicherern Grund und Boden dar zur Verständigung, als bloße Theorien; fassen wir darum die Wirkungen des Christenthums ins Auge.

„Ich kann in dieser Beziehung selbst als Zeuge auftreten. Wie schon oben bemerkt, verhielt ich als Hindu mich nicht gleichgiltig gegen die Religion, sondern war ihr von Herzen zugethan. Dennoch aber machte ich mich zum Sklaven der niedrigsten Leidenschaften und ergab mich dem Hochmuth, der Eigenliebe und vielen derartigen Reigungen. Und jetzt — obgleich Gott weiß, daß wenn ich überhaupt mich des Christennamens würdig achten darf, ich unter Allen, die ihn wirklich verdienen, der Letzte und Geringste bin — kann ich doch von Wundern sprechen, die das Evangelium an meiner Seele

bewirkt hat. Ja, vielleicht ist das Zeugniß eines Menschen von meinem Schlag gerade dazu angethan, die segensreichen Wirkungen des Christenthums nur um so augenfälliger zu machen. Ihr kennt, einige von euch wenigstens müssen das süße Wort des Herrn Jesus kennen: 'Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zur Buße zu rufen, sondern die Sünder.' Es ist der schönste Ruhm des Christenthums, nicht nur diejenigen besser zu machen, die vor den Augen der Welt schon vorher erträglich gut waren, sondern die Allerschlechtesten, wenn sie sein Werk nicht hindern, in Heilige umzuwandeln. Ihr werbet davon Beispiele die Menge finden, wenn ihr euch nur die Mühe nehmen wollt, christliche Biographien zu lesen. Wie der Herr Jesus der weiseste, mächtigste und mitleidigste Arzt für sündenkranke Herzen ist, so ist das Christenthum die heilkräftigste Arznei in Seiner Hand.

„Und wie wunderbar paßt sie sich den verschiedenen Charaktern und Bedürfnissen an. Einige werden mit überwältigender Macht zu Gott und zu der Tugend hingezogen durch die Botschaft von der unaussprechlichen Liebe, die Ihn bewog, der Welt Seinen eingebornen Sohn zu schenken und Ihn, den König der Könige, den Besitzer der höchsten Seligkeit um seiner abgefallenen Kreatur, des Menschen willen, Mensch werden zu lassen, als welcher Er in Seinem gränzenlosen Mitleid die entsetzlichsten Qualen für die Schulbigen erduldete. Wem die Gnade geschenkt wird, das recht zu glauben, so unglaublich es auch Andern scheinen mag, den durchbringt und begeistert diese Erbarmung, diese wunderbare Herablassung des Allerhöchsten in einer jedem, der es nicht selbst erfahren hat, unfassbaren Weise. — Andere Seelen werden von der Abscheulichkeit der Sünde, wie die Bibel sie an verschiedenen Stellen schildert, ergriffen; noch Andere fesseln die herrlichen Tröstungen des Christenthums und die süße Befriedigung, welche es den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Herzens gewährt. Zu meiner eigenen Schande, um so mehr aber zur Ehre meines Gottes und Seines Evangeliums sei es indeß gesagt, daß nichts von all dem es war, was mein gemeines, schwankendes Herz bewog, den Pfad des Irrthums zu verlassen und den Weg der Wahrheit zu erwählen. Ich liebte und bewunderte zwar, nachdem mich Gottes Gnade erleuchtet hatte, die herrlichen Lehren des Christenthums und hätte gerne ihnen nachgelebt, wenn es mich nichts gekostet hätte. Aber mir graute davor, die

liebsten Bande zu zerreißen, mich dem Tadel und Argwohn der mir theuersten Menschen auszusetzen, und in ihren Augen aus einem geachteten und gefühlvollen Mann plötzlich ein elender Tropf und ein Narr zu werden. Was war es denn nun, das mich dennoch zu diesem Opfer vermochte? Nichts anderes, als die Lehre von der ewigen Verdammniß, die mich bis ins Innerste erschütterte und mich trieb, um jeden Preis den Weg des Verderbens zu verlassen und mit aller Macht darnach zu ringen, von der Sünde los zu werden und der Heiligung nachzujagen. Gerade die Schriftlehre also, die ihr aus der christlichen Religion streichen möchten, ist für mich der Weg zum Leben geworden. Sehet ihr daraus nicht, daß die göttliche Thorheit weiser ist als die Menschen sind?

„Ein gelehrter Hindu, mit dem ich über die Grundlehren des Christenthums sprach, entgegnete mir einst: 'Es erscheint mir kindisch, daß Gott seinen Sohn in die Welt gesandt haben soll.' Ich konnte ihm erwidern, daß er mir damit nichts Neues sage, weil schon einer der ältesten Lehrer unserer Religion die Predigt von dem gekreuzigten Christus 'den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit' genannt habe. 'Aber,' fügte ich hinzu, 'sieh doch, wie diese Thorheit Wunder bewirkt hat, welche die größten Philosophen nicht auszurichten vermochten. Wäre es daher nicht vernünftig, zu denken, was du für Thorheit hältst, müsse in Wahrheit Weisheit sein, und nur aus Mangel an der rechten Einsicht dir thöricht scheinen?' — Und warum sollte, möchte ich weiter fragen, irgend Jemand daran Anstoß nehmen, daß Gott Seinen Sohn zur Rettung armer, fluchbeladener Sünder sandte? Etwa weil es so unbegreiflich, so staunenswerth ist? Ist aber nicht das ganze Wesen Gottes, und sind nicht alle Seine Eigenschaften so? Sollen wir nur so viel von Ihm glauben, als unser armer, blinder Verstand zu fassen vermag? Ist euch nicht auch Seine Macht und Weisheit unergründlich erschienen, wenn ihr deren Spuren in der Natur zu verfolgen suchtet? Warum sollte Seine Liebe es weniger sein?

„Etlche sagen, sie können nicht glauben, daß Gott gerade unsere Erde, die doch ein verschwindendes Nichts sei im Heer der sie umgebenden Welten, solle so hoch geachtet haben, daß Er einer ihrer Bewohner wurde und sogar für sie litt und starb. Nun, das euch bekannte Gleichniß Jesu vom verlorenen Schaf ist schon manchmal dahin gedeutet worden, Er, der gute Hirte, habe alle jene andern Welten

verlassen, um unserer Erde, der einen verlorenen, erbarmungsvoll nachzugehen und sie zurückzubringen. Wie dem aber auch sei — vor Gott gilt das Größte und Kleinste gleichviel, und das ganze Heer der Gestirne, millionen- und millionenmal vergrößert, wäre einer solchen Beachtung und Herablassung so wenig werth als unsere kleine Erde. Sie alle sind vor Ihm wie nichts, Seine Vaterliebe aber umfaßt alle, die kleinen wie die großen. Und wer will dieser Liebe Grenzen stecken und sagen, wie weit sie reichen könne? Ist Gott ein Mensch? Nein, so unendlich und unbegreiflich wie Er selbst, ist auch Seine Liebe; nur ist sie bedingt durch Seine Gerechtigkeit und Heiligkeit; denn unmöglich kann eine Eigenschaft Gottes gegen seine übrigen Eigenschaften streiten; Er steht nicht im Widerspruch mit sich selbst. Unsere Vernunft vermag die Frage nicht zu lösen, wie Er ohne Beeinträchtigung Seiner vollkommenen Gerechtigkeit Seine vollkommene Liebe walten lassen könne, und wo Er die eine, wo die andere offenbaren müsse. Seine Rathschlüsse sind nur Ihm selbst bekannt, und Er allein kann sie uns offenbaren. Nimmer würde unsere eigene Vernunft sie ergründen; sie als Gottes würdig zu erkennen aber ist ihr möglich.“

Nach einer längeren Abschweifung, in der Nilakantha auch noch auf andere Einwendungen der jung-indischen Schule eingeht und durch die Vergleichung der Bibel mit der indischen Literatur zum dritten Mal nachweist, wie sie sich vor jedem vorurtheilsfrei prüfenden Auge als göttliche Offenbarung legitimiren müsse, kommt er auf die Wirkungen des Christenthums als den oben empfohlenen Maßstab zu dessen Beurtheilung zurück und schließt:

„Ich kann zwar nicht leugnen, daß Viele von denen, die sich Christen nennen, durch eigene Verschuldung das Christenthum hindern, einen so durchgreifenden Einfluß auf sie zu üben, als es sonst vermöchte. Dieß werdet ihr jedoch, denke ich, ihm nicht zur Last legen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Religion als sittliches Heilmittel ohne die Mitwirkung des Menschen unmöglich von Erfolg sein kann. Indes sind doch nicht Alle der Unsern so schlecht, als ich es leider von der Mehrzahl gestehen muß. Wenn ihr die Kirchengeschichte leset, werdet ihr euch überzeugen, welche Wunder das Christenthum in Tausenden von heiligen Männern, Märtyrern, Bekennern und Weltentsagern gewirkt hat, obgleich ihr nicht erstaunen dürft, selbst im Leben von einigen von diesen Spuren menschlicher Gebrechen zu finden. Faßt einmal die Wirkungen des Christenthums

an solchen ins Auge, deren ernstes Anliegen es ist, dieselben nicht nur nicht zu hindern, sondern aus allen Kräften zu fördern, und ihr werdet sehen, wie ganz andere Resultate es zu liefern vermag, als ihr — mit Schmerz sei es gesagt — an so Vielen wahrnehmet, die aus Mangel an Wachsamkeit und Strenge gegen sich selbst den vollen Segen desselben verschmerzen, und dann sagt mir, ob an den Gnadengaben, die es mittheilt — der hingebendsten Liebe zu Gott, dem heldenmüthigsten, in der Welt nie erhörten, von den größten Weisen ungeahnten, unter den grausamsten Martern unerschütterten Glauben, und der wenigstens in der Praxis beispiellosen, sich selbst auf Feinde erstreckenden Menschenliebe — euch irgend etwas zu wünschen übrig bleibt? Sagt mir, ob der Brahmaismus in irgend einem Stück Größeres an einem Menschenherzen auszurichten vermag, als das Christenthum, wo es ungehindert wirken kann? Und gesetzt, eure Religion hätte wirklich ähnliche Resultate aufzuweisen, so würden auch diese nur für den göttlichen Ursprung des Christenthums sprechen, dem sie entnommen ist.

„Mein Schlußwort an euch sei also das, was etwa ein Botaniker einem meinungsverschiedenen Fachgenossen erwiedern könnte, nachdem sie zusammen die Natur eines noch unbekannten Baumes untersucht hätten, ohne sich aus gewissen Zeichen an Aesten, Blättern und Rinde über seinen Werth oder Unwerth einigen zu können: Tausende und Zehntausende von Menschen aus verschiedenen Völkern und Ländern und Zeiten haben die wunderbar erfrischende und stärkende Wirkung seiner Früchte erfahren, sobald sie nicht durch den gleichzeitigen gedankenlosen Genuß schädlicher Dinge dieselbe aufhoben. Müßten vor dieser Beweisführung nicht auch die scheinbar triftigsten Gegengründe verstummen? Nun denn, das Christenthum ist ein Baum des Lichts und Lebens für die finstere, erstorbene Welt. Es vermag dem Menschen Alles zu bieten, wonach sein Herz begehren kann. Ist dieß nicht Grund genug, es als ein von Gott selbst gepflanztes Gewächs zu erkennen? Ihr wißt, daß wer noch weiter verbessern will, was schon die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, nur daran verdirbt. Im Christenthum hat erwiesenermaßen die Religion ihren Höhepunkt erreicht, o hütet euch vor dem gefährlichen Versuch, noch weiter daran zu meistern! Wendet nicht euch selbst und Andere von dem einzigen sichern Heilmittel für alle geistigen Schäden der Menschheit ab, das uns jetzt aus Gnaden angeboten

wird; öffnet nicht abermals der Ungewißheit und Zweifeln und Irrthümern aller Art Thür und Thor!"

Von den Brahmas und ihrem begabten Haupte wird im nächsten Artikel die Rede sein, in welchem zugleich eine neueste Verirrung unseres achtungswerthen Briefstellers berührt werden muß.

Neue Anordnungen des Generalgouverneus in Indien, Sir John Lawrence.

Es ist gegenwärtig ein eigenthümliches Leben und Treiben in den intellektuellen Kreisen der Hauptstadt des anglo-indischen Reichs. Einmal machen die Brahma's gehöriges Aufsehen, und der Vizekönig findet sich selbst auch veranlaßt, eines schönen Abends ihrem Gottesdienste beizuwohnen. Nur schade, daß der beredte Vorkämpfer der neuen Religion, der Brahmane Kesab Tschandra Sen (s. Miss. Mag. 1867, S. 3) nicht recht zu wissen scheint, welchen von den verschiedenen Tönen, die er anzuschlagen versteht, er vorherrschen lassen soll; daher der Vizekönig wie die übrigen christlichen Zuhörer des gewandten Redners von seinem Vortrag nicht übermäßig befriedigt war.

Eine bengalische Zeitschrift sagt von ihm: „Das eine Mal rühmt der Babu in begeisterten Reden die Wunder der Selbstverlängnung und Selbstanopferung, das andere Mal empfiehlt er über alles Klugheit und Vorsicht. Also erklärt er wohl in einer Vorlesung (zu Lahor): 'Der Brahmaisismus ist das ungezwungene Ergebnis aus den tieferen Lehren der Wedas.' Wiederum aber behauptet er: 'Brahmaisismus kann dem Hinduismus nicht freundlicher entgegenkommen als andern Glaubensformen.' Einmal ist seine Religion 'die höchste Form des Christenthums, wie radikale Unitarier sie bekennen, ein Theismus identisch mit absoluter Religion;' ein ander Mal lehrt er auch: 'Die Religion wird entweder von fremden Elementen verfälscht oder in Abstraktionen verflüchtigt, wenn sie nicht von den eigenthümlichen Schranken nationaler Anschauungen oder Tendenzen

umdämmt wird.' Heute umschließt seine Gemeinschaft (Samadsch) nicht bloß Indien, sondern die Welt; morgen ist sie so enge, daß er mit einem Mann, der noch die Brahmanenschnur trägt, nicht zu gemeinschaftlichem Gottesdienst anstehen kann. Und doch hält er sich für berufen, jedermann rechts und links wegen Inconsequenzen zu tadeln, während sich leicht erweisen läßt, daß je länger er lehrt, desto weniger klar erhellet, wohin er eigentlich steuert. Daher ist's gekommen, daß Leute, die ihn einmal hoch bewunderten und seine Talente noch immer zu schätzen wissen, ihn jetzt als Humbug behandeln. Er hat auf dem Sealdah Bahnhof und im Saal der medicinischen Fakultät Vorlesungen gehalten, die so deutlich als möglich erklärten, er werde sich geradezu den Christen anschließen. Sobald er aber merkte, daß er zu weit gegangen sei, — beruft er eine Versammlung in die Stadthalle und hält eine Rede, welche Hindu's wie Christen nur als eine Zurücknahme jener Vorlesungen auffassen können!" (Friday review, Oktober 1867).

Der schottische Missionar Macdonald erzählt: „Es gibt gewiß manche redliche Nikodemusseele, die dem Glauben sich nähern möchte und doch die Menschenfurcht nicht los wird. Solche nehmen nun leicht ihre Zuflucht zu dem Brahmaismus. Obgleich ich leider dessen talentvollem Vorkämpfer kein besonderes Zutrauen schenken kann, glaube ich doch, daß unter seinen Nachfolgern etliche ernste Seelen sich finden, die von der Wahrheit in Christo ziemlich beeinflusst sind. Er selbst hat sich seit einiger Zeit sehr zu den Anhängern Tschaitanjas, den sogenannten Waischnawas geneigt, deren viele als Jogis und Weltentsager herumgehen und jede Fleischnahrung verschmähen. So lang Kesab in Nadija war, schloß er sich geradezu an sie an und wollte kein Fleisch essen. Nach seiner Rückkehr hielt er eine seiner wunderlichen Vorlesungen oder Reden, über 'Glaube das Mittel der Wiedergeburt für Einzelne und Völker'. An jenem Morgen war er noch barfuß durch die Straßen Kalkuttas gewandert, indem er christliche Psalmen und Waischnawa-Lieder sang, unter Begleitung von Waischnawa-Instrumenten. Dann hat er den größeren Theil des Vormittags und Nachmittags in stiller Andacht zugebracht, umringt von etwa 30 seiner Anhänger, die auch einigemal beteten oder sangen, während an 300 Hindu's hochverwundert zuschauten. Auch ich wohnte dieser Andacht 20 Minuten lang an. Unter allem Getöse der Zuschauer sprachen sie kein Wort,

sondern schlangen den Kopf vor- und rückwärts und drehen die Augen nach oben, bis nur noch das Weiße daran sichtbar war. Sie hockten alle barfuß vor einem blumenbedeckten Altar, auf dem ein siebenarmiger Leuchter stand. Einige jüngere Glieder schlangen sich auch mit Macht im Kreise herum, während andere sich kaum regten. Unter ihnen machten sich einige Waischnawa Jogis durch die Menge des Schmutzes, der sie bedeckte, und die ungemeine Spärlichkeit ihrer Kleidung bemerklich. Sie waren fast ganz nackt; Frauen wohnten der Andacht nur im Nebenzimmer bei, wo sie ungesehen zuschauen und zuhören konnten, sich aber sehr hörbar umtrieben.

„Am Abend kam dann die Reihe an die große Rede, der auch Sir John und Lady Lawrence mit andern Herren des Palastes beiwohnten. Erst wurden Waischnawa-Lieder bengalisch, christliche englisch gesungen, worauf ausgewählte Sprüche des Alten und Neuen Testaments verlesen wurden. Dann folgte ein Gebet voll christlicher Worte und Begriffe. Die Rede selbst war mit christlichen Gedanken und Ausdrücken gar reichlich ausgestattet. Als die beste Beschreibung des Glaubens erschien dem Redner die im Ebräerbrieſ gegebene. Wer ihn das erstemal hörte, konnte an jenem Abend hohe Hoffnungen für ihn hegen, während andere, die solche schon gar zu lange in sich getragen hatten, ihn geradezu für einen 'Humbug' ansahen und sich darüber rückhaltslos aussprachen. Ich selbst erwarte gute Folgen von der Bewegung, obgleich ich, wie gesagt, in Kesab selbst wenig Vertrauen setze.“

Immerhin ist dieser Kesab ein bedeutender Mann, dem die Hebung seiner Landsleute sehr am Herzen liegt. Seit (im Jahr 1865) die zweitausend Mitglieder des Brahma Samadsch sich in zwei Parteien theilten, eine konservative und eine fortschrittliche, hat Kesab die Leitung der letzteren übernommen und ist unter allen Schwankungen doch dem Bestreben treu geblieben, die Anbetung eines persönlichen, Gebete erhörenden Gottes, bei dem kein Ansehen der Person ist, unter seinem Volke in Aufnahme zu bringen.

Alle diese Bestrebungen verfolgt der Vicelkönig mit großer Aufmerksamkeit, und widmet der Förderung aller philanthropischen Zwecke einen bedeutenden Theil seiner Zeit und seiner Mittel. Man hat ihm schon vorgeworfen, er lasse sich die Hände an den Grenzen des Reichs zu wenig ansetzen; er scheint aber die Ueberzeugung zu hegen, daß die Bildung der Jugend und die dadurch allein zu bewerkstelligende

Umgestaltung eines bisher schlafenden und träumenden Volkes auch für die Sicherung und einstige Vertheidigung der Grenzen einen unermesslichen Werth habe.

Wie sehr es ihm am Herzen liegt, der eingebornen Jugend neue Spielräume für ihre steigende Kraft zu eröffnen, erhellt aus einer eben zur Berathung vorgelegten Maßregel. Sir J. Lawrence hält es für räthlich, in jedem Jahr auf öffentliche Kosten eine Anzahl talentvoller Jünglinge (etwa neun) nach England zu schicken, daß sie sich auf den dortigen Universitäten für den Staatsdienst, oder für irgend einen höheren Lebensberuf ausbilden. Die Jünglinge sollen in der Wahl des Studiums durch keine Verpflichtungen gebunden, sondern dem Zuge ihrer Ueberzeugung und Verneigung überlassen werden. Durch solche Kanäle hofft der weitschauende Staatsmann, das Band, das Indien mit Europa verbindet, immer fester zu schlingen, wie er es denn entschieden als seine Ansicht ausspricht, auch die höchsten Aemter in der Verwaltung des Reichs müssen den Eingebornen offen stehen, sobald sie den Beweis abgelegt haben, daß sie fähig sind, dieselben gewissenhaft zu verwalten.

In einer ganz anderen Angelegenheit hat der weise Mann neuerlich eine Verfügung getroffen, über welche europäische Politiker wohl lachen werden. Es ist bekannt, daß der neue Bischof von Kalkutta, der schon auf seiner Hinausreise 1867 umsonst versuchte, mit dem koptischen Patriarchen in Kairo zu fraternisiren, seit seiner Ankunft in Indien mit allem Eifer für die ritualistische Partei der Hochkirche zu wirken und zu werben bemüht ist.

Bischof Milman hat schon in seiner ersten Anrede an die versammelte Geistlichkeit Bengalens sich dahin ausgesprochen, daß die Heiden durch kirchlichen Schmuck und Pomp fürs Christenthum gewonnen werden müßten. So ist denn die Geistlichkeit immer ritualistischer geworden, während die besten Laien bereits der Kirche den Rücken gekehrt haben. Schwarze Knaben in weißen Chorbenden werden bezahlt, um die Gebete herzuaplappern, der unglückliche „Priester“ fängt an — etwas spät in seinem Leben — die Psalmen zu singen; Kreuze erscheinen da und dort im Chor, als dem Allerheiligsten, Blumenvasen schmücken den Altar, dann bietet der Priester der Gemeinde den Rücken, wirft sich in symbolische Gewänder, betet die Hostie an und sucht, linksch genug, mit gefalteten Händen und niederblickenden Augen zu wandeln. Die Predigt schließt den

Alte mit Lehren, an denen (der katholische) Erzbischof Manning nichts aussetzen könnte, als die Schwächen des Styls. Ehrliche Protestanten werden böse oder finden die Sache so lächerlich, daß sie der Kirche den Abschied geben und sich sonst wo Erbauung holen.*)

Soldaten wird letzteres nicht so leicht; sie sind nicht ihre eigenen Herren. Die besten Leute im Schützenregiment, welche den Sonntag nach ihrer Landung in die Kathedrale marschiren mußten, konnten ihren Aerger nur durch allerhand unziemliche Töne, wie Fußtritten u. an den Tag geben. Am nächsten Tag erklärten zwei Offiziere, die seit Jahren entschiedene Anglikaner waren, sammt etlichen hundert Soldaten, sie seien Presbyterianer. Darauf schickt man ein Detachement nach Dumbum. In der dortigen Kirche ist der Skandal noch unerträglicher; daher hält ihr Kommandant es fürs Beste, den Soldaten zu erklären, sie dürften nach Belieben die Dissidentenkapelle besuchen. Vierzig wählten diesen Ausweg, aber der Kaplan protestirte und der Bischof lobte seinen Eifer. Darauf befahl General Fordyce beiden, der Mannschaft und den Offizieren, drei Monate lang die Kirche zu besuchen, deren Gottesdienste ihnen so zuwider waren, indem er ihnen die Aussicht eröffnete, sie dürften nach dieser Frist, wenn sie darauf bestünden, von der anglikanischen Liste gestrichen und auf die presbyterianische gesetzt werden. Der Obergeneral aber legte sich drein, da der Widerwille vieler Soldaten und Offiziere gegen diese Mummereien gar zu entschieden war. Lawrence überzeugte sich, daß die Zucht in der Armee durch solche Maßregeln gelockert werde, und veranlaßte den unglücklichen General, seinen Befehl zu widerrufen. Es ist nun jedem Krieger, auch dem gemeinen Soldaten freigestellt, die Kirche, die er besuchen will, frei zu wählen.

Lawrence ist noch einen Schritt weiter gegangen. Er hat durch seinen frommen Kriegsminister, Oberst Norman, (Februar 1868) folgenden Erlaß veröffentlicht:

„In Betracht der Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten, mit welchen fromme und ernst gesinnte Soldaten der britischen Regimenter zu kämpfen haben, sofern sie in den Kasernen einen Ort entbehren,

*) Wir gestehen, daß uns diese Neuerung nur gar nicht lächerlich erscheint; denn auch der gute Pandit Rehemia Nilakantha, von dem wir auf einer andern Seite erzählen, hat sich bereits von der neuen Lehre blenden lassen, und versucht nun durch Traktate ihr Eingang zu verschaffen.

wohin sie sich zum Gebet und zum Lesen der heiligen Schrift zurückziehen, und wo sie Gebetsversammlungen und andere Andachtsübungen halten können, hat der Generalgouverneur beschlossen, daß ein Zimmer von gehörigem Umfang mit solchen Möbeln, wie sie sich für die obgenannten Zwecke schicken, hinfort für eines der anerkannten Bedürfnisse in den Kasernen jedes britischen Regiments oder jedes größeren Detachements britischer Truppen gelten soll. Dieses Zimmer muß nicht in der Kaserne, aber an einem leicht zugänglichen Ort in ihrer Nähe sich befinden; einem Bibelleser, der darüber gesetzt wird, soll in den Gemächern der verheiratheten Soldaten seine Wohnung angewiesen werden. Jenes Zimmer soll unter der allgemeinen Aufsicht des Kaplans und des kommandirenden Offiziers stehen; doch muß den Soldaten die größte Freiheit und Weite in Betreff seiner Benützung belassen werden, so lange sie sich sektirerischer und proselytischer Verhandlungen enthalten; und die Regierung hofft, dieselben werden sich darin geordneten Verhaltens befleißigen und dieses neue Recht nicht mißbrauchen.“

Gewiß eine beherzigenswerthe Maßregel, von welcher die englischen Zeitungen hoffen, daß sie auch in Großbritannien Nachahmung finden werde. Ob für kontinentale Kasernen, ja und für allerhand höhere, auch geistliche Bildungsanstalten in unsern Ländern je ein ähnliches Bedürfniß sich herausstellen und ähnliche Befriedigung finden wird, ist in Geduld abzuwarten. Aber Ehre dem furchtlosen Staatsmann, der vor dem wahrscheinlichen Belächeln einer solchen Verfügung nicht zurückbebt!

Daß Sir J. Lawrence nicht blos die hochgebildeten Jünglinge der Erziehungsstätten oder die goldbedeckte Aristokratie des Landes in glänzenden Darbars (Hoftagen) an sich heranzuziehen weiß, sondern gerade den Vielen und Geringen im Reiche die größte Aufmerksamkeit widmet, ist bereits bekannt. Er hat zuerst für den eingebornen Bauer gesorgt, hat sich die Bequemlichkeit der Passagiere dritter Klasse auf den Eisenbahnen angelegen sein lassen, hat auch für die Matrosen in den Häfen Indiens die wichtigsten Förderungsmittel ins Leben gerufen. Daß er ebenso um die geistlichen Interessen der Soldaten sich bekümmert, ist nun erwiesen. Er wird damit auch den indischen und muhammedanischen Kriegern der Armee keinen Anstoß geben; denn über Eins hat sich der Sipahi lange

genug verwundert, daß nämlich sein britischer Kamerad „nur einmal in der Woche Din (Religion) habe.“

Die Arrackverkäufer und die schlechten Häuser der Bazare auf den Militärstationen werden freilich zu der neuen Verordnung scheel genug sehen.

Die Regierung dieses edlen Vicetönigs naht nun ihrem Schlusse. Im Januar 1869 soll er Willens sein, dieselbe niederzulegen. Der Name Lawrence aber wird in der Geschichte Indiens nicht vergessen werden, wenn er gleich das Reich, das er unter Gott gerettet hat, durch keine glänzende Eroberung zu vergrößern berufen war. Die Zeit wirds lehren, daß er zu der Befestigung des anglo-indischen Reiches mindestens so viel beigetragen hat, als sein ebenso fester und ebenso friedfertiger Vorgänger, der lang verkannte und verläumdete und doch im Verlauf glänzend gerechtfertigte Lord William Bentinck (1828—35).

Die Ahnenverehrung.

(Aus einem Vortrag von Miss. Yates in der Konferenz protestantischer Missionare in Schanghai am 16. September 1867.)

Die unter den Chinesen übliche Verehrung der Verstorbenen ist von den Europäern bisher kaum als ein religiöses System betrachtet worden; sie erblickten darin mehr nur den Ausdruck kindlicher Pietät und lobenswerther Ehrerbietung gegen die Eltern. Wer seine Ansicht hierüber bloß aus den chinesischen Klassikern schöpft, gelangt natürlicher Weise zu diesem Schluß. Obgleich unsere einzigen Leitfäden in Betreff dessen, was die chinesische Ahnenverehrung ursprünglich war, bieten uns jene Klassiker deßhalb nicht auch den Schlüssel zu dem, was sie im Verlauf der Zeit geworden ist. Um uns darüber ein richtiges Urtheil zu bilden, müssen wir nothwendig neben den Lehren auch die damit verbundenen Gebräuche ins Auge fassen; Alle aber, die dieß mit eingehender Aufmerksamkeit thun, können zu keinem andern Resultate kommen, als daß die Ahnenverehrung heutzutage die einzige das ganze Volk durchbringende, und darum die Hauptreligion der Chinesen ist, als deren bloße Anhängsel alle andern Systeme zu betrachten sind.

Die Bestrebungen, welchen die Taoisten den größten Theil ihrer Zeit widmen, zielen sämmtlich dahin, Frieden zu erhalten zwischen den Lebenden und Todten, und die Buddhisten ahmen ihnen darin nach. Confucius suchte zwar durch seine Lehre kindliche Pietät zu verbreiten, allein die einzige Aeußerung dieser Pietät besteht nur noch in der Verehrung der Ahnen. Gewiß hat seine Philosophie veredelnd auf den Charakter der Chinesen gewirkt und die öffentliche Ordnung wesentlich gefördert; dennoch aber lagen in ihr schon die Keime dessen, wozu unter dem Wechsel der Dynastien und dem stufenweisen Zerfall des Reichs allmählich die Volksreligion ausgeartet ist. Mag dieselbe in unsern Tagen in Ahnenverehrung oder Götzendienste bestehen, — immer sind es nur irdische Zwecke, Erlangung zeitlicher Güter oder Verschönerung vor Plagen, was sie erstrebt.

Die Chinesen glauben an das Vorhandensein zweier Welten: der des Lichts und der der Finsterniß. Die erstere ist ihnen gleichbedeutend mit China; die letztere denken sie sich als den Aufenthaltsort der Verstorbenen. Diese armen, abgeschiedenen Geister bedürfen noch immer der gleichen Existenzmittel wie unter den früheren Lebensbedingungen und sind deshalb durchaus abhängig von den Gaben ihrer diesseitigen Verwandten und Freunde. Da sie selbst aber unsichtbar sind, muß auch alles für ihren Gebrauch Bestimmte unsichtbar gemacht, d. h. verbrannt werden. Sie sehen die Lebenden und können unsichtbar zu ihnen zurückkehren, um sie zu beunruhigen oder zu belohnen je nach ihrer Treue in Darbringung der Todtenopfer. Von ihren Nachkommen vernachlässigte Ahnen und solche, deren Familien ausgestorben sind, fallen in einen Stand der Bettelhaftigkeit, und müssen, um einige Erleichterung zu finden, sich in die Reihe der im Kriege Gefallenen, auf dem Meer Umgekommenen oder in fremden Ländern Gestorbenen stellen, deren Gräber man nicht kennt, und die daher auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen sind. Diese unglücklichen Geister suchen sich an den für ihre hilflose Lage doch in den meisten Fällen nicht verantwortlichen Bewohnern der Welt des Lichts zu rächen, indem sie sie mit Krankheit und allerlei andern Uebeln plagen. Abgesehen von der Familienfürsorge für Verstorbene findet daher auch noch ein allgemeiner Todtendienst statt. Zum gleichen Zweck bilden die Chinesen, die sich Geschäftshalber in irgend einer fernen Stadt zusammenfinden, immer eine Way kwan, einen Verein, dessen Aufgabe es ist, für die Todten ihres Geburts-

orts Sorge zu tragen und den Freunden der Abgeschiedenen zur Auffuchung von deren Leibern und Fortschaffung der Gebeine behilflich zu sein, damit diese bei denen der übrigen Familienglieder begraben werden und Theil haben möchten an allen Segnungen der Ahnenverehrung. Die Regierung der Welt der Finsterniß ist das getreue Abbild der Regierung des chinesischen Reichs, vom Kaiser hinab bis zum geringsten Polizeimann im Amthaus. Die gleiche Selbstsucht und Gemeinheit der Gesinnung herrscht auch dort; denn da es den Chinesen von jeher an aller Gotteserkenntniß fehlte, kennen sie kein anderes Urbild von Gerechtigkeit und Redlichkeit als das, welches ihnen in ihrem öffentlichen Leben entgegentritt. Die Regierung des Geisterreichs ist in der Welt des Lichts veranschaulicht durch die verschiedenen Götzen und ihre Aufwärter in den Taufisten-Tempeln und anderwärts. Die höheren Würdenträger residiren in ihren Amthäusern, den Tempeln; niedrigere Bedienstete, wie z. B. Polizeidiener, werden in den verschiedenen Stadttheilen untergebracht, um auf der Wache zu sein gegen die Plünderungen der umherstreifenden Bettelgeister und so die öffentliche Ruhe und Sicherheit erhalten zu helfen. Hauptsächlich an Thoren, Brücken und schnellen Wendungen der Straßen sind sie daher zu sehen. Wo immer eine Straße an einer weißen Mauer endet, fehlt auch die Nische nicht, in der aus Lichtern und Weihrauch bestehende Opfer dargebracht werden. Weiße Mauern und plötzliche Wendungen der Straße erzürnen nämlich jene Spukgeister, aber die Nähe ihrer eigenen Behörden reicht vollkommen hin, ihren durch das Hinderniß auf ihrem Wege erweckten Aerger unschädlich zu machen. Durch allerlei Scheidewände sucht man ihnen alles Ernstes den Zugang in die Häuser zu erschweren. Man vermeidet es, Thüren und Fenster einander gegenüberstehend anzubringen, und wird es je bei einem Doppel-Gebäude nöthig befunden, die Thore des vorderen und hinteren Flügels so auf einander zu richten, daß sie einen freien Durchgang durch den innern Hofraum gestatten, so kommt als Schranke doch irgend eine Bretterwand oder eine Reihenfolge kleinerer Thüren dazwischen zu stehen.

Der Mensch hat nach dem Glauben der Chinesen drei Seelen, eine im Kopf, eine in der Brust und eine in den unteren Extremitäten. Nach dem Tode nimmt eine derselben ihren Posten bei der Ahnentafel ein, eine verweilt beim Leichnam und die dritte geht zum

Verhör und zur Bestrafung ins Reich der Finsterniß. Die Ahnentafel ist ein in ein Fußgestell eingelassenes kleines Brett, auf welchem Name, Geburt und Tod des Verstorbenen verzeichnet sind. Die der Vornehmen sind gewöhnlich vergolbet und reich verziert. Sie werden meistens auf einem Tisch in der Nähe des hinteren Hausthors aufgestellt; wer aber im Stande ist, eine Ahnenhalle zu unterhalten, bringt die Tafeln dorthin und übergibt die Sorge für dieselben einem dafür verantwortlichen Aufseher. Die Strafen, denen die abgeschiedene Seele im Reich der Finsterniß entgegengeht, sind ein etwas verschärfter Widerschein des chinesischen Strafgesetzes; die mögliche Belohnung wäre in erster Linie die Verschonung vor solcher Pein, in zweiter Linie (den chinesischen Ideen von Seelenwanderung gemäß) höherer Stand und größerer Reichtum bei ihrer nächsten Ankunft in der Welt des Lichts. Böse Menschen werden zersägt, geröstet, gepeitscht, erleiden Hautabziehung und andere Qualen. Illustrationen von einigen derselben sind im Kwang-fukz-Tempel am Nordende Schanghais zu sehen, üben aber einen ebenso geringen Einfluß auf die Gemüther derer aus, welche an eine etwaige Bestrafung in der andern Welt denken, als der Bambusstock oder das Beil des Henkers auf die der Verbrecher, die sich dem Eingreifen der diesseitigen Gerichte aussetzen. Dort wie hier glaubt man an die Möglichkeit des Entkommens; denn der Chinese vermag sich die Regierung jener Welt nicht unbeflecklicher und scharfblickender zu denken, als die, welche er hier vor Augen hat. Daher auch die tiefe Entsittlichung des Volks. Die Vermittler zwischen der Welt des Lichts und der der Finsterniß sind die Taoisten-Priester. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß sie dieses Privilegium zu ihrem eigenen Vortheil großartig auszubeuten wissen.

Erkrankt ein Familienglied, so opfern und beten seine Angehörigen vor der Ahnentafel. Sie können ja nachlässig gewesen sein in der Darbringung von Opfern; wenn nicht, so bitten sie um Beistand in der Stunde ihrer Trübsal. Wird es mit dem Kranken nicht besser, so ruft man irgend eine Mittelsperson (gewöhnlich ein Weib), daß sie nachforsche, ob die Noth durch einen Ahnen der Familie herbeigeführt ist oder durch einen umherirrenden Bettelgeist. In ersterem Fall wird eine Anzahl Din's*) vor der Ahnentafel, in letzterem vor

*) Diese Din's sind ein Ersatzmittel für die laufenden Münzen, d. h. mit zimmerner Folie überzogenes dünnes Papier von der Form des gangbaren Silber-

der Hausthür verbrannt, um den unzufriedenen Geist zu besänftigen. Tritt bei dem Kranken Bewußtlosigkeit ein oder erkalten seine Extremitäten, so glaubt man, seine Seele habe den Leib verlassen oder sei von einem Spukgeist gefangen genommen worden; deßhalb stellt sich ein Glied der Familie mit einer Laterne vor die Hausthüre auf und sucht den entflohenen oder gebundenen Geist zurückzurufen — weder mit besonders erhobener noch gedämpfter Stimme, aber im Ton der zärtlichsten Besorgniß. Dieses Rufen wird oft bis zu später Nachtstunde fortgesetzt. Im Augenblick des Todes, nimmt man an, werde der Sterbende von den Behörden des Geisterreichs arretirt. Während er noch krank war, waren seine Freunde rathlos, was sie für ihn thun sollten; jetzt aber wissen sie, was er bedarf. Vor Allem wird eine Schale kalten Wassers ans äußere Thor gestellt, damit er den letzten Tranß zu sich nehmen kann. (Ich habe noch Niemand gefunden, der mir diese Sitte erklären konnte oder wollte; denn die Chinesen pflegen im Allgemeinen kein kaltes Wasser zu trinken.) Dann verbrennt man eine vollständige Kleidung, um ihm von Seiten der Polizei der andern Welt, in deren Händen er nun ist, eine gütige Behandlung zu sichern; denn da die diesseitige Polizei einen wohlgekleideten Gefangenen immer mit einiger Rücksicht, einen ärmlich gekleideten aber roh behandelt, nimmt man an, die jenseitige lasse sich gleichermaßen durch das persönliche Aussehen beeinflussen. Ferner wird ein schönes Quantum Papiergeld verbrannt, damit der Verstorbene die Polizei bestechen kann, ihn zu entlassen, ehe er es mit den höheren Behörden zu thun bekommt. Ist es doch in den chinesischen Amtshäusern etwas ziemlich Alltägliches, daß der Gerichtsdienner seinen Gefangenen gegen ein gutes Trinkgeld entwischen läßt; warum sollten drüben andere Grundsätze herrschen?

Hiermit glaubt man den abgeschiedenen Geist mit allem ausgerüstet, was nöthig ist, um, wenn er selbst die erforderliche Gewandtheit entfaltet, sein Entrinnen vor den jenseitigen Gerichten zu sichern. Nun braucht er aber — sei es in der Freiheit oder in der Gefangenschaft — noch ein Lager und weitere Kleider, daher wird auch sein

gelbes und als solches in der Welt der Finsterniß circulirend. Ein großer Theil der Zeit der arbeitenden Weiber ist der Fabrikation dieses Gelbes für die Todten gewidmet. Einiges wird auch aus Goldpapier verfertigt. In einigen Theilen Chinas werden auch Papierthaler mit dem Stempel der alten spanischen Thaler gemacht; 100 Stück derselben sind etwa 15 Kreuzer werth.

Bett sammt Bettzeug und fast seine ganze Hinterlassenschaft an Kleidungsstücken ihm durchs Feuer nachgesandt. Mittlerweile liefern die Verwandten, Freunde und Nachbarn des Verstorbenen eine reiche Beisteuer von Papiergeld, um ihn in den Stand zu setzen, die höheren Beamten des Schattenreichs zu bestechen oder die Gefängnißwärter zu bezahlen und dadurch sein Leiden während der gerichtlichen Untersuchung und Bestrafung zu lindern, falls er so unglücklich gewesen sein sollte, eingekerkert zu werden. Nicht Liebe und Theilnahme bloß veranlaßt indessen diese Spenden; denn nach dem Tode kann der Mensch sich rächen für jede im Leben erlittene Unbill oder Vernachlässigung; da ist es also gut, ihn zu versöhnen. Nicht selten kommt es vor, daß ein in schwer auszugleichende Streitigkeiten verwickelter Mann sich ums Leben bringt, um sich dadurch in eine Lage zu versetzen, in der es ihm möglich ist Rache zu nehmen. So kann auch eine übervortheilte Wittve zum Grabe ihres Mannes ihre Zuflucht nehmen, ihm mit lautem Geschrei die widerfahrene Ungerechtigkeit klagen und ihn bitten, ihr Recht zu schaffen und ihren Unterdrücker zu strafen. Es ist das ein Mittel, das selten verfehlt, den Widersacher zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Auch der Sarg ist ein wichtiger Artikel unter den Dingen, welche zur Ruhe und Wohlfart des Verstorbenen nöthig erachtet werden. Wie die Stellung eines Menschen in diesem Leben oft nach seiner Wohnung beurtheilt wird, so entscheidet darüber jenseits theilweise der Sarg. Manche Familie begnügt sich daher für sich selbst mit einem armseligen Hause, nur um dem Verstorbenen ein desto anständigeres zu verschaffen. Einen so außerordentlichen Werth legt man darauf, daß Alte wie Junge oft selbst die Ausarbeitung und Lackirung ihrer Särge beaufsichtigen. Wohlhabende Leute bestellen häufig auch einen Mann, daß er glückbringende Plätze für ihre Gräber auswähle, und bauen dann Grüste für ihre ganze Familie. Gewöhnlich bilden dieselben einen länglichen Hügel, auf dessen Rücken eine kleine Erhöhung jedes einzelne Grab bezeichnet. Der Reihe der Todesfälle nach werden dann die Kammern der Gruft geöffnet und die Särge eingesetzt. Je am siebenten Tage von sieben Siebenern, die auf den Tod eines Familiengliedes folgen, macht sich der weibliche Theil des Hauses durch ungestüme Wehklagen Luft, während zugleich der Abgeschiedene bei seinem Namen gerufen und die ganze Liste seiner Tugenden aufgezählt wird. Man glaubt, die Be-

Hörden der Geisterwelt hören diese Aeußerungen des Schmerzes, und gibt sich der Hoffnung hin, wenn sie die hohe Achtung sehen, in welcher ihr Gefangener diesseits stand, werden sie sich bewogen finden, die beabsichtigte Bestrafung zu mäßigen. Aus eben diesem Grunde bestellen vermögliche Familien während der Trauerzeit und der darauf folgenden Anbetung vor den Gräbern auch einen Mann, der an denselben ein Widderhorn oder eine längliche Schneckenmuschel zu blasen hat.

Zwischen dem neunten und achtzehnten Tag nach seinem Tode, glaubt man, kehre der Geist in seine alte Wohnung zurück und bringe zu diesem rachebüchtigen Besuch eine Schaar heutelustiger Bettler mit. Um dem Schaden zu wehren, bestellt die Familie auf den Tag, an welchem der Geisterbesuch erwartet wird, einen der Laiisten-Priester, deren Götter das Reich der Finsterniß regieren, damit er durch eine Reihe von Ceremonien (Kung-fuk) entweder den Gespenstern widerstehe oder sie erschrecke, und so die Ruhe der Hinterbliebenen sichere. Alle Verwandten und Freunde des Verstorbenen werden eingeladen, sich einzufinden, um an den Festlichkeiten und dem gemeinschaftlichen Sündenbekenntniß der Familie Theil zu nehmen. Um den Geistern Furcht einzulösen, wird für diese Gelegenheit die Familienhalle mit gestickten Vorhängen von verschiedener Zeichnung und mit sinnbildlichen Darstellungen von der Macht der Behörden der Schattenwelt geschmückt, so daß selbst das Gemach eines Krämers einer fürstlichen Wohnung gleicht. Die Ahnentafel des erwarteten Gastes wird, als die Ursache seines Besuches, auf einen erhöht stehenden Tisch in der Mitte der decorirten Halle gebracht, und die ganze Familie bekennt unter tiefen Verbeugungen ihre Versäumnisse, während die Priester, in Prunkgewänder gehüllt, nach dem Takt einer kleinen Schelle, die der Ceremonienmeister erklingen läßt, singend und allerlei Verbeugungen machend umhergehen. Die Ceremonien dauern ein bis zwei Tage. Ehe die Gäste eingeladen werden, Erfrischungen zu sich zu nehmen, hat man in einem leeren Zimmer den Geistern schon eine mit Speisen reich beladene Tafel gedeckt. Der Ceremonienmeister ist in dasselbe eingetreten und hat unter Beschwörungen und Winken mit seinem Kommandostab den Geistern befohlen, jetzt zu sich zu nehmen, was für sie bereitet sei, und sich dann ruhig zu verhalten. Am Schluß der ganzen Festlichkeit betritt er jenes Zimmer wieder, durchschneidet unter allerlei Zaubersprüchen die Luft nach den vier

Himmelsgegenenden hin mit seinem Schwert, und gebietet durch einen zweiten Wink seines Kommandostabs den Geistern, sich zu entfernen und bei Gefahr der peinvollsten Qualen die Ruhe der Familie nicht weiter zu stören. Erschreckt durch den Anblick des Schwerts und der Amtsinsignien der Regierung der Schattenwelt, sowie durch den Schall der Gongs und den Knall der abgefeuerten Schwärmer, ziehen sich die Geister in die ihnen gebührende Behausung zurück, und die Familie bezahlt die Rechnung des Priesters, dem sie's aufs Wort glaubt, daß sie jetzt nichts mehr zu fürchten habe. Bei diesem „Familiensündenbekenntniß“ wird wirklich viel Geld aufgewendet, um den Besuch der Verstorbenen so angenehm als möglich zu machen, doch nur in der selbstischen Absicht, sich vor Krankheit und anderer Noth zu sichern.

Dieser Zweck ist aber damit erst nicht für alle Zeit erreicht; denn die Priester sinnen stets auf neue Gelegenheiten, etwas von den Reichen zu erpressen. Während ihrer Andachtsübungen machen sie häufig die Entdeckung, daß ein abgeschiedener Geist, der vor etlichen Monaten unter die Botmäßigkeit ihrer Götter gerathen ist, und dessen Familie hier Glück und Wohlstand genießt, sich drüben in großen Nöthen befindet. Unter dem Schein zartester Schonung machen sie den Hinterbliebenen die betreffende Mittheilung. Betrübt und beunruhigt forschen diese weiter, und der Priester, auf den sie Jahrelang ihr Vertrauen gesetzt haben, erklärt nun, der Unglückliche sei in einen tiefen Abgrund verschlossen und werde da mit Schwert und Speer bewacht. Mit erheuchelter Theilnahme fügt er bei, daß nichts Geringeres als drei Tage Kung-fuk und ein großer Aufwand an Geld den unseligen Geist befreien könne. Die geängstete Familie bringt in ihn, wie hoch sich denn die erforderliche Summe belaufe. Die Antwort entspricht gewöhnlich dem Vermögen der Leute, vielleicht lautet sie: 1000 Tael. Erschrocken erklärt die Familie ihre Unfähigkeit, so viel zu bezahlen; der Priester aber ist nicht geneigt, um einen geringeren Preis die Befreiung des Geistes zu unternehmen, und bedeutet ihr, daß, wenn sie ihren Freund verlasse, er die Verantwortung dafür nicht auf sich nehme. Nach hastiger Berathung bietet man dem Priester 500 Tael an; doch er weigert sich, darauf einzugehen. Man beräth sich wieder, und bittet ihn, doch um 700 Tael die Auslösung des Gefangenen zu bewerkstelligen. Zaudernd erklärt er sich dazu bereit, jedoch mit der Bemerkung, es werde

große Schwierigkeiten haben. Am bestimmten Tag wird die Empfangshalle ihres gewöhnlichen Inhalts entleert und dafür mit Tempelvorhängen und Geräthen aufs prächtvollste ausgestattet. Auf goldenem Thron steht in der Mitte derselben die Ahnentafel; fünf, sieben oder neun Priester in reich gestickten Gewändern singen ihre Zauberformeln ab; Tag und Nacht dauern, durch Musik und Gongs belebt, die Ceremonien fort. Mittlerweile schmausen die geladenen Gäste und die Priester auf Kosten der Familie. Am zweiten Tag meldet der Ceremonienmeister mit einiger Bestürzung, die Lage des Unglücklichen sei noch dieselbe, und die Behörden der Geisterwelt wollen nichts davon hören, ihn um 700 Taels frei zu geben. Die Familie beeilt sich, die noch fehlenden 300 Taels zu entlehnen, wenn sie dieselben nicht in anderer Weise aufbringen kann; die Priester aber kehren mit neuem Eifer zu ihrem Geschäft zurück. Ihr Gesang wird lauter, ihr Schritt schneller, und in kürzeren Zwischenräumen ertönt das Geklingel ihrer Schellen, während die Familie ihr Unglück beweint. Im passenden Augenblick verkündet der Ceremonienmeister eine Bewegung im Gefängniß des Schattenreichs, und daß der Unglückliche jetzt nahe daran sei, loszukommen. Diese Nachricht soll die Familie über ihre unerwartete Mehrausgabe trösten und zugleich beweisen, daß dieselbe die gewünschte Wirkung hatte. Noch sind aber die Beutelschneidereien nicht zu Ende. Am dritten Tage stellt der Ceremonienmeister eine abermalige Untersuchung an, nach welcher er mit großer Aufregung erklärt, der Gefangene sei nun nahezu der Hölle entkommen, schaue aber angstvoll immer in derselben Richtung nach weiterer Hilfe hin, und seine Wächter wollen sich nur durch weitere 300 Taels bewegen lassen, ihn vollends frei zu geben. Was ist da zu thun? In ihrer Verzweiflung reißen die Hinterbliebenen die Spangen von den Armen; sie streifen die Ringe von den Fingern und tragen sie mit andern Kleinodien ins Pfandhaus, um den Priestern die geforderte Summe hinzuzählen. Haben diese sich endlich überzeugt, daß jetzt keine weitere Erpressung mehr möglich ist, so verkünden sie der Familie vor Sonnenuntergang unter dem Getöse der Gongs und dem Krachen der Schwärmer, daß der eingekerkerte Geist nun in Freiheit gesetzt ist. Man beglückwünscht sich und ist einer großen Sorge, aber auch einer schönen Summe Geldes los.

Dieses Kung-fuk kann wiederholt werden, so oft die Priester die Nothwendigkeit davon einleuchtend zu machen wissen, wie zu Zeiten schwerer Krankheit oder sonstiger Unglücksfälle in einer Familie; denn die Erleichterung, die dadurch einem Opfer des chinesischen Fegfeuers wird, ist nur eine zeitweise. Die Priester versprechen nicht, für das erhaltene Geld den befreiten Geist an einen sichern Bergungsort zu bringen; nur aus den augenblicklichen Schwierigkeiten seiner Lage geben sie vor, ihm herauszuhelfen. Von einem Himmel oder einer Freistadt für die Guten ist weder in diesem noch in irgend einem andern chinesischen Religionsystem die Rede. Teufel und

Dämonen regieren unumschränkt die Welt der Finsterniß. Erbarmen gibt es dort nicht; die eingekerkerten Geister müssen gerade wie die diesseitigen Gefangenen des chinesischen Reichs von ihren Freunden erhalten werden, daher — die Nothwendigkeit des Ahnendienstes.

Die pflichtgemäße Ausübung und Fortpflanzung desselben ist die große Lebensaufgabe des Chinesen. Damit er rechter Art sei, muß er von einem Sohn oder einem andern Verwandten männlicher Linie übernommen werden; also steht die Sorge für die Forterhaltung des Familiennamens unter allen andern Sorgen obenan. Jedes Elternpaar sucht dieser Verpflichtung durch frühzeitige Verlobung der Kinder nachzukommen. Obgleich die Chinesen zugeben, daß diese Sitte mit vielen Uebelständen verknüpft ist, nehmen sie andererseits doch an, sie fördere die Vermehrung der Familien und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sittlichkeit. Durch Erbschaft wird der Ahnendienst die Pflicht und das Vorrecht des ältesten Sohnes, der deshalb in den Genuß eines größeren Theiles des väterlichen Vermögens tritt als seine Brüder. Hat er selbst keinen Sprößling und einer seiner Brüder hat Söhne, so kann er einen von diesen zu seinem Erben einsetzen. Stirbt er, ohne die nöthigen Bestimmungen wegen eines Nachfolgers getroffen zu haben, so ist es die Pflicht der jüngern Brüder, einen ihrer Söhne zum Erben zu ernennen. Dieser Erbe, und wäre er noch ein Kind im Arm der Amme, wird Ceremonienmeister beim Ahnendienst.

Aus diesen Thatfachen geht zur Genüge hervor, wie tief der Einfluß des Ahnendienstes in das Volksleben der Chinesen eingreift; das ganze Erbrecht ist darauf gestützt. Ein Sohn, der sich seines abgeschiedenen Geistes einst annehme, ist das erste Bedürfniß jedes Mannes. Dieß erklärt die große Bevorzugung der Söhne vor den Töchtern und die hohe Freude, die vielen Glückwünsche bei der Geburt eines Knaben, während bei der eines Mädchens das Gegenheil der Fall ist. Wird der Vater mehrerer Söhne glücklich gepriesen, so bemitleidet man dagegen den, der viele Töchter hat.

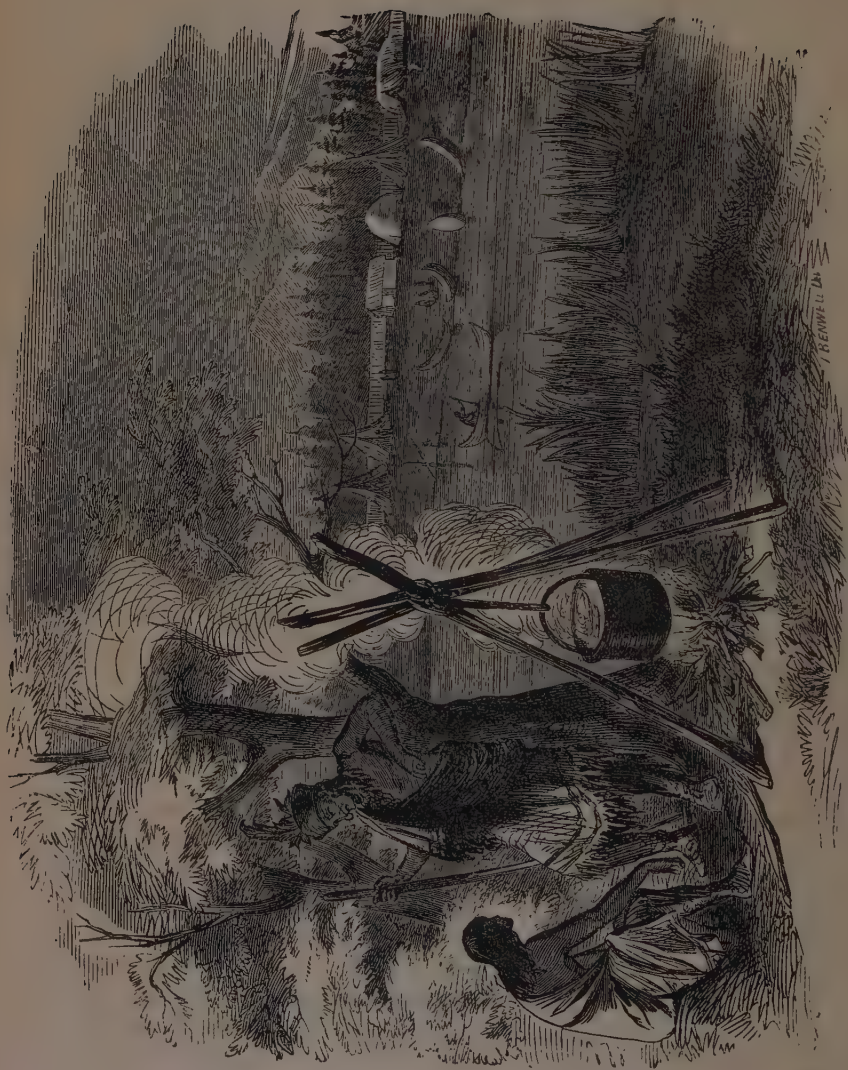
Nach all diesem denke sich, wer es vermag, welcher Werth vollends auf einen einzigen Sohn gelegt wird, von dessen Leben und Pflichttreue das künftige Glück aller früheren Geschlechter desselben Namens abhängt! Sollte er sterben, ehe er einen männlichen Sprößling hat, oder ein Christ werden und den Ahnendienst verwerfen, so würden dadurch alle seine Vorfahren einem immerwährenden Bettelstand überliefert. Nun denke sich auch, wer es kann, den moralischen Muth, dessen ein einziger Sohn bedarf, um ein Christ zu werden, und dadurch nicht nur die Bannflüche seiner Familie und seiner Nachbarn, sondern auch die seiner sämtlichen Ahnen auf sich zu laden! Es kam schon vor, daß ein Vater sich das Leben zu nehmen drohte, nur um sich der Bestrafung seines Sohnes, der ein Christ zu werden wünschte, zu versichern. Nach den chinesischen Gesetzen ist es nämlich eines der größten Verbrechen, wenn ein Sohn seinen

Vater in dem Grade beleidigt, daß dieser sich durch Selbstmord rächt. Enthauptung ist die Strafe des Sohnes, der in diesem Fall als Vaternörder betrachtet wird. Und damit hat der erzürnte Vater seine Absicht erreicht; denn nicht nur ist der Enthauptete in dieser Welt enteehrt, auch drüben noch wartet seiner die Strafe. Ohne Kopf im Schattenreich zu erscheinen, gilt für ein so schlimmes Zeichen, daß die Behandlung des neuen Bürgers gleich darnach eingerichtet wird; daher auch das ängstliche Bestreben der Freunde der in der letzten Rebellion gefallenen Offiziere, deren Köpfe aufzufinden und sie der Leiche wieder anzuhängen, wenn sie das Unglück gehabt hatten, sie in der Schlacht zu verlieren. Es gab Leute, welche für den Kopf eines Freundes bis zu 500 Taels bezahlten. Hiedurch lernen wir die Großmuth eines Beamten verstehen, der einem zur Enthauptung verurtheilten Untergebenen erlaubte, zum Uebergang in die Geisterwelt irgend einen andern, ehrbareren Weg zu erwählen. Auch hat die Sitte, die Köpfe notorischer Bösewichter an öffentlichen Plätzen aufzuhängen, gewiß ebensowohl den Zweck, Furcht vor den Strafen der andern Welt, wie vor dem Beil des Henkers einzusäen. Derselbe Grund war es, der, als vor einigen Jahren Schanghai in die Hände der kaiserlichen Truppen fiel, deren Offiziere zu dem Befehl bewog, alle in der Stadt befindlichen Rebellenleichen zu enthaupten. Die Särge wurden damals aufgerissen, um das schauerliche Urtheil zu vollziehen, und das Holz derselben zur Verbesserung des Straßenpflasters benützt, wo die Steinplatten vom Feuer gelitten hatten.

Doch dieß war eine Abweichung von dem uralten Dienst der Ahnen, der immer um dieselbe Jahreszeit fast in derselben Weise stattfand und in der Darbringung von Opfern vor deren Gräbern oder Gedenktafeln besteht. Die Zeit für die Verrichtung dieser Opfer (tschin-min) beginnt 105—106 Tage nach der Winter-Sonnenwende, also etwa am 6. April, und dauert 3—4 Wochen. Am ersten Tag werfen die Männer aus einiger Entfernung eine Masse gelber Papierstreifen auf die Gräber, welche zu den verschiedenen Kwui-kwans gehören. Männer und Weiber begeben sich während dieser ganzen Zeit täglich in ihren besten Kleidern auf ihre Familiengräber und bedecken dieselben zum Zeichen sorgfältiger Pflege nicht selten mit frischer Erde. Die Aufstellung der Opfer wird von dem Ceremonienmeister geleitet. Dieselben bestehen gewöhnlich in einem Hahn oder Fisch, zuweilen auch in dem Kopf oder Schwanz eines Schweines; ferner in Wein, Weihrauch, brennenden Kerzen, und mit Papiergeld gefüllten Strohkörbchen oder Strohhäuschen. Dazu kommt dann und wann eine papierne Kiste mit Schloß und Riegel, eine papierne Sänfte für eine Person, die sich einsel gern in einer solchen tragen ließ, ein papiernes Haus für einen Ritter, Schreibmaterial für einen Literaten, oder ein Papierboot für einen gewesenen Bootsmann. Während das Feuer einen Theil dieser Gaben verzehrt, gießt

man als weiteres Opfer für die Geister Brantwein darauf. Beim Auslobern der Flamme kniet der Ceremonienmeister davor nieder und neigt sein Haupt neunmal zur Erde, in ähnlicher Weise, nur ehrfurchtsvoller, als dieß in den Gökentempeln geschieht. Alle Familienglieder folgen seinem Beispiel, denn durch den Akt des Verbrennens glaubt man die dargebrachten Gaben den Ahnen in einer ihnen nützlichen Gestalt zu übermitteln. Das Fleisch wird nicht verbrannt, sondern wieder mit nach Hause genommen und bei dem dort stattfindenden Familienfest verbraucht, da man annimmt, die Geister haben genug an dessen Geruch. Diese Todtenfeier wird von jeder chinesischen Familie verrichtet; nur in Betreff der Menge und des Werths der Opfer findet ein Unterschied statt; die Armen begnügen sich gewöhnlich mit der Darbringung eines Körbchens Papiergeld. Während des tschin-min Festes sieht man um Schanghai her täglich den Opferrauch der zu diesem Zweck zeitweilig errichteten Altäre aufsteigen. Wie verschieden auch die Chinesen in Betreff ihrer übrigen religiösen Ansichten, ihres Bildungsgrades, Standes, Vermögens und Dialectes sein mögen — bei dieser Todtenfeier bilden sie eine Einheit sowohl durch die Art und Weise derselben, als auch durch die dabei eingehaltene Zeit. Es ist dieß vielleicht der einzige Berührungspunkt aller Chinesen. Selbst ein Straßenräuber wird es nicht versäumen, zur bestimmten Zeit in seine Heimat zurückzukehren, um vor den Gräbern seiner Ahnen zu beten. Die Ahnenverehrung ist die erste aller Pflichten, und treulich erfüllt, eine Tugend, die eine Menge von Sünden bedeckt. Es mag ein Mann einigen oder allen übrigen religiösen Formen den Abschied gegeben haben; von dieser aber, welche das Glück und den Wohlstand seiner Familie, wie die Ruhe seiner Vorfahren bedingt, erlaubt er sich keine Abweichung. Nur in dieser Einen Beziehung findet man unter den Chinesen etwas wie Ehrfurcht und heilige Schen.

Aus allem bisher Gesagten geht deutlich hervor, daß der Ahnendienst die drei stärksten Gefühle des menschlichen Herzens in Bewegung setzt: Eltern- wie Kindesliebe, Selbstliebe und Furcht. Bei weitem vorherrschend ist indessen unstreitig die Furcht, denn wenn die Chinesen von der Vernachlässigung jener Pflicht durch Andere sprechen, heben sie immer nur deren mögliche Folgen für sich selbst und andere Unschuldbige hervor. Lügner zu wollen (wie besonders die Jesuiten gethan haben), daß die Ahnenverehrung ein wirkliches Religionsystem bei ihnen sei, zeugt nur von Oberflächlichkeit des Urtheils oder Unkenntniß der Sachlage, ebenso gut ließe sich die Behauptung aufstellen, es gebe in China keinen Gökendienst. Den Gräbern und Ahnentafeln wird ganz in derselben Weise gehuldt und geopfert, wie den Götzen; von beiden aber begehrt der Chinese das Gleiche — Beförderung seines zeitlichen Wohlergehens und Abwendung von Krankheit und sonstiger Noth.



Eine indianische Reservation.

Samuel Hebichs Anfänge.

(Schluß.)

3. In der Missionschule.

Am Abend des 24. December 1831 war die Christbescheerung im Missionshause. Man sang schon im Eßsaal, als ein stattlicher Reisender in Mantel und Pelzkappe rasch hereintrat und nach dem Inspektor fragte. Dieser begrüßt ihn erst mit ausgezeichnete Höflichkeit, küßt ihn dann aber herzlich und stellt den Zöglingen den neuen Bruder „Hebich“ vor. „Wir haben hier eben unsere Weihnachtsbescheerung, lieber Bruder, der Herr sei mit Ihnen und segne Ihnen diesen Tag des Eintritts in unsere Mitte! Doch ich bin gewöhnt, zu den Brüdern Du zu sagen; Sie verstehen, es ist das hier Sitte — und siehe, da ist schon auch ein Tellerchen für dich.“ Einige Äpfel und Nüsse wurden dem neuen Zöglinge hingestellt. Der alte Blumhardt betete zum Schluß, auch für den Neueingetretenen; man sang noch einen Vers, dann nahm jeder der Zöglinge seinen Teller, dankte erst herzlich, wo nicht gerührt, dem Herrn Inspektor und der Frau Inspektor und trug ihn weiter. Hebich stand noch unschlüssig, fast versteinert, da. „Wollen Sie, willst du lieber Bruder, nun auch deinen Teller mitnehmen; es ist so unsere einfache Art.“ Er nahm das Geschenk, versuchte es mit dem Danke den andern nachzumachen — es wollte nicht gelingen —; dann wies man ihm seinen Platz an auf einer der zwei Studierstuben, und er konnte sich nun nach Belieben umsehen, während einer der Brüder in den Wochenbericht schrieb: „Heute langte Samuel Hebich aus Finnland an. Möge der Herr seinen Eintritt zu seinem und unser aller, ja vieler Heiden Segen gereichen lassen, so daß sein ganzes Leben und Wirken in des Herrn Kraft gedeihen möge!“

Das also war das Missionshaus, von dem er so lange bei Tag und Nacht geträumt hatte! So hatte er sichs allerdings nicht vorgestellt; es sah Alles so klein aus, Manches wollte ihm kindisch scheinen. Nach dem Russen Börling war er der älteste unter den 33 Missionszöglingen, die ihm größtentheils noch sehr unentwickelt dünkten. Wenn er sich an seine Erfahrungen erinnerte, wurde es ihm schwer, sich unter diese Jünglinge zu demüthigen, die von der Welt noch so wenig gesehen, das eigene Herz kaum recht kennen gelernt hatten und doch mit großer Bestimmtheit die Ansichten und Gefühle dieses oder jenes christlichen Kreises, in dem sie herangewachsen waren, vertraten. Dazu kam dann der überaus enge Raum, in welchen man zusammengepfercht war, nebst einer Menge zum Theil klösterlicher Dienstleistungen, in die man sich Tag für Tag theilen mußte! Es gab schwere Stunden, in denen Samuel an seiner Führung irre werden wollte; das erstemal in seinem Leben hatte er nun die Erfahrungen und Nöthen der Schule durchzumachen. Sie sind ihm aber überaus werthvoll geworden; und noch in seinem letzten indischen Jahre pries er einem Kaufmanne, der ohne eine solche Ueblingszeit in den Missionsdienst getreten war, die wohlthätige Wirkung dieses Zusammenlebens an, indem er ihm wünschte: „Ach, daß du auch nur ein Jährchen im Missionshaus zugebracht hättest! Wie wird da unser einem der Rost heruntergethan, wie wird man so tief gedemüthigt!“

Die Lektionen, die nun in rascher Aufeinanderfolge mitgemacht werden mußten, boten auch ihre Haken. Die Kandidaten Werner (der bald durch Staudt ersetzt wurde) und Blumhardt lehrten die meisten Fächer, jener Bibelanalyse und Exegese, Latein und Griechisch, auch Geographie; dieser Hebräisch und Griechisch nebst Weltgeschichte, während der Zögling Wolters im Englischen unterrichtete, bis Marriott für dieses Pensum eintrat. Inspektor Blumhardt gab Bibellehre und Religionsgeschichte, Antistes Falkeisen Pastoralthologie und Katechetik; Pfarrer von Brunn erklärte irgend eine neutestamentliche Schrift, und die Vorlesungen Professor Hagenbachs über Kirchengeschichte und theologische Encyclopädie wurden gleichfalls besucht. Das Lernen von Vokabeln und grammatischen Formen konnte natürlich dem alten Schüler wenig munden, so entschlossen er sich auch an die schwere Aufgabe machte. Was ihn noch mehr umtrieb, war die Schwierigkeit, die jedes neue Pensum bot, sich über den Nutzen klar zu werden, den gerade diese Vorbereitung für seinen

künftigen Beruf haben solle. Er hatte darüber im Innersten viel durchzumachen, bis (19. Juli 1832) der geistesmächtige Spleiß das Missionshaus besuchte und in drei Stunden die geistliche Waffenrüstung (Eph. 6) explicirte. Bei diesem Manne gieng ihm das Herz auf, und seinen Trost, daß das Lernen freilich nicht die Hauptsache sei, wer es aber auch nicht weit darin bringe, doch dadurch im Gehorsam immer völliger werden könne, vermochte er sich von Herzen anzueignen. Als er dann ins Hebräische eingeführt wurde, gieng ihm erst ein Licht auf über das eigentliche Ziel des Studiums, der Gottesgedanken in ihrer ursprünglichsten Gestalt habhaft zu werden. Es war ihm zeitlebens leid, nicht weiter darin gekommen zu sein, und das mühsam Erlernte aus Mangel an Pflege sichtlich schwinden zu sehen; aber einen wesentlichen Vortheil zog er doch aus diesen Anfängen: er bekam eine wahre Achtung vor rechten Theologen und lernte die Hilfsmittel, welche sie ihm boten, einigermaßen nützen. In Meyers Bibelübersetzung und Noten, so wie in der Berleburger Bibel hat er sich noch oft umgesehen, nachdem schon alle anderen Bücher bei Seite gelegt waren.

Im Uebrigen war das Lernen seine Sache nicht. Das Urtheil der Lehrer über ihn lautet: „Hebich hat wenig Talent für die Grammatik der Sprachen, wiewohl es ihm vielleicht leichter würde, dieselben durch Umgang zu lernen; er zeigt sehr viele Reife im Leben, und im Halten von Vorträgen scheint er sehr gesegnet.“

Zu den Letzteren wurde bald genug Gelegenheit geboten, besonders als in Folge des Streits der Landschaft mit der Stadt Basel eidgenössische Truppen in den Kanton verlegt wurden. Im Mai 1832 namentlich kamen viele derselben ins Missionshaus, und Hebich hatte bald die Aufgabe übernommen, ihnen das Museum zu zeigen, und Einzelnen, wie ganzen Gruppen aus Herz zu reden. Diese kriegerischen Verwicklungen ließen übrigens auch eine neue Seite an dem Bögling erkennen. Wenn es sich um einen „Auszug“ handelte und der Inspektor aus Nachgiebigkeit gegen die Behörden Böglinge mitsenden wollte, wehrte sich Hebich aufs Entschlossenste gegen jede Zumuthung „um dieser miserablen Händel willen sich in irgend welche Gefahr zu begeben. Seine Glieder und sein Blut gehören dem Herrn Jesu an, der allein habe darüber zu verfügen; für die Heiden gebe er gern alles her, für die Stadt Basel keinen Tropfen.“

Weiter gab es dann Ausflüge (z. B. in der Karwoche nach Königsfeld, an Weihnachten ins Elßaß), auf welchen jede Gelegenheit zur Predigt des Wortes eifrig benützt wurde. Von seiner ersten Vakanzreise (21. Juli bis 19. August 1832) hat Hebid eine Beschreibung hinterlassen. In Begleitung eines schwachen Kameraden F. M. gieng es in die französische Schweiz. „Nachdem wir singend und lobend dem HErrn und Herzog unserer Seelen unser tiefstes Inneres dargebracht, dem HErrn, dessen Eigenthum zu sein wir die Gnade haben, der uns täglich so überschwenglich segnet, aber uns jetzt insbesondere eine Erquickungszeit bereitet, setzten wir unsern Weg freudig fort, indem wir Ihm in gemeinschaftlichem Gebet all unser Thun und Lassen, unsern Geist, Seel und Leib in Seine Jesusobhut empfahlen, mit der demüthigen Bitte, Er möchte uns etwas zu Seinem herrlichen Preise und zum Segen Seiner Kinder um Seines Namens willen sein lassen.“ Gar wohl wurde es ihm in Grandval bei Pfarrer Gagnebin und der alten Mutter Gobat: „Es ist da großer Eifer mit aller Liebe und Demuth für die Sache des HErrn. Am 24. giengen wir mit Studiosus Gobat auf den Weissenstein, um die herrlichen Werke unseres großen Gottes in der Natur zu betrachten, und wahrlich der Anblick ist überaus erhebend.“ Bei Tabannes wurde ein vielgeprüfter Wiedertäufer besucht, der aber „das allein Friede gebende, und Hölle, Teufel und Tod überwindende Blut Christi noch nicht angenommen hat. Bei einem so herzbewegenden Anblick fühlt die Seele ihre ganze Ohnmacht: o HErr, was ist der Mensch, daß Du dich seiner annimmst!“

In Neuchâtel wurden die Wanderer von einem Pfarrer liebevoll aufgenommen, der aber bedauerte, sie nicht beherbergen zu können. „Es wandelte mich ein unwiderstehliches Gefühl von Wehmuth an, als ich bei ihm im großen feinen, mit vielen Büchern und Möbeln ausgeschmückten Zimmer saß. Die Armuth unseres großen Gottes, während Er auf Erden wandelte, wurde mir so groß, und meine Hoffnung, daß ich einst als Heidenbote meinem Meister auch darin ähnlich werden darf, gab mir einen süßen Gnadenblick in die Heimat. Ebr. 11 bewegte sich in meinem Innersten und der HErr hat mir gezeigt, daß es eine große Seligkeit ist, um seines Namens willen Alles zu entbehren, wenn es unser Verus erfordert. Nicht daß man so etwas nicht auch mit einfältigem Herzen haben könnte, oder auf der andern Seite im Entjagen ein Ver-

dienst suchen sollte; sondern das ist mein Sinn: es ist ein köstlich Ding, wenn man sich mit Wenigem genügen läßt und sich immerdar den Gekreuzigten vor Augen stellt. Wir kamen darauf zu einem neuetablierten Schuster M., der überaus wenig Platz hatte, aber uns mit vieler Freude im Namen des HErrn beherbergte. Wie ist es doch ein so großes Ding um die Einfalt in Christo! Welches Wohlgefallen muß Er, dem Alles gehört, an solchen Seelen haben! Meine Seele wurde tief gebeugt und ich darf sagen, es will ihr außer dieser Niedrigkeit des Geistes nichts mehr gefallen, denn ich fühle die Kraft Gottes, die darinnen liegt. M. ist ein Separatist, aber er liebt die, welche den HErrn lieben, und meine Seele liebt ihn auch. Wir berührten nichts davon, weil mir keine Veranlassung gegeben wurde. Vom Geist der Trennung halte ich, er sei nicht von Gott; denn es gibt nur Eine Kirche und Einen Geist, und unser Leben besteht darin, Christum lieb haben und in Ihm die Brüder, die durch sein heiliges Blut theuer erkauft sind.“ Auch in Corcelles fand er „zwei Segenshäuser, durch die das Wort von der Vergebung mit Gott in vielen Herzen verbreitet wird;“ ebenso in dem revolutionär aufgeregten Couvet liebe Freunde, die sich zur Brüdergemeinde hielten.

Den verwaisten Deutschen in Yverdon wurde sodann von beiden Reisenden im Saal einer Frau Brousson das Evangelium verkündigt, wie das auch sonst bei jeder Gelegenheit geschah. Darauf fühlte sich Hebiß gedrungen, die Häupter der neuen, wie sie sich nannte, apostolischen Gemeinde zu besuchen. „Der Apostel Lardon war gerade abwesend. Dr. Develey trafen wir mit Maurerarbeit beschäftigt; er empfing uns höflich, sagte aber, er sei kein Lehrer, und verwies uns deshalb an Herrn N., indem er uns nur mit Wenigem erklärte, daß unser Missionshaus vom Teufel sei. Wir schieben, ohne uns zu vertheidigen. Als wir bei Herr N. anlangten, war der Doktor bereits auch da und kam uns eifrig entgegen, sich wegen der unbedachten Aeußerung zu entschuldigen: er habe nicht weise gehandelt u. Ich erwiderte lächelnd: er möchte ganz beruhigt sein, wir hätten es nicht anders aufgenommen; denn wir Menschen wären gar schwach und irrten uns auch leicht; damit gieng der Prophet eilig fort. Von Herrn N. forderten wir Grund seines Glaubens; der antwortete: 1) Christus habe sich seinem Apostel Lardon geoffenbaret; 2) Christus habe zu seinen Aposteln gesagt: 'wer euch verachtet, der

verachtet mich; wer also den Apostel Vardon nicht anerkennt, der ist nicht von Gott' etc. Wir sprachen eine Stunde mit ihm und bezeugten ihm freudig unseren Glauben, bis er erklärte: er könne keine Gemeinschaft mit uns haben. Weil er nun öfters sagte: 'ich rede immer nach der heiligen Schrift (die er in seiner Hand hielt), Sie aber nie,' sagte ich, indem ich den Hut nahm: 'es freut mich zu hören, daß Sie nur nach der Schrift reden wollen; aber ich bitte und ermahne Sie, auch nur das zu thun; sofern Sie aber etwas hinzu- oder hinwegthun, wird Gott der Heilige auch hinzuthun die Plagen in diesem Buche und wegthun Ihren Theil vom Buche des Lebens.' Als ich dieses mit starker Stimme sagte, ward er blaß und bewegt. — Wir besuchten noch eine Demoiselle W., die dieser Sekte angehört, verließen aber die ohne Zweifel guten Seelen mit Liebe und im tiefen Gefühl des menschlichen Elends: wie leicht sind wir auf den Weg des Irrthums gebracht, wenn wir uns nicht lauterlich ans Wort halten! Es diene uns zu großem Troste, von vielen Christen zu hören, daß für diese Verirrten mit warmem Eifer gebetet werde; es sollen nicht über hundert Personen in dieser Verbindung sein und gegenwärtig nehme sie mehr ab als zu."

Dann wurde „der Gottesmann Mellet in Thierrens“ besucht und den Deutschen in Mondon gepredigt. Im Missionshause zu Lausanne herrschte eine wehmüthige Stimmung, da gerade der älteste Jüngling gestorben war; Hebiß merkte auch, daß die Basler Anstalt hier „wegen der Lehre etwas in Mißkredit“ stand. In Genf wurden Predigten von Bost und Malan gehört. Letzterer trat nach dem Schluß auf Hebiß zu und fragte: „Wer sind Sie? Warum wollen Sie das heilige Abendmahl mit uns genießen? Lieben Sie den Herrn Jesus?“ Als ich ihm darauf mit Freudigkeit antwortete: 'der Herr Jesus ist meine einzige Hoffnung und mein Alles,' reichte er mir die Hand: 'so sei mir herzlich willkommen, lieber Bruder!' und gab mir einen Kuß. Nachdem er der Gemeinde mitgetheilt, daß wir beiden Brüder daran Theil nehmen würden, wurde das heilige Mahl so ausgetheilt, daß die Prediger, Vorsteher und wir um den Altar standen, der Gemeinde aber das gesegnete Brod und der Kelch durch die Vorsteher auf ihren Plätzen gereicht wurden. Wir waren dann noch drei Stunden bei ihm, wo ich mich fast ausschließlich mit ihm unterhielt. Wir sprachen über den Hauptgrund unserer Seligkeit, und unsere Seelen flossen lieblich zusammen.

„Gewiß herrscht unter den (beiläufig 500) Gliedern der drei Sonderkirchen hier wirklich lebendiges Leben in Christo; aber die Gemüther scheinen mir zu sehr den Meinungen und dem Nichten ergeben zu sein, wobei sie unser Hauptgebot, die Liebe, versäumen. Ich ließ mich mit Niemand, auch nicht mit Herrn Malan, in ein Disputat wegen Meinungen ein, sondern habe mich an den einzigen Grund Jesum festgehalten; und so wie ich nur von der Hauptsache sprach, waren mir die Herzen offen. Suchte auch, indem ich ihnen meine Herzensmeinung offen sagte, sie in der Liebe näher zu bringen. Diese vereint und macht die Herzen warm, die Meinungen aber wirken das Gegentheil. Ich glaube: die durch den Geist aus Gott geboren sind, haben in dem geheimnißvollen Wege Gottes nur Eine Erfahrung, sie halten das geschriebene Wort als Richtschnur ihres Lebens und beten in den Geheimnissen den an, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ist. Wenn sie aber mehr oder weniger die Kreuzesgestalt Christi aus den Augen verlieren, so kommen sie in ein Treiben von Meinungen, worüber so oft die Hauptsache, die Frucht des allein-seligmachenden Glaubens, vernachlässigt wird. Gott hat uns aus Gnaden die Bibel als Ein Ganzes zusammengegeben, warum wollten wir nun einen Vers herausreißen und nicht vielmehr auch ihn mit dem Geist der ganzen heiligen Schrift verbinden?

„Daß sich aber die gläubigen Glieder in Genf von der Nationalkirche getrennt haben, ist ganz zu billigen, weil eben in Genf die Obrigkeit, oder was in diesem Falle Eins ist, das Ministerium verboten hat: Christum als den lebendigen Gott zu verkündigen. Diesen Unterschied sollten sich die andern Separatisten wohl merken. — Auf dem Dampfschiffe schon fand ich manche Gelegenheit von meinem Herrn zu zeugen, und der Herr gab seinem Worte Kraft und beschämte die Widersacher. Ein Student klagte mir über die vielen Meinungen, die es hier gebe; sobald man Gewissenshalber nicht mit einstimmen könne, werde man verdammt &c. Dieß und Aehnliches theilte ich dem Herrn Malan offenherzig mit, und verschaffte jenem hoffnungsvollen Jüngling den christlichen Umgang, der ihm gänzlich mangelte, durch Einführung bei Herrn R.“

Den weiteren Weg über Bevey, Ver, Aigle auf den Simplon können wir hier nicht verfolgen. Vom letzten Punkte schreibt Hebich: „Wir übernachteten im Kloster, wo uns die Klosterherren freundlich bewirtheten. Ich hatte beim Abendessen Gelegenheit, von der le-

benedigmachenden Kraft in Jesu Christo zu zeugen, indem ich meine Belehrung erzählte.“ Ueber die Grimsel, am majestätischen Rhonegletscher vorbei gieng es nach Mehringen. Die Wengernalp bestieg Hebiß allein, „wo ich in den hohen Gebirgen meinen Herrn und Meister wieder erkennen durfte“. Dann wanderte er über Bern ic. dem lieben Missionshause zu. „Ich darf zur Ehre des HErrn sagen, daß auf dieser kurzen Reise mein inwendiger Mensch sehr gestärkt worden ist durch die Bekanntschaft mit so vielen theuren Jüngern. Wir sind in der französischen Schweiz fast in keinem Hause ohne Gebet entlassen worden und durften fühlen, daß es ein köstlich Ding ist, mit theuer erkauften Seelen Gemeinschaft im Geist und in der Wahrheit zu haben.“

Eine ähnliche Reise führte ihn im nächsten Jahre in die Gengen um den Bodensee. Davon hat sein Begleiter Heinrich Fren eine ergötzliche Mittheilung gemacht. „Wir kamen an einem Hügel vorbei, der ein Schloß trug. Hebiß meinte, da müssen wir einmal hinauf; umsonst wollte ich ihn zurückhalten. Allerhand Wagen und Pferde standen vor dem Eingang, Hebiß aber sagte der Dienerschaft, er möchte gern die Aussicht beschauen, und ließ sich bis auf die Altane führen. Ob er nicht auch den Herrn des Hauses sehen könne? fragte er zuletzt, ohne auf meine abmahnenenden Winke zu merken. Derselbe trat einen Augenblick heraus, wurde von Hebiß feierlich angeredet, und lud uns ein, einige Erfrischungen anzunehmen. Hebiß zog mich mit in den Saal, setzte sich und sieng bald mit den Umstehenden lauter zu reden an, bis endlich Alles zuhörte. Er schlug zuletzt vor, er wolle auch noch etwas lesen, zog alsbald sein Neues Testament aus der Tasche und las einen Abschnitt. Dann sagte er ruhig: 'Jetzt laßet uns auch beten!' und kniete nieder. Viele flüchteten nun zwar in den Garten, mit den Zurückbleibenden aber betete er sehr herzlich und wurde sodann vom Hausherrn mit den gerühresten Dankbezeugungen entlassen: er selbst kenne und liebe den HErrn, habe den ganzen Morgen geseufzt, daß es ihm doch gegeben werde, den Tag nutzbar zu machen und sei nun überaus froh, daß Gott uns hergeführt habe.“

Sehr anregend für Hebiß wurde der Aufenthalt im Missionshause durch die vielen Verabschiedungen von Brüdern, sowie durch das Eintreffen ihrer Briefe aus der Ferne und die Besuche manches ausgezeichneten Mannes. So hielt der französisch-amerikanische

Quäker Grellet einmal (18. Oktober 1832) eine ergreifende englische Ansprache an die Brüder. Ein andermal (20. Oktober 1833) „redete Dr. Steinkopf über die Demuth, warnte vor Hochmuth, rühmte aber den hohen Muth, der uns beseelen sollte; alles Dinge, die für einen Missionar unentbehrlich sind.“ Am 7. November 1833 überraschte die Brüder das plötzliche Erscheinen Gebats aus Abessinien. Es möge hier noch eine von Hebichs Notizen aus dem Wochenbuch ihre Stelle finden. „25. Mai 1833. Zwar gibt es im Verborgenen Manches zu lernen, zu dulden und zu tragen, aber der Herr hilft durch aus Gnaden. Wir gedenken morgen am Pfingstfest das heilige Abendmahl zu genießen. Unsere Herzen freuen sich in Beugung dieser besonderen Gnadenstunde, in welcher wir gemeinschaftlich den wahrhaftigen Leib und das wahrhaftige Blut unsers für unsere Sünden geschlachteten Herrn Jesu Christi genießen dürfen, welcher ist Gott hochgelobet in Ewigkeit! Welch eine Gnade für arme Sünder. Er wird uns auch mit sich führen ins ewige Leben und uns in diesem Pilgerlaufe in unserer großen Schwachheit mächtig zur Seite stehen, um als wahrhaftige Zeugen seines großen und herrlichen Namens vor seinem heiligen Angesicht ersunden zu werden. Amen.“ —

Am 2. August 1833, da die meisten Zöglinge noch in der Vakanz waren, hieß es plötzlich, morgen werde ein Ausfall gemacht werden. Während dann einer den andern fragte: „Ziehst du mit?“ kam der Regimentsarzt und traf mit Büchse, der in des Inspektors Abwesenheit dem Hause vorstand, die Uebereinkunft, sechs Freiwillige sollten ihn begleiten, um die Verwundeten zu bedienen. Wirklich giengen auch sechs Brüder zu diesem Dienste in den Kugelregen mit, von welchem sie am Abend des unglücklichen 3. Augusts wohlbehalten zurückkehrten. Weithin erscholl nun die Kunde vom gefährdeten Zustand der Stadt, welcher die Zöglinge, auch Hebich, schon in den nächsten Tagen zueilten. Da nun wieder Berner Truppen in der Stadt einquartiert wurden, fand er in allen Freistunden reichliche Arbeit. Ein Hauptmann, der erst nur nach Nikodemusweise spät Abends zu ihm gekommen war, lernte bald das Evangelium schätzen und lieben, und hat dann später (December) Hebich zu sich nach Rheinfelden eingeladen.

Der Inspektor aber kam am 15. August von London zurück, und begrüßte die Zöglinge mit Worten wie diese: „O Brüder, ist

auch das Gewirre hier groß, so eilt man doch froh und sehnlich, wie eine Taube ihrem Schläge, dem Heimatlande zu." Er hatte sich in England über den Plan, eine indische Mission zu gründen, mit den längstbekannten Freunden besprochen; und während seiner Anwesenheit in London gieng der neue Freibrief der ostindischen Compagnie im Parlamente durch, welcher Europäern aller Nationen den Eintritt in Indien und den Ankauf von Grund und Boden in unbedingtestem Umfang gestattete. Die öffentliche Meinung, welche nun einmal der Evangelisirung und Kolonisirung Indiens gewogen war, hatte die Staatsmänner Englands genöthigt, den letzten Schlagbaum, der einer deutschen Mission in der größten britischen Kolonie noch im Wege stand, fallen zu lassen. Blumhardt freute sich darüber wie ein Kind, und ließ sich die Verwicklungen der Schweizerpolitik wenig anfechten. Damit war denn auch unserem Hebich die Thüre zu seiner 25jährigen Wirksamkeit im Heidenlande geöffnet.

3. Die Aussendung.

Der Fürst Viktor von Schönburg hatte die Verhandlungen der vorsichtigen Basler Kommittee schon seit einiger Zeit bedeutend belebt und beschleunigt durch das Anerbieten, zur Errichtung einer Katechetenschule in Indien behilflich zu sein. Am 12. Februar 1834 lief endlich sein Versprechen ein, zur Aussendung von drei Missionaren, welche Prediger und Schullehrer zu bilden sich angelegen sein ließen, 10,000 Thaler beizusteuern. Schon am folgenden Tage wurde im Missionshause bekannt, die Brüder Hebich, Lehner und Greiner seien für die neue indische Mission bestimmt; einen Monat später wurden sie in Lörrach (16. März) ordinirt. In den 2¼ Jahren, die Hebich im Missionshause zugebracht hatte, war er freilich kein großer Gelehrter geworden; um so mehr hoffte man von seinem Feuer-eifer und seinem praktischen Geschick, während in den andern Brüdern das Talent methodischer Arbeit und fleißigen Lernens vertreten war.

Nachdem Hebich sich von seinen Freunden in Baden und im Elß verabschiedet hatte, wurde am Palmsonntag den 23. März in der Martinskirche eine feierliche Abschiedsstunde gehalten, zu der wohl 1600 Menschen zusammenströmten. Hebich redete zu ihnen über die Psalmworte: „Du bist der schönste unter den Menschenkindern;“ und

sein feuriges Bekenntniß, von keinem Namen außer Jesus wissen zu wollen, machte tiefen Eindruck auf viele Zuhörer. Der alte Pfarrer von Brunn segnete sie unter brünstigen Gebeten ein. Mit großen Hoffnungen entließ man Tags darauf die ersten Boten der Gesellschaft ins ferne Indien, von dessen Völkern und Zuständen bis jetzt nur sehr unbestimmte Kunde zu den Missionsfreunden, ja auch zu der Kommittee selbst gedrungen war.

So sehr sich nämlich letztere angestrengt hatte, über den wünschenswerthesten Punkt für eine Missionsstation ins Klare zu kommen, war ihr das doch nicht gelungen. Ein leitender Gedanke war, in der Nähe der gesegneten Tinneweli-Missionare, mit denen eifrig über die Sache verhandelt worden war, eine Anstalt zu gründen, welche sowohl von diesen Brüdern eingeborne Hilfsarbeiter beziehen, als auch mit der Zeit solche für sie heranbilden könnte. Andererseits wurde der Grundsatz aufgestellt, „unsere kleine Niederlassung in keinem Distrikte aufzuschlagen, der schon von irgend einer Missionsgesellschaft in Pflege genommen ist.“ Weiter fürchtete man sich vor Städten, in welchen Europäer wohnten, und suchte an einen Ort zu gelangen, auf welchem eine unvermischte heidnische Bevölkerung angetroffen würde. Die drei Sendboten sollten darnach an den Grenzen der bisherigen Missionsthätigkeit in Südindien herumtasten, ob sich ein geeignetes Plätzchen für sie aufthue, sollten die Brüder in Tinneweli zu Rathe ziehen, ja wo möglich in ihrer Nähe die Sprache erlernen, ob solche nun Tamil, Telugu, Kanaresisch oder Malayalisch wäre. Durch Errichtung von Schulen sollten sie dann an das Volk zu gelangen suchen und im Anschluß an die frühere Wirksamkeit der Hallenser eine evangelisch-lutherische Mission gründen.

Nachdem Hebid sich von seiner betagten Mutter in Ulm auf Nimmerwiedersehen verabschiedet hatte, fand er auf seiner Reise nach London da und dort Manches zu thun, wodurch das Missionsinteresse angefacht werden konnte. Auf viele heilsbedürftige Seelen schien ihm die einfache Predigt vom Kreuz einen tiefen Eindruck zu machen, wie er z. B. in Kassel eine Anzahl von Rechtsgelehrten traf, die sich Christi nicht schämten und an Pfarrer Lange „einer einfältigen, demüthigen Seele“ ihren Halt fanden. In Hannover hatte ein Herr Abt „einen Missionsverein gebildet, dem die ganze unglaubliche Priesterschaft zufließ, weil die Hauptstadt gegen andere Orte nicht zurückstehen wollte“. Pastor Petri und Consistorialassessor

Niemand kämpften dort für den Glauben; „ein Justizrath schien sehr fürs Lutherische eingenommen zu sein, aber die Herzen flossen zusammen“. In Bremen wohnte Hebich bei dem theuren Pastor Mallet, besuchte auch alle Kommitteemitglieder und eine große Anzahl gläubiger Prediger, die sich für die Missionsache sehr interessirten. In Hamburg wäre sein Wirth, ein Kandidat Pehmöller, gern selbst Missionar geworden.*) Hebich eilte von da nach London, wo er am 28. April eintraf, während seine Begleiter bereits in Dartmouth ein Plätzchen gefunden hatten, wo sich in der Stille das Englischreden einüben ließ.

Die Maifeste der christlichen Gesellschaften, denen Hebich nun anwohnte, waren ihm sehr interessant; er vernachlässigte aber über all dem Neuen, das sich da hören ließ, nicht die Vorbereitungen auf die Seereise, welche ihm besonders oblagen. Hier finden wir ihn nun in eifrigem Verkehr mit D. Coates, dem Sekretär der englischkirchlichen Mission, der ihn schon am 30. April aufgefordert hatte, ein Zimmer im Islingtoner Institut zu beziehen; eine Einladung, die er dankbar annahm. Uebrigens schien ihm Herr Coates, „ein feiner Kaufmann mit scharfem Blick auf die Dinge, die da kommen sollten“. Man glaubte damals, Rhenius sei schon unterwegs, um nach England zu kommen. Wie nun Hebich äußerte, sie werden ausgesandt, um im Tamilgebiet zwischen Tinneweli und Dindigal sich niederzulassen, bemerkte ihm Coates, das sei nicht rathsam; er habe auch bereits nach Basel geschrieben, ein Ort nördlich von Kotschin dürfte sich am ehesten für die neue Station eignen, daher sich ein nach Kannanur abgehendes Schiff, der Malabar, für die drei Reisenden am besten empfehle. Als aber im Verlauf der Gespräche Hebich wiederholte: „wir gehen nach Tinneweli,“ und der englische Freund scharf entgegnete: „das soll durchaus nicht geschehen; Sie werden auf der Westküste bleiben und haben nichts mit der Tamil-Sprache zu thun,“ fieng Hebich Feuer und schrieb nach Basel, das Beste sei wohl, Herr Coates auf seiner Meinung zu lassen und dennoch, sobald gelandet, nach Tinneweli zu reisen; seiner Zeit möge dann die Kommittee alle Schuld auf ihn schieben. Deutsche Missionare haben das Evangelium ins südliche Indien gebracht; daher habe Deutsch-

*) Ein Superintendent der Berliner Mission, der im J. 1838 fünf Basler am Kap bewillkomnte, scheint derselbe liebe Mann zu sein.

land ein vorzügliches Recht, seine Missionare in jenes Land zu senden. Am 2. Juni kam dieses Schreiben in Basel an, wo alsbald die Kommittee zusammen berufen wurde. „Wenn ich den theuren Bruder Hebich,“ schrieb Blumhardt, „nicht nach seinem ganzen Herzenssinn durch und durch kannte und in treuer Wahrheit erprobt hätte, so hätte mich der rasche und gewaltige Petrus beinahe in schwere Besorgniß bringen können.“ Coates drang so entschieden auf die Wahl der Westküste, auf welcher die neue Mission sich ausbreiten könne, ohne Kollisionen zu riskiren, daß die Instruktion dahin abgeändert wurde, eine gesunde Stadt zwischen Kotschin und Bombay zum ersten Aufenthaltsort zu wählen. Hebich wars auch zufrieden: „des HErrn Wille geschehe, obgleich wir damit auf einen rauheren und ungebahnteren Weg gewiesen sind. Wir wollen in Allem Seinem Zuge folgen und von Herz und Verstand den rechten Gebrauch zu machen suchen.“

Auf dem Malabar, einem nagelneuen Schiffe, wurde also die Passage genommen; da hatten die Missionare nützliche Freunde an zwei Mitreisenden, dem Miss. B. Bailey und dem Kollektor Sullivan, welche nach Indien zurückkehren wollten. Kurz vor der Einschiffung (9. Juli) war Hebich mit Coates so ziemlich übereingekommen, „daß die Stadt Mangalur unser vorläufiger Aufenthalt zur Erlernung der kanaresischen Sprache sein soll, worauf die Mission, wenn es dem HErrn so gefallen sollte, in der Binnenlandstadt Karfal gegründet werden könnte.“

Am 12. Juli bestieg Hebich das Schiff in Portsmuth, am 15. fuhr es hinaus. Es hielt nur ein paar Tage vor Madeira, dann flog es ohne Unterbrechung der Malabarküste zu. Sobald die Seekrankheit überstanden war, hielt Hebich sich meist auf dem Verdeck auf, während seine Brüder es vorzogen, in der Kajüte zu lesen und zu studiren. Er machte sich bald an die Matrosen, um mit ihnen über den Weg des Lebens zu sprechen und christliche Schriften unter sie auszuthellen; fand aber da einen harten Boden. Lange lud er sie zu freundlichen Besuchen in seine Kajüte ein; aber sie kamen nicht. Endlich rieng er an, zur Zeit und zur Unzeit ihnen Gottes Wort nahe zu legen. Gott warte ja auch nicht, bis man Ihn suche, also gelte es Ihm nachzufolgen und das Verlorene aufzusuchen. „So gehe ich nun und verkündige Allen Buße und Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum. Als ich wieder einmal

zu ihnen kam und sie fragte: ob ich mit ihnen beten und das Wort betrachten dürfe, aber Keiner Lust hiezu bezeugte, so fühlte ich mich gedrungen ihnen zu sagen: 'Meine lieben Freunde! Ich bin ein Diener Christi und habe den Auftrag, allen Menschen, zu denen ich komme, also auch euch, in Seinem Namen den Weg des Lebens darzulegen, und Jeden zu bitten, daß er seine unsterbliche Seele vor dem zukünftigen Zorn erretten möge. Ich muß einmal meine Schuldigkeit thun; und damit Keiner von euch an jenem großen Tage sagen könne, Dein Knecht hat uns versäumt und ist auf unserem Schiffe stille gelegen, so will ich euch nun das Wort verkündigen, denn ich weiß nicht, ob ihr über acht Tage noch lebet, dann habe ich wenigstens das Meinige gethan.'

„Da Keiner Lust bezeugte, gieng ich betrübt in meine Kajüte zurück; allein kaum war ich da angekommen, so eilte ein Matrose mir nach, mir zu sagen, sie seien alle bereit, mich zu hören. Ich gieng sogleich im Namen des Herrn. So treibe ichs nun mit ihnen; manchmal hören sie mich und ich streue in Hoffnung den Samen unter ihnen aus; manchmal muß ich wieder gehen, wenn sie den Schlaf vorziehen.

„Wenn kein Hinderniß in den Weg tritt, gebe ich täglich drei Stunden evangelischen Unterricht. In der ersten Stunde kommt ein Mann aus der französischen Schweiz, der eine wunderbare Führung hat und mich freiwillig um Unterricht im Christenthum ersuchte, indem er eine große Unruhe um sein Seelenheil in sich herumtrage; ich habe die süße Hoffnung, daß er zu einer lebendigen Erkenntniß Gottes in Christo gelangen wird. In der zweiten Stunde kommt ein 16jähriger Jüngling, ein Kadet aus Schottland; er hat sich, durch Gewissensnoth getrieben, an mich gewendet, übt durch seinen Leichtsinn meine Geduld aufs Aeußerste, hat aber auch Stunden der Empfänglichkeit und kommt täglich fleißig. In der dritten Stunde kommt der Steuermann, der sich diese Zeit vom Schlaf abbricht; der Geist Gottes arbeitet an seinem Herzen, und wenn die Schmach Christi ihm nicht zum Falle wird, so habe ich große Hoffnung für ihn.“ Dieser Steuermann besuchte später als Kapitän alljährlich zweimal die Station Kannanur; dann verstand es sich von selbst, daß Hebiß an Bord seines Schiffes ununterbrochen bis zum Ankerlichten sein Werk ausrichtete, indem er der Mannschaft, den Offizieren und Passagieren die gute Botschaft ans Herz legte. In der

Hebich'schen Liturgie, wie sie sich mit den Jahren entwickelte, wurde jeden Sonntag auch dieses Schiffs gedacht.

Auf dieser Reise unterließ er das Rasiren, woran ihn einmal eine Dame durch das Geschenk eines Scheermessers erinnern zu müssen glaubte, ohne damit etwas auszurichten. So wuchs denn der Bart heran, der bis zur Zeit des Krimmkriegs seinen Besitzer vor allen Europäern kennzeichnete und ihm bei den Indiern den Namen des Bartherrn verschaffte. Er wollte wohl damit zunächst den Orientalen sich etwas nähern, wie ihm auch später lange der Wunsch nachgieng, sich indisch zu kleiden, ein Gedanke, von dem seine Brüder ihn mit Mühe abbrachten. Hatte er eine solche Eigenheit sich einmal angewöhnt, so ließ sich mit Scherz oder Ernst wenig mehr bei ihm ausrichten, wenn er auch allerlei Kritiken über dergleichen Aeußerlichkeiten mit großer Ruhe über sich ergehen ließ. Uebrigens bleibt es bei der alten Regel für Christen: In leiblichen Sachen sieht man sie vor Andern nichts sonderlichs machen. Es war doch nur eine Einbildung, wenn Hebich meinte eine kleine Ausnahme ungestraft machen zu dürfen. Denn einmal konnten Damen, welchen er mit pantomimischer Nachbildung von Locken zc. die weibliche Eitelkeit angriff, den Dieb pariren, indem sie sich verdächtige Striche am Kinn hinab erlaubten, und andererseits hatte er später etwas Mühe, enthusiastische Anhänger von Nachahmung, beziehungsweise auch Karrikirung, solcher Aeußerlichkeiten abzuhalten.

Am 12. Oktober sah man die ersten Kokospalmen auf drei Eilanden der Lakkadivengruppe; der nächste Morgen gewährte den erhebenden Anblick der Ghattette, und am Abend (13. Oktober) fiel der Anker vor Kalikut, der Hauptstadt Malabars. Brünstige Gebete stiegen in jener Nacht zum Himmel auf, daß doch der Eintritt in diese neue Welt den Sendboten selbst zum Segen und den Völkern, denen sie entgegen giengen, zu ewigem Heile dienen möchte. Wie dieselben in Erfüllung giengen, mag später einmal erzählt werden.

Die Indianer im Gebiete der Union.

Wenn die Zeitungen uns wieder und wieder von der herzlosen Politik der Regierung der Vereinigten Staaten gegen die noch übrigen

Indianer berichten; wenn es Thatfache ist, daß selbst da, wo sie wohlwollende Absichten hegt, ihre Agenten dieselben vielfach vereiteln und durch allerlei Betrügereien die Wuth der schon so oft über- vortheilten Wilden immer aufs Neue reizen, so thut es wohl, in christlichen Blättern Nordamerika's wenigstens auch andere Stimmen zu vernehmen, von andern Bestrebungen zu lesen. Eine solche Stimme begegnet uns in dem Ueberblick über sämtliche Missionen der presbyterianischen Kirche, dessen dritte Auflage zu Anfang dieses Jahres erschien.*)

„Unser Ziel ist die Rettung der Indianer für dieses und das zukünftige Leben,“ ruft der Verfasser desselben seinen Landsleuten zu. „Die Mission bahnt ihrer Civilisation den Weg und bereitet sie dadurch vor, in die Volksgenossenschaft der Vereinigten Staaten aufgenommen zu werden. Wer könnte auch mehr Recht haben als sie, von unserer Regierung der Liste der eingebornen Bürger dieses Landes einverleibt zu werden? Was an einigen dieser Stämme schon erreicht worden ist, hoffen wir an allen noch erreicht zu sehen. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß diesem Ziel noch viele große, schwer zu überwindende Hindernisse im Wege stehen. Aber unter Gottes Segen kann es erreicht werden, wenigstens in Betreff einiger Stämme, und sehr gewichtige Gründe mahnen die Christen unseres Vaterlandes an eine kräftige Fortführung der Mission unter den Indianern. Sie sind unsere nächsten heidnischen Nachbarn, sie leben theilweise fast im Bereich des Schalles unserer Kirchenglocken; sie sind in Betreff der Heilswahrheiten, die nur das Evangelium dem Menschen offenbart, auf unsere Handreichung angewiesen. Ihre Geschichte ist überdies in trauriger Weise mit unserer eigenen verflochten. Einst waren die schönen Landstrecken, denen wir jetzt unsern Wohlstand und Reichthum verdanken, ihr Eigenthum, und zum Ersatz für ihre weiten Gefilde haben wir ihnen das verheerendste Gift, 'das Feuerwasser' gereicht. Weiter und immer weiter haben sie sich vor unserer dahermogenden Bevölkerung zurückgezogen, und weit mehr als ihre Kriege mit uns hat die Berührung mit gewissenlosen Weissen ihre Zahl gelichtet. Jetzt sind sie in ihren letzten

*) A manual of the foreign missions of the Presbyterian Church in the United States of America by John C. Lowrie. New-York: William Rankin, 1868.

Schlupfwinkeln, geschwächt, entmuthigt, ein hinsterbendes Geschlecht, wenn nicht Ein Heilmittel ihnen gereicht wird. Dieses Heilmittel ist das Evangelium. Dessen Friedensbotschaft allein kann ihr Erlöschen als Volk verhindern, in ihr allein liegt ihre Rettung für diese wie für jene Welt. . . . Die Regierung dürfte wohl die Anstrengungen der Missionare für die Erziehung der indianischen Jugend und die Anleitung der Erwachsenen zum Landbau ermuntern und auf jede Art begünstigen. In dieser Weise für die Civilisation der Indianer Sorge zu tragen und sie dadurch zu nützlichen Bürgern heranzubilden, würde ohne allen Vergleich geringere Kosten verursachen, als militärische Kräfte zu ihrer Abwehr oder Bestrafung aufzubieten. Welches von beiden einem unwissenden heidnischen Volke gegenüber einer großen, christlichen Nation würdiger, was menschlicher und edler wäre, bedarf keiner langen Erörterung.“*)

Große Erfolge, interessante Einzelheiten würde man nun freilich in dem sich diesen Bemerkungen anschließenden Bericht über die seitherigen Missionsbestrebungen der presbyterianischen Kirche unter den Indianern vergebens suchen; doch bilden dieselben immerhin einige Lichtpunkte in dem sonst so düsteren Gemälde der Schicksale des rothen Mannes.

Die Indianer unserer Tage theilen sich in zwei Klassen: solche, die noch immer als Wilde umherschweifen, und solche, welche halbcivilisirt an festen Wohnsitzen ein stäteres Leben führen. Unter diesen Letzteren hauptsächlich arbeiteten die Missionare der presbyterianischen Kirche, oder richtiger gesagt, ihre theilweise Civilisation ist hauptsächlich der Wirksamkeit dieser und anderer Missionsvereine zuzuschreiben. Sie sind meist Ueberbleibsel mächtiger Nationen und haben ihre Niederlassungen theils in der westlichen Hälfte des Staates New-York, theils in Michigan, der Mehrzahl nach aber in dem den Indianern reservirten Territorium, das im Osten von den Staaten Missouri und Arkansas, im Norden von Kansas und im Süden von dem rothen Fluß begrenzt, sich etwa 90 Stunden in die

*) Die Zahl der Rothhäute in den Staaten und Territorien der nordamerikanischen Union zu berechnen, kann natürlich nur annäherungsweise gelingen. Ein genauer Bericht (in Mac Lean's National Almanach für 1864) schätzt sie auf 268,000 Seelen. Eingehendere Bekanntschaft mit den westlichen Ländern hat (im Jahr 1865) diese Zahl auf 307,000 erhöhen lassen. (Miss. Herald May 1866, p. 155.)

Breite und 150 Stunden in die Länge erstreckt. Der Boden ist nicht gleichmäßig fruchtbar, enthält aber große Flächen auserwählten Landes, dessen Werth durch mehrere schiffbare Flüsse erhöht wird. Wie wohnen doch da die Trümmer einst weit verzweigter Nationen so nachbarlich beisammen! Völker aus den atlantischen Staaten und solche von den östlichen Gestaden des Mississippi begegnen sich daselbst, andere die seither in dem jetzigen Staate Kansas ihre Heimat hatten, sollen ihnen noch folgen oder sind ihnen schon gefolgt. Unter den Letzteren nennen wir die Osagen, die Wyandot, die Pottowatomie, die Schawanos und die Delawaren; aus Georgia kamen die Tscherokee, aus Florida die Seminolen, aus Alabama die Crips, aus Mississippi die Tschottaws. Den Winnebagos und Omahas sind in Nebraska, etwa 45 Stunden nördlich von Omaha City kleine Landstriche vorbehalten. Einige Anfänge in der Civilisation haben weiter westwärts noch etliche Stämme in Neu-Mexiko gemacht; und den Indianern der Staaten Kalifornien und Oregon und des Territoriums Washington sind bestimmte Gebiete, sogenannte Reservationen, als Eigenthum zugewiesen worden.

Unter den Stämmen, die sich noch unberührt von europäischer Civilisation und europäischen Lastern im Westen des Felsengebirges herumtreiben, findet man bei etlichen, wie bei den Kamantschen, den alten stolzen, kriegerischen Sinn und die Gewohnheit, ebensowohl vom Raub wie von der Jagd zu leben; andere, wie die armen Wurzelgräber (Root-diggers) flößen nicht Furcht, sondern nur tiefes Mitleid ein. Auch über diese entlegenen Jagdgründe beginnt nun aber der nach Kalifornien und Oregon gerichtete Strom weißer Einwanderung dahinzuwogen, und schon im Jahr 1867 hat die „indianische Friedens-Kommission“ die Abgrenzung eines zweiten indianischen Territoriums empfohlen, das im Norden der 46. Breitegrad, im Osten der Missouri, im Süden der Staat Nebraska, im Westen der 104. Meridian umfassen sollte, und wohin diese nördlichen Stämme zu concentriren wären. Noch ist unter ihnen kein Bote des Evangeliums erschienen; mit fieberischer Ungeduld aber sehen die Amerikaner der Vollenbung der Eisenbahn entgegen, welche die Gestade des atlantischen und stillen Oceans verbinden soll. Ob sie jenen Indianer-Nesten wohl Tage größerer Bedrängniß oder ungekannten, ungeahnten Friedens bringen wird?

Doch verweilen wir, anstatt unsere Blicke in die Zukunft schwei-

fen zu lassen, bei dem an andern Orten theils Versuchten, theils Erreichten. Erst im Jahr 1833 eröffnete die presbyterianische Kirche ihre Mission unter den Indianern mit dem nur einige hundert Seelen zählenden Stamme der Wias in dem Gebiet des heutigen Staates Kansas. Da kurz darauf eine andere kirchliche Genossenschaft ihre Arbeit unter einem verwandten und ebenso kleinen Nachbarstamm begann, traten die Presbyterianer nach wenigen Jahren wieder von diesem Felde zurück, um sich zu den noch unbedachten Jowa und Sac-Indianern zu wenden, die etwas nordwestlicher wohnten, und wovon die Ersteren noch 1100, die Letzteren 500 Seelen stark waren. Hatten die Missionare unter den Wias manche liebliche Frucht sehen dürfen, so mußten sie unter den Jowas Zeugen immer tieferen Erfolgs, immer größerer Sterblichkeit sein. Die Nachbarschaft weißer Ansiedler war kein Gewinn, sondern entschiedener Nachtheil. Mehrere Jahre hindurch wurde der Branntweinhandel fast ungehemmt betrieben, da es den bethörten Indianern leicht war, über den Fluß zu schwimmen, um am jenseitigen Ufer den Feind zu holen, der ihr Lebensmark verzehrte. „Unter den Teufelsdienern unseres Geschlechts bilden die Branntweinhändler an den Grenzen der weißen und indianischen Niederlassungen die Vorhut. Göttlichen und menschlichen Gesetzen zum Trotz haben sie, verlockt durch den ungeheuren Gewinn, ihr unheilvolles Geschäft durchgeführt. Man weiß von einem Indianer, der ein gutes Pferd gegen ein kleines Fäßchen Branntwein vertauschte.“ Vergeblich suchten die Behörden dem verderblichen Handel zu steuern; die armen Jowas fielen ihm zum Opfer; im Jahr 1866 waren ihrer nur noch 303 übrig. Die Sacs zeigten sich mäßiger und arbeitssamer, aber göttlichen Dingen gegenüber so stumpf wie die Jowas. Unter großen Entmuthigungen, manchmal auch unter wirklicher Lebensgefahr, wenn die betrunkenen Indianer in händelsüchtigem Zustand waren, setzten die Missionare ihre Arbeit an ihnen bis zum Jahr 1860 mit unermüdlicher Ausdauer fort, freilich mehr und mehr von der schmerzlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß an den Erwachsenen kaum noch etwas gethan werden könne. Trotz alles Vertrauens, das dieselben ihren Freunden und Berathern bei nüchternen Sinnen bezeugten, gewannen diese doch keinen durchgreifenden Einfluß auf sie. Nur an die Kinder knüpften sich noch einige Hoffnungen; nach längerem Zögern wurde aber 1866 auch die bis dahin noch fortgeführte Waisenschule aufgehoben. Einzelne liebliche Blumen,

vom himmlischen Gärtner gepflanzt, entsproßten übrigens auch dieser Wildniß. Unter den wenigen Bekehrten wurde namentlich Sophie Rubeti durch ihren herrlichen Christenlauf und seligen Heimgang den unter ihrem Volk arbeitenden Friedensboten zum Trost und zur Freude.

Weit größere Erfolge hatte die im Jahre 1838 begonnene Mission unter den Tschippeways. Einst einer der mächtigsten Stämme, wohnen sie jetzt in kleinen Banden zerstreut in Michigan, Kanada und andern Gegenden. Ihrer 15,000 mögen im Gebiet der Nordstaaten ansäßig sein; von den in Kanada wohnhaften hat uns ein eingeborner Prediger nähere Kunde mitgetheilt. *) Eines ihrer Häuflein nahm die Umgebung der großen Travers-Bai in Michigan ein. Unter ihnen ließ sich Miss. Dougherty nieder. Armselig gekleidet, lebten sie da in ihren Wigwams und fristeten ihr Leben von dem wechselnden Ertrag des Fischfangs, den kleinen Feldern indianischen Korns, die ihre Weiber bebauten, und dem Zucker, den sie aus dem Saft des Ahorns bereiteten. Auch sie waren den Verführungen der Branntweinhändler preisgegeben, die ihnen listig den größten Theil des ihnen von der Regierung ausgesetzten kleinen Jahresgehalts abzulocken wußten. Auch ihr Untergang schien vor der Thüre. Dougherty mischte sich vertraulich in ihre Gesellschaft, gewann ihr Vertrauen und ihre Liebe, baute größtentheils mit eigener Hand ein kleines Blockhaus für sich und daneben ein ebenso anspruchsloses Häuflein für die Schule. Da unterrichtete er die Woche hindurch die Kinder, und Sonntags pries er darin so vielen Zuhörern, als er zusammen zubringen vermochte, das Heil in Christo an. Allmählich vertiefte sich sein Einfluß auf die Seelen. Eine Familie nach der andern ließ sich herbei, sich ein Blockhaus in der Nähe ihres Missionars zu erbauen; kleine Felder wurden angelegt und umzäunt, Fruchtbäume gepflanzt und in den Gärten Gemüse gezogen. Bald erhob sich auch ein zweckmäßiges Kirchlein, dessen Glocke die Bewohner zur Predigt einlud; an den Ufern der Bai bot sich der ungewohnte Anblick eines christlichen Dorfes dar. Das Evangelium erwies seine Gotteskraft an manchen Herzen; hoffnungsvolle Bekehrungen fanden statt, und im Juni 1843 konnte der Grund zu einer Gemeinde gelegt werden, der allgemach eine schöne Anzahl Indianer einverleibt wurde.

*) Eine Stimme aus der Ojshibwä-Mission. Miss. Mag. 1866. S. 449.

Der Boden, den sie da bewohnten, war aber nicht ihr Eigenthum, sondern vertragsmäßig bereits der Regierung abgetreten, und in dem christianisirten Indianer erwachte nun selbst das Verlangen nach einem geordneten, bleibenden Heimwesen. Eine rühmliche Ausnahme von den übrigen Staaten machend, erschwerte Michigan durch seine Gesetzgebung den Kindern der Wildniß die Aufnahme ins volle Bürgerrecht nicht, und der Erfolg hat gezeigt, daß Billigkeit gegen die armen Rothhäute sich recht gut mit dem wohlverstandenen Interesse der Weißen verträgt. Nach längeren Berathungen mit ihrem väterlichen Freund und wiederholten Berichten der Missionskommittee an die Regierung in Washington kam ein neuer Vertrag zu Stande, der ihnen gegen die Abtretung einiger weiteren Landstrecken im Westen des Mississippi eine neue Zahlung von Seiten der Regierung, eine Entschädigung für die Bodenverbesserung auf ihrer ersten Niederlassung, die Deckung der Kosten ihrer Uebersiedlung an einen andern Wohnsitz und den nöthigen Unterhalt für das erste Jahr nach derselben sicherte. Dieß, nebst ihren eigenen seitherigen Ersparnissen setzte sie in den Stand, 1852 auf der andern Seite der Bai käuflich Ländereien zu erwerben und dort unter der Leitung ihres treuen Missionars, der noch immer im Segen in ihrer Mitte weilt, von vorne zu beginnen. Im gleichen Jahre wurde an der kleinen Travers-Bai, 22 Stunden von jener ersten Station, eine zweite gegründet, die im Jahr 1867 über 20 Abendmahlsge nossen zählte, während die Zahl derselben in Groß-Travers sich auf mehr als 50 beläuft. Durch die wachsende weiße Bevölkerung, welche die noch unstät umherschweifenden Indianerhorden mehr und mehr zurückdrängen wird, ist wohl auch diese Mission nun ihrem Ende nahe; aber sie hat bewiesen, daß wenn der rothe Mann erst ein aufrichtiger Christ geworden ist, seine Civilisation ganz von selbst folgt.*)

Unter den Griks wurde die Arbeit im Jahr 1843 mit der Eröffnung der Station Kometah, zwölf Stunden von der Ostgrenze des Territoriums der Indianer, begonnen. Schon nach zwei Jahren war eine kleine Gemeinde gesammelt und im Jahr 1848 wurde etwa sieben Stunden östlicher eine neue Station, Tallahassie, in Angriff

*) Unsere Abbildung stellt eine indianische Reservation im Staate New-York vor; es ist ein Stück Land eine Stunde breit und vier Stunden lang, von einem Rest der fünf Nationen bewohnt, welche eine baptistischer Missionar unterrichtet. Die Viehzucht ist da besser bestellt als der Ackerbau.

genommen. An beiden Orten wurden Erziehungsanstalten für die Jugend beiderlei Geschlechts errichtet, in welchen außer in der christlichen Religion, der englischen Sprache und den gewöhnlichen Schulfächern, die Knaben in den Garten- und Feldgeschäften, die Mädchen in Hand- und Hausarbeiten unterwiesen, und so darauf vorbereitet wurden, einst einen gesegneten Einfluß auf ihre Umgebung auszuüben. Es waren wirklich Lilien in der Wüste, die da erblühten, und in manchen der jungen Seelen begann der heilige Geist sein Werk. In so ausgedehntem Maßstab jedoch, daß nicht der größere Theil der indianischen Kinder von ihren Segnungen ausgeschlossen blieb, konnten diese Anstalten natürlich nicht weiter geführt und vervielfältigt werden. Man denke sich doch, was die Versorgung eines auch noch so einfachen Haushalts von 120 Personen draußen in der Wildniß, fern von allen Märkten und Erleichterungen des civilisirten Lebens heißen will, welche immerwährende Aufmerksamkeit von Seiten der Missionsgesellschaft sie erfordert, welche Kosten damit verknüpft sind, selbst wenn die Regierung aus dem Indianerfond zwei Drittel derselben deckt! Natürlich mußten daher neben diesen Anstalten, deren Aufgabe sich mehr auf die Heranbildung der begabtesten Kinder zu Lehrern und Vorbildern ihres Geschlechts zu beschränken haben wird, auch Tagsschulen eröffnet werden. — Fröhlich schritt das Werk fort. Theile der heiligen Schrift wurden in die Sprache der Ojibwa übersetzt und ein Gesang- und ABC-Buch in derselben gedruckt. Da brach die Rebellion des Jahrs 1861 aus und die Missionare mußten ihr Arbeitsfeld verlassen. Der leidliche Jammer, den der Krieg über die der Union größtentheils treuen Ojibwa brachte, ist nach Zahlen zu bemessen: vor demselben zählte ihr Stamm über 20,000, nach demselben kaum noch 15,000 Seelen. Erst gegen das Ende des Jahrs 1866 konnte die Mission unter ihnen wieder aufgenommen werden; die Zerstörungen aber, die auch auf geistlichem Gebiet der Krieg herbeiführte, werden nicht so bald gehoben sein.

Die Tschoktaw-Mission wurde 1845 begonnen. Lange vorher jedoch, schon im Jahr 1818, als dieser Stamm noch östlich vom Mississippi wohnte, hatte der Amer. Board ihm einige Friedensboten zugesandt. Die lieblichen Früchte ihrer Arbeit, welche dieselben sehen durften, giengen mit der schmerzlichen Vertreibung der Tschoktaws aus ihren seitherigen Wohnsitzen nicht alle verloren. Die Missionare begleiteten sie in ihre neue Heimat, wo es mehreren von ihnen ver-

gönnt war, ihr Werk des Glaubens und der Liebe noch eine schöne Reihe von Jahren fortzutreiben. Die Namen Kingsburg, Byington und Wright werden immer unter denen der größten Wohlthäter dieses Volkes zählen; als im Jahr 1853 der ehrwürdige Wright zu seiner Ruhe eingieng, konnte er auf mehr als 1100 in die christliche Kirche aufgenommene Tschottaws zurückblicken. Die heilige Schrift war in ihre Sprache übersetzt, der Druck anderer christlicher Bücher vollendet.

Im Jahr 1846 lebten bereits sämtliche Tschottaws auf ihren Farmen und nährten sich vom Ertrag ihrer Felder. Manche hatten nur erst kleine Strecken urbar gemacht, wie übrigens die meisten neuen Ansiedler im Westen, aber viele besaßen auch schon gute, bequeme Häuser und ausgedehnte Güter. Sie hatten eine fest organisierte Regierung und ein vortreffliches Gesetzbuch. Von dem ihnen von der Regierung ausgesetzten Jahresgehalt bestimmten sie 20,000 Dollars jährlich für den Unterricht ihrer Kinder; durch den indianischen Rath eingeladen, übernahm die Missionsgesellschaft die Leitung ihrer vornehmsten, unter dem Namen „Spencer Academy“ bekannten Erziehungs-Anstalt, in der gegen 100 Knaben und Jünglinge ihre Bildung erhielten. Weitere Missionare wurden ausgesandt, um mit der Predigt des Evangeliums von Farm zu Farm zu ziehen; in Goodwater erstand auch eine Erziehungsanstalt für Töchter, in der 50 Mädchen Aufnahme fanden. Der Segen Gottes ruhte sichtbar auf diesem Werk. Im Jahr 1861 zählte die Mission unter den Tschottaws 10 ordinierte Prediger, worunter bereits ein Eingeborner, 6 Laienarbeiter, 23 Missionsgehilfinnen, 7 eingeborne Gehilfen, nahe an 1800 Abendmahlsgenossen und 426 Schüler, wovon 226 in den beiden Erziehungsanstalten.

Die Rebellion brachte auch in die Reihen der Tschottaws Zwiespalt und Verwirrung; irre geleitet durch die eingebornen Agenten der südlichen Regierung, schlossen sich die meisten von ihnen der Konföderation an. Dieß zog unvermeidlich, für die Gegenwart wenigstens, die Lösung des Bandes mit der nördlichen presbyterianischen Kirche nach sich. Die meisten Missionare sahen sich genöthigt, das Territorium zu verlassen; die Schulen giengen aus einander, und großes Ungemach brach über die Gemeinden wie über den ganzen Stamm (von etwa 16,000 Seelen) herein. Einige der Missionare nur blieben in Verbindung mit dem südlichen Zweig der presbyteria-

nischen Kirche im Lande und arbeiten nach Kräften am geistlichen Wohle dieses schwer heimgesuchten, aber hoffnungsvollen Stammes fort. Jetzt, da nach Unterdrückung der Rebellion die Regierung mit den meisten der im Territorium ansässigen Stämme neue Verträge abgeschlossen und im Bund mit deren Vertretern wohlwollende Fürsorge für den Jugend-Unterricht getroffen hat, ist alle Aussicht vorhanden, daß auf die Tage der Trübsal wieder schönere Zeiten folgen werden.

Auf die Omaha's und die ihnen verwandten Otoe's wurde die Aufmerksamkeit der Missionsgesellschaft schon mehrere Jahre, ehe sie durch Errichtung einer Station unter ihnen Hand ans Werk legen konnte, hingelenkt. Der Versuch, einige Kinder dieser Stämme einzuweisen in der unter den Iowa's gegründeten Anstalt zu erziehen, scheiterte an dem argwöhnischen Mißtrauen der Eltern. Im Herbst 1846 endlich ließ sich von der Iowa-Station aus eine Missionsfamilie in einem Blockhaus Bellevue am Missouri nieder, in das sie Otoe-, Omaha-, Pawni-, Ponka- und halbweiße Kinder zur Erziehung aufnahmen. Die Zahl ihrer Pfleglinge schwankte zwischen 25 und 45; nach sieben Jahren schon mußte sie aber Krankheits halber diesen Posten verlassen, den ihr eifriger Nachfolger Hamilton dann bis zum Jahr 1857 bekleidete. Inzwischen sind die Omaha's etliche und vierzig Stunden weiter stromaufwärts in die ihnen dort reservirten Ländereien gezogen, wo sie jetzt etwa 1000 Seelen stark wohnen. Die neuesten Berichte vom Jahr 1867 lauten erfreulich: ihre Zahl ist nicht im Abnehmen; sie fangen an, den Werth des Unterrichts zu schätzen und machen Fortschritte in eigener Betriebsamkeit. Auch die von ihnen endlich getroffene Maßregel, den ihnen zugewiesenen Landstrich unter die einzelnen Familien zu vertheilen, anstatt ihn als gemeinsames Eigenthum des Stammes zu betrachten, scheint sich förderlich zu erweisen. Die Erziehungs-Anstalt zählt 46 Böglinge, worunter gerade die Hälfte Mädchen. Die Mission steht noch immer unter Hamiltons Leitung. Die Predigt des Evangeliums konnte leider außer in der Schule bisher noch nicht in genügender Weise unter ihnen getrieben werden, ihrer eigenen Apathie wie der Schwierigkeit der Erlernung ihrer Sprache und der nicht minder großen Schwierigkeit wegen, einen guten Dolmetscher zu finden. Doch sind zu verschiedenen Zeiten einige wenige Omaha's aufrichtige Jünger Jesu geworden. Unter den gegen die Predigt

des Evangeliums wie gegen die Erziehung ihrer Kinder ungemein gleichgiltigen und im Jahr 1860 auf 500 Seelen herabgeschmolzenen Oto's wurde, der versagenden Gesundheit der nach einander unter ihnen arbeitenden Missionsfamilien und anderer Entmuthigungen wegen, nach etlichen Jahren wieder aufgehoben. Die Reste dieses Volks werden in der nächsten Zeit wohl auch in das Territorium der Indianer verpflanzt werden.

Die Mission unter den Seminolen wurde im Jahr 1848 begonnen. Jetzt nur noch 2000 Seelen zählend, waren sie einst ein mächtiger kriegerischer Stamm. Nach langen Kämpfen mit der weißen Bevölkerung Florida's gewaltsam vertrieben, betrachteten sie sich bei ihrer Ankunft im Territorium als schwer beeinträchtigt und beleidigt, und waren natürlich nicht sehr entgegenkommend im Verkehr mit den Weißen, die sie als ihre Unterdrücker betrachteten. Sie hatten keinen Schulfonds und waren arm und entmuthigt. Ihr geringes Eigenthum gaben sie vielfach vollends um geistige Getränke hin, deren Genuß sie in erschreckendem Maße ergeben waren. Im Jahr 1852 noch klangen die Berichte der Missionare über sie fast hoffnungslos; aber ein stiller Segen von Oben ruhte dennoch auf deren treuer, ausharrender Arbeit. Freudig konnten sie im Jahr 1860 schreiben: „Die früheren Vorurtheile der Seminolen (deren Zahl sich auf 2500 belaufen mag) sind einem ernstern allgemeinen Verlangen gewichen, mehr von der Religion Christi zu erfahren; an die Stelle des Müßiggangs und des Trunks tritt reger Fleiß und Mäßigkeit, und ihre sprichwörtlich gewordene Armuth macht dem Wohlstand und weiser Sparsamkeit Platz. Unter allen südwestlichen Stämmen des Territoriums ist keiner, dessen Zustand im gegenwärtigen Augenblick zu schöneren Hoffnungen berechtigte.“ Der Hauptantheil an diesem erquicklichen Umschwung ist wohl dem Einfluß ihres Oberhäuptlings John Jumper zuzuschreiben, der gründlich belehrt sich in jeder Weise angelegen sein ließ, sein Volk zu Christo zu führen, der die Orik-Sprache lernte, um alle darin übersehten Bibeltheile und Bücher zu lesen und sich, wenn ihn theologische Fragen umtrieben, von den Missionaren Abhandlungen darüber in seiner eigenen Sprache abfassen ließ. Nun folgte die Rebellion mit dem zeitweiligen Rücktritt der Missionare, der Unterbrechung ihrer gesegneten Arbeit und allem Elend, das der Krieg auch über die Indianer brachte. Die Mission ist aber nun wieder aufgenommen,

und ein am Schluß des Jahrs 1866 auf sein früheres Arbeitsfeld zurückgekehrter Sendbote mit Jubel begrüßt worden. Zahlreiche Zuhörer fanden sich mit großer Aufmerksamkeit zur Predigt des Evangeliums ein; die Gemeinde wurde wieder gesammelt, neue Glieder baten um Aufnahme, unter der freundlichen Mitwirkung des allgemein geachteten indianischen Beamten fand die Eröffnung der Schulen statt, und es ist alle Hoffnung vorhanden, den Stamm der Seminolen bald den christlichen Völkern beizählen zu dürfen.

Unter den Tschikasaws dauerte die Arbeit der presbyterianischen Mission nur vom Jahr 1852 bis zum Ausbruch der Rebellion, vor der sich ihre Zahl auf etwas über 5000 Seelen belief. Obgleich ein aufgeweckter und interessanter Stamm, stellten sie sich weniger unter den Einfluß des Evangeliums, als die ihnen benachbarten Tschoktaws.

Der neueste und kürzeste Missionsversuch wurde von der Gesellschaft unter den Kickapu's, einem einst mächtigen Stamm gemacht, der ums Jahr 1856 (nur noch 340 Seelen stark) den nordöstlichen Theil von Kansas einnahm. Die Eröffnung einer Schule war der erste Schritt dazu; etwa 30 Knaben ließen sich zu sehr unregelmäßigem Besuch derselben herbei; Mädchen waren nicht zu bekommen. Krankheit der Missionare und allerlei ungünstige äußere Einflüsse, die ihre Wirksamkeit hemmten, führten schon 1860 die Aufhebung dieser Mission herbei. Im Jahr 1866 zählte der ganze Stamm nur noch 250 Seelen, und jetzt steht seine Verpflanzung in das Territorium der Indianer bevor.

Aus den Berichten anderer Missionsgesellschaften erhellt, daß einzelne Indianerstämme, wie die Tschoktaw und Tscherokei (unter welchen z. B. der American board allein an 2000 Kirchengliedern zählt) bereits für Christianisirung gelten können, während doch die Entwicklung zu einem furchtbaren Gedeihen eine langsame, vielfach gehemmte bleibt. Die in der Union mehrfach beliebte Versetzung der Indianer auf neuen Boden hat dem Fortschritt des Christenthums unfähig geschadet. Wohin man sie auch schickt, überall müssen sie sich auf ein Land begeben, das schon von anderen Stämmen als Jagdgrund angesprochen wird; und sobald die Umgebung ihrer Reservationen von den so viel schneller sich vervielfältigenden Weißen besetzt ist, mehren sich auch die Reibungen mit den Nachbarn, und erhebt sich immer mächtiger die Stimme der Mehrheit, welche auf

ihre Vertreibung drängt. Dazu kommt dann die Betrügerei der Regierungsagenten und das Geschrei der ungebildeten Ansiedler und Händler, daß Schulen und Lehrer für diese Wilden ein sehr entbehrlicher Luxus seien; „sie taugen nicht für die Civilisation, es ist in der Ordnung, daß die großen Fische die kleinen verschlingen“ &c. Was Wunder, wenn ein tiefes Mißtrauen gegen jeden Weißen die armen Ueberreste der Urbevölkerung beseelt und sie am Ende so stumpf für alle geistigen Motive macht, daß sie wirklich unverbesserlich scheinen.

Was soll man aber von einem christlichen Volke sagen, das sich bequem in den Richterstuhl setzt und das Urtheil der Unverbesserlichkeit über seine Nachbarn fällt, um deren Land mit einem Schein des Rechts in Besitz zu nehmen? Ein Deutscher hat neulich auszusprechen gewagt: „Man hat sich aus dem Gesichtspunkt der Humanität über die schreckliche Wahrheit getäuscht, daß es in der That unverbesserliche Bestandtheile der Menschheit gibt, welche auszurotten das einzig Zweckmäßige ist. Kann man es den Yankee's verdenken, daß sie dieses grausame System auf die Rothhäute anwenden? Mit einem einzigen, wenn auch immerhin grausamen Völkermorde wird auf einmal eine Unnatur abgeschnitten, die sich sonst Jahrhunderte fortpflanzen und immer neue Gewaltthaten, immer neues Elend gebären würde. Unsere Vorfahren haben einst in den Grenzprovinzen des römischen Reichs die gänzlich verdorbene Römerrace ausgerottet und haben wohl daran gethan, — sie waren unendlich praktischer als wir es sind. Sie hielten auf ihre Race und dachten: unsere Kinder versorgen, ist besser als Großmuth üben gegen eine fremde verdorbene Race.“*) Wir dagegen glauben, daß es wohl aussterbende, aber keine unverbesserliche Völker gibt; und daß es nicht blos evangelischer, sondern auch wohlfeiler wäre, solchen eine christliche Bestattung angedeihen zu lassen, als sie durch offenen und geheimen Krieg hinzumorden. Doch der Herr ist Richter über die Völker; von seinem festen Thron sieht er Alle, die auf Erden wohnen, und merket auf alle ihre Werke.

*) W. Menzels Literaturblatt 7. März 1868.

Missions-Zeitung.

Der Fortschritt in Madagaskar.

Wie bedeutend die „Oeffnungen“ sind, welche die Boten Christi in das so lang verschlossene Innere der großen afrikanischen Insel einladen, erhellt aus einem Reisebericht des kirchlichen Missionars Campbell, der vor einem Jahre etliche Provinzen mit der Botschaft vom Heil in Christo durchzog. An seinem ersten Sonntag weilte er in Andronaka, wo der Dorfschulze und sein Stellvertreter Christen sind und für den Unterricht der Kinder sorgen, während ein reicher Homachrist den Tatzimos, südländischen Sklaven, predigt. Hier konnte der Missionar auch gleich vierzehn Personen taufen. — In der Provinzialstadt Mananzara waren mehrere der höchsten Beamten Christen; seltener finden sich solche unter den Gouverneuren selbst, aber in vielen Fällen bekennen sich die Vicegouverneure zum Christenthum, und halten wenigstens, da wo sie sich aufhalten, eine Gemeinde von Homas zusammen, wenn sie auch unter den unterjochten Stämmen nicht viel missioniren. — In einem Dorfe bei Batomandry war ein christlicher Beamter durch ein bedenklich geschwollenes Knie zwei Jahre lang festgehalten worden. Als er nun sonntägliches Gebet einführte, war ihm zuerst Alles entgegen; er harpte aber so treu aus, daß am Ende die Mehrzahl der Bewohner sich ihm anschloß und ein Bethaus errichtete, in welchem nun zweimal des Sonntags Gottesdienst gehalten wird. — Die

bevölkerteste Provinz von Madagaskar ist wohl das Vetsileo-Land mit der Hauptstadt Fianarantsoa (südlich von Tananarivo), welche man auf halzbrecherischen Wegen erreicht. Dort auf der Hochebene, wo Kinder und Alte noch vor jedem Weissen davon laufen, konnte doch Campbell durch madagassische Anreden die Heiden so gewinnen, daß ihn die Alten für seine Predigt segneten, und die Kinder ihn singend weiter begleiteten. In der Hauptstadt dieser Provinz haben die Homachristen der Besatzung eine große Kirche gebaut, in der einer von ihnen eine recht gute Rede hielt, worauf auch Campbell mit einer Predigt folgte, die den Hörern viele Seufzer und Zungenschmägen entlockte, die dortigen Zeichen der Billigung. Schaaren von heidnischen Vetsileo schauten zur Thüre und zu den Fenstern herein; alles wollte den Razaha (den Weißen) sehen und hören. Denn hier weiß Jedermann, daß die Razahas alle Dinge erforscht und gefunden haben, außer der Lebensarznei. Campbell suchte ihnen beizubringen, daß ihnen auch diese geoffenbart worden sei. Er wohnte in dieser Hauptstadt bei einem der ersten Schüler vom sel. Miss. Jones, der jetzt dritter Gouverneur geworden ist; Rainisoasaheno heißt der Mann, der gern sein Englisch hervorrief und noch die in der Jugend gelehrten christlichen Nieder sang. Ein alter Vetsileo, der früher als Sklave in die Centralprovinz geschleppt worden war, verbreitete jetzt, nachdem er von

Freunden losgekauft worden, die christliche Lehre unter seinen Landsleuten. Auch hier hatte Campbell fünf Personen zu taufen, wobei viele Zuhörer weinten. Ueber 100 Christen begleiteten ihn dann singend ein Stück seines Weges und die Rührung beim knieend verrichteten Abschiedsgebet war allgemein. Der Christen sind es in dieser Hauptstadt etwa 200, von denen die größere Hälfte getauft ist, und in drei Nachbarstädten gibt es auch „Kirchentinder“ d. h. kleine Gemeinden von zusammen 49 Getauften.

Der Umschwung in Tananarivo erklärt sich zum Theil aus der gesegneten Thätigkeit des Missionsarztes Dr. Davidson. Dieser war drei Wochen lang Tag und Nacht bei der sterbenden Königin, die zuletzt allen Glauben an die Götzen verlor und in ihrer Todesnoth den wahren Gott anrief. Ihre Nachfolgerin, welche gleichfalls immer am Krankenbette weilte, hatte da Gelegenheit, den Trug des Gözendienstes zu durchschauen und ließ darum schon am Tage ihrer Thronbesteigung die Götzen nicht herbeiholen, der erste Fall dieser Art in der Geschichte der Insel.

Aus der Südsee.

Der Sohn des sel. Miss. Williams, gegenwärtig englischer Konsul auf den Samoa-Inseln, schreibt, (März 1866): Die Eingebornen

auf der Ellis-Gruppe sehnen sich über alles, was man bisher erfahren hat, nach Missionaren. So viel liegt ihnen daran, lotu (Evangeliem) zu haben, daß ein Häuptling neulich einem gewissenlosen Kapitän eine englische Bibel um 50 Gallonen Kokoßnußöl abkaufte.

Nachdem in Neutaledonien die eingebornen Lehrer der Londoner vier Jahre lang gearbeitet hatten, sahen sie sich 1845 genöthigt, diese Station aus Mangel an Kräften aufzugeben. Die Insel wurde im Jahr 1852 französisch, und europäische Ansiedler wünschen nun sowohl wie einige Stämme der Eingebornen, daß die Londoner Missionare daselbst eine Station errichten, was aber der Gouverneur nicht gestatten wollte. Die evangelische Allianz hat daher den Kaiser der Franzosen, protestantischen Missionaren in Neutaledonien und den dazu gehörigen Loyalitätsinseln (s. S. 128) freien Eingang zu gestatten, in derselben Weise, wie dieser von der britischen Regierung katholischen Priestern aus Frankreich überall gewährt werde. Der Kaiser hat (18. Juni) diese Bittschrift freundlich angenommen und erklärt, das Benehmen des Gouverneurs sei dessen Verhaltungsbefehlen zuwider, und dieselbe Religionsfreiheit, welche Frankreich genieße, werde auch auf seine Kolonien ausgedehnt werden. Möge das endlich der Fall sein!

Missionsliteratur.

Die Ergebnisse der protestantischen Mission in Vorderindien mit besonderer Berücksichtigung der Leistungen der evangelischen Missions-

gesellschaft in Basel. Ein Versuch von R. Schweizer, Pfarrer in Lauenen, Kanton Bern. Bern, R. H. Mann. 1868.

Der Verfasser dieser Schrift fand sich beunruhigt durch die Angriffe, welche sein vielgenannter Landsmann und Kollege gegen die „pietistische“ Mission veröffentlicht hatte, und suchte sich daher durch eingehendes Studium ein eigenes Urtheil über den Stand derselben zu bilden. Da nun auf den zweiten Schreckschuß des Kritikers hin, eine wie ihn dünkt „völlig unberechtigte Stille auf dem Kampfsplatz“ eintrat, sah er sich veranlaßt, die indische Mission durch Veröffentlichung seiner nüchternen Untersuchung ihrer Ergebnisse gegen die maßlosten Angriffe ihres Gegners in Schutz zu nehmen. Was er gefunden, legt er in klarer übersichtlicher Darstellung dem Leser vor. Ihm will scheinen: 1) daß die numerischen Ergebnisse die sonderbare Kluft, welche die schlimme Mission unter Kulturvölkern von der guten unter Naturvölkern trennen sollte, verschwindend klein erscheinen lassen; 2) daß die Gemeinden durch ihr pietistisches Christenthum nicht gerade sittlich schlechter geworden sind, sondern unter vielem Spreu auch gute Körner enthalten, wie z. B. in der Prüfung, welche der Militäraufstand über sie verhängte, an den Tag gekommen ist; 3) daß die Missionen durch ihre Schulen — nach Professor Sprengers Zeugniß — sich um Erziehung und Aufklärung der Hindu's wirkliche Verdienste erworben haben; 4) daß gebildete Heiden viel milder und anerkennender über die Mission urtheilen als ihre europäischen Gegner. Auf unbefangene Leser wird die sorgfältige Beweisführung den Eindruck machen, daß die Mission unserer Tage, vornämlich die der Basler Gesellschaft, denn doch etwas geleistet habe. Ob sie die Gegner überweisen oder sanfter stimmen wird, ist noch abzuwarten. Der Verfasser freut sich, daß dieselben uns in Aussicht gestellt haben, „in reinerer Absicht, mit größerer Selbstverleugnung, mit unbedingterer Unterwerfung der eigenen Gedanken unter die Gedanken Gottes, mit reicherm Erfolge endlich die Religion der Gottesliebe zu den entferntesten Völkern der Erde zu tragen.“ Darüber können auch wir uns nur freuen. Wenn die Erbitterung über die pietistische Mission die Kraft hat, eine solche Frucht zur Reife zu bringen, so wird jene ohne allen Zweifel sich für überwunden bekennen und ab danken müssen, darf sich dann aber vielleicht rühmen, mit ihren sittlich religiösen Leistungen denn doch nicht unter Null geblieben zu sein, sofern es ihr doch gelungen wäre,

durch das Nichts ihrer Armseligkeit die glücklichere Nachfolgerin ins Leben zu rufen. Mittlerweile darf auf dem diesseitigen Kampfplatz wohl Stille eintreten; es bleibe bei dem Schlußsatz des Verfassers: „Die Kritik der That ist die beste Kritik!“

Missionsgeschichte in Hefen. Grönland mit (2) Abbildungen und einer Karte. Berlin 1868. Verlag des Evangelischen Büchervereins, und bei Wiegandt und Griesen. 52 Seiten. Preis 1½ Sgr.

Das nette Büchlein bildet den Anfang einer christlichen Missionsgeschichte, welche einen abgeschlossenen Theil des Missionsgebiets je in einem Hefte zur Darstellung bringen soll. Im vorliegenden ist das Grönländerleben anmuthig geschildert, dann wird Egede's und der Brüdergemeinde Wirksamkeit nach ihren wichtigsten Seiten erzählt. Wünschenswerth wäre etwa noch eine statistische Uebersicht über den jetzigen Stand dieses Missionsgebiets; eine Missionsgeschichte sollte doch nicht mit dem ersten Drittheil unseres Jahrhunderts schließen.

Die evangelischen Missionsbestrebungen in unsern Tagen, eine Rundschau von Dr. C. H. Kalkar. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Erlangen 1867, A. Deichert.

Diese fleißig ausgearbeitete, mit Wärme geschriebene und doch nüchtern gehaltene Rundschau zu lesen, ist für den, der den Fortschritt der evangelischen Mission mit Aufmerksamkeit verfolgt, ein wahres Vergnügen. Und zwar nicht blos darum, weil sie ihm so manches Resultat der Mission ins gehörige Licht stellt, sondern auch, weil sie einen Anhaltspunkt gewährt, von dem aus das in Zeit von ein paar Jahren gewonnene Neue sich leicht überblicken und an das Alte anreihen läßt. Wie Manches in dieser Rundschau ist doch schon durch Neuere überboten und antiquirt! Sie beginnt z. B. mit Japan und erwähnt dort die Taufe und den Tod eines Erstlings. Nun aber wissen wir schon, daß es der katholischen Mission gelang, in etwa 4000 Japanern den römischen Glauben neu zu beleben, und daß eine schöne Anzahl dafür am Leben gestraft worden ist. Auch die presbyterianischen Missionare haben nun zwei Bekehrte getauft. Die „3000“ Protestanten China's sind bereits auf 4000 vermehrt worden und die Zahl der Orte, auf welchen, meist durch eingeborne Prediger, christliche Gemeinden entstehen, nimmt überraschend schnell

zu. Aus den zwei Erstlingen der Tibet-Mission ist ein Gemeinlein von sechs Seelen geworden. Ein unglücklicher Druckfehler (S. 12) gibt statt 153,816 Christen, die Indien im Jahr 1862 zählte, nur 123,000 an; aber auch sonst erscheint überall ein Wachsthum: aus den 8000 christlichen Kols z. B. sind 10,000 geworden. Miss. Mason in Pegu, von dessen Verirrung die Rede sein mußte, ist in seine frühere Verbindung mit der dortigen Mission zurückgetreten. In Borneo haben die rheinischen Missionare nicht blos auf ihre Stationen zurückkehren dürfen, sondern auch schon nette Fortschritte im Wiedersammeln des Zerstreuten gemacht. Die englische Mission (übrigens im nordwestlichen, nicht wie S. 19 südwestlichen Theile der Insel) zählt bereits über 1700 eingeborne Christen und dehnt sich rasch aus. Unter den Battas auf Sumatra hat Rommenssee nicht blos seine Stellung trotz aller Gefahren behauptet, sondern bereits Hunderte getauft. Die Störung der Mission auf Minahassa ist beseitigt; als neulich die dortigen Christen von irgend welchem liberalen Utrechter durchgehehelt wurden, brachte ein Kolonialbeamter den Lasterer dadurch zum Schweigen, daß er einfach den Ertrag einer Kollekte unter ihnen, die sich auf etliche 1000 fl. belief, in der Zeitung berichtete. Was Java betrifft, so wünschten wir, der Verfasser hätte sich über die „goldenen Worte“, die er von Miss. Hoozoo (nicht Hoozoeg S. 23) anführt, und über „den Ernst, mit welchem dieser besonnene Missionar arbeitet“ vorsichtiger ausgedrückt. Ohne diesen Missionar näher zu kennen, hoffen wir doch für Java weniger von den drei Sendboten der niederländischen Missionsgesellschaft, als von den neuen Kräften, welche aus glaubigeren Kreisen nach jener lange schmählich vernachlässigten Insel abgehen.

Glücklicher noch, als die Rundschau andeutet, geht das Werk der Mission im englischen Nordamerika vor sich; an die christliche Niederlassung Metlakatla reihen sich bereits jüngere Unternehmungen mit gleich gedeihlichem Fortgang an. Die Mission auf der Moskitoküste hat sich von ihrem Schlag (durch den Erkan des Jahres 1865) erholt, während freilich die Heimsuchungen Westindiens noch fortbauern. — Die schwere Arbeit der Brüdergemeinde in Australien ist eine zusehends lohnendere geworden; in Neuseeland, obgleich es noch nicht beruhigt ist, scheint doch die neue Religion der Paimarire (welches nicht, wie S. 44, der Name ihres Stifters ist) im Niedergang befindlich, seit ihr Prophet seinen Irrthum selbst öffentlich bekannt

hat. Das große Werk auf den Fidjschi-Inseln gelingt fortwährend, namentlich nachdem im Sommer 1867 der erste Missionar als Opfer des heidnischen Hasses gefallen ist (doch sollten statt „110,000 Glieder der Gemeinde“ S. 48 nur 109,000 Seelen, die sich zum Christenthum halten, worunter 17,800 Gemeindeglieder, aufgeführt werden).

In Abessinien sind nun die gefangenen Missionare befreit, ohne daß wir fürchten müßten, daß „die dort ausgestreute Saat zertreten ist“. Das Unternehmen der Freimethodisten in Ostafrika ist nicht (wie S. 54) mißglückt; christliche Sendboten nähern sich bereits den Gallas. Die Zulus in Südafrika, so irdisch gesinnt sie sein mögen, zeigen sich doch mehr und mehr empfänglich für christliche Lehre, wenn auch viele Früchte der methodistischen Erweckung des Jahres 1866 keinen Bestand haben sollten. „Die französische Kirche im Basutolande ist zerstört;“ sie schien es nur und lebt bereits wieder auf, da durch das Einschreiten der englischen Regierung die harten Maßregeln der Bauernrepublik nicht zur Ausführung kommen. Von Südafrika überhaupt hat Direktor Wangemann gründliche und erquickliche Berichte zurückgebracht, und an die rheinische Mission, so schwer sie gerade jetzt geprüft wird, schließt sich nun bald eine finnische Station in neuaufgeschlossenen Gebieten an. Ist aus Abeokuta die Mission zeitweilig vertrieben worden, so tröstet darüber die nunmehr erfolgte Rückkehr der Christen in einige Stadttheile und der erfreuliche Fortschritt, der in Bonny auf der Goldküste und in Calabar erzielt worden ist. Wie wunderbar endlich in Madagaskar, für das der Verfasser fast nur Befürchtungen äußert, die Sachlage sich gewendet hat, brauchen wir unsern Lesern nur anzudeuten.

Leider sind in dem schätzbaren Schriftchen viele Namen etwas entstellt (S. 4 lies Daimios, 7 Loehart, 10 Jäschke, 15 Rattar, 21 Bez in Bungabondar, 39 Schmidt, 47 Atger, Lagoon-Inseln, 52 Bronthorst, 67 Iwe Trohin, 68 Townsend). Die Missionare auf Hawaii S. 45 sind theils Congregationalisten, theils Presbyterianer; S. 48 dürften die Worte „in Nabolaugat“ gestrichen werden.

Register.

Abeokuta, westfr. Stadt, 90, 301.
 Abdis, Miss., 389.
 Ahnenerverehrung, die, in China, 469 ff.
 Albrecht, Miss., 258.
 Antananarivo, Hauptstadt auf Madagaskar, 81 ff., 509.
 Anderson, John, Miss., 305 ff., 357.
 Appelt, Miss., 392.
 Asfar Hadshi Mahmud Oglu, 420 ff.
 Ausbreitungsgesellschaft, die, in Madagaskar, 223.
 Badger, Rev., 214, 345.
 Baierlein, Miss., 392.
 Baker, Miss., 91 f., 405.
 Baldäus, Phil., Miss., 129.
 Bärenbrud, Miss., 258, 264.
 Beschi, Joseph Constant, kath. Miss., 98 ff.
 Bibelgesellschaft, die brit. und ausländ., 255 f.
 Blumhardt, Inspektor, 285, 481.
 Blyth, Miss., 319.
 Bövingh, Miss., 136 ff.
 Braidwood, J., Miss., 308 ff.
 Breithaupt, Miss., 186.
 Brito, Joh. de, Jesuit, 97 f.
 Brossard Corbery, Baron von, 6.
 von Brunn, Pfarrer, 482, 491.
 Burns, Miss., 423 ff.
 Butscher, Miss., 258.
 Caldwell, Miss., 289.
 Calvert, Miss., 376, 381 ff.
 Campbell, Miss., 171, 319.
 Cargill, Miss., 341 ff., 373 ff.
 Chaplin, Dr., 92.
 Coates, Danbeson, 492.
 Cordes, Miss., 354 ff., 385, 391.
 Cotton, Bischof, 289.
 Cousins, Miss., 427.
 Groß, Miss., 341 ff., 383 ff.
 Growther, Bischof, 90.

Dal, Miss., 148.
 Davidson, Miss. Dr., 74 ff., 509.
 Dougherty, Miss., 500.
 Drummond, Miss., 318.
 Duff, Alex., Miss., 305.
 Dupré, französ. Commodore, 27, 78 ff.
 Einsiedel, Graf, 357.
 Ellis, Miss., 6 ff., 71 ff., 115 ff., 158 ff.
 Fabricius, J. Ph., Miss., 182 ff.
 Falkeisen, Antistes, 482.
 Fenn, D., Miss., 223.
 Fidschi-Inseln, die, 290 ff., 326 ff., 371 ff., 396 ff.
 — Ansiedlungen, 293 f.
 — Götzendienst, 296 ff.
 — Klima, 292.
 — Land und Leute, 290 ff.
 — Menschenopfer, 297.
 — Menschenfresserei, 330 f.
 — Mission, 340 ff., 371 ff., 396 ff.
 — Privatleben, 331 f.
 — Regierungssystem, 326.
 — Sitten und Gebräuche, 333 ff.
 — Sprache, 294.
 Fiellstedt, Miss., 274.
 Fletcher, Miss., 274.
 Friis, Pastor, 209.
 Ford, Miss., 398.
 Gagnebin, Pfr., 484.
 Garo-Mission, die, 228.
 Geibel, Pastor, 444 f.
 Geister, Miss., 184.
 Gell, Bischof, 223.
 Geride, Miss., 258.
 Gesellschaft, die gemeinnützige, in Uttrarpara, 409 ff.
 Glasell, Miss., 385.
 Gobat, Miss., 489.
 Graul, Dr. Karl, 353 ff., 385 ff.
 Greiner, Miss., 490.

Gründler, Miss., 136 ff.
Güglaff, Miss., 258.

Hagenbach, Prof., 482.

Hagerup, Pastor, 209.

Hahn, Hugo, Miss., 175.

Hall, Miss., 223.

Hassius, Commandant in Trankebar, 131 ff.

Haubroe, Miss., 264.

Hazlewood, Miss., 398.

Hebich, Friedr. Karl, Pfarrer, 434 ff.

— Samuel, Miss., 285, 303 f., 361 f., 434 ff., 481 ff.

Henderson, Missionsarzt, 218 ff.

Herrnhuter in Trankebar, 180.

Hey, Miss., 170.

Hislop, Miss., 317.

Holbing, Miss., 170.

Hough, Miss., 289.

Hunt, Miss., 373, 379 f.

Hüttemann, Miss., 225 ff.

Jänike, Joh., Miss., 233, 257 f.

— Jos. Daniel, 257.

Japan, Verhaftung von Christen, 174.

— Einrichtungen, 425.

Jbadan, afr. Missionsstation, 301.

Jerusalem, 92.

v. Imhoff, Gouverneur, 187.

Indianer, die, in Nordamerika, 495 ff.

John, Miss., 257 ff.

Johnston, engl. Gesandter, 27 ff., 78 f.

— R., Miss., 306 ff.

Jordan, Miss., 136 ff.

Jouen, Vater, 6, 77.

Frion, Miss., 282.

Jung = Stilling, 259.

Kämmerer, Miss., 260.

Kaste, die, in Indien, 363 ff.

Kesab Tschandra Sen, Brahma, 463 ff.

Kiernander, Miss., 182 ff., 225.

Kildal, Miss., 210 f.

Kindlinger, Miss., 264.

Kistenmacher, Miss., 148.

Kohlhof, Miss., 261.

Kolonisationsgesellschaft, die, auf Madagaskar, 79.

Kremmer, Miss., 387.

Lappen, die, und die Mission unter denselben, 195 ff.

Lawrence, Sir John, General-Gouverneur, 463 ff.

Lechler, Miss., 282 f.

Leem, Rund, Miss., 509 f.

Lehner, Miss., 490.

Livingstone, Dr., 173, 224, 348 f.

Loftadius, Propst, 248.

Loyalitäts = Inseln, die, 128.

Lyth, Miss., 373, 377.

Macdonald, Miss., 464.

Macintosh, Miss., 321.

Madagaskar, 4 ff., 71 ff., 115 ff., 153 ff.,

291, 380 ff., 399 ff., 426 ff., 508 f.

Madsdotter, Maria Magb., Lappenmädchen, 247.

Malan, Dr., 486.

Marriott, engl. Lehrer, 482.

Maundrell, Miss., 171.

Mbau, Hauptstadt der Fidschi = Inseln, 291, 380 ff., 399 ff., 426 ff.

Meischel, Miss., 392.

Middleton, Bischof, 263.

Milman, Bischof, 466.

Mission, die, auf den Fidschi = Inseln, 340 ff., 396 ff.

— unter den Indianern Nordamerikas, 496 ff.

— in Indien, 411 ff.

— unter den Lappen, 195 ff., 242 ff.

— in Madagaskar, 6 ff., 49 ff., 71 ff., 153 ff.

— in Madras, 223 f.

— unter den Nestorianern, 214 ff.

— im Tamilland, 31 ff., 49 ff., 97, 129 ff.

— in Tinnéveli, 264 ff.

Missionare auf d. Loyalitäts = Inseln, 128.

— prot. u. kathol., im Tamilland, 102 ff.

Missionsgesellschaft, die Dresdner, 354.

— kirchliche, in Madras, 233.

— Londoner, in Madras, 222.

— norwegische, 173.

Missionskollegium, dänisches, 208, 355.

Missionskonferenz, die, in Madras, 223 f.

— in Ottamund, 389.

Monro, Kollektor, 271.

Moore, Miss., 405.

Mögling, Miss., 362.

Müller, J., Miss., 274, 283 f.

Mylus, Miss., 385.

Nannestad, Bischof, 209 f.

Napier, Lord, Gouverneur, 223.

Nehemia Nilakantha, Brahmane, 447 ff.

Niemeyer, Dr., 357.

Nyländer, Miss., 258.

Ochs, Miss., 354, 388, 391 ff.

Orfan auf Mauritius, 302.
 Oschielle, afr. Missionsstation, 301.
 Otta, afr. Missionsstation, 301.
 Duchterlong, Miss., 389.
 Pacalt, Miss., 258.
 Pakenham, Miss., 282.
 Pätzold, Miss., 261.
 Perkins, Miss. Dr., 345.
 Pettitt, Miss., 282.
 Plütschau, Miss., 130 ff.
 Pohle, Miss., 232, 240, 261.
 Polzenhagen, D., Miss., 225.
 Pressier, Miss., 178 f.
 Duäker auf Madagaskar, 173.
 Radama II, König von Madagaskar,
 3 ff., 73 ff., 88 ff., 115 ff., 125 ff.
 Ranavalona, Königin von Madagaskar,
 3 ff. Die zweite 427, 509.
 Rasoherina, Königin von Madagaskar,
 154, 164, stirbt 426.
 Nassam, brit. Consul, 214, 345.
 Renner, Miss., 258.
 Rhenius, Miss., 258 ff.
 Riedel, Miss., 258.
 Robert bei Nobili, kath. Miss., 49 ff.
 Rosen, Miss., 282.
 Rottler, Miss., 261, 263.
 Röhrich, Prediger, 247 f.
 Ryan, Miss., 170.
 Sandreczky, Miss., 92, 214.
 Schaffter, P., Miss., 273, 289.
 Schmelen, Miss., 258.
 Schmid, Bernh., Miss., 263, 283, 289.
 Schnarre, Miss., 258 ff.
 Schreyvogel, Miss., 258, 260, 284.
 Schulze, Miss., 148 ff., 177 f., 225.
 Schwarz, Chr. Friedr., Miss., 191, 225 ff.
 Schwarz, Miss., 354.
 Seemann, Botaniker, 403.
 Smythe, engl. Oberst, 402.
 Somosomo, Fidschi-Insel, 372 ff.
 Spleiß, Antistes, 438.

Stählin, Miss., 392 f.
 Stag, Miss., 74 ff.
 Staudt, Candidat, 482.
 Steinkopf, Dr., 489.
 Stockfleth, Pfr., 211 ff.
 Südafrika, Entdeckungsreise in, 175.
 Symonds, Miss., 223.
 Tamatave, madagass. Stadt, 8 ff., 170.
 Tamil-Mission, die, 31 ff., 49 ff., 97 ff.,
 129 ff., 177 ff., 223, 225 ff., 257 ff.,
 305 ff., 354 ff.
 Tellström, Katechet, 246.
 Thakombau, König der Fidschi-Inseln,
 380 ff., 401 ff.
 Toy, Miss., 74 ff.
 Uttarpura, Stadt in Bengalen, 412 ff.
 Vertrag zwischen England und Madagaskar, 120.
 — zwischen Frankreich und Madagaskar, 79.
 Viktor von Schönburg, Fürst, 490.
 Walther, Miss., 175 f.
 Wamua Lewu, Fidschi-Insel, 291 ff.,
 396 ff.
 Waterhouse, Miss., 382.
 Watsford, Miss., 398.
 Wendlandt, Miss., 392.
 Werner, Candidat, 482.
 Wesleyanische Mission, die, in Madras,
 224.
 Westen, Thomas von, Theolog, 208 f.
 Williams, Miss., 327, 374, 496 ff.
 Wilson, Miss., 400.
 Winkler, Miss., 264, 289.
 Witi-Lewu, Fidschi-Insel, 290 ff.
 Wolf, Miss., 391 f.
 Wolters, Miss., 482.
 Wright, Miss., 503.
 Xavier, Franz, kath. Miss., 34 ff.
 Ziegenbalg, Miss., 130 ff., 177 f.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt: Die Bibel auf Elba. 1868.
Nr. 4. 1. Die Insel und ihre Bewohner. 2. Wie die Bibel dahin kam.
3. Pasquina. 4. Ein seliger Heimgang.
Amerikanische Bibelgesellschaft.

Die Bibel auf Elba.

1. Die Insel und ihre Bewohner.

Der Name der kleinen italienischen Insel Elba klingt in den Ohren von uns älteren Leuten, die wir die großen Geschichten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts zum Theil noch mit durchlebt haben, fast wie ein Märlein und weckt tausend bedeutungsvolle Erinnerungen auf. Dorthin war es ja, daß 1814 nach der Einnahme von Paris durch die Allirten der gewaltige Dränger und Zwingherr Europa's, Napoleon der Erste, verwiesen ward. Der Mann, dem die Gränzen unsres Erdtheils für seinen Ehrgeiz und seine Herrschbegierde zu eng waren, sollte nun mit dem Besiz eines kleinen Eilands, das kaum 17,000 unwissende Fischer, Matrosen und Bergbewohner zählt, sich zufrieden geben und nur in dem Kaisertitel, der ihm wie zum Spott belassen ward, eine schmerzliche Erinnerung an verschwundene Größe bewahren. Daß er es dort, nachdem er vom 3. Mai 1814 bis zum 26. Februar 1815 sich ruhig verhalten hatte, nicht aushalten konnte, war ja nicht zu verwundern. Noch einmal setzte er durch seine Landung in Frankreich die europäische Welt in die höchste Aufregung, bis er nach hundert

Tagen in der Schlacht bei Waterloo der Uebermacht seiner Gegner erlag, um nun auf einer noch kleineren, einsameren Insel des Meeres, auf St. Helena, seinen traurigen Wohnsitz aufzuschlagen und zu sterben.

Die Insel Elba, welche früher zum Großherzogthum Toskana gehörte, ist nur durch einen zwei Stunden breiten Meeresarm vom italienischen Festland getrennt. Steile, buchtenreiche und zerrissene Ufer steigen großartig aus dem Meer empor. Die Oberfläche der Insel, von drei Gebirgszügen durchlaufen, bietet eine Fülle von erhabenen Naturschönheiten dar. Kahle majestätische Gebirgshäupter wechseln mit niedrigeren Hügelreihen, mit fruchtbaren Thalgründen und waldbreichen Flächen. Mehr als die Hälfte der Insel ist mit herrlichen Wäldern bedeckt; nur der achte Theil des Bodens ist angebaut. Das Klima ist gesund und mild. An Quellen ist Ueberfluß vorhanden. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Weinbau, Eisenbergbau und Fischerei. Die Küstenbewohner, Männer und Knaben, sind fast beständig auf dem Meer. Der wichtigste Handels- und Ausfuhrartikel ist das vortreffliche Eisen, an dem die Insel unerschöpflich reich ist. „Für den Touristen,“ so schreibt Einer, der kürzlich dort war, „bietet Elba unerschöpfliche Reize großartiger Landschaftsbilder dar. Seine steile majestätische Felsenküste, durchbrochen von vielgestaltigen Buchten und Einschnitten, steigt bis zu den erhabensten Gebirgsgipfeln empor, von wo das Auge rings umher die entzückendsten Schönheiten einer unvergleichlichen Natur überschaut. Um das Giland her ragen kleinere Inselchen wie Vorposten aus dem immer bewegten Meere empor. In der Ferne erhebt sich im Halbkreis die buchtenreiche Küste von Toskana, umsäumt von den schäumenden Meereswellen. Dieser ferne malerische Küstenfaum steigt allmählig zu Hügeln empor, von denen die weißen Mauern bekannter Städte herübergeschimmern. Höher hinan auf den einzelnen Berggipfeln erkennt das Auge die ernstesten Ueberreste halbzerfallener Burgen und Schlösser vergangener Zeiten, bis das ganze Bild im Hintergrunde sich abschließt mit dem erhabenen Gebirgskranz der Apenninen.“

Aber je herrlicher die Natur dieser Insel von der Hand des Schöpfers ausgestattet ist, um so trauriger sah es bis vor wenigen Jahren bei ihren Bewohnern aus. Elba stand, wie schon erwähnt, politisch unter der Herrschaft des Großherzogs von Toskana,

kirchlich unter der geisttödtenden Gewalt des römischen Papstthums und seiner unwissenden fanatischen Priester. Kein Strahl des reinen Evangeliums durfte in diese dicke geistliche Finsterniß dringen, und wer es dennoch wagte, die Bibel zu lesen und sich an ihrem beseligenden Lichte zu erquicken, wie z. B. der vielbekannte Francesco Madaia und seine treffliche Ehegattin, der ward in den finstern Kerker von Florenz unschädlich gemacht. Aber wie in Toskana, so sah es im Grunde bis vor wenigen Jahren in ganz Italien aus. Dieses schöne Land mit seiner reichbegabten Bevölkerung glich einem Todtenfelde, wo Alles voll Todtengebeine lag, und wo wie aus einem ungeheuren Grabe nichts als Geruch der Verwesung aufstieg. Nur ein einziger italienischer Fürst hatte, unterstützt von seinem großen Minister, den Muth, durch ein neues Staatsgesetz die Macht der römischen Kirche in seinem Lande zu beschränken und dem Volke den Segen voller Glaubens- und Gewissensfreiheit zuzuwenden. Es war König Viktor Emanuel von Piemont mit seinem Minister Cavour. Das wirkte wie ein belebender Hauch frischer Bergluft auf die Piemontesen. Man fieng im Lande an, nach der Quelle der Wahrheit, nach dem Worte Gottes zu fragen und mit demselben die Lehren und Gebräuche des Papstthums zu vergleichen. Die Bibelgesellschaften in England und Amerika sorgten dafür, daß die italienische Bibel um billigen Preis einem Jeden zugänglich wurde, und die altehrwürdigen Waldensergemeinden, die einst von den Vorfahren Viktor Emanuels so grausam und blutig verfolgt worden waren, aber dennoch an ihrem Glauben festhielten, fiengen an, sich zu regen und unter dem Schutze der neuen Geseze eine Reihe von Bibelträgern, Evangelisten und Predigern durchs ganze Land zu senden, biblische Versammlungen einzurichten und evangelische Gemeinden zu gründen. Ueber dem kleinen Piemont war ein neuer schöner Tag angebrochen.

Während aber in diesem nordwestlichen Winkel Italiens so Großes vorgieng, hielten die übrigen italienischen Fürsten in ihrer Verblendung nicht nur am alten System des grausamen Glaubenszwanges fest, sondern verschärften noch die Maßregeln gegen das Eindringen biblisch-evangelischer Wahrheit. Zwar mußte der Großherzog von Toskana den dringenden Bitten und Mahnungen mehrerer evangelischer Fürsten und einflußreicher Deputationen aus England, Preußen, Frankreich u. nachgeben und die Eheleute Madaia aus

dem Kerker entlassen*); aber im Uebrigen blieb Alles beim Alten, bis im Jahr 1859 der Sturm der Gerichte Gottes diese bibelfeindlichen Fürsten Italiens aus ihren Ländern jagte, ihre Throne umstürzte und ihre Staaten in die Hände Viktor Emanuels übergab. Seitdem ist in ganz Italien (die römischen Staaten ausgenommen) vollständige Glaubens- und Bekenntnißfreiheit proklamirt, die Bibel hat freien Lauf, evangelische Gemeinden haben sich allenthalben zu bilden angefangen, und die Tyrannei der päpstlichen Priesterschaft ist — wenigstens den Anfängen nach — gebrochen. Seit jener Zeit ist es auch auf der Insel Elba anders geworden. Lasset uns sehen, welcher Mittel und Wege der Herr sich bediente, um seiner seligmachenden Wahrheit dort Eingang zu verschaffen.

2. Wie die Bibel dahin kam.

Es war im Jahr 1855, daß Madiai, getrieben von der Liebe Christi, sich in Nizza, das damals noch zu Piemont gehörte, niederließ, um die zahlreichen Schiffe, die dort anlegten, zu besuchen und den Kapitänen sowie der Mannschaft das Wort Gottes zum Kauf anzubieten. Unter diesen Schiffen befand sich auch ein kleines Fahrzeug von der Insel Elba, dessen Kapitän mit besonderem Interesse das ihm angebotene Neue Testament annahm und bezahlte. Von Stund' an fieng er an darin zu lesen, und auf der Heimreise wurde das Buch der Hauptgegenstand seines Forschens und Nachdenkens. Auch fiel das neue Licht, das ihm aus demselben entgegenstrahlte, mit solcher Kraft in seine Seele, daß er nicht blos selbst zum freudigen Glauben an die göttliche Wahrheit durchdrang, sondern auch nach der Rückkehr in seine Heimath (es war das Seestädtchen Rio Marina) mehrere seiner nächsten Angehörigen zum Glauben zu führen die Gnade hatte. Freilich durfte das Buch um der römischen Priester willen, welche damals noch mit unbeschränkter Gewalt über die Gewissen auf Elba herrschten, nur heimlich gelesen, und mußte dann jedesmal nach dem Lesen wieder an irgend einem möglichst geheimen und unzugänglichen Ort des Hauses versteckt wer-

*) Sie wurden aus dem toskanischen Lande verbannt und fanden zuerst in Genf, später in den Staaten des Königs Viktor Emanuel gastliche Aufnahme, wo Madiai noch heute als Bibelfolporteur unter seinen Landsleuten wirkt.

den. Aber trotz aller ängstlichen Vorsichtsmaßregeln ward es doch bald ruckbar, daß man in des Kapitäns Hause das verbotene Buch lese, und die Folge davon war, daß er und die Seinigen mit mancherlei widerwärtigen Plackereien, z. B. Hausdurchsuchungen, Verhören u. gepeinigt, ja mit den schwersten Strafen bedroht wurden. Durch Gottes Gnade jedoch blieben sie nicht bloß der erkannten evangelischen Wahrheit treu, sondern wurden auch von schwereren Prüfungen verschont.

Da brach im Jahr 1859 auch für Elba der heiß ersehnte Tag der Religions- und Gewissensfreiheit an. Die Alleinherrschaft der Priester war gebrochen, und ein Jeglicher konnte, ohne Kerker, Verbannung und andere, vielleicht noch schwerere Strafen fürchten zu müssen, frei und ungestört seines Glaubens leben. Das war der schönste Tag in dem Leben unseres Kapitäns, — ein Freuden- und Jubeltag für sein ganzes Haus. Von nun an ward Alles anders. Nicht mehr insgeheim, sondern frei öffentlich wurde das Wort Gottes im Hause gelesen, und man lud wohl auch die nächsten Verwandten und Nachbarn dazu ein, so daß nach und nach aus jenen zwei oder drei ersten Erweckten in Rio Marina eine kleine Gemeinde geworden ist, die jetzt unter der treuen Leitung und Pflege eines waldischen Pfarrers steht. Sie versammelt sich unter dem Schutz des Gesetzes jeden Sonntag regelmäßig zum evangelischen Gottesdienst, läßt ihre Kinder nach evangelischem Ritus taufen, ihre Todten nach evangelischer Sitte bestatten. Gegenwärtig besteht für die Kinder der Evangelischen vorerst nur eine Elementarschule in einem gemietheten Lokal; aber bereits ist ein größeres Schulhaus im Bau begriffen, wo nicht bloß einfacher Elementarunterricht, sondern auch eine höhere Schulbildung soll erteilt werden, so daß für die Bedürfnisse von Rio Marina alsdann genügend gesorgt ist. Diese Schule ist um so wichtiger, als ohne Zweifel auch viele katholische Eltern ihre Kinder dahin schicken werden, weil von katholischer Seite gegenwärtig für eine bessere Jugendbildung auf Elba fast gar nichts gethan wird. So kann und wird dieselbe unter Gottes Segen eine Pflanzschule des Evangeliums werden.

Ein christlicher Freund, der im Jahr 1865 Rio Marina besuchte, schreibt über die beiden damals bestehenden Schulen, die Elementar- und die Sonntagschule: „Nichts war wohlthuernder als einestheils die Reinlichkeit und Ordnung, die in den Schulen herrschte, andern-

theils die leichte Fassungsgebe wahrzunehmen, mit der die Kinder Alles was gelehrt wurde, schnell verstanden und zu ihrem Eigenthum machten. Der ganze Unterricht ist auf die heilige Schrift gegründet. Die Schüler in der Elementar- wie in der Sonntagschule sind meist Mädchen (in jeder etwa 40); denn da die zum Evangelium sich bekennenden Hausväter größtentheils arme Fischer und Seefahrer sind, so nehmen sie ihre Knaben, sobald sie nur ein Schiffsseil zu halten oder eine Segelstange zu handhaben im Stande sind, mit sich aufs Meer.“

Weiter heißt es in dem Berichte jenes Reisenden: „Eine Abendschule für Erwachsene, die freilich nur in den Wintermonaten besteht, wird ganz vom Geistlichen geleitet. Sie wird vorzugsweise von jungen Männern besucht, die in den Eisenbergwerken beschäftigt sind. Sie begann 1865 mit acht jungen Leuten und zählte schon im folgenden Jahr 40. Ihre Bedeutung für die sittliche und religiöse Hebung des Volks ist unberechenbar.

„Die Sonntagschule wird zahlreich und regelmäßig, selbst von älteren Personen besucht. Der Geistliche ist immer anwesend und benützt jede Gelegenheit, um die evangelische Wahrheit den Gemüthern nahe zu bringen. Es ist oft rührend, mit welcher Begierde, die sich im Blick und allen Geberden ausdrückt, das Wort von der freien Gnade in Christo aufgenommen wird.

„Die Kirche, die mit Ende 1864 eröffnet wurde, ist ein überaus hübscher, einfach gothischer Bau. Sie hat bequeme Sitzplätze für 150 Personen, kann aber die doppelte Zahl fassen. Der Gottesdienst, der nach der schottisch-presbyterianischen Form eingerichtet ist, wird gut besucht, freilich meist von Frauen, weil die Männer fast das ganze Jahr auf dem Meere sind. Die anständige Kleidung der Kirchgänger und ihre tiefe Andacht beim Vorlesen des göttlichen Wortes, bei der Predigt und beim Gebet, und die Innigkeit des Gesangs ist überaus wohlthuend.

„Während meines Umgangs mit den evangelischen Brüdern in Rio Marina konnte ich mich nur über ihren würdigen Wandel, ihren Ernst im Christenthum und ihren Fleiß im irdischen Beruf freuen. Ihre Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit in Handel und Wandel stößt selbst ihren Widersachern Achtung ein. Die Bibel, die einst für sie das unbekannteste Buch in der Welt war, findet sich nun ebenso in allen Häusern der Evangelischen wie bei uns, und merk-

würdiger Weise wird sie je länger je mehr auch in den katholischen Familien fleißig und gerne gelesen."

So schreibt jener Freund, und wenn man bedenkt, wie wichtig Rio Marina als ein Leuchter evangelischer Wahrheit für alle umliegenden Gegenden werden kann, so muß unser Interesse für diese Stadt mehr und mehr zur Fürbitte werden, daß der Herr sie zu einem weithin sichtbaren Leuchtturm machen möge, dessen Glanz erleuchtend und rettend in die umliegenden Länder hineinscheine. Wir bemerken nur noch, daß die italienische Regierung gegenwärtig dort einen schönen Hafen erbauen läßt, der dem zunehmenden Handelsverkehr und der wachsenden Bedeutung des Ortes entspricht. Denn Schiffe aller Flaggen und Größen gehen dort beständig ab und zu, um Ladungen jenes köstlichen und unerschöpflichen Eisenerzes einzunehmen, an welchem die Insel so reich ist.

3. Pasquina.

Wir können aber diese Skizze von der „Bibel auf Elba“ nicht schließen, ohne die Geschichte eines Kindes hier beizufügen, die in einem italienischen, von Protestanten geschriebenen Blatte veröffentlicht wurde, und so reich ist an unvergleichlich köstlichen Zügen, daß man sie nicht ohne Nührung und Erbauung lesen kann. Wir geben sie hier in derselben kindlich-einfachen Form, wie sie im italienischen Original sich findet.

Das liebe Kind, an dessen Herzen der Geist Gottes so frühe zu wirken anfieng, und dessen kurze Erdenwallfahrt so reich an Früchten der Liebe und des Glaubens war, hieß Pasquina Regini. Sie wurde im Jahr 1856 von katholischen Eltern in Rio Marina geboren. Schon sehr frühe fieng sie an, eine katholische Volksschule zu besuchen, und dieß machte ihr um so mehr Freude, da sie die Lehrerin herzlich liebte, gleichwie diese hinwiederum ihre Schülerin besonders werth hielt.

Als nach Gottes Rath jener Fürst, der die Predigt des Evangeliums in Toskana immer mit den schwersten Verfolgungen und Strafen bekämpft hatte, vom Thron steigen mußte, und die Glaubens- und Bekenntnißfreiheit in jenen Gegenden Italiens proklamirt wurde, da konnte das Wort Gottes, trotz den Ränken und Ver-

wünsungen der katholischen Priester, auch auf der Insel Elba, das zu Toscana gehörte, frei und öffentlich verkündigt werden. In Folge davon wandten sich Viele von der römischen Kirche und ihren Irrthümern ab und bildeten unter sich eine evangelische Gemeinde, die nach den Vorschriften des Wortes Gottes eingerichtet war.

Zu diesen gehörte auch Pasquina's Lehrerin. Sie schloß ihre katholische Schule und eröffnete dafür die erste evangelische Schule zu Rio Marina. Die arme Pasquina wäre gar zu gern ihrer geliebten Lehrerin auch in die neue Schule gefolgt; aber ihre Mutter, welche eine bigotte Katholikin war, ließ es nicht zu, und schickte sie in eine andere katholische Schule. Pasquina folgte in kindlichem Gehorsam; aber als sie durch andere Kinder vernahm, was für schöne und köstliche Dinge in der neuen evangelischen Schule gelehrt wurden, ward ihre Sehnsucht nach ihrer früheren lieben Lehrerin nur um so stärker. Sie hatte überdies eine Tante, welche bereits auch zu den „Bibelchristen“ gehörte. Zu ihr kam Pasquina öfters und fand dort einmal einige gedruckte Gebete. „Ach was für herrliche Gebete sind das!“ rief sie entzückt; „sieh nur, Tante! Warum lassen mich denn meine Eltern nicht auch zu den Evangelischen gehen?“ — Zuweilen, wenn sie sich allein glaubte, konnte man sie laut vor sich hin sagen hören: „Ach mein Herr und Gott, wenn mein Vater von der Seefahrt heimkehrt, mach' doch, daß er mich in die evangelische Schule gehen läßt!“ Und siehe da, als der Vater von einer langen Seereise heimkehrte, ward ihr Gebet zu ihrer unaussprechlichen Freude erhört.

Von nun an machte sie in der neuen Schule und unter der Leitung ihrer geliebten Lehrerin ungewöhnliche Fortschritte im Lernen. An Weihnachten 1863 erhielt sie den ersten Preis. In der ganzen Schule war kein Kind, das mit so viel Verständniß, Anmuth und Ausdruck zu lesen verstand als Pasquina. In kurzer Zeit lernte sie mehrere Psalmen und andere Abschnitte der heiligen Schrift auswendig. Das Wort Gottes liebte sie so von Herzen, daß sie oft zu sagen pflegte: wenn ihr Vater von der Reise heimkehre, werde sie ihn nicht um ein neues Kleid, sondern um etwas viel Köstlicheres — um eine Bibel bitten. Als sie hörte, daß manche evangelisch gesinnte Frauen aus Furcht vor ihren katholischen Männern ihr Neues Testament unter dem Strohsack oder sonstwo zu verbergen pflegten, sagte die eifrige Kleine zu ihrer Mutter: „Wenn ich so glücklich wäre,

eine Bibel zu besitzen, so würde ich sie ohne alle Verheimlichung lesen. O lieber Herr Jesu, warum sollte man denn Dein süßes Wort verstecken?"

Einmal erhielt sie von ihrer Lehrerin eine Rüge, weil sie ihre Aufgabe nicht gelernt hatte, — ein Fall, der noch nie bei ihr vorgekommen war. Pasquina stand schweigend, mit niedergeschlagenen und thränengefüllten Augen da, ohne sich zu entschuldigen oder sich selbst zu rechtfertigen, obgleich sie beides mit vollem Recht hätte thun können. Denn es stellte sich nachher heraus, daß sie in ihrer Mutter Haushaltung so mit Geschäften in Anspruch genommen worden war, daß sie nicht mehr die nöthige Zeit zum Lernen ihrer Aufgabe fand.

Selbst ihre kleinen Spaziergänge machte sie selten, ohne ein Büchlein mit sich zu nehmen. Oesters pflegte sie mit ihren Gespielen auf den Hügel über der Stadt zu gehen, wo der evangelische Kirchhof beschattet von schönen Bäumen liegt. Hier unter den Mauern des Gottesackers sangen die Kinder dann gewöhnlich die Lieder miteinander, die sie in der Schule gelernt hatten. Bei einer solchen Gelegenheit sagte eines der Kinder: „Wer weiß, welches von uns das erste sein wird, das man auf diesem Kirchhof begräbt?“ — „Lasset uns das Loos ziehen,“ fiel ein anderes ein. Dieß geschah, und das Loos fiel auf Pasquina, die ganz gegen die Erwartung ihrer Gespielen nicht nur nicht betroffen oder betrübt, sondern ganz freudig darüber wurde.

Ihre zwei Brüder, von denen der eine jünger, der andere älter als sie war, besuchten, wie Pasquina selbst, die Sonntagschule. Da war es nun immer ein Anliegen der liebenden Schwester, daß die beiden Brüder ihre Aufgaben gut lernen, und deshalb half sie ihnen dabei, so viel sie konnte. Nach der Schule erzählte sie dann der Mutter jedesmal, was sie gehört und gelernt, und schloß oft mit der Bitte, die liebe Mutter möchte ihr doch nur auch Einmal den Gefallen thun und mit in die Sonntagschule kommen, wo man so herrliche Stunden verlese. Ueberhaupt kaufte Pasquina den Sonntag so treu als möglich zur Förderung ihres geistlichen Lebens aus. Am liebsten las sie im Worte Gottes oder in dem netten religiösen Blatte: *Giornaletto dei Bambini* d. h. kleines Journal für Kinder, das die besseren Schüler als Belohnung für gutes Betragen meistens am Samstag zu erhalten pflegten. Daraus erzählte sie

dann den Andern wieder, wenn sie am Abend beisammen saßen. Ihrem älteren Bruder, der nun die erste Reise mit dem Vater machen durfte, schickte Pasquina einen italienischen Psalter und bat ihn bringend, keinen Tag vorüberzulassen, ohne einen Psalm zu lesen. Sie selbst las jeden Morgen und Abend ihrer Mutter einen Abschnitt aus dem Worte Gottes vor und betete mit ihr, wie sie auch immer, ehe man sich zum Essen niederlegte, das Tischgebet sprach.

Obgleich nun Pasquina's exemplarischer Wandel, zusammen mit ihrer bewundernswürdigen kindlichen Verehsamkeit, das Herz der Mutter nicht bloß weich gestimmt, sondern sie auch von der seligmachenden Kraft des Evangeliums überzeugt hatte, so gieng die letztere doch noch immer in die katholische Messe. Deshalb sagte ihre Tochter eines Tags zu ihr: „Aber Mutter, warum gehst du noch immer diesen Irrthümern nach? Warum lässest du mich dir die Bibel vorlesen und mit dir beten, und thust doch das Gegentheil von dem, was das Wort Gottes sagt, indem du diesen Götzen nachläufst?“ — Auch der Vater konnte nicht ohne tiefe Bewegung zuhören, wenn sein Töchterlein mit so viel Ausdruck, Ernst und Andacht aus dem Worte Gottes vorlas. Dofters, wenn er von der Messe heimkam, konnte er äußern: „Es kann ja kein Mensch sagen, von was der Priester geredet hat, weil ihn Niemand versteht; während in der Bibel ein kleines Kind, selbst mein eigenes Kind, lesen — und auch verstehen kann, was es liest. Ja wenn Pasquina aus der Sonntagschule heimkommt, kann sie so viele herrliche Dinge erzählen, die sie ohne Schwierigkeit verstanden hat.“ — Wenn dann Pasquina ihren Vater dergleichen zur Mutter sagen hörte, konnte sie ausrufen: „O wie glücklich wäre ich, wenn ihr Beide den evangelischen Versammlungen beiwohnen würdet!“ Und siehe, der Herr gewährte ihr diesen Wunsch; denn es dauerte nicht mehr lange, so schlossen sich Beide an die evangelische Gemeinde in Rio Marina an. Das war für Pasquina der glücklichste Tag ihres Lebens.

Der wohlthätige Einfluß des lieben Kindes beschränkte sich aber nicht auf ihre eigene Familie. Viele von den Kindern, welche gegenwärtig die evangelische Schule besuchen, verdanken diesen Segen nächst Gott der kleinen Pasquina. Denn wenn diese bald in dem einen bald in dem andern Haus aus dem Neuen Testament vorlas, wurden die Mütter theils von dem Inhalt, theils von dem ausdrucksvollen Ton, mit dem Alles von Pasquina gelesen ward, so ergriffen,

daß sie sich entschlossen, ihre Kinder auch in diese treffliche Schule zu senden. Ueberhaupt, wenn man Pasquina in ein Haus treten sah, sammelte sich sogleich eine Menge Frauen und Mädchen daselbst, um sie vorlesen zu hören. Bemerkte sie dann, daß Jemand während des Vorlesens unaufmerksam oder unehrerbietig sich benahm, so konnte sie ausrufen: „Ich darf es nicht dulden, daß man das Wort Gottes mit Gleichgültigkeit oder Mangel an Ehrerbietung behandelt.“ Gesah es dann, daß gleichwohl etliche leichtsinnige Mädchen zusammen flüsterten und sicherten, so hielt Pasquina inne, schloß das Buch und sagte: „Es stehet geschrieben: du sollst das Heiligthum nicht vor die Hunde werfen.“ Damit stand sie auf und gieng von bannen.

4. Ein seliger Heimgang.

Mittlerweile war Pasquina durch Fleiß und Treue so weit in der Schule vorgeschritten, daß sie von der Lehrerin manches Mal zum Unterrichten der weniger fortgeschrittenen Schüler gebraucht wurde. Ein Brief, den sie im Jahr 1865, da sie etwas über neun Jahre alt war, an ihren Vater in Barcelona schrieb, und aus dem wir hier einige Auszüge geben, zeugt von ihrer ungewöhnlichen Reife des Geistes.

Rio Marina, den 8. April 1865.

„Mein theuerster Vater!

„Ich habe dir hiemit die erfreuliche Nachricht zu geben, daß Mama am 5. dieses Monats einen prächtigen kleinen Knaben erhalten hat, und daß Alles ganz glücklich gegangen ist.

„Als der liebe Onkel uns schrieb, was für Verluste du gemacht hast, wurde Mama recht unwohl und verlor den Appetit; auch machte es uns sehr traurig zu hören, daß du so viele Gefahren zu bestehen hattest, um uns ein Stückchen Brod zu verdienen. Ich bitte dich, lieber Vater, sei geduldig in deinen Trübsalen. Ich rufe den Herrn an, daß Er dir diese Geduld schenke. Mama bittet dich inständigst, für meinen lieben Bruder, der bei dir auf dem Schiffe ist, recht Sorge zu tragen. Mehr weiß ich dir nichts zu schreiben. Mama ist wohl und grüßt dich und den Silvio aufs herzlichste. Mama will auch noch einige Worte beifügen. Ich bin

deine dich liebende Tochter Pasquina.“

Uebrigens hatte die Mutter, von deren glücklicher Entbindung der Brief redet, bald hernach einen Rückfall und wurde gefährlich krank. In Folge davon fiel die Besorgung der häuslichen Geschäfte auf Pasquina, die, ohnehin durch den Anblick der leidenden Mutter tief erschüttert, weit über ihre Kräfte sich anstrengte. Die Nachtwachen bei der Kranken und die Anstrengungen bei Tag zehrten an dem Kapital der Kräfte des neunjährigen Kindes. Pasquina dachte nicht an sich selbst. Als jemand zu ihr sagte: „Aber warum hältst du dich immer bei deiner Mama auf, wenn sie doch das Fieber hat? Du wirst noch davon angesteckt werden!“ — erwiderte sie: „Ei das wäre ja schön, wenn der Herr den Tausch machte und mich statt Mama zu sich nähme.“

Am 1. Juni 1865 mußte Pasquina selbst sich legen. Fieber und Schmerzen im Hals plagten sie sehr. Aber sie trug Alles mit himmlischer Geduld und ihre Gedanken beschäftigten sich mehr mit der kranken Mutter, als mit sich selbst. Immer und immer wieder ließ sie sich genau sagen, wie es der geliebten Mutter gehe, und wenn man ihr, um sie nicht aufzuregen, guten Bericht gab, konnte sie sagen: „Traget mich in Mama's Zimmer, damit ich mit meinen eigenen Augen es sehe; und wenn es ihr gut geht, werde auch ich wieder wohl werden.“

Mittlerweile wurden ihre eigenen Leiden sehr heftig. Da konnte sie denn zuweilen ausrufen: „Herr, ich verdiene viel ärgere Pein; aber du weißt, wie bohrend diese meine Schmerzen sind — erquickte mich, Herr!“ Da ihre Kehle so anschwell, daß sie nichts mehr zu sich nehmen konnte ohne die heftigsten Schmerzen, und Pasquina deshalb auch alle Nahrung von sich wies, so ließ die Mutter die geliebte Lehrerin um einen Besuch bitten, damit sie die kleine Dulderin bewege, Nahrung zu sich zu nehmen. „O liebe Lehrerin,“ rief die Kranke, „habe Geduld mit mir. Ich kann nichts hinunter bringen, meine Kehle schmerzt mich so. Wenn du aber willst, daß ich etwas esse, so laß mich in die Schule gehen, und dann wird mein Appetit schon wieder kommen.“ Die Lehrerin machte ihr Hoffnung, sie werde bald wieder die Schule besuchen können. Am andern Morgen fand man sie, krank und schwach wie sie war, angekleidet auf ihrem Bett sitzend, offenbar in der süßen Erwartung, daß man sie in die Schule bringe. Da man sie aber nöthigte, im Bett zu bleiben, sah sie mit Thränen durchs Fenster nach der Straße,

wo manche ihrer Mitschülerinnen eben vorübereilten, um in die Schule sich zu begeben. Man bat Pasquina dringend, etwas zu genießen, sonst würde sie sterben. „Ach,“ rief sie, „es ist ja gut wenn ich sterbe. Jesus will mich bei sich haben.“

„Aber es wird deiner Mama den Tod bringen, wenn du nichts zu dir nimmst,“ erwiderte man ihr.

„Nun denn,“ sagte sie, „so will ich es der Mama zu lieb thun.“ Damit zwang sie sich, etliche Löffel dünner Brühe zu genießen, aber das war Alles.

Das Fieber nahm zu und die kleine Kranke machte sich auf Alles gefaßt. Auf die Kunst des Arztes setzte sie kein Vertrauen mehr. „Wenn er zu kuriren im Stande wäre,“ sagte sie, „so hätte er seinen eigenen Sohn, der kürzlich gestorben ist, kurirt. Jesus ist mein rechter Arzt.“ Uebrigens bat sie den Doktor dringend, ihrer Mutter, die ohnehin ihrethalben so bekümmert war, nichts davon zu sagen, daß ihr Leben in Gefahr sei.

Viele ihrer Gespielen kamen nun, sie zu besuchen. Unter ihnen stellte sich auch ein Mädchen ein, das früher die arme Pasquina böswillig verspottet, ja sie thätlich mißhandelt hatte. Vielleicht trieb das Gewissen, die Reue, sie an Pasquina's Krankenbett. Als die Mutter das Mädchen bemerkte, wollte sie es wieder fortschicken. „Laß sie nur da,“ rief die Kranke, „ich vergebe ihr. Schick' sie nicht wieder fort, Mama.“

So konnte sie, nachdem sie selbst Vergebung vom Herrn empfangen, auch Andern von Herzen vergeben. Ueberhaupt können alle diejenigen, die an ihrem Krankenbett erschienen, es bezeugen, wie rührend, wie erbaulich ihre Frömmigkeit war, und wie sie den Herrn mitten unter ihren Leiden verherrlichte. Nie werden die Augenzeugen vergessen, wie ergeben sie ihre Schmerzen trug, und wie sie sich an den trostreichen Verheißungen des Wortes Gottes immer wieder stärkte und aufrichtete. Obgleich ihr Halsleiden und ihre Schwäche das Reden ihr immer schwerer machten, konnte sie doch nicht schweigen von dem, was ihres Herzens Freude und Wonne war. Sie redete davon, so lange sie noch konnte, zur Erbauung Aller, die in ihrem Zimmer sich einfanden, und zum Preis ihres geliebten Heilandes.

Mitten unter ihren Schmerzen und Bangigkeiten malte sich der Friede, der in ihrer Seele wohnte, auf ihren sanften Zügen ab.

Mit einem fest zum Himmel gerichteten Blick rief sie einmal mit klarer Stimme und heiligem Entzücken: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt. Meine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat etc.“ (Ps. 121.) Und nachdem sie den ganzen Psalm vollends hergesagt, brach sie wie in eine Art Entzückung aus und rief jubilirend: „O Herrlichkeit! Herr mein Gott, welche Herrlichkeit!“ Keiner, der dabei stand, konnte sich der Thränen enthalten.

„Pasquina,“ sagte ihre Mutter eines Tags zu ihr, „ist es dir denn nicht schwer, sterben zu sollen?“

„O nein,“ erwiderte sie, „ich sterbe sehr gerne, nur schmerzt es mich, dich, meine theure Mama zu verlassen.“

Zu einer ältern Freundin, die eben von einer Reise zurückkam, sagte sie: „Ich habe mich nach dir gesehnt, daß du mir das Sterbekleid anlegen möchtest. Ich werde sterben: Jesus hat mirs gesagt.“ — „Nein, Pasquina,“ sagte die Freundin, „du mußt nicht ans Sterben denken; du solltest etwas essen, daß du wieder gesund wärdest. Sieh nur, wie nette Sachen ich dir von der Reise mitgebracht habe.“

„Ach nein,“ erwiderte die Kranke, „daran ändert sich nichts. Ich werde sterben: Jesus ruft mich zu sich.“ Dann fügte sie hinzu: „Wenn ich sterbe und begraben werde, so machet nur keine Parade mit mir. Anständig, aber ganz einfach lasset Alles zugehen.“

Als Pasquina ihre Abschiedsstunde nahe fühlte, fiel ihr der Gedanke schwer aufs Herz, wie schmerzlich, ja vielleicht wie nachtheilig es für die zarte Gesundheit ihrer Mutter sein müsse, sie sterben zu sehen, und so bat sie, man möge sie zu ihrer Tante ins anstoßende Haus tragen. Auch der Arzt rieth dazu. So nahm sie der Vater auf die Arme, trug sie aber so an dem Zimmer vorüber, wo die Mutter krank zu Bette lag, daß beide sich noch einmal sehen konnten. Da rief die Kleine der Mutter zu: „Adieu, Mama, auf Wiedersehen! Adieu für eine kleine Weile, bis wir im Paradies uns wieder treffen!“

Nachdem sie am Abend des 22. Juni 1865 bei ihrer Tante zu Bett gebracht war, sagte sie: „O ich bin so froh, daß der theuren Mama der Schmerz erspart ist, mich sterben zu sehen.“ Uebrigens wurden wegen ihres Halsleidens und der rasch zunehmenden Erschöpfung ihre Worte immer seltener; wer sie aber sah, konnte nur

mit tiefer Nührung den Frieden und die Seligkeit wahrnehmen, die sich auf ihrem bleichen Angesicht spiegelte. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang wandte sie sich lächelnd gegen ihre Umgebung, und dann — ohne die Spur eines Todeskampfes, ohne irgend einen Schmerzenszug in dem friedefollen Angesicht — hauchte das theure Kind seine Seele in die Hände ihres Gottes aus, während das bleiche Bild lächelnd wie das eines Schlafenden dalag.

So entschlief Pasquina in einem Alter von neun Jahren und drei Monaten, und während hienieden ihre ganze Familie und alle, die sie im Leben gekannt hatten, bittere Thränen vergossen, gieng sie in die obere Heimath ein, wo alle Thränen von den Augen der Kinder Gottes gewischt werden, wo weder Leid, noch Geschrei, noch Schmerz mehr sein wird, sondern ewige Freude und Wonne über ihren Häuptern waltet.

Ihr Begräbniß schildert das in Florenz erscheinende Blatt „L'Eco della Verità“ (das Echo der Wahrheit) unterm 5. Juli 1865 folgendermaßen:

„Am 22. Juni starb zu Rio Marina Pasquina Regini, ein junges Mädchen von protestantischem Glauben. Die öffentlichen Behörden alle gewährten ohne den geringsten Anstand so viel Freiheit für die Ausübung des evangelischen Kultus, als für die Beerdigung nach unsrem evangelischen Ritus nöthig war, wofür wir hier unsern Dank aussprechen. Die älteren Mädchen der evangelischen Schule, achtzehn an der Zahl, begleiteten weiß gekleidet und mit Blumenkränzen auf dem Haupt, den Sarg. Die evangelischen Brüder, je zwei und zwei, folgten in langer Linie der Leiche. Um sechs Uhr Abends verließ die Proceßion die Kirche und begab sich unter einer schweigenden Menge von Zuschauern nach dem Trauerhaus, von wo die Leiche zu Grabe getragen ward. Der Sarg wurde von vier unbezahlten Trägern getragen, von denen zwei der römisch-katholischen Kirche angehörten und selbst ihre Dienste angeboten hatten. Vier junge weißgekleidete Mädchen hielten die Zipfel des Sargtuches. Auf dem ganzen $\frac{1}{4}$ Stunde langen Weg hatte sich eine große Menschenmenge gesammelt. Alle standen ehrerbietig da. Ehre sei diesen guten Inselbewohnern, welche so die Kultusfreiheit zu respektiren wissen. Auf dem Gottesacker angekommen, las ein Bruder (da der Prediger abwesend war) das achte Kapitel des Römerbriefs und hielt eine passende Ansprache, durch welche Viele zu Thränen

gerührt wurden. Nach dem Gesang eines Liedes wurde der Sarg der Erde übergeben. Nicht weniger als 1500 Personen wohnten der Feierlichkeit bei.“ —

Pasquina wird noch lange im Gedächtniß der Einwohner von Rio Marina fortleben. Ihre Mutter hat ihre Gesundheit wieder erlangt und weint noch um die, die die Krone ihres Hauses gewesen war. Aber sie weiß, daß ihre Pasquina selig ist und ihrer vor dem Throne Gottes wartet. Das ist ihr Trost. Wenn aber die Kultusfreiheit und die Verbreitung des Wortes Gottes in Italien solche Früchte bringt, wie sollte doch ein Jedes von uns mit Gebet und Fürbitte, aber auch mit freudiger Beisteuer zu dem vorzigen Evangelisationswerke mitwirken, eingedenk des Wortes des Herrn:

„Wirket so lange es Tag ist; denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.“

Amerikanische Bibelgesellschaft.

Am 14. Mai 1868 hielt obige Gesellschaft zu Newyork ihr 52. Jahresfest. Aus dem dabei verlesenen Jahresbericht geht hervor, daß 2032 Hilfsvereine der Muttergesellschaft zur Seite stehen.

Die Einnahmen beliefen sich auf 763,106 Dollars, wovon 78,363 Dollars auf Vermächtnisse, 169,797 Dollars auf freiwillige Beiträge fallen; das Uebrige stammt von verkauften Büchern, Miethzinsen &c.

Gedruckt wurden im Bibelhaus zu Newyork	1,121,961 Bände;
auswärts:	183,386 „
Summa:	1,305,347 Bände.

Verbreitet wurden vom Bibelhaus	315,525 Bibeln,
	643,336 Neue Testamente,
	50,015 einzelne Theile der Bibel,
	573 Blindenbibeln,
Summa:	1,009,449 heilige Schriften.

„	„	auswärts:	177,733 Bände.
---	---	-----------	----------------

Total:	1,187,182 „
--------	-------------

Im Lauf der letzten 52 Jahre wurden im Ganzen von der Gesellschaft verbreitet: 23,855,120 heilige Schriften.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

Druck von C. Schulze.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Gls. oder 12 fr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

